
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00575969 1











Gustav Freytag

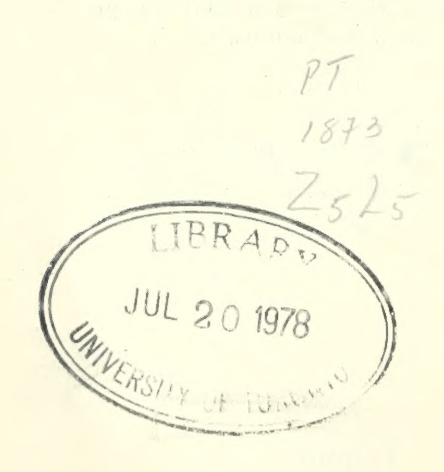
von

Hans Lindau.

Mit einem Bildnis Freytags nach Karl Stauffer
und einem Faksimiledruck.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1907.

Die Wiedergabe der K. Stauffer-Bern'schen Radierung ist mit Genehmigung des Kgl. Preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten nach dem im Verlage von Rudolf Schuster in Berlin befindlichen Originale erfolgt.



Meinem lieben Vater.



Einleitung.

Durch richtige Bewegung an den richtigen Stellen öffnet man bisweilen mit kleinen, leichten Schlüsseln große, schwere Türen und zerstört sie doch nicht. Auch wer eine ihm fremde Persönlichkeit kennen lernen will, wird nach Schlüsseln verlangen, die das Innere gelinde erschließen, und diese Schlüssel in den gesetzmäßigen Leistungen des Gedankenlebens suchen.

Die folgende Darstellung hält sich im wesentlichen an die Werke Gustav Freytags. Ich habe die Behandlung der Werke der des äußeren Erleidens, bei der Behandlung der Werke aber habe ich wieder die Beleuchtung der Anfänge der aller späteren Arbeiten vorgezogen. Der erste Schritt auf jedem Gebiete schien der bedeutsamste; was später kommt, bedarf dann oft schon deshalb nicht derselben Ausführlichkeit in der Erörterung, weil die entscheidenden Gesichtspunkte die gleichen bleiben. Außerdem ruht auf allem Frühen und Frühesten ein knospenhafter Reiz, der selbst das Ausbleiben der Vollendung gelegentlich auszugleichen vermag.

Ich hatte keineswegs vor, weil es doch vergebliche Mühe wäre den vollen Inhalt dieses Menschenlebens in eine Reihe von Einzelheiten zu zerlegen, auch nicht, ohne Not was andere gut gesagt haben, in eigener Melodie zu wiederholen, sondern soweit ich dazu imstande war, mit echter Urkunde aufzuwarten und Nachlese zu halten. Auch ohne darauf den Blick zu lenken, haben es ja wohl zu allen ihren Zeiten die Menschen wie die Handwerksburschen gemacht, deren Freytag in den „Bildern" gedenkt, und die dem Sprüchlein folgen: „Lies nicht alle Birnen auf, die herabfallen, denn es könnte nach dir ein anderer guter Geselle unter den Baum kommen, der nicht so stark wäre, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrat fände!"

Was dem Dichter von seinen Lebensumständen mitteilungslieb schien, hat er in seinen Erinnerungen so vollständig, wie wir es wünschen mögen, selber festgehalten, so daß im Leser kaum noch das Verlangen rege werden dürfte, die dort gebotenen Gaben nach einer Richtung fortgesetzt zu sehen, die vom Mittelpunkte der Persönlichkeit sich entfernt.

Bei der Wiedergabe der im Nachlasse erhaltenen Schriftstücke habe ich mich von der Vermutung leiten lassen, daß zunächst solche Urkunden Berücksichtigung verdienten, die Einblick in Freytags Gedankenwerkstatt gewähren. Die unveröffentlichten Jugendwerke habe ich durch ausführlichen Bericht und Anziehung der dem Geschmacke am meisten zusagenden Stellen der Teilnahme des Lesers näher zu bringen und damit die Gesammelten Werke zu vervollständigen gesucht. Einige Pläne und Vorlesungsskizzen des Breslauer Privatdozenten aber schienen in ihrem geringen Umfange und farbigen Ideengehalte zu einer unverkürzten Wiedergabe herauszufordern. Endlich glaubte ich, daß diejenigen persönlichen Lebenszeichen aus den Papieren Freytags, die zugleich einen kulturgeschichtlichen Sinn einschließen, die „Erinnerungen“ des Dichters stimmungsvoll ergänzen könnten. Es sind Zeugnisse auch aus der Lebenszeit seiner Vorfahren und aus der ersten Jugendbildung, — Dinge, denen heute schon Vergangenheitszauber lieblich anhaftet.

Der Herzschlag der Geschichte ist nirgends in der Welt zu erlauschen als an der Brust eines innig von seiner Zeit erfüllten Menschen. Ein solcher Mensch war Gustav Freytag, einer, der den Besten seiner Zeit genug getan hat, kein verkannter Genius, dem die Besten seiner Zeit nicht genug taten. Die Fäden der Aufwärtsentwicklung liegen freilich in der Kunst, wie auch sonst wohl, nicht ewig in den Händen der anerkannten und gekrönten Könige. In der großen Civitas Dei des Universums kommt vielleicht jedes Wesen einmal irgendwie zu Worte und behält es so lange, wie es etwas zu sagen hat. Noch spricht Gustav Freytag. Kein künstliches Mittel aber würde einem, der wirklich nicht länger dem Leben angehört, das Wort erhalten können; sind doch, zum Heile der wenig von sich und voneinander wissenden Sterblichen, die unendlichen Naturgesetze allen endlichen Willkürlichkeiten beseligend überlegen.

H. L.

Inhaltsverzeichnis.

Erstes Kapitel.

Vorfahren und Eltern. Kindheit, Schule und Universität. 1816—1838.

Am 13. Juli 1816 wurde zu Kreuzburg in Schlesien Gustav Freytag geboren.

Es ist eine seiner liebenswürdigsten Eigentümlichkeiten, daß er das Gefühl der natürlichen Zusammengehörigkeit mit dem Boden, auf dem er aufwuchs, und in den hinein die Wurzeln seines Wesens reichen, zu einer beseligten Innigkeit gesteigert hat, die an Religion erinnert. Man glaubt somit hier einmal besonders deutlich jene uralte mächtige Gemütsrichtung des Menschen wahrzunehmen, die, wie gewisse religionsgeschichtliche Forscher in allerdings einseitiger Vertiefung angenommen haben, überhaupt allen Religionen gemeinsam von der Quelle her geradezu strombestimmend innewohnen soll: die Verehrung der Vorfahren, die Ehrfurcht vor den Geisterbildern und Geistesgebilden des eigenen Stammes.

Dem Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" und der „Ahnen" war es eine liebe Beschäftigung, den Seherblick in das Dunkel der Familienvergangenheit zu versenken und, soweit es sich geschichtlich greifbar ermöglichen ließ, zurückzuverfolgen und festzustellen, aus welchen Verbindungen heimischen Volksbluts ihm das Leben hervorging. Er hat darüber in seinen Erinnerungen ausführlich berichtet. [1])

Nicht befremdlich ist diese Sorgfalt, mit der uns der Historiker den Stammbaum seiner väterlichen Namenslinie vorsetzt, während das Auge unseres größten Dichters, der zugleich mit naturwissenschaftlichem Sinne ausgerüstet war, beim Beginne seiner Lebens-

1) Erinnerungen aus meinem Leben, Leipzig 1887, S. 3 ff.; Gesammelte Werke, Bd. 1, S. 3 ff. Über seinen Stammbaum schrieb F. am 2. August 1858 an Salomon Hirzel, s. G. F. an S. Hirzel und die Seinen, Nr. 43, S. 70 f.

beschreibung über diese Erdenwelt hinweg am Himmel haftet —: wir treten in eine kleinere Welt, wenn wir die Welt Gustav Freytags betreten; zur Orientierung in dieser Welt genügt es, bis in das Jahr 1578 zurückzublicken. Das ist immerhin weit genug, wenn wir bedenken, daß Fürst Bismarck mit dem Jahre 1832 seine Gedanken und Erinnerungen anfängt. Der bedeutende Staatsmann schlägt am hellichten Tage erst die Augen auf, wenn die Sonne schon hoch am Mittag seines Lebens steht; der ihm zeitgenössische Dichter beginnt die Erzählung gleichsam lange vor dem Sonnenaufgang des eigenen Erinnerns; Goethe stellt sich wie ein Genius aus unendlichen, unberechenbaren Fernen mit astrologischer Erörterung ins liebe Irdische hinein.

Dürfen wir hier ein Horoskop zu stellen wagen, so ist gleich von vornherein festzustellen, daß verschiedene Gestirne erster Größe den neuen Ankömmling nicht mit völlig freiem Behagen beschienen. Plato, hinter Wolken verhüllt, ließ seinen Glanz nicht leuchten, doch blieb Aristoteles günstig. Goethe stand fern und kalt am hohen Himmel, Leibniz schien widerwillig, und Ranke wie Bismarck hatten lange gegen fälschenden Mondenschein anzukämpfen. Aber ruhig und gemütlich leuchtete Martin Luther über allem Sternvolk.

Mögen wir uns so als von außen strahlend immerhin versinnlichen, was in Wahrheit einer geheimnisvollen Organisation des Innern, einer nicht weiter zu erforschenden Bedingtheit dieses Geistes entstammte.

Was Freytag in der eigenen Lebensbeschreibung über seine Ahnen berichtet, wollen wir nun durch kleine Nachträge aus derselben von ihm vorbereiteten Stoffsammlung, aus der er schöpfte, noch ergänzen.

Simon Freytag (1578—1641), vermählt mit Anna Trübin, wird als der älteste Freytag genannt. Er war Freibauer zu Schönwald im Herzogtum Brieg.

Freibauer! Also franke und freie Siedler waren Gustavs Vorfahren wie die Ahnen des ihm nicht ganz unähnlichen Benjamin Franklin: es ist bei unserm Deutschen gleichfalls ein frischer Luftzug jener Gesinnung zu spüren, die ein Goethevers schildert:

„Über meiner Mütze nur die Sterne! . . .“

Und für die ein Sänger der Gegenwart (Martin Buber) die Losung gibt, wie sie ähnlich sich auch in einer Ahnenerzählung Freytags bedeutsam spiegelt:

„Kannst du dein eigen sein, sei nie des andern!“

Zum ewigen Aufwärts sich allein zu verpflichten, lehren Lessing, Schiller, Goethe, Spinoza, Leibniz, Kant. Ein Freund der Freiheit, die durch besonnene Selbstzucht allein zu erringen möglich ist, jener Freiheit, die allen äußeren Zwang im Dienste der Pflichten durch Verinnerlichung in Freiwilligkeit verwandelt, ein solcher Freiheitsfreund war zeitlebens auch Gustav Freytag.

Der Sohn Simon Freytags: Johann (1622—1700) nahm Anna Wüterich zum Weibe. Daß die alten Götternamen, Wotan (Wuotanerich) und Freya, hier in christlichem Ehebunde zusammenklangen, ließ den über seine Ahnentafel gebeugten Germanisten vergnüglich schmunzeln. Und den Psychologen dazu, denn er mochte sich sein Teil dabei denken und zufrieden sein mit dem reichlichen Anteil, das die Götter ihm vom wotanischen Wesen des Stark-Männlichen neben dem Mild-Weiblichen der Freya beschieden hatten.

Johanns Sohn Adam (1679—1723) stieg vom Freibauern zum Freischolzen empor durch seine Vermählung mit Marie Victor (1676—1748), der Tochter des Erb- und Freischolzen Michael Victor. Sein Sohn Johann Simon (18. Januar 1706 bis 12. April 1776) heiratete eine Bauerntochter, Helene Sabarth geheißen (1717—1758). Beider Sohn ist George Freytag, Pastor und Kreissenior in Konstadt, der Großvater Gustavs.

Dieser Großvater hat in seiner säuberlichen Handschrift einen gemütvollen Lebensbericht hinterlassen.[1]) Die Aufzeichnungen schließen mit der Vermählungsanzeige — als der Großvater die Großmutter nahm. Nur kann man hier das Lied allerdings nicht fortsetzen: „Da wußte man nichts von Mamsell und Madam“ — denn als „Demoiselle Anna Elisabeth Döring“ wird des Notarii und Cantoris zu Konstadt, Johann Gottlieb, Töchterlein im damaligen Zeitgeschmack zierlich bezeichnet. Sie wurde am 23. April 1766 des wackern Pastors züchtige Hausfrau.

Anna Elisabeth nun (geboren am 2. September 1742, gestorben am 12. Juli 1782) gebar ihrem Manne am 14. September 1774 einen Sohn, der die Namen Gottlob Ferdinand erhielt, und damit sind wir denn nun, Gottlob, bei Gustavs Vater angelangt. Der hatte übrigens noch einen jüngeren Bruder und fünf Schwestern, die den Freytagnamen nach Frauenart durch Heiraten haben verschwinden lassen.

1) Siehe Beilagen I.

Gottlob Ferdinands Mutter hat in ihrem Stammbaume nicht sowohl Landbebauer als Stadtbürger aufzuweisen.[1])

Vom 20. Juni 1815 enthält das Trauungsbuch zu Wüstebriese diese Eintragung (S. 269):

„an hiesiger Kirche getraut nachstehendes verlobtes christliches Brautpar: Herr Gottlob Ferdinand Freitag[2]), Doctor Medicinae und Bürgermeister zu Kreutzburg, Sohn des weil. Herrn Georg Freitag, gewesenen Kreisssenioris und Pastor zu Konstadt mit Jungfrau Henriette Albertine Zebe, zweiten Tochter des weil. Herrn Ernst Christoph Zebe treu verdienten Pfarrers und Seelsorgers hiesiger Gemeinde zu Wüstebriese, aus erster Ehe mit weil. Frau Christiane Gottliebe geb. Raschke.“[3])

Auch Ernst Christoph Zebe, Gustavs Großvater mütterlicherseits, hat, wie der andere Großvater, Aufzeichnungen über sein Leben hinterlassen. Wir sehen aus ihnen, daß der Verfasser sich reichen Kindersegens erfreut und ein hohes Alter bei ungewöhnlicher körperlicher Rüstigkeit erreicht hat.[4])

Gottlob Ferdinand Freytag wird uns in einer unveröffentlichten Dichtung des Sohnes Gustav (zur Silberhochzeit der Eltern am 20. Juni 1840) als neunzehnjähriger Student der Medizin in Halle, vor Augen geführt. Die kleine Festaufführung sollte dem Vater ein heiteres Lebensbild ins Gedächtnis zurückrufen, das sich Gustav aus Erzählungen zurechtgemacht hatte; sie zeigt den Jüngling, wie er als fleißiger und ordentlicher Schüler von der „Anatomie“ in seine Wohnung zu Frau Reinspieß heimgekehrt, den lieben Freunden und Studiengenossen sich in wirtschaftlichen Talenten als überlegen offenbart. Die anderen haben kein Geld. Er verfügt noch über acht Groschen. Er macht den Vorschlag, gemeinsam mit den Freunden ein Buch herauszugeben. Freund Fischer schlägt einen abscheulichen Titel vor: „Der goldene Löwe oder der Nachtstuhl im Walde.“

---

1) „Bürger und Bäcker“ heißt es zweimal; es waren Handwerker in Konstadt und Medzibor

2) Die Schreibweise schwankt.

3) Den Namen jener rührenden Gestalt des hilflosen Gelehrten in der ‚Verlorenen Handschrift‘ hat also Freytag der eigenen Familienchronik entnommen.

4) Siehe Beilage II.

Ein Freund, Namens Kloß, hält eine Bierrede über die Karre. Die Predigt zerfällt in drei Teile. Der erste handelt von der Schmarre, der zweite von der Knarre, der dritte von der Pfarre. Der Haupttext dieser Predigt, die Karre, bedeutet den Karren des menschlichen Lebens, das kleine zerbrechliche Fuhrwerk, auf dem wir ein Stück der Ewigkeit durchfahren, ohne zu wissen woher und wohin. Der erste Teil, die Schmarre, handelt vom Studentenleben, seinen Degen und Schlägen; der zweite Teil, die Knarre, von dem Werben und Verderben um Brot und Einkommen, denn Auskommen erlange man nur selten; der dritte Teil endlich, die Pfarre, handelt von ehelicher Seßhaftigkeit, vom Hausstande, von Weib und Kindern. „Prost, Bruder Freytag, die Knarre soll leben!"

Soweit die Stimmungspoesie der Hallenser Studentenzeit von 1793, erblickt im Wiederscheine der 1840er Festdichtung des Sohnes.

Mit Trauerrand begegnen uns dann zwei ernstere Urkunden vom 15. Januar 1797. Daß der Trauerrand am Platze ist, darf hoffentlich bezweifelt werden, es handelt sich um die Erteilung der Vollmacht, von der Molière sagt:

„Du darfst nun aus wissenschaftlichen Gründen
„Den lieben Nächsten placken und schinden!"

Gottlob Ferdinand wird „mit dem Hute bedeckt, in dem alle ärztliche Weisheit steckt." Er schwört in Breslau, dem Landesfürsten und dem Königlichen Hause, treu, hold und gewärtig zu sein, Allerhöchst-Deroselben wie auch der Königlichen Untertanen Nutzen soviel wie möglich zu suchen und zu befördern, Schaden und Nachteil zu behüten und abzuwenden, der General-Medizinal-Ordnung überhaupt, besonders aber demjenigen, was der Medicorum und ihres Nachverhaltens wegen darinnen vorgeschrieben ist, wie auch allen übrigen Deklarationen auf das genaueste nachzukommen und nicht im mindesten davon abzuweichen. Darauf folgt die feierliche Approbation, daß der Doktor der Medizin Gottlob Ferdinand Freytag fortan im Herzogtum Schlesien und in der Grafschaft Glaz, „exclusive Breslau," medizinische Praxin ausüben könne und möge, dabei aber gehalten sein soll, sich überall nach der Vorschrift der Königlichen Medizinalordnung zu richten. —

Erfreulich wirkt sodann der Brief der Stadtverordneten von Kreuzburg, durch den dem beliebten Manne am 8. Oktober 1809 die Bürgermeisterwürde angetragen wird. Als Herr Düring seinen Posten nieder-

zulegen erklärte, hat man den Arzt Freytag einstimmig gewählt. Sein Jahresgehalt soll 350 Reichstaler betragen. Das Schreiben schließt mit den Worten: „Wir sind überzeugt, daß Wir an Ew. Wohlgeboren ganz den Mann gefunden haben, der für unsere Stadt paßt, der, mit Uns gemeinschaftlich, eingeschlichene Mängel und Übel ausrotten und dagegen tätige Verbesserungen anordnen wird."

Die 32 Paragraphen der „Instruktion für die Bezirksvorsteher" vom 6. September 1816 (Königl. Preuß. Regierung zu Oppeln) liefern einen Anhalt, um uns ein Bild von den beruflichen Pflichten eines kleinen Stadtvaters in der damaligen Zeit zu entwerfen.[1])

Über die Amtstätigkeit von Gustavs Vater in Kreuzburg geben noch besonders zwei Urkunden Auskunft, die wie die übrigen zugleich für des Sohnes sorgliche Anhänglichkeit an die alten Erinnerungen ein beredtes Zeugnis ablegen: eine „Straßenordnung für die Stadt Creutzburg" vom 21. November 1842 und ein „Reglement über die Einführung einer Hundesteuer" vom 2. Mai 1846; sie tragen beide die Notiz, die ihre Aufbewahrung dem ordnungsliebenden Manne gemütvoll für ihn selber rechtfertigen mußte: „Entworfen von meinem Vater."[2])

Rührend muten die uns erhaltenen Abschiedsgesuche (oder Entwürfe dazu) des dreiundsiebzigjährigen Beamten an (vom 6., 8. und 29. Januar und vom 23. Juli 1847). In etwas zitteriger Handschrift sind die wenigen Zeilen auf großem amtlichem Briefpapier aufgesetzt.

Am 6. Januar 1847 bittet der alte Mann Eine Königliche Hochlöbliche Regierung ehrerbietigst seinen Abgang Hochgeneigtest genehmigen zu wollen. Da er seinen Posten nach der ersten Wahl bis zum 16. März 1816 „und selbst in den Kriegsjahren" mit einem Gehalt von 350 Reichstalern und 12 Klaftern Holz, nach seiner zweiten Wahl auf Lebenszeit im Jahre 1818 mit einem Gehalt von 500 Reichstalern und 12 Klaftern Holz ohne allen Eigennutz verwaltet und sein kleines ererbtes Vermögen bei seiner höchst sparsamen Lebensweise gänzlich zugesetzt habe, so daß er im Greisenalter ganz mittellos dastehe, sehe er sich genötigt, auf Pension anzutragen und bitte Eine Hochlöbliche Regierung ehrerbietigst, auch in diesem Bezuge huldvoll sich seiner höchst bedrängten Lage annehmen zu wollen.

1) Siehe Beilagen III.

2) Siehe Beilagen IV.

Am 23. Juli schreibt er der Wohllöblichen Stadtverordneten-versammlung, daß ein gänzliches Unwohlsein, verbunden mit großer Schwäche ihn zum Rücktritt veranlaßt hat. „Mit dem Wunsche, der stets mich beseelte, scheide ich aus meinen Verhältnissen: Gott segne die Stadt und ihre Bewohner!“

Spärlicher als über Gustavs Vater fließen die Nachrichten über die Mutter Henriette Albertine Zebe, die Pastorstochter von Wüstebriese. Der Sohn schildert ihren weiblichen Wert in zarter Liebe und mit einem Anflug der ihm eigentümlichen freundlich spottlustigen Laune: die verschiedensten Künste, wie „Kreuzstich, Plattstich, Filet, Häkeln, alles, was man nur stricken, nähen und sticken kann“ rühmt er ihr nach. „Und was Bäckerei betrifft, Einsieden von Früchten und dergleichen, so war ihr niemand überlegen!“ [1]) — Den winzigen Hofraum wandelte sie allmählich in einen Hortensiengarten. Eine Bank wurde auf ihr Betreiben hineingestellt; und da saß nun der Herr Bürgermeister und rauchte sein Pfeifchen.

Von diesen Eltern auferzogen wuchs Gustav heran. Das Lebenstor ward ihm von gütigen Händen entriegelt und das Vermächtnis altpersischen Glaubens, wie es uns Goethe überliefert, beherzigt:

„Regt ein Neugebor'ner fromme Hände,
„Daß man ihn sogleich zur Sonne wende . . .“

Zur Sonne, zu den Lichtseiten des Daseins hingewendet erscheint uns das junge Leben. Heliotropisch war diese Kindheit; sie schuf dem Manne einen Vorrat von Strahlenwärme in seinem Innern, der niemals völlig auf die Neige gehen konnte. Wir sehen einen holden Glanz über den idyllischen Teilen in allen Freytagschen Dichtungen, über dem Kindheitskapitel von „Soll und Haben,“ über der letzten Ahnenerzählung und ganz besonders auch über den Lebenserinnerungen ausgebreitet. Nicht ohne eigen davon ergriffen zu werden, kann wohl der Leser aus diesem Buche die alte schlesische Stadt vor sich auftauchen lassen; es ist ein anheimelndes Bild, das uns da geboten wird, und über das auch Freytag hätte schreiben können, was der Verfasser der Waverley-Geschichten, der geistesverwandte Walter Scott,

---

1) Erinnerungen, S. 45; Ges. W. Bd. 1, S. 32. Das Dorf Wüstebriese hat den lieblichen Schilderungen im letzten Romane der „Ahnen“ als Stimmungsuntergrund gedient. Vgl. Erinnerungen S. 367; Ges. W. Bd. 1, S. 250.

über sein Buch geschrieben hat: ‚'t is sixty years since . . .' — für uns Erdenpilger eine lange Zeit. Wie auf den Gemälden seliger Mönche erhalten alle Kleinigkeiten ihren Heiligenschein durch die fromme Wertschätzung in der Wiedergabe.

Die herzliche Wärme im Elternhause ließ auch die weite Welt ringsum vertraulich dem Gemüte sich nähern. Gustavs poetische Ader, die Lust des Fabulierens, scheint auch hier insbesondere vom „Mütterchen" zu stammen[1]) und sicherlich vom Vater des Lebens ernstes Führen, die Würde und Gediegenheit des Wesens.

Man möchte meinen, — wenn es gestattet ist, das Geistige sich stofflich zu veranschaulichen, — der jugendliche Seelenkörper bestehe aus einer weichen, sich allmählich verhärtenden Masse und werde mit den Jahren spröde und unbildsam gegenüber dem Wellenschlage der Ereignisse, wogegen die ersten bedeutenden Kindheitseindrücke eine so bleibende Furchung hinterlassen, daß sie hinterdrein nicht wieder fortgespült werden können. „Was mein Gedächtnis bewahrt hat," erzählt der Dichter, „sind zuerst einzelne Augenblicke, die gleich Nebelbildern aus dem Dunkel aufleuchten". Zu diesen Nebelbildern gehört der Brand des Kreuzburger Armenhauses im Jahre 1819, bei dem der Vater mit Spritzen Rettungspflichten zu erfüllen trachtet, während sein Weib im Hause geschäftig herumeilt und das Kostbarste der bescheidenen Familienhabe in Sicherheit zu bringen sucht. Der kleine Gustav ist ins Freie getragen worden. Der ungewohnte Ruck aus dem warmen Bettchen hinaus vor das unerwartet herrliche Bild eines flammenden Gebäudes ist der jungen Seele unvergeßlich eingeprägt.[2])

Ist es ein Zufall, daß der große Romanzyklus, mit dem Freytag sein dichterisches Lebenswerk abschließt, dem Feuer eine so nachhaltige scheue Teilnahme widmet?[3])

1) S. Nord und Süd, Bd. 10 (1879) S. 262. Alfred Doves Arbeit über G. F. (S. 260—78) gehört zum Besten, was über den Dichter veröffentlicht worden ist; ebenso die Abhandlung desselben Verfassers in der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 48 (1904) S. 749—67, in Form und Inhalt eine vollendete Leistung. Neben Dove ist als einer der warmherzigsten Freytagfreunde Ernst Elster zu nennen. Vgl die schöne Charakteristik in Bettelheims Biographischen Blättern Bd. 2 (1896) S. 228.

2) Vgl. dazu die ähnliche Schilderung bei Georg Brandes, Levned S. 5 (Erinnerungen S. 1 f.)

3 Der Schicksalsspruch der Familie Ingos liegt in den geheimnisvollen

Im Januar 1820, ein halbes Jahr nach diesem schreckhaften Erlebnis, werden dem Kleinen abermals durch einen erhellenden Blitz die Nebel, die die Welt verhüllen, zerrissen, so daß der Lichtblick eine Art Momentaufnahme im Gedächtnis stehen bleiben läßt. Wieder findet sich das Kind plötzlich in ungewohnter Umgebung. Es liegt statt in dem wohlvertrauten Bette daheim, in einer fremden Wohnung. Es reibt sich ungläubig die Augen; vor ihm stehen die älteren Cousinen und erzählen, daß Gustav ein Brüderchen bekommen habe.

Bei Reinholds Taufe sieht er viele Gäste im Elternhause; er selbst aber hält eine ungeheuer große Tüte mit Zuckerbeeren in den Händen. Das gefällt ihm, und er empfindet das Bedürfnis, seiner Begeisterung irgendwie zum Ausdruck zu verhelfen. Er trägt die Tüte in das leere Nebengemach und will da, wie er wohl gehört hat, im Kämmerlein sein Gebet verrichten. Er kniet nieder und schickt sich an, mit dem lieben Gott in ein näheres persönliches Verhältnis zu treten.

„Aber wunderlich! während er kniet, kommt ihm vor, als ob das nur Ziererei wäre, er hat ein Gefühl von Leere und von Unehrlichkeit, nimmt seine Tüte und steht wieder auf."

Auch dies wohl nicht ganz zufällig geschilderte Kindheitserlebnis wirft aufklärende Strahlen in Freytags Werke. Sein derber, klarer Sinn hat geringes Verlangen nach erbaulichen Betrachtungen über das Unergründliche, ja er widerstrebt dem platonischen Gedankenfluge in vermeintlich höhere Gefilde und verrät gegenüber dem, wie er es einmal nennt, „weichlichen Spielen mit dem Bildervorrate des christlichen Glaubens"[1]) eine entschiedene Abneigung. Dennoch ist die Darstellung

Zauberworten, die die Vertraute der Götter dem geretteten Alemannenhelden zuraunt: „Der Drache verbrennt dir dein Glück und den Leib! . . . Es schützt vor dem Wasser, nicht wahrts vor dem Feuer, dein Leben befehle ich in der Götter Hut." Irmgard bewahrt das Amulett des Drachenzaubers. Mit dem Geliebten geht sie in der brennenden Idisburg dem Feuertode entgegen. So stirbt Held Ingo, der als Knabe aus seinem letzten Zufluchtsorte an der Landesmark, dem von den Burgunden angesteckten, brennenden Hofe, fliehen mußte. — Der tapfere Ingraban fühlt beim Brande des Sorbendorfes ein innerstes Erbeben. Auch der Hof seiner Väter brennt nieder. — Und so geht es, die Ahnenromane hindurch, weiter. Vgl. Paul Lindau, Nord und Süd, Bd. 15 (1881) S. 218–284; über das Feuer besonders S. 264 ff. und 277.

1) Grenzboten 1864, 10; Bd. 1, S 400.

des religiösen Fühlens in einigen Ahnenerzählungen zart und herzlich, bisweilen auch anmutig heiter.[1])

Der glückliche Besitz einer roten gestrickten Mütze hat in der Aufzählung all der Herrlichkeiten, die sich im untersten Fache des Erinnerungsschreines befinden, nun jedenfalls auch bescheiden mitzuleuchten, fragt doch das Gedächtnis nicht sonderlich nach Hoch oder Niedrig in seinem eigenwilligen Schalten. Das Unbedeutende und Kleine verdrängt gelegentlich Großes und Folgenschweres, wenn nämlich diesem Großen der Gefühlsprunk fehlte, wenn es ohne Gefolge als ein einfaches graues Gedankenmännlein zunächst ins Gehirn spazierte.

So unbeobachtet und im stillen schlüpfte das Mützenwesen nicht in des Knaben Gemüt. Es ward vielmehr Fanfare geblasen. Eine rote Mütze mit einem großen Sterne auf dem Deckel! — Nach beinahe sieben Jahrzehnten schreibt der Verfasser, der inzwischen doch viele Mützen gesehen hatte, daß er von dieser gestrickten Mütze seiner Kindheit noch jede Masche erblicke. Die Ordensauszeichnungen späterer Tage haben gewiß nicht soviel Freude bereitet wie dieser genußvolle Prunkbesitz des Kindes, bei dem alle unerfreulichen Nebengedanken einer unzulänglichen, ja verletzenden Gradabstufung ausbleiben konnten.

„Dann hält der Kleine in seinen Händen eine hölzerne Puppe, die Lore". Lore und die Mütze führen ein schier unvergängliches Leben. Die Mütze trägt noch der mit dem Göckelhahnbüchlein zur Schule gehende Knabe, die Lore wird von Zeit zu Zeit durch Ölfarbe aufgefrischt, so daß ihr harter schwerer Kopf durch die helfenden mütterlichen Künste alsbald wieder ein freundlich menschlich Antlitz gewinnt.

Es ist nun aber auch noch jemand da, der sich vor der Lore nicht nur durch größere Beweglichkeit, sondern auch durch seelenvolleres Verhalten auszeichnet. Seine Hände sind klein, aber er greift mit ihnen. Er kann auch nicht verständig, wie Gustav, sprechen, aber es läßt sich doch mit ihm reden. Er führt Taten aus, freilich von Gustavs überlegenem Standpunkte aus betrachtet: nichtige und der Folgerichtigkeit entbehrende Bemühungen, — vorläufig wenigstens. Doch allmählich kommt auch Sinn und Verstand in sein Treiben. Er reitet auf einem Steckenpferde herum, was sich nicht tadeln läßt,

1) S. Ahnen, Bd. 5, S. 254.

und hilft beim Kochen, das darin besteht, aus zerriebenen Äpfeln und Nüssen kleine Gerichte herzustellen. — Das ist der Bruder Reinhold, drei und ein halb Jahr jünger als Gustav, und seine großen Augen blicken schon so warm, herzlich und treu nach ihm, wie sie es ein ganzes Menschenleben hindurch taten.[1])

Beide Kinder schreiten Hand in Hand durch die Haustür in die weite Welt hinaus, eine Welt voll Fährlichkeiten, „wo große Hunde laufen und Pferde mit sehr großen Wagen über das Pflaster fahren."

Wenn Bekannte auf der Straße Gustav und Reinhold begegnen und sie freundlich anreden, versuchen beide ihre Mütze zu lüften, was bei der Natur dieser Mützen nicht ganz leicht ist. Auch Reinhold trägt nämlich so eine gestirnte Deckelmütze, „aber seine ist kornblumenblau, damit eine Verwechslung unmöglich werde." Sieht die Mutter die beiden dahintrollen und hört Freundliches über ihre Kinder von den Leuten, so schlägt ihr Herz in stiller Freude. — Der Vater aber, als ein vorsorglicher Geist, unterrichtete die Knaben früh mit Stahl, Stein und Schwamm, zum Nutzen für später, in der damaligen Kunst der Feuerentzündung.

Bedeutsam ist das kleine Erlebnis mit dem halbtoten Sperlingskinde, das Gustav findet und der Mutter bringt. Diese „behandelte den Zufall mit sicherer Überlegenheit." Der Sohn hatte, als er das Vogelherzchen zucken fühlte, Tränen vergossen und das arme Geschöpf zitternd mit wehem Herzen heimgetragen.

Matz wurde dem Leben erhalten, da ihm fortgesetzt die richtige Behandlung zuteil ward. Er wuchs und wurde täglich schöner, bekam sein Federkleid, flatterte auf Gustavs Kopf und piepte. Auch von diesem Lebensgefährten ist Liebe und Wärme reichlich in die Freytagsche Dichtung gedrungen.[2])

---

1) Außer der Schilderung in den Erinnerungen S. 42 f., 180 f., 285 f. kann man wohl die Einleitung zum „Freikorporal bei Markgraf Albrecht" für das Verhältnis der Brüder Gustav und Reinhold zueinander herbeiziehen. (Ahnen, Bd. 5. Die Geschwister S. 241 ff.) Besonders die auf S. 255 erteilten rührenden Mahnungen des älteren Bruders, der sich für den jüngeren mitverantwortlich fühlt, scheinen eine unmittelbare Eingebung aus den eigenen Gemütserlebnissen Gustav Freytags.

2) Es sei nur an die Szene des wackeren Memmo und des ihn tröstenden Vögleins in Ingraban erinnert. Ahnen Bd. 1, S. 321.

Mätzchens Tod war der erste große Schmerz in Gustavs Leben, — „so herzzerreißend, daß auch die Mutter, die mich fest in den Armen hielt, nichts dagegen vermochte. Ich habe seit der Zeit nie wieder ein Tier zu meinem Hausgenossen gemacht . . .“

Von einem gewissen, allerdings einseitigen Standpunkte aus betrachtet, sind die Freuden des Lebens für einen sechsjährigen Menschen, beim Eintritt in die Zwangsgenossenschaft der Schule, für ewig dahin. Nicht jedesmal indessen findet die Übertragung einer solchen Rousseauschen Gefühlsbehauptung vom Menschheitsleben im allgemeinen auf das einzelne Leben eines Sterblichen die Bestätigung. Einen so leidvollen Übergang aus der goldenen Freiheit und Kindheitsseligkeit in den Dienst der „vernünftigen Sachen, die dem Menschen Mühe machen, wie z. B. rechnen, schreiben,“ wozu der Erdensohn, nach der gewiß stichhaltigen Meinung eines Kenners wie Wilhelm Busch, doch nur schwer zu treiben ist, — einen solchen schlimmen, erkältenden Übergang scheint es für den glücklichen Gustav Freytag nicht gegeben zu haben. Ihm wurde die Brücke ins Land der Wissenschaft von einem gütigen, kleinen Herrn geschlagen; dessen mächtiges Haupt krönte ein schwarzes Sammetkäppchen; er geriet leicht in Eifer, aber für seine Zöglinge war er der sorgfältigste, beste Lehrer.

Dabei vernahmen die Kinder auch allerhand sonst Lehrreiches und Ergötzliches. Sie durften die Pfennige des Klingelbeutels zählen und in alten Kirchenbüchern wälzen, denn ihr Herr und Leiter war der Pastor Neugebaur, ihr Oheim. Dadurch wurden die alltäglichen Verrichtungen und Obliegenheiten eines Geistlichen der Gemeinde ihnen nebenher auch geläufig, als da sind „Verhandlungen mit dem Glöckner, den Lehrern und den Sündern,“ — Kenntnisse, die man im Leben gewiß stets gebrauchen kann; denn ein wenig Glöckner, Lehrer und Sünder sind wohl alle.

Lesen lernte Gustav schon früh, wozu, wie er bekennt, namentlich auch der Umstand beitrug, daß er ein wunderbares Buch besaß, mit der Eigenschaft, fleißige Leser und Lerner durch Überraschungen zu belohnen. Es klingt nahezu unwahrscheinlich, aber wir müssen der Überlieferung glauben: dies Buch wurde abends ins Bett genommen, und am nächsten Tage, beim Erwachen des Besitzers, enthielt es das

Gröschel,[1]) das der auf der letzten Seite abgebildete Göckelhahn ausgekräht hatte.

Wie es sich nun auch mit diesem erstaunlichen Hahne verhalten haben mag, jedenfalls gab es auf solchem wundervollen Wege der Bildung einen Augenblick freudigst gehobener Stimmung, und zwar nicht wegen des Gröschelwunders, sondern aus einem edleren, weil tiefer mit der Erziehung zur Selbständigkeit verknüpften Grunde.

Kurd Laßwitz erzählt in seinen „Wirklichkeiten" sehr anziehend von dem Augenblicke, da er als Kind zum ersten Male die Geheimnisse der gesetzmäßigen Zahlenermittelung, durch Rechenkünste, entzückt erkannte. Das ist das Aufblitzen der Mathematik, die Geburtsstunde der reinen Vernunft im Menschenleben.

Bei Freytag, der in den Gefilden der Philologie heimisch werden sollte, scheint ein anderer Augenblick in der Seelengeschichte seine Spur fester eingedrückt zu haben, eine Offenbarung, wie sie dem künftigen Historiker und Schriftsteller, einem Geiste, der den Aristoteles über Platon stellte, als eine der folgenreichsten Angelegenheiten erscheinen mochte: „Wieder ist mir aus der Dämmerzeit meiner frühen Kinderjahre ein Augenblick deutlich geblieben, ich fühle noch die schöne gehobene Freude, die ich hatte, als ich für mich allein die erste kleine Geschichte las und den Sinn verstand."

Gewiß ein Vorgang, der sich millionen- und abermillionenmal im Leben der Menschheit wiederholt, und über den zu staunen wir verlernt haben, obwohl er eine stille Festfeier verdiente; denn er bezeichnet für einen jeden Kulturmenschen den Eintritt in die Genossenschaft jener Schwarzkünstler, die mit Lettern und gedruckter Gedankenware zu hantieren vermögen, „sorglos über die Fläche weg, wo vom kühnsten Wager die Bahn dir nicht vorgegraben du siehst." — Freytag hat in der Ahnenerzählung ‚Ingraban' die wohlberechtigten Gefühle des Erstaunens über Schrift und Lesen darzustellen verstanden. Was die alten Germanen damals als Volk erlebten, das machte er in früher Jugend für seine kleine Person durch: — ein Kapitel Stammesgeschichte im Einzelleben.

Und auch hierin ähnelte der Sohn seines Volkes jenen alten Deutschen, daß er fast zugleich mit deutschem Lesen und Schreiben die

[1]) Schlesisches Diminutiv von Groschen.

Sprache nach dem guten Bröder erlernte, die in der Zeit des heiligen Bonifazius die einzige gelehrte Sprache im Vaterlande war.[1]) Lateinische Vokabeln schaukeln bereits dem noch nicht siebenjährigen Knaben durch die bewegte Weltanschauung, und auf diesen zudringlichen Fahrzeugen kommen alsbald römische Persönlichkeiten dahergefahren, die etwas Lesenswertes hinterlassen haben.

Es kam eine Zeit, in der Campes Robinson in einer behaglichen lateinischen Übersetzung gelesen wurde. Cornelius Nepos durfte durch seine Kunde von großen Helden, Vergil durch seine Gesänge und Cicero durch die hohe Vollendung seiner wohlgepflegten Redekünste fesseln. Der Verfasser der „Erinnerungen", der ein naher Freund Theodor Mommsens geworden war, erlaubt sich jedoch auch einen kleinen Seufzer bei der Erwähnung von ‚de officiis', einer unbarmherzig durchgelesenen klassischen Abhandlung.

Auch das Griechische, wiewohl vielgestaltig und tückisch in seinen Verbalformen, wurde mit der Tapferkeit des Gelehrten in Angriff genommen.

So stürmte der Oheim mit dem Käppchen, gefolgt erst von Gustav, dann auch von dessen Brüderlein Reinhold, einige hochaufragende Burgen der menschlichen Wissenschaft.

Neben der Wissenschaft begann indessen auch bereits die Kunst um Gustavs Zuneigung zu werben.

Die Eltern mußten auf Verlangen Geschichten erzählen. Ein Farbekasten mit Muscheln und sonstige Handwerkszeuge des Musendienstes gaben Gelegenheit zur Ausmalung von Bilderbogen sowie zur Anfertigung kleiner plastischer und architektonischer Leistungen. Auch Anregung durch aufstachelnde Vorbilder blieb nicht aus. Der eine oder andere Mann des Pinsels zeigte sich zuweilen in der Stadt, malte lebende Menschen in Öl und erregte Freude und Genugtuung, wenn man die Gemalten zu erkennen vermochte.[2]) Es mag indessen

---

1) Bröders Grundsatz, den er in der Vorrede (S. IX) seiner 1787 erschienenen „Praktischen Grammatik der lateinischen Sprache" gewichtig äußert, lautet in leider uns heute nicht einwandfrei dünkendem Deutsch: „In einer Grammatik muß kein fehlerhaftes Latein vorkommen".

2) Die Schilderung eines Nachtwandlers, der endlich in Kreuzburg eine Frau und die wünschenswerte Nachtruhe fand, erinnert bei dieser Gelegenheit an die Darstellungsweise des großen Meisters der ‚Leute von Seldwyla'.

der Feststellung wert erscheinen, daß im allgemeinen die bildenden Künste durchaus keine bleibend fruchtbaren Keime in des Knaben Gemüt senkten. Auch die Musik nicht: wohl stellten sich Künstler ein, die „vom Brummeisen bis zur Trompete" sich vernehmen ließen, und „die Gitarre und Flöte waren noch besonders geachtet", aber Gustavs Bemühungen gelang es nicht, die Geige allgemein erfreulich zu streichen. So unterließ er es denn und tat Besseres.

Die größte Freude erregten denn doch die wandernden Kunstreiter, Seiltänzer und namentlich der Bajazzo. „Dann die klugen kleinen Pferde! Wenn ihr Herr ihnen ein Kartenblatt auf den Boden legte, so gaben sie durch Scharren mit dem Fuße genau die Zahl der Kartenzeichen an", und das war noch nicht einmal das Erstaunlichste. Wenn nämlich der Herr fragte: Wer ist das artigste Kind in dieser Gesellschaft? — eine Frage, die etwas aufregend wirkte —, so ging das Pferd herum und blieb vor dem Knaben des Bürgermeisters stehen, begrüßte ihn auch durch ein Kopfnicken.

Auch der bekannte Seiltänzer Kolter ließ seine Kunst in Kreuzburg bewundern; er durfte das Seil aus dem obersten Turmloche bis auf den Markt spannen. So fehlte es denn nicht an Aufregung und Ergötzlichkeiten.

Alljährlich wurde ferner ein Vergnügungsausflug nach Pitschen unternommen. Von dort konnte man nach Polen hinüberblicken, „das unheimliche Land, von dem daheim oft die Rede war". Freytag schreibt[1]: „Oft, wenn ich als Knabe dem Männergespräch zuhörte, wehte etwas von dem Wiesengras der Prosna, von dem Ärger über den Hohn der Woicziner, von Trauer über die preußische Lammesgeduld und die endlose Schreiberei der Beamten in meine Seele . ."

Im Jahre 1826 erschien in Kreuzburg die Gesellschaft eines Herrn Bonnot, der eine unregelmäßige Nase hatte und ausgezeichnet Bösewichter spielte. In seiner Truppe befanden sich auch ein unwiderstehlicher Komiker und für das Heldenfach: Herr und Frau Spahn. Die Vorstellungen wurden fleißig besucht, auch Gustav durfte die Eltern bisweilen begleiten. Am tiefsten wirkten auf das Kindergemüt Stücke wie „Abällino", der Klingemannsche „Faust", „die Waise von Genf." Besonders das letztgenannte Stück erfüllte die Seele mit

1) Erinnerungen S. 72; Ges. W. Bd. 1, S. 50.

nachhaltigem Abscheu vor aller Quälerei und Grausamkeit in der Poesie.

Vielleicht eine noch tiefere Bedeutung als die Anregung zu dramatischem Empfinden hatte für den jungen Gustav damals das Entzücken, das ihm durch Fräulein Albertine Spahn, die die Kinderrollen spielte, bereitet wurde. Auch außerhalb der Bühne betrachtete er sie mit Verehrung und war von ihrem Gruß beseligt. Als er ihr zum Abschiedsgeschenk ein kleines Halsband bringen durfte, gab sie ihm einen Kuß.

Viele Jahre später sah Freytag das Theaterkind aus Kreuzburg wieder. Nun war sie Herrin einer zahlreichen Familie. Nichts in ihrem Weser erinnerte an das Kind, das wohl des jungen Dichters erste Liebe gewesen war.

Ostern 1829 wurde Gustav von den Eltern nach Öls gebracht, wo er bei seinem Onkel Karl Freytag wohnen und das vom Direktor Körner geleitete Gymnasium besuchen sollte. Über den Verkehr mit dem Oheim berichtet er mit einem Hauche von Wehmut. Es hatte sich zwischen dem ungewöhnlichen, mit sich und der Welt abgeschlossenen einsamen Manne, der wie Schopenhauer still im Genusse erlesener Schätze der Weltliteratur, aber ohne den Mitmenschen in wertvoll bleibender Gegenäußerung Eigenes zu offenbaren, als arbeitsam tüchtiger Direktor des Stadtgerichts dahinlebte, und dem jungen Neffen, dem „die Fähigkeit fehlte, sein Vertrauen zu gewinnen und ihm selbst von Herzen lieb zu werden,“ kein beiden Teilen ersprießliches Verhältnis herausbilden können. — Onkel Karl war als Kind durch einen Fall aus den Armen seiner Wärterin zum Krüppel geworden. „Er hatte ein großes faltiges Gesicht und kluge Augen.“ Als seine Lieblingsdichter werden Aristophanes, Shakespeare und Calderon genannt. Auch studierte er Böckh und Otfried Müller wie ein Fachgelehrter. So mögen wir denn hier an eine leider unfruchtbar gebliebene, aber unserm Dichter geistesverwandte Persönlichkeit aus dem Stamme der Freytag glauben. Ohne daß dem Älteren ahnte, was in seinem kleinen Kollegen zur Reife gelangen würde, gingen sie ein Weilchen nebeneinander her. Ein halbes Jahr, bevor Gustav in die Prima kam, starb Karl Freytag nach kurzem Leiden.

In der Schule zu Öls ging es dem Kreuzburger Pastorenzögling zunächst unerfreulich. Der Direktor legte ihm lateinische Stellen vor,

die der Schüler, was kaum für möglich gehalten wurde, noch nicht kannte; und als der dreizehnjährige Knabe „von den Winkeln und Seiten eines Dreiecks gar nichts zu berichten wußte," da war die Folge solcher betrüblichen Unwissenheit offenbar dieselbe wie die der Antworten des Kandidaten Jobses.

Gustav Freytag ward in die Quarta in eine Schar ihm fremder und meist jüngerer Leidensgefährten gesteckt, und da harrte er, ernsthaft und schüchtern, bis sich langsam ein glorreicher Aufstieg zu den unregelmäßigen Verben der griechischen Sprache, wie sie dem gebildeten Tertianer geläufig werden, vorbereitete.[1])

Als kaum weniger wichtig denn das in der Schule Erlernte dürfte für die geistige Entwicklung Freytags all die außerhalb der Schule durch Zufall und Wahl dem Jünglinge gebotene Lesenahrung in Betracht kommen. Was hatte er gelesen, ehe er nach Öls kam, was fand er dort bei dem Oheim, was in den Ferien daheim bei den Eltern?

Unter den Lieblingsbüchern des Vaters wird Lafontaine[2]) genannt, dessen Romane dem Geschmack des Publikums jener Zeit ebenso wie die Dramen von Iffland und Kotzebue außerordentlich wohlbehagten. Ein besonders geehrtes Buch im Vaterhause war „Hallos glücklicher Abend" (1783) von Chr. Fr. Sintenis aus Zerbst (1750—1820), dessen didaktische Abhandlungen auch dem Gemüte zusprachen.[3]) Dann wurden die historischen Romane von K. Franz van der Velde aus

1) Über die weiteren Fortschritte des Schülers und sein Gesamtverhalten berichtet das Reifezeugnis in den Beilagen V.

2) Friedrich Seiler (Gustav Freytag. Mit 28 Abbildungen. 1898. S. 28.) fügt hinzu „Lafontaines Fabeln." Leider spricht die Wahrscheinlichkeit aber gegen einen so guten Geschmack des ehrsamen Hausvaters. Nicht der unsterbliche bonhomme ist gemeint, sondern, wie aus der Nachbarschaft unzweideutig hervorgeht: August Heinrich Julius Lafontaine (1788—1831); er war groß in der Gattung des Rührstückes, die hier auf den Boden der Erzählung verpflanzt worden war. Seine Lustspiele kamen weniger in Betracht, aber als er zum Romane überging, da fanden diese vielbändigen Sentimentalitäten starken Beifall, und er hatte offenbar das getroffen, was man begehrte.

3) Der greise Hallo macht einem Fürsten Gustav herrliche Entwürfe zur Beförderung der Volkswohlfahrt. Aus dessen Staaten werden der Aberglaube, die Priestergewalt, die Unmenschlichkeit der Gesetze, der Rabulistengeist der Richter und Advokaten und die gewaltsamen Einschränkungen und Unterdrückungen des Volkes völlig verbannt. Alles atmet Freiheit, Wohlstand und Zufriedenheit.

Breslau (1779—1824), von K. Aug. Fr. von Witzleben (1772—1839), der sich nach seinem Geburtsorte bei Weimar: Tromlitz nannte, schließlich auch Romane des durch Hauff nach seinem Schriftstellernamen auch heute noch allgemein bekannten H. Clauren (1771—1854) als leichtere Unterhaltungsware genossen.

Iffland stand ebenfalls in hoher Gunst. Der Vater hatte als Student an den Fahrten nach Lauchstädt gern teilgenommen, und die Aufführungen des Theaters von Weimar waren ihm unvergeßlich geblieben.

Als Wochenblättchen diente „der Hausfreund," dessen Rätsel und gedankenvolle „Hobelspäne" die Freude am Dasein erhöhten.

Ernster sah es in der Bücherwelt des Oheims aus, für das junge Bürschchen fast zu ernst; denn die ausländischen Wohltäter der Weltliteratur sprachen da meist in ihren unverständlichen Zungen, so daß ihnen wohl Onkel Karl, aber nicht Neffe Gustav lauschen konnte. Der las dafür eifrig Ritter- und Räubergeschichten, so daß es davon noch in seinen ersten Tischkastendramen rasselte und dröhnte. Mit den grauen Bändchen einer kleinen Leihbibliothek zog dann aber auch eines Tages Sir Walter Scott ins Dasein des jugendlichen Allverschlingers und ergriff dauernden Besitz von seiner Seele. Wir mögen uns die Wirkung ähnlich vorstellen, wie das herzentriegelnde Erscheinen Goethes im grünen Heinrich. — Auch Coopers Frische entzückte den ewig dankbaren Sinn eines Werdenden. Diese rotwangigen Freudenbringer des Jünglings blieben noch Lieblinge des sich an Reisebeschreibungen bis zum Lebensabend ergötzenden Freundes der englischen Literatur.

Auch die dichterische Ader läßt sich allmählich merken. Schon in der Kreuzburger Kindheit hatte der Zehnjährige einen Roman zu schreiben begonnen, eine Robinsonade, von der er in seinen Erinnerungen berichtet.

Romanfragmente, die dann wohl aus der Schulzeit in Öls stammen mögen, verraten bereits eine unverkennbare sprachliche Begabung. Lebhafte Einbildungskraft, gepaart mit einer tränenseligen Herzensweichheit, für die die Ausdrucksmöglichkeiten wohl besonders nahe lagen, der sanfte Augenaufschlag eines unschuldigen lieben deutschen Kindes, das ist der Eindruck, den die Lektüre hinterläßt. Der spätere Wirklichkeitsfreund schwebt hier noch traumverloren in

einer durchaus vorkritischen romantischen Versonnenheit. Züge dieser Stimmung begegnen uns auch noch gelegentlich in den späteren lyrischen Erzeugnissen, ja gänzlich frei von einem leisen Waldgeruche der Romantik ist unser Realist niemals geworden.

Übrigens trug er sich damals mit recht weitgehenden Plänen. Wir lesen eine den ‚struggle for life' Darwins vorwegnehmende Überschrift: „Der Kampf um das Leben," Roman in 6 Büchern.

Wer jene frühen Jugendkritzeleien heute liest und weiß, von wem sie herrühren, wird in ihnen manche Keime zu späterer weit glücklicherer Gestaltung erkennen. Er weiß: die gemütvolle Sinnigkeit wird bleiben, aber sie wird sich mit einem geläuterten Geschmacke vermählen. Zur Romanform wird der Dichter auch wieder zurückkehren, aber er wird dann soviel Weltstoff in seinen Vorratsräumen aufgespeichert haben, daß er nicht auf Traumnahrung angewiesen ist, sondern mit gediegener Sachkenntnis schildern, unterhalten und erwärmen kann. Die schrullenhaften Züge und die hie und da vielleicht unfreiwillige Komik des Anfängers werden einem humoristischen Talente zur Unterlage dienen und sich so zum angenehmen Spiele freier Laune entwickeln.

Ostern 1835 bis Oktober 1836 studierte Gustav Freytag in Breslau[1]) Philologie. Über die Vorlesungen, die der Musensohn hörte, findet sich, — sogar mit der damals üblichen Beurteilung darüber, wie er sie hörte, — in den Beilagen[2]) urkundlicher Bericht. In den „Erinnerungen" läßt wiederum der einstige Schüler, wie es der Lauf der Welt ist, seine Herren Lehrer in kritischer Beleuchtung, die ihn selbst aufs neue beleuchtet, an uns vorüberziehen.

Da finden wir zunächst Professor Dr. Schneider ohne Begeisterung genannt: Die Vorlesung über Platos Staat besuchte Freytag „fleißig", aber leider ohne den ersprießlichen Erfolg, der zu wünschen war. An dem göttlichen Vater der idealistischen Weltanschauung ist unser Dichter

---

1) Das alte Verzeichnis der Universitas Litterarum Vratislaviensis gibt an (als Nr. 156 der 806 Studenten): Gustav Freytag aus Creutzburg, Stud. Philol., Wohnung: Schmiedebrücke 37. Im folgenden Halbjahr hat er die Wohnung gewechselt, da sich die Anzahl seiner Hemden rätselhaft verkleinert hatte. Wir finden ihn (als Nr. 157 der 805 Studenten) in der Heiligen Geist-Straße 15. In derselben Straße Nr. 17 wohnte Dr. Hoffmann von Fallersleben.

2) S. Beilagen VI.

als an einem „schönen Manne der griechischen Philosophie" schnöde vorübergegangen.

Sodann kommt Ambrosch an die Reihe. Ihn hörte der Jüngling „ausgezeichnet fleißig" laut Führungsattest; auch stellt der Verfasser der Erinnerungen dem Lehrer nachträglich ein freundliches Zeugnis aus. — Wichtiger aber noch wurde Hoffmanns Handschriftenkunde, die Gustav Freytag als Privatissimum in seinem zweiten Halbjahre „ganz ausgezeichnet fleißig, mit dem ersprießlichen Erfolge" gehört hat. Bei Hoffmann hat der Schöpfer der ‚Bilder' die alten Urkunden entziffern lernen. Der Poetenruhm Hoffmanns jedoch wurde in den Augen des Studenten durch einen glanzvoller auftretenden Greifswalder Kumpan, Fritz Weber, überstrahlt, denn der Dichter von 'Dreizehnlinden' erschien als das Hochachtung fordernde Ideal eines Dichters.

Die Breslauer Studentenzeit gipfelte in einem tragikomischen Finale. Es wurde nämlich in der kleinen Stadt Zobten auf offenem Markte ein herrlicher Kommers abgehalten, bei dem unter andern Präsiden auch Gustav Freytag in vollem Wichs feuchtfröhlich den Speer schwang. Alles verlief ganz vorschriftsmäßig: der Zobtenberg wurde erstiegen, was in den lästigen Kanonen entschieden weniger liebreizend als ehrenvoll anmutete; oben wurde Kaffee getrunken; man fröstelte und sah aus verschlafenen Augen die Sonne über Schlesien aufgehen. Heimgekehrt zur Alma mater erduldeten aber die fröhlichen Korpsburschen ungelinde Äußerungen der behördlichen Entrüstung, denn das Verbindungswesen war eigentlich verboten.

So schied denn Gustav Freytag von Breslau, wo er mit schöner planloser Empfänglichkeit für allerhand Eindrücke des Tages und der Stunde flott und lebensfreudig des akademischen Daseins Freiheiten genossen hatte. Auch an einem kleinen Herzenserlebnisse hatte es nicht gefehlt. Sie wohnte gegenüber der ersten Wohnung Gustavs, wo ihm die Hemden schwanden; aber einerseits wegen der alles Ferne romantisch umnebelnden Kurzsichtigkeit des jungen Gelehrten, die eine gründliche Vertiefung in das Antlitz der Geliebten hinderte, und anderseits wegen der prosaisch begründeten schließlichen Notwendigkeit des Wohnungswechsels wurde einer etwaigen Flamme unglücklicher Neigung jeglicher Erfahrungsbrennstoff entzogen. Es blieb bei einigen Träumen ohne schmerzlichen Nachklang.

Da ein hünenhafter gescheiter Berliner Freund, Hollmann, oft das Lob seiner Vaterstadt gesungen hatte, entschloß sich Freytag für diese Universität und erhielt auch vom Vater die erbetene Erlaubnis, dahin übersiedeln zu dürfen.

Dort, in der Hauptstadt Preußens, hat denn also der Kandidat die letzten Zeiten vor der Doktorprüfung verbracht. Auch für diesen Abschnitt liegt ein ausführliches Abgangszeugnis vor,[1]) und noch ausführlicher als über die Breslauer Studentenzeit fließen des Dichters Mitteilungen in den ‚Erinnerungen'.

Unter den neuen Lehrern scheint vor allen die bedeutende Persönlichkeit Karl Lachmanns den von Hoffmann an ihn empfohlenen jungen Philologen gefesselt und bereichert zu haben. „Seine Vorlesungen über Catull, die Nibelungen und über Literaturgeschichte des Mittelalters wurden für mich Grundlagen meines bescheidenen Wissens."[2]) Der fortschreitende Germanist gelangt nun schon zu der Erkenntnis, daß er dafür sorgen müsse, seiner Fähigkeit, Fremdes aufzunehmen und gewissenhaft zu verarbeiten, keine Überbürdung zuzumuten.

Auch unter den jüngeren Freunden Freytags begegnet uns jetzt der Name eines bedeutenden Gelehrten.

Adalbert Kuhn, — vielleicht ein entferntes Vorbild des Dr. Hahn in der Verlorenen Handschrift, — gewann einen günstigen Einfluß auf den angehenden Wissenschaftsjünger. Er bestimmte ihn dazu, bei Bopp vergleichende Grammatik zu belegen, und unterrichtete ihn in den Anfängen des Sanskrit. Er war schon damals erfüllt von den großen Aufgaben, denen er sein Gelehrtenleben widmete.[3])

Außer dem bereits genannten Hollmann, der gern die Vorzüge seines lieben Berlin dem Ankömmlinge vorzuführen suchte, wobei es ihm übrigens doch nicht gelang, mit der breiten, damals menschenleeren Leipziger Straße auf den an die belebten Straßen Breslaus gewohnten Studenten einen großen Eindruck zu machen, war da ferner noch ein behaglich echtes Berliner Kind, Namens Julius Gerloff, der mit allem, was damals die Stadt beschäftigte, wohlvertraut war und zumal Theaterfragen teilnehmend zu folgen nicht ermüdete.

---

1) S. Beilagen VII.

2) Erinnerungen S. 128; Ges. W., Bd. 1, S. 89.

3) Erinnerungen S. 123 f.; Ges. W., Bd. 1, S. 86 f.

Dem Freundeskreise gehörten schließlich noch Familiensprößlinge der Landwirte Cochius und Koppe an. Sowohl auf der Domäne Dreetz wie auf Amt Wollup war Gustav zu Gaste und lernte während der Universitätsferien namentlich bei Koppe, dem Verfasser von „Ackerbau und Viehzucht", theoretisch und durch den Augenschein vieles, das die philologischen Bücherstudien heilsam ergänzte, insofern es dem Dichter für spätere freie Phantasiegestaltung eine gediegene anschauliche Unterlage liefern und dem Gelehrten zu einer glücklicheren Klarheit bei geschichtlichen Feststellungen verhelfen konnte.

In jenen lichterfüllten Zeiten erschloß sich ihm auch zum ersten Male der Zauber der Dickensschen Poesie, und wir mögen glauben, daß ihm Sirenenstimmen schon damals beglückende Versprechungen ähnlicher Leistungen zuflüsterten.

Zweites Kapitel.

Früheste Dramen: Die Sühne der Falkensteiner 1838, Der Hussit 1837, überarbeitet 1840. — Gedichte.

Manches greift ineinander, um uns beim Durchblättern der frühesten Dichtungen Freytags den Eindruck der werdenden Persönlichkeit zu erzeugen. Wie äußerlich, in der Buchstabengestalt der Handschrift, sich bereits deutlich die Ansätze zu den bleibenden Zügen verraten, so auch innerlich, in der Art des Farbenauftrags, in der Mischung einer gesinnungsvollen Herbheit mit launigem Frohsinn, in der belustigend leicht von den Lippen fließenden bilder- und blütenreichen Sprache. Allenthalben scheint ein zwar ungeübtes, doch keineswegs mühsam nach Äußerungsformen ringendes, sondern eher flott und behend mitteilendes Talent zu schalten.

Wir beginnen mit einer Darstellung der ersten uns erhaltenen, jedoch unveröffentlichten längeren Dichtung, der „Sühne der Falkensteiner," denn das ältere Fragment „Der Hussit" hat eine spätere Überarbeitung erfahren. „Die Sühne der Falkensteiner" ist „ein anspruchsvolles Ritterstück, völlig unbrauchbar." So wenigstens urteilt Freytag in seinen „Erinnerungen" über die eigene Arbeit. Außerdem ergeht er sich kritisch in einer Reihe abfälliger Bezeichnungen [1]), die an Objektivität nichts zu wünschen übrig lassen.

---

1) Erinnerungen S. 137 f. „übermäßig gefühlvoll," „mit sehr langen Dialogen," „ohne dramatisches Geschick," „ohne gute Zeitfarbe." Vgl. dazu Technik des Dramas, S. 22. „. . . unter den historischen Dramen, welche jetzt in Deutschland jährlich geschrieben werden, enthält die größere Hälfte wenig mehr als dialogisierte und verstümmelte Geschichte, etwa epischen Stoff in szenischer Form, . . . nicht dramatischen Inhalt." Ferner S. 36: „Den Deutschen ist die kunstlose Behandlung historischer Stoffe durch die epischen Traditionen unserer alten Bühne, vor allem durch Shakespeare nahe gelegt worden." (Nämlich Shakespeares nicht

So kühl möchten wir uns denn doch nicht dem Jugendwerke gegenüberstellen und lieber den Jüngling ein wenig gegen den alten Freytag in Schutz nehmen; hatte der junge Freytag das Werk doch, wie der alte selber zugibt, mit vielem Behagen geschrieben. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt und gab sicherlich sein Bestes. Er schrieb die Arbeit sorgfältig um und bekundete jedenfalls in der Durchführung dieser langatmigen Angelegenheit eine Charakterprobe, über die wir nicht mit wenigen Zeilen hinweggleiten wollen. Daß der Verfasser von einer Aufnahme des Werkes in die Gesammelten Schriften Abstand nahm, ist allerdings nur zu billigen. Er durfte bei seinen Lesern nicht Teilnahme für die ersten Fehlgeburten der poetischen Laune voraussetzen. Etwas anderes ist es jedoch, wenn wir das Verlangen fühlen, uns mit dem der Öffentlichkeit vorenthaltenen Stücke zu beschäftigen. Im Leben einer lieben und allen vertraulichen Gestalt hat eben auch das weniger Erfolgreiche, ganz besonders wenn es einen ersten Versuch darstellen mag, zum mindesten die Eigenschaft, der Rede wert zu sein. Die Lektüre der umfangreichen Arbeit durch einen ausführlicheren Bericht zu ersetzen, als dies bei den leichter zugänglichen Werken der Fall sein muß, ist daher jetzt unsere Absicht.

Einigermaßen spöttisch mag der Verfasser der „Technik des Dramas" auf den weitläufigen ältlichen Inhalt der Handlung später geblickt haben: „Zwei feindliche Familien, deren Zwist durch Liebe ausgeglichen wird." Der alte Freytag fügt hinzu: „Keine unerhörte Idee."

Die erste Szene des ersten Aktes versetzt uns in ein Turmgewölbe des Schlosses Falkenstein. Dietrich und Thomas, die beiden Neffen des Herrn der Burg, Hans Murdach geheißen, sitzen beim Würfelspiele. Charakteristik der beiden Brüder: Dietrich gewinnt beständig, Thomas scheint der von seinem Bruder Geprellte zu sein: Er verspielt Pferd und Waffen.

Nun kommt der Herr der Burg und mit ihm der Kaplan Baldrian. Die berührten Gesprächsgegenstände sind vollkommen ritterlicher Natur: Hinterhalt; Landstraße; die friedlichen Städter; sechs Reisige, die

nachahmenswerte Dramen aus der englischen Geschichte.) Vgl. auch S. 157. „Daß die Freude am Schauen, die Abbildung ungewöhnlicher Ereignisse durch menschliches Spiel dem Drama der Germanen die Anfänge beherrscht hat, erkennt man noch heut . . . vor allem an den Erstlingsversuchen unserer Dichter."

Warenballen geleiten. — Erregendes Moment: das Töchterlein des Schultheißen ist dabei!

Flugs werden die erforderlichen Anordnungen für den geplanten Überfall getroffen. Dietrich und Thomas begeben sich ans Werk. Ihr Oheim Murdach blickt ihnen düster nach: „Da gehen sie, zwei wilde Hauer . . . . aber Baldrian, es sind nur Erben, Erben ohne Kindesliebe."

Der gute Baldrian versucht zu trösten: „Kinder machen Sorgen" .. Aber es hilft ihm nichts; der Ritter wird traurig. Er erzählt: „Einst hatt' ich ein Töchterlein . . ." Baldrian will ihn mit erbaulichen Gedanken, wie es seines Amtes ist, von der heillosen Melancholie ablenken. „Wir haben keine Kinder, Wozu auch? Wir sind ja selbst noch Kinder, Kinder eines lebenden Vaters und zwar eines rechtschaffenen und himmlischen."

Bald darauf soll es aber hinter der Szene weniger rechtschaffen himmlisch als ritterlich zugehen. Der Reiterjunge Gisel (der Bube Georg in Goethes Götz) kommt angesprungen; er hat auf dem Geländer der Luftbrücke gesessen, in die Runde gesehen, allein „nichts erlinzt." Sogleich dringt indessen dadurch Leben in die Handlung, daß die Städter auf der Landstraße sichtbar geworden sind. Nach berühmten Vorbildern berichtet nun Gisel, was unseren Blicken verborgen bleibt: „Unsere Knechte fallen vor." — Die Stadtknechte sind in Sand geworfen. — Teufel! Das Weib hat einen Streitkolben ergriffen und hämmert auf den Junker Thomas. — Ha jetzt hat er sie! — Was ist das, ein Fremder stürzt aus dem Dickicht, fällt den Junker wütend an, s' ist nur einer, schwenkt einen Baumast, der Junker wankt, unsere Knechte packen den Fremden, ho! Lustig Getümmel, alles durcheinander, heißa! ich muß hin, ich muß helfen."

Er wird aber zurückgehalten. Hans Murdach freut sich seines Fangs: itzt wird ihm der Freiburger Schultheiß nicht länger mit Krämerhänden in sein ritterlich Recht greifen. Die Gefangene wird hereingebracht. Sie führt furchtlose Reden, wird jedoch mit Ritterlichkeit behandelt. In ihrem Schmerze um den unglücklichen, des Kindes beraubten Vater findet sie beim alten Raubritter Hans ein zartfühlendes Verständnis. „Ich habe keine Tochter," sagt er, „aber ich weiß, wie Vaterschmerz tut." Und er versucht, seine Gewalttat zu verteidigen, spricht von gerechten Klagen gegen die Stadt; da er in

Güte nichts erreichen könne, habe er beschlossen, sich ein Pfand zu sichern; er wolle jedoch die Jungfrau durchaus nicht seinen Zorn gegen ihren Vater kosten lassen.

Der unbekannte Mann, der der Bedrängten zu Hilfe sprang, ist verschwunden. Thomas hat von ihm einen tüchtigen Hieb erhalten, von der schönen Bertha dazu freilich eine noch schwerer heilbare Liebeswunde. Dietrich will angeblich gemeinsame Sache mit ihm machen, um des Schultheißen Tochter dem Bruder zuzuführen. In Wahrheit gedenkt er, Thomas als Werkzeug für die eigenen verderbenbringenden Pläne zu benützen.

Die zweite Szene zeigt das Innere einer ärmlichen Hütte. Dort haust Kunos Pflegevater Schlupf vom Weiler mit den Kindern Hulda und Geppe als Hausgenossen. Auch der Spielmann Hahnekamm hat sich dort zeitweilig niedergelassen. Er ist gerade eben mit Geppe in heiterem Gespräche begriffen. In diesem Wortwechsel klingt ein vertrauter Freytagton an unser Ohr: die bärbeißige Unterdrückung des Ausdrucks einer Anwandlung von Gefühlen.[1] Hahnekamm hat berichtet, wie übel ihm die Murbacher Buben mitgespielt haben. „Armer Spielmann," sagt da der kleine Geppe, „warum gehst du zu fremden Leuten, die dich verachten und Hunde auf dich hetzen? Bleib bei uns, Vater mag dich wohl leiden, und ich fang Vögel und grabe Wurzeln für dich mit."

„Hahnekamm (gerührt): Du bist, wie schon gesagt, sehr dumm."

Der Spielmann kann das lange Stillsitzen nicht vertragen. „Das Ziehen ist mir notwendig wie den Schwalben oder den Wolken. Ich glaube, ich wär' eine gute Regenwolke geworden, denn die Sonne scheint selten, wo ich geh'." Und er spricht vom Falken, der fliegen müsse, bis er sterbe, während die Schnecke in ihrem Haus verderbe. Dieweil er so philosophiert, kommt einer hereingestürzt, der viel vom Falken hat: Kuno, dringlichst ein Schwert begehrend „nur auf eine kurze Stunde!"

Schon aber naht sich auch die schwertbrechende Liebesmacht in Gestalt der zarten und zärtlichen Hulda.

„Hulda: Noch nie warst du so bewegt, vertrau' mir, Lieber, hat dich jemand gekränkt?"

1) Vgl. z. B. das Unterdrücken der Rührung in dem Gedichte „Das eiserne Kreuz."

„Kuno: Komm, setz' dich her zu mir, du sollst alles hören."

Und er erzählt ihr, wie er auf der Freiburger Straße die Murbacher bei frechem Weiberraube getroffen und was er dabei empfunden habe. „Wie ein Blitz schlugs an meinem Rücken hinab und füllte die Adern mit kochendem Metall; es riß mich fort, ich schwebte über der Erde; die Tannen streckten ihre langen Arme nach mir und warfen mich mitten unter die Streitenden." Hulda zittert, macht ihm Vorwürfe. Er will ihr recht geben, „aber 's war ein schaurig stolzes Gefühl, Vater sagt, es sei Kampfwut gewesen." Hulda besänftigt nun den wilden Wotanssohn nach Kräften. Die mit Schlupf zurückkehrenden Hüttenbewohner machen der vertraulichen Zwiesprache ein Ende.

Kuno soll fort und zwar baldigst, um der Rache des Murbacher Thomas zu entgehen. Die Hütte des Waldmanns ist für den letzten Falkensteiner hinfort kein sicherer Aufenthalt. Der letzte Falk sei nun flügge geworden. Zur Blutrache habe ihn sein Pflegevater erzogen, zur Blutrache an dem alten Murbach, der seine Stammburg eingenommen und den Vater erschlagen habe. Er soll das Erbe der Väter wiedergewinnen und den Mörder strafen. Schlupf entläßt ihn aus seiner Hut. Wir hören das später in so volltönenden Akkorden angeschlagene Ahnenmotiv hier zum ersten Male.

„Kuno: Mein Vater!

„Schlupf: Der war ich. Fortan bist du dein eigener Vater, denn von dem Augenblick, in dem du dies niedere Dach verlässest, bist du kein Knabe mehr, der frech um Kraft und Leben mit dem Schicksal würfeln darf, du bist der Herr und Vater deines erlauchten Geschlechts, und magst du einhergehen im Kleid des niedrigsten Dieners, die Geister deines Stammes schauen mit prüfendem Auge Nacht und Tag aus den Wolken auf deinen Weg. Wehe dir, wenn du das je vergäßest!"

Kuno will sich in den Dienst des Grafen Eberhard begeben, und Hahnekamm schließt sich ihm als treuer Geselle an. Für dies Treueverhältnis, ein immer wieder schön verwertetes Motiv, findet der Zweiundzwanzigjährige diesen Ausdruck:

„Hahnekamm: Ich las eure Zukunft in eurem Gesicht. Entweder ihr werdet ein ganzer Mann auf Erden, oder ihr werdet in kurzem unter die Erde gebracht. Auch gut, ich will mich lieber in Gesellschaft einscharren lassen als allein. Ich geh mit euch.

„Kuno: Und wenn das Unglück mich verfolgt, — und es ruht mit schwerem Fittich auf meinem Hause, — soll ich deine Treue durch Mangel lohnen?

„Hahnekamm: Versprecht mir nur, im Glück an mich zu denken. Das Unglück und ich haben gute Kameradschaft getrunken. Es tut mir nichts mehr.

„Kuno: So sei's denn. —"

Es folgt darauf der Abschied Kunos von Hulda; Tag und Nacht wird Huldas Seele bei ihm sein. „Und du, Kuno, vergiß mich nicht! Denke nur manchmal an mich, wenn du einen Vogel siehst, der nach unserm Walde fliegt! Dann laß mich grüßen! Sie werden mir's schon sagen; ich verstehe sie, und sie verstehen mich, die Rotkehlchen und Zaunkönige — allen sage deine Grüße, den Elstern aber am liebsten, die sind am geschwätzigsten." Auch diese Aufzählung der einzelnen Vögel ist ein bei vielen Gelegenheiten sich einstellender Freytagscher Zug.[1])

Hahnekamm drängt zum Aufbruch, und gut poetisch weiß der junge Dichter durch diese Mahnung die Hochflut der Abschiedsgefühle noch zu steigern, bis Hulda schmerzbewegt auf die Knie fällt und der kleine Geppe sich vergeblich müht, die Schwester zu trösten.

Die erste Szene des zweiten Aufzuges bringt im beliebten Kunstgriffe ein Dienergespräch: Blinker und Künlein unterhalten sich über den neuen Knappen des Grafen, über Kuno; er hat jenem schon das Leben gerettet und dadurch dessen Gunst gewonnen. Doch dem kleinlichen Künlein ist der Fall verdächtig. Er argwöhnt, Kuno habe, um den Retter zu spielen, bei der fraglichen Gefahr wohl dem Zufall ein wenig nachgeholfen. Hahnekamm kommt dazu und jagt den Vorlauten hinaus. Darauf unterhält er sich mit den Zurückbleibenden. Seine Ausdrucksweise ist, wie es einem Spielmanne ansteht, poetisch, aber seine Gedanken ermangeln nicht eines Hanges zu Tiefsinn, der den jugendlichen Verfasser vielleicht besser als den Spielmann bezeichnet. Er sagt: „Wenn es wahr ist, daß hin und wieder ein Kind mit goldener Feenmütze zur Welt kommt, so ist mein Junker ein solches Kind. Er schreitet daher wie ein Frühlingstag, und ich, die trübe Herbstnacht, werde durch seine Strahlen stattlich erleuchtet. Nun, ich bin

1) Siehe Beilagen VIII.

Nun, ich bin zufrieden. — Zufrieden, Hahnekamm? Wer auf dieser Erde ganz zufrieden ist, mein Lieber, verdient nicht, sie zu verlassen."

Wie in dem später zu beleuchtenden Hussiten-Fragmente folgt an dieser Stelle des zweiten Aktes eine Gesandtschaftsszene. Meiger, der Schultheiß von Freiburg, bringt dem Grafen von Württemberg den ehrerbietigen Gruß des Städtebundes. Auf die Beschwerden der Städter antwortet Eberhard mit unbilligen Worten; ja er schickt sie nach Hause, ohne ihren berechtigten Klagen Gehör zu schenken. Da läßt sich ein Ratsherr, der Webermeister Brinkel, vernehmen: „Ihr verachtet uns als Krämer? Seht einmal hierher, Herr Württemberger! Der Bürgersmann trägt sein Schwert dicht an seinem Geldsack, und wenn er immer die Zeche bezahlen soll, könnt' er sich wohl einmal vergreifen."

Meiger klagt über den Raub seiner Tochter. Der Graf möge ein Herrenwort sprechen, daß der Murbach sie frei gebe; doch davon will der Graf nichts wissen: der Raubritter sei ein freier Mann, dem er, der Graf Eberhard, nichts zu befehlen habe. Der Schultheiß solle den Forderungen Hans Murbachs nachgeben, so werde er die Tochter zurückerhalten. Aber hierein will der treue Freiburger durchaus nicht willigen, denn die Forderungen seien ungerecht und beschimpfend für die Stadt.

Mit dreißig Knechten wird nun Kuno, trotz seines heftigen Widerstrebens, vom Grafen dem Ritter Murbach zu Hilfe geschickt. Es hilft ihm nichts, daß er ruft: „Schickt mich in die Flammen der Hölle, nur nicht nach dem Falkenstein!" Er kann für diese Weigerung keinen vernünftigen Grund angeben, denn er hat gelobt, seinen edlen Namen geheim zu halten, bis zum Ritterschlage, den er durch eigene Tat erwerben will. Graf Eberhard nimmt also den Befehl nicht zurück. Er meint es sogar eigentlich auf seine Weise freundlich mit Kuno. „Du Tor, siehst du nicht, daß es so gut ist. Wenn du dem alten Johannes Feind bist, hast du gute Zeit, als wackrer Reiter zu hüten, daß dir nicht die Städter die Rache vorwegnehmen." Auch Hahnekamm tröstet und spricht ihm Mut zu. Nur der rauhe Weg des Dienens führe zur Ritterburg. „S' ist so schlimm nicht, seinen Feind vorher zu betrachten, ehe man ihn niederschlägt; man lernt so allerhand dabei." Und als Kuno sich mit festem Rachevorsatz nun entfernt hat, hält der Spielmann einen kleinen shakespearehaften Monolog.

der das Kommende vortrefflich vorbereitet. Es ist die beste Stelle des ganzen Stückes:

„Daß einer dem andern einen Faustschlag gibt, wenn er beleidigt wird, ist natürlich. Wenn aber jemand die zusammengeballte Faust jahrelang in der Tasche hält, bis es Zeit ist, wird sie ihm entweder zusammenwachsen, und dann ist er ein Krüppel, oder sie wird ihm von selbst auseinandergehn, und der Gegner bekommt am Ende einen Handschlag statt der Kopfnuß. — Ich kenne einen Engel, der Ursach hat, für das letztere zu beten."

Die hierauf folgende Szene spielt bei den Murdachs. Thomas, der Tölpel, bemüht sich um der wilden, gefangenen Bertha Gunst, aber vergeblich, denn er scheut davor zurück, seinen Oheim, den Raubritter Hans Murdach, den die Schultheißtochter haßt, an die Städter zu verraten. Dietrich, der Bösewicht, hetzt ihn auf, wobei immer die Wendung wiederkehrt: „ein verruchtes Weib."

Recht lustig ist die dritte Szene, auf freiem Felde an der Murdacher Grenze. Der Schultheiß Meiger bespricht sich mit seinen Leuten. Hier regen sich Versuche, die den Leser wie Anläufe zu späterem Aufsprunge guter Laune anmuten. „Laßt uns ruhen, meine Freunde," hatte der Schultheiß gesagt, „— ruh'n! Die Ruhe ist von meinem Dache gewichen, seit der Räuber auf meine Taube stieß."

Darauf antwortet Genskopf: „Hört, Meister Schultheiß, euer Wort in Ehren, aber wenn euer Jungfräulein eine Taube ist, ist sie eine sehr trotzige Taube. Als ich neulich zu eurer Base nach Rheinfelden kam, wo eure Tochter gerade war — ich hatte das grüne Kleid mit den rosa Schleifen an und sah, ohne Ruhm! recht einnehmend aus — als ich nun zu ihr kam und mich zu ihr setzte und als ein artiger Vetter ausgewählte Worte sprach und ihr den Goldfinger küßte, da sah sie mich mit einem Blick an, mit einem Blick, so einen Blick hat keine Taube, und ich hab' doch schon viele Tauben Blicke werfen sehen, Ringeltauben, Lachtauben und Blauschwänze.[1])

Spaßhaft sind auch die krämerhaften Erörterungen des dicken, tapferen Brinkel. Genskopf ist eine rein komische Figur. Er führt falstaffisch großsprecherische Redensarten wie: „Dieser Zorn unserer Stadt soll manches Mannes Tod werden." Als aber Kuno und seine

1) Vgl. Beilagen VIII.

Leute die Bürger aufscheuchen, flüchtet er sich gern „in Busch, in Busch, da sind dicke Baumstämme."

Die vierte Szene spielt im Schloßhofe. Der wackre Baldrian zeigt sich in halber Rüstung. Bertha, die alle ‚verhext' hat, darf in ihrem Schloßgefängnisse überall frei herumwandeln, obwohl sie aus ihrer den Rittern unfreundlichen Gesinnung kein Hehl macht.

Inzwischen hat Held Kuno den ihm vom Grafen Eberhard schutzbefohlenen Hans Murdach herausgehauen, der im Kampfe mit den Städtern leicht verwundet worden ist. Kuno bringt ihm Hilfe in der Not. Dankbar begrüßt der Ritter ihn als Kampfgesellen und willkommenen Boten seines lieben Grafen von Württemberg. Bertha erkennt in ihm mit zärtlichen Gefühlen ihren ehemaligen Helfer aus der Bedrängnis, freilich zugleich einen Anhänger ihrer Feinde. Hans Murdach lädt Kuno gastfreundlich ein. „Mein Haus ist das eure!" sagt er mit unbewußt doppelsinniger Wendung, die den Angeredeten im stillen bewegt.

Kuno erwidert ehrlich: Ihr habt mir eure Hand und off'nen Willkommen geboten. Nehmt ihn zurück! Ich bin euer Feind.

„Hans: Ist dies Verrat?

„Kuno: Euer Todfeind bin ich, Ritter Murdach, und will's Gott, zeig' ich's euch einst auf off'nem Feld." Und er erzählt ihm, daß er sich sehr dagegen gesträubt habe, als Diener des Württembergers zu ihm zu reiten, um ihm gegen die Städter zu helfen. Doch der bittre Kelch sei ihm nicht von den Lippen genommen. Nun fasse er seine Aufgabe so auf: Als verpflichteter Mann des Grafen habe er sich dem Ritter mit Leib und Leben zur Verfügung zu stellen und wolle auch dies Gelöbnis treu halten. „Aber ist euer Schloß und Leben gewahrt vor des Bürgers Wut, dann, Ritter Murdach, bin ich euer Feind, euer unversöhnlicher Feind bis zu meinem oder eurem Tod."

Das hört Murdachs Feindin Bertha mit Freuden; der ehrliche, tölpelhafte Thomas will aber sogleich auf Kuno losfahren. Dieser weist ihn zurück, der Junker sei jetzt kein Ziel für seinen Haß. Hans Murdach betrachtet mit begreiflichem Zwiespalt der Gefühle diesen wunderlichen Jüngling, der ihm das Leben gerettet, und der sich ihm gleichsam in einem Atem als treuen Helfer und späteren Todfeind ankündigt. Auf die naheliegende Frage: Und weshalb bist du mein Feind? antwortet Kuno, die Zeit werde es ihm enthüllen.

„Und warum sagst du mir heut, daß du mein Todfeind bist?“

„Kuno: Zu ehrlichem Kampf mit off'nem Visier. Brot und Salz von eurem Tisch darf ich nicht nehmen.

„Hans (tritt näher): Seht mir ins Auge! — Wohl, es sei! Kluge werden den alten Hans einen Toren schelten, daß er dir, Fremdling, zu schnell vertraut.“ Doch der Blick Kunos scheint ihm nicht der eines Verräters zu sein. Er gibt ihm zu späterer Einlösung den ritterlichen Fehdehandschuh, den Kuno dankbar mit dem Gegenpfande vergilt. „Ihr habt edel getan, Ritter. Dies Schwert soll meinen Dank in das Bürgerheer tragen. Meinen Handschuh lös' ich ein nach Reitersbrauch durch fröhlichen Todeskampf und durch rote Wunden. — Und jetzt, Ritter Murbach, wollt ihr euren Willkommen wiederholen?

„Hans: Ja, Junge, so mir Gott helf, ich tu's. Sei willkommen, du Rätselhafter, auch als Feind! Der Hans muß Schweres getan haben, daß ein solches Herz sich gegen ihn empören konnte. Aber was es auch sei, wir verstehen uns. Ihr seid willkommen!“

So finden diese beiden Feinde beim ersten Zusammentreffen Auge in Auge Gefallen aneinander, und der Spielmann, der, wie sein früherer Monolog uns lehrt, Geheimnisse zu wissen scheint, die dergleichen freundliche Annäherung sehr wünschenswert erscheinen lassen, steht dabei und sieht's offenbar mit Freuden. Gleich im Anfang hat ihm Kuno, wie er den ehrwürdigen Greis erblickt, schon zugeflüstert: „Spielmann, trägt ein Räuber weißes Haar?“ Und wir erinnern uns bei solcher Wendung an des Spielmanns früheren Ausspruch: „S' ist so schlimm nicht, seinen Feind vorher zu betrachten, ehe man ihn niederschlägt; man lernt so allerhand dabei.“

Nun sendet Kuno den Getreuen als Liebesboten zu Hulda. Er soll ihr von allem Vorgefallenen berichten.

Es folgt ein Wortwechsel zwischen Dietrich und Thomas, in dem Dietrich seinen Bruder zur Rache an Kuno aufhetzt, denn Thomas hat in Kuno den vermeintlichen Bauern wiedererkannt, der ihn beim Raubanfall gegen Bertha damals niedergeschlagen und dem er Rache geschworen hat. Dietrich rät davon ab, bei solchen Racheplänen den Ohm erst zu befragen. Er ist eben der wohlbekannte Theaterbösewicht, er sinnt Verrat gegen alle Welt. Der gefangenen Bertha, die gegen ihre erstarkende Neigung zu Kuno ankämpft, bietet er verräterische Hilfe für ein Geldversprechen an. Er bringt ihr einen

Brief von ihrem Vater. Bertha mag seinem bösen Gesichte nicht trauen, aber sie hat keinen anderen Helfer. Der Akt schließt mit einem Monologe des Bösewichts (Franz Moor), worin es heißt: „Die große Kunst, alle Leute hinters Licht zu führen, ist, daß man sich jedem in anderem Lichte zeigt. Wenn ich mich nur selbst überreden könnte, daß ich kein Geizhals und Feigling wär', aber Junker Dietrich kennt mich zu gut. Es geht nicht."

Die erste Szene des dritten Aktes zeigt wieder das Innere des Wartturms, in dem das Stück begonnen hat. Kuno ist düstrer Stimmung. Er kann seinen edlen Feind nicht hassen. Hahnekamm sucht ihn mit leichten Liedchen und Scherzreden zu belustigen. „Hassen muß ein jeder, wie die Zeit gerade ist, wären's auch nur die eigenen Sünden. Darum sehe sich jeder vorher um, was er hassen soll: denn

Mancher kauft sich Spreu und Wind
Um gutes, schweres Gold.
Und mancher weint die Augen blind,
Dieweil er lachen sollt'.

„Da habt ihr zwei gute Reime. Wollt ihr sie nicht, nun so gebt sie weiter! Dergleichen Sprüchlein gehen von Hand zu Hand und werden so abgenutzt wie Kupferheller. Man kann alles daraus lesen, was man gerade will."

„Kuno: Wenn er nur kein weißes Haar hätte!"

„Hahnekamm: Ich weiß, ich weiß. Ihr habt nie euren Hund schlagen können, wenn er schmerzlich zu euch in die Höh' sah."

Bertha bringt ihrem Helfer von damals als Dankgeschenk eine Handarbeit. Es ist eine weiße Feldbinde. Kuno aber sträubt sich, sie anzunehmen, da die Binde die Farbe des Städtebundes trägt. Vergeblich beschwört die Liebende ihn, ihre Gabe, die ihren Träger vermutlich bei einem bevorstehenden verräterischen Überfall vor den Städtern schützen soll, doch anzulegen, ehe es zu spät sei. Er will nichts davon wissen. Als der Ritter Murdach und Baldrian nahen, stürzt sie davon.

Hans Murdach wundert sich über das lange Ausbleiben seiner Neffen. Er bittet Baldrian, dem seltsamen und ihm lieben Kuno Wein anzubieten, denn von ihm, dem Feinde, würde er's ja nicht nehmen. Kuno trinkt nicht. Die freundlichen Reden des Ritters peinigen sein

Herz, das den um ihn besorgten Wirt aus Blutrachepflicht hassen möchte.

Es folgt eine Trinkszene zwischen Baldrian, der seine weinselige Weltanschauung zum besten gibt, und Hahnekamm, in dem der Kaplan trotz aller Verkleidung, beim gelegentlichen Trunke bereits den befreundeten Spielmann wiedererkannt hat. Da schallen die Feuerglocken. Kuno verkündet mit Entsetzen, daß die Murdacher Buben den Städtern verräterisch das Tor geöffnet haben. Der Turm ist umzingelt; die darin Eingeschlossenen sehen dem Flammentode entgegen. Die Gefahr ernüchtert den trunkenen Geistlichen Baldrian. Der Reiterjunge Gisel will aus dem Fenster springen. Hahnekamm hält ihn zurück. Er setzt sich still zum Sterben zurecht. Bertha und Kuno halten heldenhafte Weltabschiedsreden.

Noch unvollkommen in der Behandlung, aber doch schon vielversprechend ertönt hier ein Motiv, das Freytag viele Jahre später in den Ahnen, am Schlusse der ersten Erzählung „Ingo", mit gereifterer Kunst verwertet hat.

Hilfe in der Not bringt Ritter Murdach. Er weiß einen Ausweg, auf dem alle entkommen. Bertha will sich nicht retten lassen, doch schleppt Kuno die Widerstrebende davon.

Vor Schlupfs Hütte erblicken wir nun Hulda in Liebesträumen. Sie sendet dem Geliebten einen Goldkäfer. Sie will Geppe daran verhindern, einen Vogelkasten, der ihren befiederten Freunden verderblich wäre, zu setzen, und erzählt ihm in hübscher volkstümlicher Fassung ein Märchen trübseligen Inhalts. Beängstigender Feuerschein wird dann sichtbar, und Schlupf und Geppe gehen davon, zu sehen, was es gibt.

Die dritte Szene spielt im dichten Walde. Während in der Ferne die Burg niederbrennt, erzählt Hans Murdach dem Kuno vom Tode des letzten Falkensteiners. Die abenteuerliche Erfindung hat eine gewisse Verwandtschaft mit den Fabeln, die Freytag später in den ‚Ahnen' an den Tag brachte, besonders mit dem ‚Neste der Zaunkönige' Nämlich: Hans Murdach hat Kunos Mutter geliebt; Kunos Vater hat sich gegen Murdach als ein treuloser Freund benommen. „Der Falkensteiner war ein wilder Mann; sein Weib weinte nach des Vaters Segen und starb." Da nahm ihr Vater den Murdach zum Rächer

Bei Nacht wurde das Schloß gestürmt; der Graf von Falkenstein wurde auf der Schwelle des Hauses von einem Knechte erschlagen.

Das einzige Kind des Grafen, heißt es weiter, sei im Getümmel umgekommen. Da habe, auf des Württembergers Wunsch, der Kaiser das Schloß an den Murdach verliehen. Des Himmels Segen konnte er ihm nicht verleihen. Er fühlt, seine Rache ist ein dunkles Reiterstück, ein sündiges Menschenwerk gewesen. Und auch Kuno fühlt, daß auf der Rache nicht des Himmels Segen ruhe.

Hahnekamm, der die Freiburgerin Bertha ins Bürgerheer zurückgeführt hat, bringt nun die Nachricht vom Heranrücken des Grafen Eberhard. Kuno schickt den Murdach zur Hütte des Schlupf; er selbst will seinen Herrn aufsuchen. Die beiden edelmütigen Feinde nehmen voneinander mit Segenswünschen Abschied.

So kommt denn im vierten Akte der Ritter Murdach in die Hütte des Waldmanns. Kuno hat ihm den Ring seiner Mutter als Empfehlungszeichen mitgegeben. Als nun aber Schlupf plötzlich Hans Murdach erkennt, offenbart er sich grimmig als des letzten Falkensteiners Mann und Freund, Berthold von Neifen. Murdach erfährt, daß Kuno der totgeglaubte Sohn des ermordeten Grafen und die eigene totgeglaubte Tochter am Leben ist. Berthold von Neifen hat beide im Verborgenen erzogen. Hulda ist Murdachs Tochter. Das will diese selbst allerdings zunächst nicht glauben; sie entsetzt sich vor ihrem leiblichen Vater, von dem sie glaubt, daß er Kunos Todfeind sei, daß er Kunos Vater getötet habe. Sie versöhnen sich jedoch redlich, und die ernste Erkennungsszene erhält noch ein heiteres Nachspiel, indem die Kinder: Gisel, der sich als Murdacher fühlt, und Geppe, der sich als Falkensteiner zu betrachten hat, einander in ritterlicher Weise befehden wollen. Auch sie möchten den Fehdehandschuh wechseln. Geppe hat keinen; er bietet statt dessen andere Kleidungsstücke an. Gisel begnügt sich schließlich mit einem Stück von Geppes Jacke. In solchen kleinen Zügen zeigt sich bereits der gute Geist des Belächelns allzu rasselnder Ritterlichkeiten.

Die zweite Szene führt zu den Verrätern Thomas und Dietrich mit ihren Knechten im Walde. Thomas fühlt Reue über seine schnöde Tat. Dietrich tröstet ihn im Bösewichtsbasse, erinnert an des Schultheißen liebliches Töchterlein und ermutigt ihn. Mit dem gewonnenen Bürgergelde wollen sie sich die zerstörte Feste wieder aufrichten. Die

Freiburgerin hat ihnen in den Trümmern der Burg zur Besprechung der Verderbenspläne gegen den verhaßten Kuno ein Stelldichein gegeben. Sie will ihn, meint Thomas, in die Gewalt der Verräter bringen. Dietrich zweifelt an Berthas Hasse gegen Kuno; er glaubt, daß sie den Goldfinken für ihr Bauer wünsche. Er sinnt dem Kuno Verderben, will aber auch die Freiburgerin nach dem Stelldichein nicht wieder entschlüpfen lassen und gibt sich den Anschein, als handle er für den Bruder Thomas; das Mädchen wolle er dem Thomas lassen, Geld und Schloß jedoch mit ihm teilen.

Hans Murdach und seine Tochter Hulda, Baldrian und Gisel kommen des Wegs. Die Verräter verstecken sich und belauschen ihr Gespräch. Die Überraschten werden dann gefesselt fortgeführt.

In der folgenden Szene erfährt Graf Eberhard von Hahnekamm, wer Kuno sei, und Hahnekamm erzählt: „Sein stolzes Herz wollte durch eigne Tat die Ritterehre erwerben, daher verschwieg er seine Geburt."

„Graf: Darum also haßt er den Murdach?"

„Hahnekamm: Seit er um ihn war, ist das Eis seines Hasses geschmolzen. Heut aber hat er erfahren, daß das Weib, an dem er mit ganzer Seele hängt, die Tochter des alten Murdach ist. Sein Pflegevater hatte sie aus Rachgier gestohlen und, weil er sie nicht töten wollt', zur Magd großgezogen. Ich allein wußte davon, doch band meine Zunge ein schwerer Eid. Jetzt hat's der Pflegevater selbst an den Tag gebracht, um dem Kuno seine Liebe zu nehmen, als Strafe dafür, daß er in der Rache säumig war. Doch der Alte kennt nicht des Jünglings Herz. Die Liebe ist ihm mit dem Leben verwachsen, und er kämpft einen schweren Kampf, da sein Herz sich ihrem Vater versöhnt hat und doch aller Stolz seines Geschlechts sich gegen die heißen Wünsche seines Herzens empört, die er für frevelhaft und fluchwürdig hält."

Dieser innere Kampf im Herzen des Helden wird uns nun auch in einer Szene, die vielleicht unter dem Einflusse der Goethischen Orestszene gedichtet ist, vor Augen geführt. Kuno redet die Ahnen an. Der Wappenspruch des Hauses: ‚Treu der Liebe und der Rache' brennt sich ihm qualvoll ins Herz ein.

Finster geht der rauhe Schlupf vom Weiler an ihm vorüber. Mitleidig sieht Hahnekamm, wie höllische und himmlische Mächte im Streite um Kunos Seele liegen.

Der letzte Akt beginnt mit dem Stelldichein in den Ruinen. Bertha sehnt sich nach Kuno. Dietrich soll und will ihn ihr ausliefern. Doch nun macht auch Dietrich ihr Liebesgeständnisse. Sie verachtet ihn, will weg, aber der Platz ist umstellt.

Es folgt ein lyrisches Selbstgespräch der in einem Gewölbe der Burgruinen gefangen gehaltenen Hulda. Sie denkt an ihren Geliebten und betet im Geiste an seiner Seite. Im Traume fühlt sie ihn nahe. „Wir sind fern voneinander, Lieber, wenn wir wachen, aber im Schlafe, da komme ich zu dir.“

Der Murdacher Reiterbube Gisel eilt herbei, sie heimlich zu befreien.

Die dritte Szene versetzt uns ins Württemberger Lager vor Kunos Zelt. Hahnekamm philosophiert über Schlafen und Wachen, Tod und Leben. Die Sprache ist kühn und bilderreich, zumal Vogelvergleiche fehlen nicht.

Dann tritt Kuno aus dem Zelte, erzählt dem Spielmanne seinen Traum von Hulda, in dem die Ablösung der Rache durch die Himmelsstimmung der Liebe dichterisch verklärt wird.

Trompetenstöße erschallen. Der Graf von Württemberg erscheint Es geht zur Schlacht. Schlupf segnet den Pflegesohn Kuno, freilich nicht ohne der Rachepflicht mahnend zu gedenken, und empfiehlt den jungen Geppe der Treue Kunos.

Die letzte Szene zeigt Hulda und ihren Befreier Gisel in der Berglandschaft unfern dem Schlachtplatze auf dem Wege zum Württemberger Heer. Sie schauen dem fernen Getümmel zu. Da nahen Dietrich und Thomas, ohne die beiden gewahr zu werden. Die verräterischen Brüder wollen dem Kuno auflauern, der im Kampfe gegen die Städter von bestochenen Knechten umringt ist.

Die besiegten Bürger eilen vorüber; der wackre Brinkel, der ängstliche Genskopf, — und der Schultheiß sucht die fliehenden Knechte zurückzutreiben.

Dann wird Kuno von Dietrich niedergeschlagen. Hulda deckt den Schild über ihn. Kuno aber ist nicht tot; er erwacht zu neuem, frohem Leben, hält um Huldas Hand an und wird zum Ritter geschlagen. Sein Stammschloß soll wieder aufgebaut werden.

Die Verräter Thomas und Dietrich und der Racheforderer Schlupf vom Weiler fallen auf dem Schlachtfelde. Bertha begehrt die Kloster-

stille für sich, und der Graf von Württemberg läßt ihren Vater mit versöhnlichen Worten frei. Ritter und Bürger seien Glieder eines Staates.

Als heiteres Gegenstück zu allen ernsteren Versöhnungen vertragen sich auch Geppe, dessen sich nun der Ritter Kuno annehmen wird, und der kleine Gisel, der Murdacher Reiterjunge.

So ist alles zu einem harmonischen Abschluß gekommen, wenn der Vorhang fällt.

An diesem regelrechten Ritterdrama ist etwas sehr bezeichnend.

Obwohl der Held des Stückes ein Ritter ist, und obwohl die Städter im Kampfe gegen die Ritter geschlagen werden, hat das Stück dennoch einen gut bürgerlichen Kern. Freytags Herz schlägt für die verachteten Krämer, die er den stolzen Vertretern der Reiterherrlichkeit gegenüber nicht ohne liebevolles Behagen schildert.

Der Schultheiß von Freiburg tritt uns als ein tapferer, entschlossener Mann entgegen, ohne jede Spur von Lächerlichkeit. Das Gefühl für die Ehre seiner Vaterstadt ist in ihm ebenso lebendig, wie das Standesbewußtsein in den Rittern; und er vermengt nicht seine warmen persönlichen Wünsche, als Vater einer gefangenen geliebten Tochter, mit den ernsthaft erfaßten Pflichten gegen die Stadtgemeinde.

Bei dem Hussitenfragmente wollen wir uns kürzer fassen, weil es ungefähr in dem gleichen Tone gehalten ist. Auch hier gibt es schon allerhand lustige Einfälle. So wird z. B. ein päpstlicher Legat im zweiten Bilde des ersten Aufzuges den sonst vorwaltenden Ernst der Darstellung anmutig unterbrechend, als ein schlemmendes Menschenkind vorgeführt, als ein Trunkenbold, der den Speisen und namentlich dem süßen Weine des Erzbischofs so tapfer zugesprochen hat, daß er nun nicht imstande ist, an der hochpolitischen Unterhaltung maßgebend teilzunehmen, dies mithin seinem zum Glück nüchterner gebliebenen Herrn Sekretär überlassen muß, während er selbst in Schlaf versinkt.

An der naturgetreuen Darstellung wackerer Zechbrüder und rauflustiger Recken hat der jugendliche Autor offenbar besonderes Wohlgefallen gefunden, und die Studenten der alten Universitätsstadt Prag boten ihm freilich genugsam Gelegenheit, solche Stimmung reichlich und ganz am Platze wiederzugeben.

Auch die deutsche Treue kommt hier im böhmischen Lande in Freundschafts- und Dienerverhältnissen vernehmlich zu Worte. Dem

Helden des Stückes, dem edlen Grafen Hinko von Wartenberg, ist der wackere Konrad treu ergeben, diesem wiederum der junge Ottokar schutzbefohlen; dem schwachen, aber aufbrausenden Könige Wenzel ist der alte Diener Klaus herzlich zugetan, dem König wie der Königin ferner Held Hinko in unverbrüchlicher Freundschaft verbunden.

So kommen in den geschilderten wilden Sturm- und Aufruhrtagen der Hussitenzeit die wohlgefälligen Seelenstimmungen doch bereits entscheidend und sehr bezeichnend für den Hang des Dichters zur Geltung. Weil Graf Hinko das wüste Treiben der Hussitenkrieger nicht dulden mag und sich von seinem Genossen Ziska trennt, geht er in einer Zwiespältigkeit der herrschenden Zeitströmungen, die seinem lauteren Herzen besonders fühlbar wird, mit allerdings durchaus nicht strenger, sondern vom Zufall unterstützter Tragik zugrunde. Er wird bald hier, bald dort als Verräter gebrandmarkt und endlich von einem der plumpsten Bürger niedergestochen.

Die letzten Akte sind nicht mehr ausgeführt, die dramatische Bewegung aber in ihrem großen Verlaufe ist erkennbar angedeutet. Das Gegenspiel des Erzbischofs wird im ersten Aufzuge besonders durch die Ermordung eines als Taugenichts gekennzeichneten ungarischen Neffen entfesselt. Der zweite Akt zeigt uns den König Wenzel in seinem Schwanken zwischen den Parteien. Zunächst will er nichts von einer Bestrafung des Grafen Hinko wissen, der sich beim Volke einer egmontartigen Beliebtheit erfreut. Die Umstimmung des Fürsten erfolgt dann durch die Kunde, daß die Bewohner der Stadt sich weigern, einem Geheiße, ihre Waffen auszuliefern, gehorsam nachzukommen. Die Empörung über solche Unbotmäßigkeit hält nun an, auch wie eine Gesandtschaft der Bürger, mit dem Grafen Hinko als klugem und wohlmeinendem Sprecher, den Herrscher zu besänftigen trachtet. Die wie ihm dünkt drohende Haltung von zehntausend Bewaffneten vor den Toren des Schlosses ist eben nicht geeignet, ihn zu versöhnen. So behält der erzbischöfliche Gegenspieler das Feld, und Graf Hinko wird in Acht und Bann getan; doch denkt die Königin seiner in Huld und zarter Neigung. Sie gibt ihm zu politischer Beratung sogar ein Stelldichein um Mitternacht, das nach den skizzenhaften Andeutungen ein ideales Verhältnis spiegelt, etwa wie das zwischen dem Marquis Posa und seiner Königin, keineswegs aber ein so leidenschaftliches Flammenband offenbart wie in der ersten Ahnen-

erzählung. König Wenzel erscheint vermummt, wird aber von Konrad, der den Schloßgarten auch betreten hat, um mit seinem Gefährten Ottokar einem gewissen Röslein ein Ständchen zu bringen, zur Enthüllung seiner Persönlichkeit veranlaßt. Man sieht eine Menge brauchbarer Bühnenmotive in nicht ungeschickter Verwendung durcheinander spielen.

Die Gestalt des schwachen Königs Wenzel, die Gegenüberstellung der schlauen Priester hüben und der gesinnungsfesten Ketzer auf der andern Seite, — die zum Teil lustige Ausführung der Volksszenen, das lebendig geschilderte Lagertreiben, die Wirren der nächtlichen Zusammenkünfte, — dabei Erinnerungen an Shakespeare und an Goethes Götz und Egmont, sowie auch einige Geschichtskenntnis in farbiger Verwertung, — z. B. die später ja noch eingehender beachteten theologischen Disputierkünste im Volke,[1]) — alles dies zeigt jedenfalls schon ein recht entschlossenes und fröhliches Zugreifen in die Fülle des dichterisch brauchbaren Stoffes, zeigt Bildung, Belesenheit und früh entwickelten schriftstellerischen Geschmack, es erfreut und ergötzt den Leser durch die Anzeichen vielversprechender Begabung.

Daß es an drolligen Wendungen nicht fehlt, z. B. „Tapf're Taten lieben den Sonnenschein wie die Regenwürmer", ist bei dem künftigen Lustspieldichter nicht verwunderlich und erhöht sicherlich den eigenartigen Reiz des Gebotenen. Man kann überhaupt oft an der schwungvollen und lebendigen Ausdrucksweise in ihrer Urwüchsigkeit seine Freude haben.

Noch ist zu erwähnen, daß beigefügte Zettel mit historischen Notizen und sogar mit einem kleinen von ihm selbst gezeichneten Stadtplane des alten Prags dafür sichtlich und beredt Zeugnis ablegen, was auch aus dem Inhalte hervorgeht, wie gewissenhaft der junge Gelehrte hier zu Werke gegangen ist. Ähnlich hat sich später der Dichter für die Verlorene Handschrift die Örtlichkeit durch eine Skizze genau zu veranschaulichen gesucht. — Auch auf das Bühnenbild suchte der Anfänger bereits sein Auge zu lenken. So wird gelegentlich am Rande die Gruppenbildung der Personen durch kleine Kreise verdeutlicht.

In Summa: wir werden in diesen Erstlingswerken unter mannigfachem Anempfundenen die Heranbildung der besonderen Eigenart ge-

1) Siehe Beilagen IX.

wahr. Es ist, als habe der Verfasser ein schlecht sitzendes Kostüm geliehen, das ihm, um die Glieder schlotternd, die Entfaltung der angeborenen Anmut gelegentlich hindert, und als werde doch von Zeit zu Zeit unter der unpassenden Tracht eine schlichte, ihm wohl angemessene Kleidung sichtbar. Daher fühlen wir schon: er wird eines Tages die Maskenkleidung ablegen, die Ritterrüstung in die Rumpelkammer werfen und für lange, in sich widerspruchslos, er selbst werden.

Den Übergang hierzu bildet einerseits ein vollständig heiter gehaltenes Ritterstück „Die Brautfahrt", andererseits ein längeres, die Ausdrucksfähigkeit schulendes Verweilen im Irrgarten des Lyrischen.

Freytag ist sein Lebtag des Saitenspiels kundig geblieben und hat davon noch im hohen Alter bisweilen anmutige Proben gegeben. Fragen wir uns hier jedoch, was das Singen im Versklange für des Jünglings Entwicklung bedeutete, so wird die Antwort lauten: die Gedichte bilden gleichsam die fleißigen Fingerübungen eines bald zu eigenem Spiel erstarkenden und seine Mittel vollkommen beherrschenden Musikers. Er hat nicht vergeblich seine Erzählungen und Stimmungsergüsse zunächst nach den willkürlichen Zwangsregeln der lyrischen Form einherwandeln lassen. Er hat sich geübt, die Worte, bevor er sie hinausschickte, in heilsamen Hemmungen zurückzuhalten, und dadurch den Schriftsteller in sich zum sorgfältigen Sprachkünstler heranerzogen. In diesem Sinne bezeichnen das gesellige Lied wie das etwa im Hildebrandton, einer leichthin umgestalteten Nibelungenstrophe, gehaltene erzählende Versgedicht eine wichtige, unüberspringbare Arbeitsstufe.

Freilich nicht das eigentlich melodisch Singbare, sondern, wenn der Ausdruck in übertragenem Sinne erlaubt ist, das Dramatische bildet die Seele der Freytagschen Lyrik. Dem Dichter taucht in der Phantasie eine Gestaltengruppierung in ihrem geistigen Gegeneinander als verlockende poetische Darstellungsaufgabe auf. Er erblickt Konstellationen, die ihn reizen, ihren lyrischen Gehalt auszuschöpfen; es ist ihm nicht sowohl um den eigenen Gefühlsklang zu tun als um die Herstellung eines farbenreichen, außerpersönlichen Ganzen. Die Gemütszustände, die er bei andern Persönlichkeiten nachempfindet, reizen sein Schaffen; gelegentlich weckt wohl auch eine gesellige Ver-

anlassung die Lust zur rednerischen Versleistung; aber die Stimmungsbilder bleiben doch vielleicht das Bessere.

Die erste Abteilung der alten, selten gewordenen Gedichtsammlung „In Breslau" (1845) trägt die für Freytag bezeichnende Überschrift „Bilder aus dem Volke" (1839—1841). Die folgende Abteilung „Ein Trinkgelage" und die letzte „Feste in Breslau", bergen eine Fülle von zierlich geformten, anspruchslosen Gelegenheitsliedchen, heiter im Tone, in der Art von Tafelgesängen und talentvollen Tischreden. Der Schlesier, das leicht erregbare und frohgemute Gesellschaftskind kommt in liebenswürdiger Frische und Anmut zu Worte.[1])

Wie teilnahmsvoll Freytag an diesen Kleinigkeiten gearbeitet hat, kann man an einigen Verbesserungen beobachten. Oder Veränderungen; denn es mag wohl gelegentlich auch Freunde der älteren Fassung gegenüber der späteren geben; so ist es vielleicht Freytagischer, wenn wir in einem enthaltenen Entwurfe lesen:

„Im Schein der Abendsonne liegt die Welt,
„Der Dämm'rung Ruh umhüllet Wald und Feld
„Und still und freudig wirft der Mensch den Blick
„Auf des vergangnen Tages Last zurück. . ."

Dieser gut Freytagischen Fassung gegenüber ist dann aber im Druck zu lesen:

1) Man hat Freytag mit seinem schlesischen Landsmanne und Altersgenossen Adolph Menzel zusammenstellen wollen, der gleich ihm ein scharfer Beobachter der Gegenwart und zugleich ein treuer Forscher des Vergangenen im Heimatlande Preußen war. Kleine Ähnlichkeiten der beiden Künstler lassen sich in der Tat auch bei der Lektüre der Freytagschen Versspielereien feststellen. Es herrscht hier eine ansprechende, gewissenhafte Sauberkeit im einzelnen. Man könnte dabei wohl gelegentlich zu der langen Reihe von köstlichen Bildchen, Gratulationskarten, Federzeichnungen und Aquarellen emporblicken, in denen Menzels gehaltvoller Ernst sich hinter reizvoll krausem Linienspiel zu verhüllen scheint. Von diesem genialen künstlerischen Ernste zu den verhältnismäßig noch leeren lyrischen Jugendversuchen unsers Dichters ist allerdings ein weiter Schritt. Freytags Stellung ist eine Zwischenstellung zwischen dem romantischen und realistischen Zeitenstrome, und die romantische Stimmung würde, gerade im Gegensatze zu Menzel, an ihm besonders sichtbar werden. Uns scheint es, als hätten die Holzschnitte Ludwig Richters mit ihren lieblichen Landschaften und drolligen Philistern zu Freytag ein näheres Verhältnis. Als einen „geliebten Hausfreund seines Volkes" bezeichnet Treitschke (Deutsche Geschichte V, S. 403) diesen Künstler, und unser Dichter wünschte auch (Brief an den Herzog Ernst, Mitte Juni 1867), man möge ihn als „bescheidenen Hausfreund seines Volkes" gelten lassen.

„Im Abendscheine liegt die weite Welt
„Und heil'ge Ruh umhüllet Wald und Feld.“ [1])

Die beiden folgenden Verse sind gestrichen, und es geht romantisch-poetisch weiter:

„Jetzt steigt aus Wolkenrot und Blütenmeer
„Der Geister flücht'ges, kleines Zauberheer . . .“

Aus den ungedruckten Dichtungen zur Silberhochzeit des befreundeten Ehepaars Koppe und zur Silberhochzeit der eigenen Eltern (20. Juni 1840) hat sich Freytag nur die besten Stellen zu späterer Verwertung herausgefischt. [2])

Entgegen der von Alfred Dove in seiner Abhandlung ausgesprochenen Ansicht, daß „auffallende Anklänge nach Dilettantenart“ in den Dichtungen nicht enthalten wären, möchten wir aber gerade dies bei dem sonst stets „nur die eigenen Zigarren rauchenden“ (Auerbach) Freytag feststellen. [3]) Er ist als Lyriker ein Eklektiker, der bald im Stile Schillers, bald Heines, bald Chamissos und Lenaus und bald Uhlands dichtet. Wir vermissen allerdings zuweilen auch nicht eine erfreuliche Eigenart; allein diese ist solcher Natur, daß sie sich in Prosa besser und reicher ausspricht.

Hier ein paar Proben für seine Art, in der Weise eines andern Poesie zu treiben.

Lenausche Töne klingen in dem Gedichte „Das Schmugglermädchen“. Da ist gleich im Anfang ein guter Akkord angeschlagen und die wilde Molltonart des Zigeunerhaften angemessen getroffen. — Vollständig an Schillers schwungvolle Sprache erinnert das Gedicht „Kunst und Wissenschaft“, das in den Gesammelten Werken die Überschrift „Winckelmann“ trägt. In der alten Sängerzeit würde sich

1) In Breslau, S. 130. Vgl. dazu den Anfang des dritten Aktes der Fabier (Vers 1—4).

2) Z. B. die von den Kindern gesprochenen niedlichen Vogelverse:

„Die kleinen Vögel im Neste,
„Die recken die Schnäbel hoch,
„Sie können nicht hübsch singen,
„Die Eltern versteh'n sie doch. (So bei Koppes 1839, 40),

woraus in der Geburtstagsdichtung für Agnes Franz (März 1842) zum Schluß: „Du aber verstehst uns doch“ werden mußte.

3) Freytag befindet sich in guter Gesellschaft. Siehe darüber den Aufsatz von Otto Brahm, „Beeinflussung und Anlehnung“. Westermanns Monatshefte Bd. 53 (1883), S. 806 ff.

Schiller darüber haben beklagen dürfen, daß man ihm seinen „Ton“ gestohlen habe. — Wieder an Fremdes, nämlich an eins der schönsten Gedichte von Heine wird man in dem Toaste „Die Schöpfung der Künstler“ erinnert.[1]) Nicht übel ist das aus den Gesammelten Werken fortgebliebene Gedicht „Der Tanzbär“. Hier kommt der Gegensatz zwischen dem einstigen freien Herrn und König der Fluren und dem nun zum gellenden Pfeifentone am Nasenring täppisch wankenden Tänzer beinahe ergreifend zu Worte. Eine Nachahmung des Atta Troll, der erst 1847, also zwei Jahre später, als Freytags Sammlung erschien, ist ausgeschlossen und mahnt uns zur Vorsicht in dem Heraushören von Anklängen.

An Goethes „Schatzgräber“ erinnert der Stoff in der „Beschwörung“, nur daß die Ablehnung aller falschen Magie „Grabe hier nicht mehr vergebens!“ in der Freytagschen Ballade lediglich Literaturbestrebungen betrifft.

„Es zog ein Dichterknabe hinaus zu dem dunklen Hain . . .“

Ihm gelingt es nicht mit seiner Zauberei. Die gerufenen alten Sänger wollen nicht erscheinen. Freilich nicht, da der Dichterknabe, statt zu singen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, sie im Tone Uhlands anredet. Nur hätte Uhland nicht geschrieben:

„Lehrt meine Saiten erklingen, wie Töne der Männerschlacht,
„Und lehrt die Weisen, denen das Auge der Herrin lacht.“

Die Verssprache zeigt sich diesem jungen Reitersmann zuweilen als ein störrischer Gaul, der bockt und ausschlägt. Selbst der wohlwollende Constantin Rößler schrieb: „beim ersten Lesen glaubt man zuweilen gar kein Metrum vor sich zu haben. Sei es nun, daß wir durch die einschmeichelnden, leicht ins Gehör fallenden Rhythmen der neueren Lyrik zu sehr verwöhnt (sind) . . . [Das Gegenstück zu diesem „sei es“ ist ausgeblieben]. Der Mangel eines solchen Rhythmus hat jedenfalls dazu beigetragen, daß Freytags Gedichte nicht in weite Kreise gedrungen sind.“[2])

---

1) Es heißt da von dem allerkleinsten Engel: „Ihm hingen die goldenen Locken so freundlich ums Gesicht.“ — Dies belanglose „so freundlich“ hätte Heine ausgelassen, dafür dem Gesicht ein stimmungsvolles Beiwort geliehen und die Locken nicht darum hängen, sondern darüber fallen lassen. In solchen kleinen Unterschieden ruht der Reiz des Künstlerischen gegenüber dem noch ein wenig unkünstlerisch Alltäglichen und Platten.

2) Constantin Rößler, G. F. und die deutsche Dichtung der Gegenwart. Berlin 1860, S. 7.

Der prosaische Zuschnitt der Gedichte ist übrigens nicht nur an der Anwendung eines Versmaßes, das wenig Sangbares hat, äußerlich zu spüren; oft wirken auch die allzu bequemen Reime tadelnswürdig.

Gleich das erste Werk der alten Sammlung „Der polnische Bettler" bringt „hinein" an betonter Stelle gereimt mit „Stein", „Armen" mit „Erbarmen", „Hut" und „gut", „Hand" und „Wand", „Brot" und „tot", „Wicht" und „nicht". Dergleichen ermüdet auf die Dauer, wenn nicht die naheliegende Einfachheit durch das reizend Unerwartete gelegentlich unterbrochen wird. Gewiß kann außerordentliche Schlichtheit unter besonderen Umständen ihre künstlerische Alleinberechtigung haben, aber auf allzu lange Strecken hin wirkt das Eintönige ärmlich und öde.

Daß das Gedicht, das von tiefem Mitleid für einen armen Polen zeugt, mit der wohlbekannten politischen Abneigung des Dichters gegen die Polen im Einklange stehen kann, bedarf wohl kaum einer entschuldigenden Erklärung. Freytag beklagt den einzelnen Armen; er mag den Polen als Menschen bedauern, nicht als Staatsbürger verherrlichen. Es ist ein hübscher Zufall, daß die alte Gedichtsammlung gerade mit diesem freundlichen warmen Gruße an das nachbarliche Polen beginnt.[1])

Das älteste Gedicht Freytags ist jedoch nicht das den Reigen damals eröffnende vom polnischen Bettler, sondern „Die Wellen", die bei dem Abdruck der Gedichte in den Gesammelten Werken den andern vorausrauschen. Diese Stilübung des Zweiundzwanzigjährigen, die im Klange an Heine erinnert, beginnt mit gewandter Schilderung des Meeres und entwickelt sich zu einer politischen Allegorie. Die Wellenkönige zerschellen an der Küste des guten Volksrechts.

Der Gedanke ist bieder, das Gleichnis allerdings wegen des bedenklichen Abspülens der Küstenbank nicht so glücklich gewählt, wie es in der Absicht lag.

---

1) Vgl. sogar im politischen Streitaufsatze (Grenzboten 1863, 9; Bd. 1, S. 347 ff.) F's. herzliche Menschenliebe. Freilich ist er nicht unzufrieden, daß eine Leipziger Volksversammlung — in der Zusammensetzung nicht unähnlich einer früheren des Jahres 1848 — sich diesmal mit wackern guten Wünschen für Polen beschieden habe, während jene damals den Polen Geld und Waffen gesammelt hätte. Vgl. auch Erinnerungen S. 149.

Den Einfluß Chamissos wird man aus „Des Burschen Ende“ heraushören. Der treue Hund des Studenten ist in verwandter Weise geschildert, wie dies Chamisso in dem berühmten Gedichte „Der Bettler und sein Hund“ (1829) getan hat. Dort lautet die rührendste Stelle:

„Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
„Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt.“

Bei Gustav Freytag heißt es:

„Drauf hat der Pudel gewinselt und ihm die Füße geleckt“ —

In diesem Gedichte findet sich jedoch auch ein längerer musikalisch schöner Atemzug, wie nämlich der seligen Jugendlust mit erinnerndem Verweilen gedacht wird.

Um aber den vollen Abstand zu ermessen, der den Pseudolyriker vom echten trennt, muß man dies Gedicht einmal in seiner hausbackenen launigen Studentensentimentalität, mit dem genialen gotterfüllten Tiefsinn im Gottfried Kellerschen Gedichte des lebendig Begrabenen vergleichen. Freytag läßt beim Leichenbegängnis das arme Pudeltier als Leidtragenden hinter dem Sarge folgen.

„Er schritt in tiefem Schweigen den Kopf zu Boden gesenkt,
„Die Augen halb geschlossen, wie einer, der Schweres denkt.“

Er stirbt am Grabe seines geliebten Herrn. — Das ist wohl alles ganz lieb und leichthin rührend . . . „Mais poète? — Non pas!“

Freytag war kein lyrischer Dichter. Wir können uns an sein eigenes gleichlautendes Bekenntnis halten. „Wenn mich etwas wirklich bewegte“, schreibt er in den Erinnerungen, „so tönten in mir der Stimmung entsprechend stundenlang Worte und Noten irgend eines alten Volksliedes, und ich hatte nur selten das Herzensbedürfnis, dafür eigenen Ausdruck zu finden.“

Ja, ihn lächert[1]) das Lyrische, das, wo es nicht außerordentlich schön ist, in der Tat zum Lachen leicht Gelegenheit gibt, es lächert ihn entschieden ein klein wenig zu bald, wie er sich denn auch vor dem Religiösen aus verwandter Gefühlsscheu fast zu schleunig auf die unanfechtbaren Grundlinien gelassener Besonnenheit zurückzieht. Er redet von seiner lyrischen Vergangenheit ohne zarte Rücksicht, gebraucht dabei gern wegwerfende, verächtliche Redensarten, weil er, als ein ernsthafter Mann, das lange Gerede über Fühlen und Sehnen offenbar nicht leiden mag.

1) Man denke an Bellmaus in den Journalisten.

Daß freilich auch auf diesem Pfade liebenswürdige lyrische Dichter daherwandeln, kann uns das Beispiel des gewiß ausdruckskeusch zurückhaltenden Theodor Fontane lehren.

Sicherlich ist Gustav Freytag nicht zu allen Zeiten sich selber vollständig gleich gewesen. Der Jüngling hatte noch eine sorglosere Freude am Spiele der schöpferischen Einbildungskraft, der Göttin Goethes. In den Szenen aus dem Maskenfest des guten König René (1844) wird die Phantasie als ein Paradies geschildert.[1]) Aus den Werken des reiferen Mannes tönt dagegen die eindringliche Warnung: „Jeder hüte sich, daß ihm seine Träume nicht die Herrenrechte des Geistes verringern ..."[2]) — Ob nicht doch in den Träumen auch gute Elfen ihr Wesen treiben? Man höre darüber Leibniz, Renan, Wilhelm Dilthey.

Der Jüngling war auch der heiligen Elisabeth wohlgewogen. Er sang:

„Von all' den lichten Gestalten, die aus der Vorzeit Tagen
„In unser Erdenleben als großes Beispiel ragen,
„Strahlst du im mildesten Glanze durch Mittelalters Fern',
„Elisabeth von Thüringen, des deutschen Himmels Stern."[3])

Der ältere Freytag war anderer Meinung. Er hatte „das große Beispiel, im mildesten Glanze, von allen den lichten Gestalten" verloren; denn wir dürfen glauben, daß der Held in der Verlorenen Handschrift des Verfassers Meinung ausspricht, wenn er der heiligen Elisabeth eine weit weniger ehrerbietige Anrede[4]) widmet.

Am vortrefflichsten gelungen sind die längeren Dichtungen „Die Blume des Weins" „Ein Kindertraum" und „Junker Gotthelf Habe-

---

1) In Breslau, S. 157 f.; Ges. W., Bd. 1, S. 357 f.

2) Verlorene Handschrift Bd. 2, S. 331, in gleichem Sinne Bd. 1, S. 167 f., 40 f., und Soll und Haben S. 7, 552. Warnung vor den Gefahren der überhitzten Phantasie enthält auch das Drachenmotiv in den Ahnen. — Vgl. ferner Grenzboten 1848, 51, 52; Ges. W. Bd. 16, S. 5 (Das Gefährliche des Ehrgeizes bei Wenzel Messenhauser) oder 1849, 23; Ges. W. Bd. 16, S. 247 ff. (Phantasie-Gefahr der Bühne); im Jahre 1848 bespricht F. den Einfluß der Politik auf die gefährlich reizbaren Künstlerseelen.

3) In Breslau, S. 150 f.; Ges. W. Bd. 1, S. 352.

4) Verlorene Handschrift Bd. 2, S. 477. „In deiner überspannten Frömmigkeit hast du dein warmes Herz und die schamhafte Weiblichkeit verloren. Du wurdest von den Geistlichen heilig gesprochen, aber du arme Frau hattest in deinem Ringen um das, was sie die Gnade Gottes nannten, menschliches Gefühl und milde Sitte hingeopfert."

nichts." Hier wird dem Humoristen in Freytag ein wenig Spielraum gegönnt, und dabei kann denn auch etwas Glanz beglücken.

Im „Kindertraum" bildet das prosaische Wesen der lustig geschilderten ängstlichen Base einen wirksamen Gegensatz zu der wirklichkeitsfernen Elfenpoesie des träumenden Knaben. Wie die kleinen Blumengeister dem verirrten Kinde ein freundliches Lager bereiten und die ganze duftig romantische Waldesnatur sich seiner annimmt, ist anmutig im Geschmacke der damaligen Zierkunst gehalten und vielleicht auch uns Heutigen wieder wohlgefälliger als den Vertretern der strengen Gegenrichtung, die in Schmidts und Freytags Grenzbotenjahren dergleichen holden Flitterkram verdammte.

Noch besser als in solchen Sommernachtsträumen tritt Freytags dichterische Begabung in „Junker Gotthelf Habenichts" hervor. Hier stehen wir vor einer schon kräftiger als sonst von der Eigenart unseres Poeten beherrschten Schöpfung.

Der herzenslautere, tapfere Junker, der nach allerhand Fährlichkeiten die Königstochter erringt, und dem der treue Diener Hans so herzlich verbunden ist, das sind bereits echt Freytagsche Gestalten.

Recht liebenswürdig ist auch das sangbare Liedchen vom „Zweckessen der Vögel".

„Gestorben war die Nachtigall" beginnt es, und nun wird das heftige Klagen zu Ehren der toten Sängerin zwei Strophen lang voll guter Laune geschildert. In der letzten Strophe nach den Schmerzausbrüchen über die Leere der Welt, die durch so herben Verlust fühlbar geworden ist, wendet sich der philosophische Dichter in zwei tieferen Versen zur tröstlichen Vernunft und Gelassenheit.

„Doch rann um jeden ohne Wort
„Die Welt in tausend Strömen fort."

In tausend Strömen rann die Welt auch um den jungen Sänger fort, und er ward beglückender mit seiner goldenen Harfe, als er es in seinen ersten dichterischen Versuchen gewesen war. Goethes Verse lassen sich auf ihn in gewisser Geltung anwenden:

„Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüte des Weinstocks,
„Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt."

Drittes Kapitel.

Wissenschaftliche Jugendarbeiten. — Soldaten- und Gelehrtenschicksale in Breslau.

Ziehen wir noch einmal die Summe des bisher Ausgeführten, so müssen wir, streng befragt, zugeben: Gustav Freytag ist noch kein Dichter, ja es scheint, vorläufig wenigstens, daß er für gewisse Seiten der dichterischen Auseinandersetzung mit dem Leben überhaupt wenig Begabung, Sinn und Neigung hat. Es fragt sich nun, ob es nicht vielleicht ein Verhältnis in der Welt gibt, nach dem, wie der Kosinus wächst, indem der Sinus abnimmt, eine tief innerlich begründete Scheu, ein instinktmäßiges Zurückweichen vor dem Lyrischen wegen der, wie die deutliche Vorausahnung es schildern mag, in ihr enthaltenen vernunftauflösenden Gifte zugleich eine ebenso vertrauensvolle Annäherung an ein männlich festes und rüstiges Verhalten, wie es sich namentlich in allen wissenschaftlichen Arbeiten unter der Leitung der Vernunft entwickeln muß, zur Folge hat.

Auf der einen Seite würde demnach den jungen Herkules am Scheidewege die Göttin Pallas Athene also ansprechen: Der beste Gottesdienst ist: vernünftig sein. Darin liegt alles eingeschlossen: Mathematik, methodisches Arbeiten auf allen Gebieten, Enthaltung von allen überflüssigen Abhängigkeiten und Giften des Leibes wie der Seele, von aller Hingabe an unfrei machende Mächte; denn Vater Zeus ist ein Gesetzgeber zur Freiheit.

Auf der andern Seite würde der Versucher in einer zweifelhaften Gestalt, die an Dionysos oder auch an Phöbus Apollon erinnert, vor aller abstrakten Eulenweisheit warnen und, belesen in der heiligen Schrift wie der Teufel, sogar den Kritiker der reinen Vernunft anführen, um von einer unvernünftigen Vernünftigkeit abzulenken; denn allerdings wären Anschauungen ohne Begriffe leer und nichtig, allein Begriffe ohne Anschauungen wären blind, und das Gefährliche allen begrifflichen Spekulierens wäre ja auch mit hinlänglicher Deutlichkeit

in Goethes Sprüchlein von dem Tier auf dürrer Heide gekennzeichnet worden. Daher solle Jung-Herkules ihm getrosten Mutes in die dunklen Tiefen aller leidenschaftlichen Wirklichkeiten folgen. — Sollten sie nicht alle beide recht haben und sich am Ende gar nicht widersprechen, weil eben der Mensch weder im einzelnen noch im allgemeinen, weder in der Enge noch in der Weite den natürlichen Boden verlieren darf?

Denken wir uns Wissenschaft und Dichtung als zwei befreundete, aber doch wohl zu unterscheidende Mächte vor der Seele des Jünglings auftauchen und ihn fragen, welcher von ihnen er sich fürs ganze Leben anschließen wolle. Sicherlich für Gustav Freytag damals eine schwere Wahl, wenn es eine Wahl war! In Wahrheit aber wollen wir uns die Sache doch wohl weit weniger einer willkürlichen Wahlbestimmung anheimgegeben vorstellen. Es verhält sich damit vermutlich anders, — unfreiwilliger und nicht so einfach. Dennoch möge ein unzulängliches Gleichnis etwas weiterhelfen.

Wie es nämlich vorkommt, daß in einer Gesellschaft nicht genug Damen sind und der überzählig bleibende Herr nun, damit er sich nicht beleidigt fühlen möge, neben den geachteten Hausherrn selbst gesetzt wird, so geht es etwa auch an der Tafel des Lebens zu. Für gewöhnlich ist der gediegene Gelehrte aufs innigste von der Überzeugung durchdrungen, daß die phantastische Muse nur zu begleiten, doch zu leiten nicht verstünde, und bisweilen ist dem wissenschaftlichen Geiste wohl überhaupt keine Tischdame mitgegeben. Dafür aber sitzt er dann, wenn er ein echter Gelehrter ist, neben dem Gastgeber selbst, nämlich dem lieben Gott, und darf sich mit ihm durch seine ernsthafte Wahrheitserforschung unterhalten. Wird er freilich dabei übermütig, wie es Philosophen gelegentlich geschieht, so gibt ihm die gegenübersitzende Hausherrin Natur durch strenges Blicken zu fühlen, daß er sich seiner Stellung keineswegs als einer Auszeichnung vor andern zu rühmen habe. Geht es andererseits auf den ferngelegenen Plätzen, wo etwa die besonders lyrischen Dichter sitzen, allzu leidenschaftlich zu, so wendet sie auch dorthin ihr strafendes Auge. Ohne die Tafelordnung zu stören, sollen alle Gäste mit ihren Schönen sorglos plaudern, denn daß sich jedermann bei ihnen angemessen wohl fühlen möge, daran ist den guten Wirten vor allem gelegen; aber es ist ein runder Tisch, an dem die prästabilierte Harmonie keine Bevorzugung, sondern nur Ausgleichung hat veranstalten wollen.

Sieht man die allerfrühesten poetischen Versuche Freytags kritisch darauf hin durch, ob man ihn bereits als einen, der seine Muse zur Tafel führt, anzusprechen habe, so mag das Urteil bedenklich ausfallen. Ja, wir dürfen wohl sagen: er weiß noch nichts von seiner eigentlichen Tischdame. Er sitzt zwar neben der ihm zuerteilten Muse, allein statt mit ihr zu sprechen, richtet er wohl das Wort an andere, da er sein Herz noch gar nicht entdeckt hat.

So passen denn auch Gustav Freytag und die Lyrik schlechterdings nicht wohl zueinander. Des jungen Gelehrten Verstand hat diese vertrieben, statt seinerseits von der Lyrik sich in die Flucht schlagen zu lassen.[1]) — Des jungen Gelehrten! Denn Gustav Freytag ist in der Zeit, da er die seit 1837 entstandenen kleinen Dichtungen in einer Sammlung vereinigt, bereits einige Stufen höher emporgeklommen, als er auf der Lebensleiter damals stand, wo wir ihn zuletzt verließen. Ja, es gewinnt eine Zeitlang den Anschein, als wenn der Dichter sich dem wissenschaftlichen Lehren als einem Lebensberufe zu widmen gedenke. Wir wollen hier nun den weniger bekannten Anfängen auch dieser Laufbahn auf die Spur kommen, gleichsam hinaufssteigen ins Jugendhochland, wo noch kein breiter Strom befruchtend durch ein sonniges Gelände dahinflutet, wo aber rein und lauter aus dem dunklen mütterlichen Erdengrunde die erste Quelle hervorbricht.[2])

---

1) Vgl. den Aufsatz des ebenso geistreichen wie scharfsinnigen Philosophen Fechner über „Heinrich Heine als Lyriker" (zuerst erschienen 1835. Aus den Blättern für literarische Unterhaltung. S. 182 ff., dann abgedruckt in den Kleinen Schriften von Dr. Mises 1875, S. 366 ff.). „In gewissem Sinne ist es das größte Lob, was man Gedichten beilegen kann, wenn man sagt, es sei kein Verstand darin . . . freilich reicht nicht hin, daß der Verstand fehle, sondern die Poesie eben soll ihn ausgetrieben haben. Dieses Lob nun gebührt wenig Dichtern in höherm Grade als Heine. . . . Die Kraft und Lebendigkeit von Heines Poesie haben daher auch dessen entschiedenste Gegner zugestanden, aber ihm die unverschämte Nacktheit und Rücksichtslosigkeit vorgeworfen, mit der sie im Bewußtsein, daß sie eben Poesie sei, sich nun nicht kümmern, was sie sonst noch sei und die poetische Freiheit oder vielmehr Lizenz von der Form auf den Inhalt ausdehne. Sie wollen, daß die Poesie eben außer der Poesie noch etwas anderes sein, wenigstens ein vernünftiges Gehirn und moralisches Herz aufweisen solle. Und sie haben nicht unrecht. Eigentlich soll ja nichts so rein für sich selbst sein . . ." Ähnlich schreibt Paulsen über die Früchte der eigentümlichen Rücksichtslosigkeit bei Schopenhauer.

2) Fortgelassen aus dem Bereiche der Darstellung ist die noch in die Schulzeit gehörende Aktusarbeit: Cur recitationes et orationes publicae habentur et juvenibus literarum studiosis commendantur? Siehe Beilagen X.

Auch die Wissenschaft hat gleichsam ihr Leben im einzelnen Menschen; sie ist keineswegs nur grau und trocken, wie die Stimmung einer lyrischen Verächtlichmachung ihres Wesens uns etwa einreden möchte. Freilich wird sie nicht gerade zur Herzensangelegenheit aller Geister, denjenigen Helden der Menschheit jedoch, die wie Goethe und Lionardo neben dem Gastgeber gesessen und mit diesem gesprochen haben, hat sie wohl näher am Herzen gelegen, als diese angeblich bloße Kopfarbeit auf den ersten Blick es ihrer Natur nach scheinen könnte.

Auch der Verfasser der „Verlorenen Handschrift" bietet früh den Anblick eines Gelehrten, dem aus einem Gemütsbedürfnisse heraus die Wissenschaft wert und teuer, ja eine Art von Lebensnotwendigkeit geworden ist.

Es ist bezeichnend für den glücklichen Instinkt und die sorglose Kühnheit des jungen Studenten, daß er sich gleich bei seinem frühesten wissenschaftlichen Versuche eine Aufgabe stellt, wie sie ihm, unserm nachträglichen Dafürhalten nach, ein vorauswissender Genius nicht sinniger und gewinnbringender hätte geben können. Der Grund dafür liegt in der ehrlichen Vertiefung.

Freytag hat das Thema seiner Dissertation, das er zu bearbeiten unternahm, um seiner selbst willen geliebt; es ist ihm nicht bloß Mittel zur Erlangung jener akademischen Ehre gewesen. „De initiis scenicae poësis apud Germanos" lautet der Titel der Schrift (vom 30. Juni 1838), und nachdem er über die Anfänge des Dramas bei den Deutschen gehandelt, wählte er sich die dichtende Nonne Hroswith zum Gegenstande seiner Habilitationsarbeit (1839). Freytags wissenschaftliche Erstlingswerke, zu denen wir dann noch Entwürfe und Pläne des jugendlichen Dozenten rechnen können, bilden eine Einleitung zu seiner „Technik des Dramas" wie zu seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit". Aus den Tiefen der innern Natur heraus hat er gewählt, und wohl der schönste Erdenlohn, den er zu hoffen wagte, sollte ihm werden. Volkskunde will er sich schaffen und wird selber zum Künder und Wortführer seinem Volke.

Die übliche kurzgefaßte Lebensbeschreibung des Verfassers der Doktorabhandlung enthält sachliche Angaben ohne andere zierende Zutat als die gebräuchlichen Schnörkelwendungen der akademischen Höflichkeit.[1])

---

1) S. Beilagen XI.

Als „Opponenten" werden auf der ersten Seite genannt die Kandidaten Richter und Adler und Dr. phil. A. Kuhn, der berühmte Pfadfinder in der indogermanischen Naturmythologie. (Vgl. oben S. 21.)

Freytags Thesen, die den Inhalt der Abhandlung in aller Kürze mitteilen, lauten in deutscher Übersetzung folgendermaßen:

1. Die Bühnenspiele der Deutschen sind aus einer alten Vereinigung heidnischer Jahresfeste des Volkes mit christlichem Kirchenbrauche entstanden.

2. Die Anfänge des Dramas sind bald nach der Zeit der Roswitha anzusetzen.

— Die in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" Hroswith von Gandersheim genannte Dichterin[1]) wird dann in Freytags Habilitationsschrift eingehender gewürdigt.

3. Die Opern haben dieselben Anfänge wie alle übrigen Spielgattungen.

4. Die Fastnachtspiele (joca antepaschalia) sind aus heidnischen Volksfesten entstanden.

5. Wesen und eigenartige Stellung der fahrenden Leute ist deutsch, nicht von römischen Gauklern abzuleiten.

An diese Thesen schließt er die Erklärung: Zu Red' und Rechenschaft stellt sich der Verfasser seinen geehrten Fachgenossen übrigens zur Verfügung.

Wer heute nach Freytags lateinischen Jugendarbeiten greift, tut dies ebensowenig, um über den neuesten Stand der kulturgeschichtlichen Entwicklungsfragen sachliche Belehrung zu suchen, wie er etwa in Schillers Arbeiten von der Militärakademie physiologischen Unterricht erstreben würde. Die bescheidenen Bausteine haben längst ihren Platz am Gebäude der wissenschaftlichen Forschung gefunden, und gewaltigere Quadersteine sind zu neuer Anlage herangewälzt worden. Nicht sachlich, sondern persönlich ist die Teilnahme des Lesers; er wünscht den angehenden Gelehrten in dessen Arbeiten kennen zu lernen.

Dies sind nun sorgsame Leistungen, mit unverkennbarem schriftstellerischem Talente geschrieben. Die wohlgeordnete Schilderung verrät den geborenen Erzähler; lustige Gleichnissprache läßt gelegentlich die dichterische Laune und Begabung durchblicken.

---

1) S. Beilagen XII.

Gleich das Doktorthema ist sinnig angefaßt. Den Verfasser reizt überall ganz besonders das kulturgeschichtlich Eindrucksvolle, beziehungsreich Ergötzliche; und man erkennt die Arbeit eines Menschenkindes, das heiter mit offenen Augen in die Welt blickt. Wie frisch mutet es an, wenn z. B. der Doktorandus in Klammern zu verstehen gibt, daß er in Schlesien katholische Bräuche kennen gelernt habe — „ipse vidi" —, die dem berührten Gedankengange eingeordnet werden können. Dies kulturgeschichtliche Selbstbeobachten ist ein sicheres Kennzeichen dafür, daß in der Brust des Schreibers jener Funken von wissenschaftlichem Genie schlummert, der zur Flamme eigener Leistungen einmal erwachen wird. Der Gelehrte ohne dieses bewußte Fünkchen schanzt sich in überlieferte Dinge ein, ohne die Verbindungsbrücke mit der Gegenwart zu schlagen. In der Hochburg seines Wissens lehnt er außergewöhnliche Belehrungen ab. Vergebens klopft das aufschlußreiche allernächste Leben an, der Burgherr weist dem Störenfried, der ihm doch soviel zu sagen hätte, in tiefer Verkennung des Wissenswerten die Türe. Echte Weisheit aber besteht gerade darin, wie es in einem alten Spruche heißt, daß man von jedermann lernt, und daß also dem Lernenden, beim Stillen des Wissensdurstes, die Schale, in der ihm das Getränk gereicht wird, nicht wesentlich wird, sondern umgekehrt das Trinken, das Vernehmen selber die Mittel der Kenntnisbereicherung zu bestimmen hat.

Was wir hier in den ersten Anfängen gewahr werden, das entwickelt sich bei Gustav Freytag im späteren Leben zu bleibendem, festem Verhalten. Wenn er das Geschehene in den großen geschichtlichen Zusammenhang einordnet, den ihm die akademische Bildung soeben eröffnet hat, so hat das freilich für manchen vielleicht den Beigeschmack des Rührend-Lächerlichen; beim Überblick über das Ganze seines Tuns und Treibens aber verschwindet das Lächeln, und der ordnungsliebende Freund kulturgeschichtlicher Beobachtungen, der die Kinder auf der Straße nach ihren Liedern fragt, der ihre Spiele sich erklären läßt, weil ihm überall auch das anscheinend Unbedeutende und Kleine weitere Zusammenhänge erschließt, der die Trümmer alter Sitten und Bräuche allenthalben wahrzunehmen trachtet und in jeder Lebensäußerung, jeder Aufzeichnung eines Menschen das größere Ganze, dem es angehört, andächtig erkennt und ehrt,[1]) — dieser fleißige lebensfreudige

[1]) Vgl. hierzu Verlorene Handschr. Bd. 1, S. 69 f., 246, 248 f., 345 ff., Bd. 2, S. 423 f.; Bilder Bd. 1, S. 18 f., 22; Erinnerungen S. 315 f.

Tiefsinn verdient wohl ein verwandtes Gefühl der Bewunderung, wie wir es unserm größten Dichter in seinen naturwissenschaftlichen Bemühungen und Entdeckungen oder wie wir es dem weisen amerikanischen Staatsmanne Franklin zollen, wenn er auf seinen atlantischen Überfahrten gleichsam zur Erholung im Dienste der Wissenschaft Untersuchungen anstellt.

Da es sich um die ersten Schritte unseres Dichters auf einem neuen Gebiete handelt, wollen wir der Abhandlung Freytags über die Anfänge des deutschen Dramas verhältnismäßig größere Beachtung als allen ähnlichen späteren geschichtlichen Leistungen schenken. Sie zeigt folgende Stoffverteilung: Der erste Abschnitt handelt von den ältesten, vom Volke selbst begangenen jährlich wiederkehrenden Festspielen der Germanen (De vetustissimis Germanorum solemnibus a populo ipso celebratis S. 8—18). Daran schließt sich ein Abschnitt über die sogenannten fahrenden Leute (de hominibus, qui dicti sunt vagi S. 18—32). Der dritte Abschnitt beleuchtet die Mysterienspiele (S. 32 bis 65), endlich der letzte die scherzhaften Bühnenspiele, die zur Fastnachtszeit aufgeführt wurden (de jocis scenicis, quae ante paschale tempus agebantur S. 65—70).

Die Einleitung erfreut durch den frischen Jugendton. Die lactea ubertas, der breit strömende Wortschwall einer schwungvollen lateinischen Sprache erhöht wohl noch die Begeisterung. Im Deutschen würde man vielleicht sagen: „Gelehrte Untersuchungen haben gezeigt, wie die Literaturgeschichte — besonders die Geschichte des Dramas — auf die Völkerpsychologie Licht wirft.“ Freytags erste Sätze lauten: „Quot et quanta e poesis historia ad cognoscendam populorum naturam, indolem et animi cultum proficiscantur, virorum doctissimorum disquisitiones patefecerunt. Summa vero et plurima ad scenicae poesis studium impellunt.“

Lyrik und Epos seien weit weniger umfassend als das Drama. Gefühlswelt und Heldentaten dort, hier aber volleres, buntes, reichbewegtes Volks- und Menschenleben. Und eine Hierarchie der Künste, die an Wagnerträume erinnert, wird behende genug entworfen; die Künste müßten dem Drama dienen, das Drama aber diene der geistigen und seelischen Erziehung des ganzen Volkes.

Zur Blüte der dramatischen Dichtkunst sei eine gewisse männliche Reife der Gesinnung erforderlich; die knabenhafte Begier nach Fremdem

müsse vorüber und vom Nächsten ausgehende Teilnahme an sich, Vaterland und Menschheit erwacht sein. Man müsse sich mit andern vergleichen können. Freilich reichten die Anfänge szenischer Aufführungen in graue Vorzeit zurück; Volksbelustigungen bei feierlichen Anlässen gingen den eigentlichen Kunstwerken voraus, wie überall so auch bei den Deutschen. Davon solle die Arbeit handeln.

Und nun spricht der Verfasser über die Festesfreuden der Ahnen, wie das alte heidnische Wesen unter der Decke des Christentums halb verachtet, halb gefürchtet sein neckisches Spiel treibt, wie die alten Götter, in Dämonen und Höllenfratzen verwandelt, spukhaft zwischen Heiligen und Marienbildern herumtollen. Kein Weihrauch rottet sie aus. Sie sitzen dem Volke tief im Blute.

Ehrbar und schulgemäß streng ist des jungen Gelehrten lateinischer Vortrag. Und doch kann der Poet sich nicht gänzlich verleugnen. Er hat Freude an farbiger Schilderung. Man wird durch den Stoff in dieser liebevollen Bearbeitung stark gefesselt. Das Buch ist ergötzlicher als zum Ergötzen geschriebene Bücher, es weckt Stimmung, eröffnet Fernsichten, entfesselt die Einbildungskraft wie eine Dichtung, ja oft lebhafter als eine Dichtung. Es wendet sich ja in schmeichelhafter Weise an das eigene Denken und Beurteilen, die eigene Vervollständigungsarbeit des Lesers und teilt ihm in jeder Zeile ein angenehmes Bewußtsein vom Werte der gebotenen Gaben mit.

Gustav Freytag scheint damals den überwältigenden Eindruck empfangen zu haben, den der Geschichtsschreiber Tacitus auf das hierfür empfängliche Gemüt durch seinen Stil ausübt. Neben der erwähnten Fülle und Reichhaltigkeit des lateinischen Ausdrucks, gibt es auch Tacitusanklänge in der kleinen Arbeit, der doch sicherlich die Germania als Vorbild leuchten konnte. Freytag schildert die heidnischen Feste, die Kämpfe des Sommers mit dem Winter, von zwei Jünglingen ausgeführt, oder das Reitertreffen des „Maigrafen“, der den Winter vom Pferde sticht, das Maireiten am Walpurgistage. „Tum epulae, potationes et laetitia“, heißt es in sachlicher Kürze, oder ein anderes Mal: „etiam hic laetitia et exsultatio“.

Vielfach finden wir auch Sitten und Gebräuche erzählt, die in Freytags späteren Arbeiten weitere Ausmalung erfahren.

Wenn in der Abhandlung von den Bräuchen des Christfestes die Rede ist, von der Anbetung der Hirten, den heiligen drei Königen und

andern Weihnachtsaufführungen, so erinnert man sich wohl der schönen Kindheitsschilderungen in Freytags „Erinnerungen"[1]) und versteht, wie der Darsteller mit liebevollem Herzen bei der Sache war, als er der uralten Festtagsfreuden im Heimatlande wissenschaftlich zu gedenken hatte. Der Besuch des Knechts Ruprechts, des Joseph oder Nikolaus bei artigen und ungezogenen Kindern, wird später auch vom Dichter in den „Ahnen" sinnig verwendet.[2]) Doch nicht am Äußerlichen allein haftet des jungen Philologen Interesse. Sein Blick dringt gern in die Tiefe. Da hat er das psychologische Feingefühl des Dichters, der alles, was er sagt, an sich erfahren hat. Er denkt sich in die Gedankengänge der wilden, ihm doch so teuren Vorfahren gleichsam schaulustig hinein, sieht sich in ihrem Innern um und kehrt als ein mit Schätzen der Einsicht beladener Bergmann an die Oberwelt der Tagesgegenwart zurück, um zu berichten, wie es den Leuten der Vergangenheit zu Mute gewesen ist.

So macht er sich an das oft behandelte Problem der Gegensätze beim Aufkommen des neuen Christenglaubens. Er gibt in raschen Zügen dies Bild.

Hie und da wurde Gewalt angewendet, um das Alte auszurotten, bisweilen aber auch ruhige Entwicklung weise vorgezogen, am häufigsten der überlieferte Aberglaube aus Schwäche geschont. Die Gebräuche der Vorfahren werden vielfach geduldet, gelegentlich unterdrückt, doch nicht ausgerottet. Die heidnische Festfröhlichkeit blieb eben der verhängnisvolle Nährboden. So hat sich im Volke mancherlei das ganze Mittelalter hindurch bis auf die Neuzeit hochgeschätzt erhalten, ohne daß dabei noch des heidnischen Ursprungs gedacht würde.

Ein derartiges festes Hinsetzen des Allgemeinen hat neben der Aufzeichnung vieler besonderer Züge einen nicht zu unterschätzenden Wert. Es rahmt ein; es grenzt in großen Linien die Malfläche ab, auf der die kulturgeschichtliche Pinselführung im einzelnen sich ergehen mag.

Wo Freytag von den „fahrenden Leuten" spricht, ist er so recht in seinem Elemente. Die verachteten Sänger, Tänzer, Gaukler, Schauspieler und Possenreißer bildeten den Gegenstand seiner Forschung wohl

1) Erinnerungen S. 50 f.

2) Die Brüder vom Deutschen Hause S. 156 ff.

während der ganzen Lebenszeit. Der Sohn des Bürgermeisters, der Freund des Herzogs von Koburg, der über alles Komödienhafte so stirnrunzelnd besonnen dachte, war, man merkt es an mancher Schalkheit, denn doch im Grunde der Seele kein so finstrer Gegner des festlichen Rausches. Das Theatervölkchen flattert ihm durch Leben und Werke wie die gefiederten Freunde der Lüfte, deren er so oft wie wohl kein andrer Dichter sich erinnert hat. Es steckt in ihm auch ein muntres, der Außenwelt offenes, leichtblütiges Naturkind. Der Schlesier regt sich, wie er den Nationalcharakter selbst mit Meisterhand festgehalten hat. „Er ist lebhaft, gesellig, gesprächig, leicht erregt und leicht befriedigt, schnell im Erfassen des Neuen, aber nicht eben so stark an Ausdauer, an beharrlicher Kraft. Eifrig und sanguinisch, wird er leicht von einem Extrem ins andre gezogen, seine Phantasie schafft ihm schnell Ideale, aber sein leichter Sinn läßt ihn nicht zu einem tragischen Kampf mit der Wirklichkeit kommen. Schlesien ist das Land der Gelegenheitsgedichte, der geselligen Kalenderfeste, der Ressourcen, Klubs, Harmonien und Humanitäten ..."[1])

So konnte Freytag fröhlichen Sinnes über die Künste und Stimmung der Fahrenden schreiben; er selbst sollte der heitern Muse mit Polterabendscherzen und Maskenzügen als verläßlicher Gelegenheitsdichter seinen Tribut früh und reichlich entrichten. Verglich er später mit geschichtlichem Spürsinn die allgemeine Entwicklung der dramatischen Kunst im Volksleben mit dem persönlichen Wirken und Wollen, so konnte er gute Hoffnung für die Zukunft fassen, denn aus festlich geselligem Treiben hatte sich ja die veredelte Schönheit, das geschlossene Drama, allmählich ans Licht gerungen. Ein Lieblingsgedanke ist ihm bei solcher Freude an einer aufsteigenden Entwicklung im Reiche der Schönheit, jenes sittlich erfreuliche Gegenbild des kulturgeschichtlichen Hinabsteigens aller Daseinfreuden aus den Höhen bevorzugter Stände in die Tiefen des Volkes.[2]) Die Teilnahme für den kleinen Mann kommt anderwärts noch deutlicher zu Worte. Man fühlt die später ja oft und stark ausgesprochene Gesinnung schon in dieser Doktorarbeit zwischen den Zeilen heraus. Das Herz hat die

1) Grenzboten 1849, Nr. 3. Vgl. dazu Bilder Bd. 1, S. 65 f., Bd. 2, S. 155 ff., 168 ff., Bd. 4, S. 318; auch In Breslau S. 170. „Das Singen und Spielen läßt der Schlesier nie." Erinnerungen S. 144.

2) S. Beilagen XIII.

Feder geführt, wenn es einmal heißt „quod communis miseria et humilitas arctissima hominum vincula sunt“ oder wenn er in seinem säuberlichen Latein berichtet, wie die Possenreißer an den Festtagen, an denen die alte Sitte die untersten und elenden Menschen froh machte, dem Volke Lust und Losgelassenheit zumeist erhöhten.

Den fahrenden Leuten war unser Dichter gut, ja seine edelsten Gestalten haben einen Zusatz von Vagantentum, von unverwüstlich zäher Lebensfreudigkeit und schelmischer Anmut. Gern hat er seinen Helden einen lachenden Gesellen mit auf den Weg gegeben. Es ist, als habe in dem verfügbaren Theaterpersonal dieses Direktors ein talentvoller Charakterkomiker immer nach neuen Rollen verlangt und sich nicht gern vom Bühnenspiele ausschließen lassen. Hier in der Doktorschrift erkennt man den auch in der wissenschaftlichen Betätigung sich regenden Drang, die lustige Figur mit freundlichem Verständnis zu begrüßen.

Recht anziehend sucht der Verfasser sich den üblen Ruf seiner Freunde zu erklären. Es ist nicht zu leugnen, daß Kirche und Staatsgesetz das verdächtige Gesindel der Landstraße schroff behandelten. Von den Segnungen der bürgerlichen Gesetzgebung wie von den Heilsspenden der christlichen Gemeinschaft sahen sich die Berufsvorfahren Shakespeares und Molières so ziemlich vollständig ausgeschlossen. Im Jahre 1450 wird ihnen erlaubt, einmal im Jahre, am Osterfeste, das heilige Abendmahl zu nehmen. Sonst waren sie also ehrlichen Christenmenschen nicht ebenbürtig, und der Rechtsschutz, den sie genossen, war ebenfalls mangelhaft.

Wenn sie trotzdem sich unausrottbarer Beliebtheit erfreuten, wenn sie trotz der öffentlichen Geringschätzung bei der Menge dennoch wieder und wieder wo nicht Ansehen, so doch Wohlwollen fanden, und nicht nur bei der Menge, von der Freytag sagt: multitudo benevolentiam et studium in eos contulit, sondern sogar bei würdigen Seelsorgern, die es nicht verschmähten, sich gemütlich herablassend und freigebig zu ihnen zu stellen, — welch zauberhaften Reiz, welchen „Charme“, im eigentlichen Sinne des französischen Fremdworts, müssen diese Hexenmeister besessen haben? So fragt sich Freytag, und die Antwort, die er sich hierauf gibt, lautet so:

Zum Festefeiern waren die Leute nötig. Zur Erhöhung der Lustbarkeiten mit ihren Spielen und Scherzen schienen sie, die von

Rechts wegen verachtet werden mußten, unentbehrlich. Verachtung und Begehrtheit in reizvoll schillernder Mischung müssen aber noch tiefere Gründe haben. Freytag erklärt: Der rohe Mensch beleidigt niemanden so leicht und so unverschämt wie den Possenreißer, der, um andre zu ergötzen, sich selbst zum Gespötte macht. Dazu kommt, daß die fahrenden Leute nicht selten durch Torheit und seltsamen bunten Aufputz auf die Zuschauer zu wirken suchten. Der heilige Zorn der Kirche ist indessen nicht so sehr hierin begründet als vielmehr in dem wohl empfundenen, dunkeln Zusammenhange dieser verächtlichen Volkslieblinge mit dem alten Heidentum. Heidnisches hing ihnen allenthalben an, denn es waren da Sänger, die mit alten Liedern zur Verherrlichung einer Vorzeit, die nichts vom Christentume wußte, den Hörern das Gemüt in unerwünschter Richtung erregten.

Freytag erzählt, wie der Volkssänger mit dem Aufblühen der höfischen Kunst in niedere Schichten gedrückt, wie aber die echte uralte Überlieferung des Epos gerade den Geringgeschätzten verblieben sei, und deutet an, wie denn auch in diesen Gesängen der Spielmann seinen Berufsbruder keine unvorteilhafte Stellung einnehmen lasse.

In großem Überblick erschauen wir das allmähliche Emporkommen der gescheiten Gilde; und wie aus der Astrologie des Mittelalters die Astronomie der Neuzeit sich herauslöst, scheint vor unsern Augen aus dem Gaukler- und Wunderdoktorentum sich im kulturgeschichtlichen Entwicklungslaufe allerhand Tüchtiges emporzuringen: ärztliche Wissenschaft und die hohe Kunst der Bühne, poesievolle Darstellung der Vergangenheit, wie sie der Verfasser der „Ahnen" verstand, und kritische Geschichtsforschung, zu der sich der junge Gelehrte gleichfalls heranbildete, Musik, und, um auch der Prosa gerecht zu werden, Weltverknüpfung durch Verkehr und Botschaft von Land zu Land, — Nachrichtenverbreiter aller Stilarten und Journalisten.

Was die Quellen dieser ersten Arbeit anlangt, so wird als Gewährsmann dankbar und ergeben namentlich Jakob Grimm genannt. Diesem erlauchten Lehrmeister folgt der Germanist besonders gern.[1])

1) Eine verständnisinnige Würdigung der Brüder Grimm hat später in den Grenzboten (1865, No. 52) ihren Platz gefunden und ist von da auch in die Gesammelten Werke übergegangen. (Ergänzungsband 1 [Elster] S. 338 ff.) Von dem „Begründer der deutschen Sprachwissenschaft", dem Zeitgenossen Savignys und Niebuhrs, spricht Freytag wie von einem weisen Sänger der Vorzeit, der die

Nach wohlbestandener Doktorprüfung in Berlin hält sich der junge Gelehrte im nächsten Jahre wieder in Breslau auf.

Über seine Schicksale als Privatdozent hat Erich Schmidt einige fesselnde Aufzeichnungen aus den Breslauer Universitätsakten veröffentlicht.[1]) Daraus entnehmen wir folgendes.

Am 10. Januar 1839 schrieb Gustav Freytag an den Kurator und am 19. an die philosophische Fakultät, um die „venia docendi" zu erbitten. Es sind drei Disziplinen, für die er sich als Privatdozent habilitieren möchte: 1. deutsche Grammatik, besonders altdeutsche und mittelhochdeutsche, und Interpretation deutscher Klassiker, 2. Literaturgeschichte und 3. Mythologie der deutschen Volksstämme; sodann drei Gegenstände, die er, für den Fall der Annahme des Gesuchs, zum Kolloquium vorschlägt: 1. über Charakter und Veränderungen der epischen Volkspoesie des Mittelalters, 2. über die Poesie des 12. Jahrhunderts, 3. über die Spuren des Heidentums in der älteren deutschen Literatur.

Im Kolloquium kam Freytag als Schüler Lachmanns auf die dem Nibelungenliede zugrunde liegenden Volkslieder zu sprechen. Er gab alsdann seine Habilitationsschrift „De Hrosuitha poetria" in Druck und hielt am 4. Mai die öffentliche Vorlesung „De studio litteris germanicis in academia impendendo." Professor Stenzel schrieb ihm darauf[2]): „Euer Wohlgeboren zeige ich ergebenst im Auftrage der philosophischen Fakultät an, daß dieselbe Sie, nach überstandenem Colloquio, Verteidigung Ihrer Abhandlung und gehaltener Probevorlesung unter die Zahl ihrer Privatdozenten und zwar für das Fach der deutschen Sprache und Literatur aufgenommen hat."

Geheimnisse der Götter und Menschen mit begeistertem Blicke schaut, und rühmt herzlich „die gehobene, lautere und kindliche Gelehrtenseele". In der Dissertation wird auf Seite 8 die „Deutsche Mythologie" angezogen. „Ex eodem libro quae hic sequuntur maxima e parte didici", beeilt er sich hinzuzufügen. So steht in der Anmerkung zu lesen; vier Seiten später im Text begegnet uns aufs neue die liebenswürdige Versicherung: „Qua in re me praecipue J. Grimm V. Illustrissimi sententias secutum esse grato et pio animo confirmo". Vergl. auch S. 17. Ferner wird v. d. Hagen dankbar genannt, auch der vir illustrissimus C. Lachmann nicht vergessen.

1) Euphorion. Zeitschr. f. Literaturgesch. Bd. 4 (1897) S. 91 ff.

2) Brief im Nachlasse.

Freytag durfte nun für das laufende Sommersemester bereits folgende Vorlesungen anzeigen: gratis, deutsche Mythologie zweistündig, privatim deutsche Sprachlehre dreistündig, privatissime althochdeutsche Grammatik zweistündig.

Im August und September nahm er Urlaub, um in den Bibliotheken von München und Wien zu arbeiten.[1] Ebenso kam er im Jahre 1840 um Urlaub ein zum Gebrauch von Seebädern und zu Studien in Berlin und Wolfenbüttel.

Hier war nun also alles soweit glatt verlaufen. Über rauhe Behandlung aber hatte er sich seitens einer andern staatlichen Behörde zu beklagen.

Im Frühjahr 1839 nämlich war der dreiundzwanzigjährige Privatdozent um Aufschub seiner Dienstzeit bis zum Herbst beim elften Regimente eingekommen. Der Aufschub wurde bewilligt. Nichtsdestoweniger geriet er in Strafe, als er, bald nach dem 13. Juli, einer Zeitungsaufforderung, daß alle Dienstpflichtigen des Jahrgangs 1816 bei der Polizei sich sofort zu melden hätten, nichts Böses ahnend folgte und sich später vor der Ersatzkommission stellte; er wurde seines Rechtes, als Einjähriger zu dienen, weil er sich nicht rechtzeitig zum Dienst gemeldet hätte, enthoben und in Eid und Pflicht genommen. Der betrübte Vater machte eine Eingabe an den König. Gustav aber erkrankte in Kreuzburg nicht ungefährlich an einem gastrischen Fieber, so daß er nicht rechtzeitig zum Dienste in Breslau antreten konnte. „Der Vater," heißt es in den Erinnerungen, „zeigte der Ersatzkommission an, weshalb ich verhindert war, am Tage einzutreffen, und legte ein Zeugnis des Kreisphysikus bei, aber umgehend erging der Bescheid an den Landrat, ich sollte sofort per Schub zum Regiment geschafft werden." Der Kranke wurde nun bis zur Dienstfähigkeit vom Regimentsarzt behandelt, dann lernte der junge Dichter eine Zeitlang das Kasernenleben kennen,[2] gab dabei das Dozieren nicht auf, ja bestieg, was Anstoß erregte, bisweilen in der Kommißjacke das Katheder. Bald aber verfiel er einem hitzigen Nervenfieber, mußte einige Wochen lang Revierkranker bleiben und wurde endlich als Armee-Reservist entlassen, um erst in der mütterlichen Pflege daheim zu genesen. — Ein Führungs-

1) Erinnerungen S. 178; Ges. W. Bd. 1, S. 123.

2) Verwertung dortiger Erfahrungen vielleicht in den Geschwistern (Klotzing, Spieß, Vogt im „Freikorporal bei Markgraf Albrecht").

attest vom 28. Januar 1841 bescheinigt, daß er als Einjährig-Freiwilliger[1]) im 10. Infanterie-Regiment, 6. Kompagnie, drei Monate lang sehr guter Aufführung sich befleißigt habe.

Im Jahre 1842 wurde Professor Hoffmann von Fallersleben infolge des zweiten Teils seiner Unpolitischen Lieder des Universitätsamtes enthoben. So herzliches Wohlwollen Freytag dem befreundeten Norddeutschen zollen mochte, dem er die erste Einführung in das germanistische Gebiet verdankte, für das unbehagliche Pathos einer spöttischen Unzufriedenheitslyrik hatte er nicht viel übrig.[2]) Er kam im Februar 1843 um eine außerordentliche Professur ein. In diesem Schreiben gibt er Rechenschaft über seine Lehrtätigkeit und Pläne.[3]) Dabei fällt die Äußerung: „Daß ich den Wunsch hege, unsere Literatur nicht nur zu lehren, sondern auch durch eignes Schaffen fortbilden zu helfen, darf ich hier, wo es sich um meine wissenschaftliche Brauchbarkeit handelt, kaum anzuführen wagen." Theodor Jacobi, der sich gleichzeitig um die Stelle bewarb und ihm vorgezogen wurde, schreibt: „Seit Ostern 1840 habe ich mit Ausnahme des letzten Sommersemesters Collegia über deutsche Sprache, Literatur und Geschichte gelesen und mich ganz besonders bemüht, durch Privatvorträge und Privatissima Sinn und Lust für eine ganz streng grammatische Kenntnis der ältesten germanischen Sprachen zu verbreiten, weil ich der Überzeugung bin, daß nur dadurch ein wissenschaftliches Studium der späteren deutschen Sprache möglich ist und die deutsche Philologie an den Universitäten zu einem wahren geistigen Bildungsmittel werden kann, während sie sonst nur gar zu leicht zur Pflegerin eines gewiß nicht gefahrlosen schöngeistigen Dilettantismus unter den Studierenden wird . . ."

Diese Sprache schien dem strengen Antlitze der Wissenschaft besser angemessen. Die Arbeiten des Mannes, aus dessen Mund sie ertönte, trugen denn auch den Sieg über unsers Dichters schöngeistige Versprechungen davon. So hatte die Pforte des Gelehrtenheiligtums

---

1) Am 31. Oktober 1840 war die Zulassung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst ausgesprochen, der Bitte des Vaters, Gustav wegen Kränklichkeit gänzlich von der Dienstpflicht zu befreien, jedoch die Erfüllung verweigert worden.

2) Vgl. Erinnerungen S. 146 f.

3) Von geplanten Arbeiten siehe einige fesselnde, im Nachlasse erhaltene Fragmente: Beilagen XIV.

einstweilen die Ungefälligkeit, sich vor dem Anklopfenden schließen zu wollen und allzu lange verschlossen zu bleiben. Dem ungeduldigen Jüngling wenigstens war das Erlebnis wohl zunächst ein lähmendes Memento für seine akademische Laufbahn, andrerseits vermutlich ein aufstachelndes Memento vivere für sein dichterisches Gelüsten. Die Universität hatte ganz recht, diesen hellen Geist seine freien Pfade wandeln zu lassen; ihr durfte an seinem wissenschaftlichen Auftreten nicht soviel wie an dem Theodor Jacobis gelegen sein. Die in den Beilagen [1]) veröffentlichten Auszüge aus erhaltenen Vorlesungsnotizen zeigen uns zwar einen schwungvollen Redner, aber darauf wurde der maßgebende Wert nicht gelegt. Auch der Erfolg des beliebten Dozenten mit seinen Vorlesungen über deutsche Dichtung konnte der Entscheidung keine für Jacobi ungünstige Richtung geben. Theodor Jacobi erhielt die außerordentliche Professur und folgte bereits im Herbste 1844 einem ehrenvollen Rufe nach Marburg.

Gustav Freytag hatte keinen Grund, diese für seinen Gelehrtenehrgeiz zunächst peinliche Wendung der Dinge zu beklagen. Er berichtet, daß er durch den unablässigen Zug zu eignem Schaffen gerade in der Zeit gestört wurde, wo ihm für eine fruchtbare akademische Tätigkeit die größte Sammlung nötig gewesen wäre. So schied er denn mit der Hoffnung, ein ihm glücklicheres Gelände zu betreten, achtundzwanzigjährig von dem Kreise der Breslauer Dozenten. Die äußere Veranlassung gab die Weigerung des verdienstvollen Stenzel, der den jungen Dichter daran verhinderte, auch das Gebiet der deutschen Kulturgeschichte, das vor ihm ressortmäßig geschützt war, mit seinen Vorlesungen unsicher zu machen. „Die Welt," schreibt Freytag, „hat völlig nichts daran verloren, daß mir dies Collegium nicht gestattet werden wollte; denn was ich etwa von den Zuständen aus deutscher Vergangenheit den Zuhörern hätte berichten können, das mitzuteilen habe ich mir später mit reiferem Wissen doch nicht versagt, wenn auch in andrer Form."

In andrer Form! — Was die Menschheit im ganzen durchmacht, ja die ganze Tierheit auf Erden zu erleben scheint, nämlich eine fortwährende secessio plebis in montem sacrum der Form, das spiegelt sich auch im Mikrokosmos jedes arbeitsamen Einzellebens. Selten aber sehen wir ein so klares Beispiel solchen Vorganges wie in den

---

1) S. Beilagen XV.

Schriften Gustav Freytags, die seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" vorausgingen und zu ihnen hingeführt haben. Wie jeder Mensch stand der junge Geschichtsforscher mit großen Wünschen zunächst nur als ein guter baumeisterlicher Wille dem ungeheuren Chaos seines Stoffes gegenüber. Nun galt es fürs erste, in diesem uferlosen Meere der Erscheinungen, sich als ein tapferer Robinson irgendwo auf einer Insel niederzulassen und eine Heimstätte zu gründen, also der gefahrvollen Unordnung der Elemente ein schmuckvolles Ordnungsreich, einen kleinen Kosmos, entgegenzustellen, in dem er nach seiner Weise leben und des Lebens in vorläufigen Leitgedanken froh werden könnte.

In diese Zeit fallen die in den Beilagen mitgeteilten Aufzeichnungen des jungen Freytag.

Wie ist es zugegangen, daß Freytag von dieser philosophierenden Form der Geschichtsbehandlung hinweg gelangte zu der späteren Form, der man hohe Reife gerade deshalb zuerkennen muß, weil sie den Stoff so wenig gewalttätig anpackt, weil sie dem Stoff so sehr überall gerecht wird?

Ein Blick auf die frühen Versuche, die uns im Nachlasse begegnen, ist in dieser Beziehung ungemein lehrreich, vielleicht fast nicht so sehr der mitgeteilten Stücke selber wegen, als wegen des allgemein menschlichen Verfahrens, das wir an diesem besonderen Falle deutlich erkennen. Wir bemerken nämlich hier wieder einmal, wie triftig des Aristoteles tiefsinniges Wort ist, daß im Kunsterzeugnis das Ganze, nämlich die leitende Zweckidee, früher ist als die Teile. Ja wir sehen, daß, so seltsam es klingen mag, in gewisser Weise die Form im Geiste dem Erfahrungsstoffe vorausgeht. Was uns in Freytags frühen Aufzeichnungen begegnet, ist namentlich das Bestreben, die noch unbestimmte Erfahrungsfülle nach etwas gewaltsam ordnenden Bestimmungen zu gliedern und schematisch zu gruppieren. Es verhält sich zu dem ausgeführten Werke wie eine sehr abstrakte Form zum konkreten Anschauungsinhalt. Nun möchte man doch aber zunächst umgekehrt meinen, daß es natürlich wäre, wenn zuerst der Stoff gegeben ist und daraus dann eine Organisation dieses Stoffes sich zu entwickeln hat. Das ist auch unwidersprechlich richtig, nur geht es in jeder kleinen Arbeit so zu, wie im Verlaufe der menschlichen Dinge überhaupt, wie z. B. auch in der Entwicklung der Gesellschaftsformen der Menschheit.

Darwin lehrt, auf Grund einer reichen Erfahrung: Irgend eine Regierung sei besser als gar keine Regierung. Es kommt zunächst darauf an, daß irgend eine Form erst einmal zur Herrschaft über das blinde Ungefähr gelange. Der Regierungsantritt der Form ist die Geburtsstunde der selbstherrlichen Menschheit; es ist damit aller Weisheit Anfang gegeben. Der natürliche Urzustand ist überall ein Übermut des unbeherrscht Stofflichen; und erst spät lernt sich die Form als Herrin und Gebieterin über den Stoff emporschwingen. Das geschieht nun aber anfangs wiederum in einer allzu übermütigen Weise. Der Pendelschlag geht aus der Anarchie in die Tyrannis über. Nun wird zwar regiert, aber nicht mit Vernunft, sondern mit Gewaltmaßregeln. Das ist in der Geistesgeschichte der Menschheit die Zeit jener radikalen Verneinungen gegen dies und jenes, was dem Geiste, der seiner Herrlichkeit nicht sehr gewiß ist, Mißtrauen einflößt. Noch kann alsdann die Form nicht sprechen, wie der als Erlöser gepriesene Aufheber des jüdischen Gesetzes sprach: „Mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." Allmählich jedoch wird das militaristische Zeitalter, wie ein großer Soziologe es nennt, abgelöst durch gelindere Formherrschaft. Je tiefer die Form den Stoff versteht, je vollständiger der Geist die Erfahrungen des Leibes und des Lebens im vernehmenden Gedächtnis aufspeichert und berücksichtigen lernt, um so republikanischer wird die Regierungsverfassung der Form; es ist der gesetzgebenden Körperschaft eine in tieferer Besonnenheit ratende Behörde an die Seite getreten. Es bilden sich die feinen Hemmungen der Überlegung allenthalben aus, durch die sich der Kulturmensch vom Wilden, der ein Sklave seiner ersten Regungen ist, unterscheidet. Dem Ideal der Weltflucht und Selbstentleibung des Daseins, wodurch wenigstens die Überlegenheit eines formenden Willens, wenn auch noch brutal und unvernünftig, angebahnt wird, darf nach und nach das Ideal Spinozas und Goethes folgen: Gedenke zu leben! Das heißt nicht unter der Pöbelherrschaft niederer Triebe und auch nicht unter der Tyrannis einer fixen, weltfremden Idee, sondern, wenn dieser Gegensatz zur ursprünglichen barbarischen Anarchie des Stoffes erlaubt ist, im Hinblick auf eine überall freie, vernünftige, durch Kritik aller Teile zwar niemals vollendete, aber als Ideal aufzustellende Panarchie der Form.

Viertes Kapitel.

Allerhand dramatische Versuche: Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen 1841; Dornröschen 1842/3; Die Tscherkessin 1842/3.

An geselligen Zerstreuungen fehlte es in Breslau nicht. Freytag war Mitglied des Künstlervereins und als solches vielfach Festdichter und Gelegenheitslyriker. Professor August Kahlert, ein musikverständiger Ästhetiker, leitete den Verein. Der juristische Privatdozent Dr. August Geyder erwies sich als ein unübertrefflicher Narrenkönig, bis ihm freilich das lustige Narrentreiben zu ernsterer Arbeit den festen Sinn zerstörte. Hoffmann von Fallersleben zollte seinen Tribut an Gesellschaftsliedern. Es war ein fröhlicher Kreis, in dem Freytag verkehrte und wohl auch seinen Sang erschallen ließ.

Als Vorsteher im akademischen Klub hatte der junge Dichter die Talente eines Festordners zu entfalten. Er hatte mit prüfendem Polizeiblicke die Paare zu betrachten, die zur Française antraten, er erhielt Schleifen der Hochachtung beim Kotillon. Er sah sich in Weinstuben um und sammelte die Stimmungen, die besser noch als zu lyrischen Ergüssen später in „Soll und Haben" zu erfreulicher epischer Gestaltung die Unterlage schufen. Einladungen in Familien und aufs Land, häuslicher Verkehr mit dem feinen älteren Fräulein Agnes Franz,[1] Freundschaft mit den angesehenen Kaufleuten Theodor Molinari und Karl Milde, dem Geschichtsprofessor Richard Röpell, dem Oberbürgermeister Pinder, Mitarbeiterschaft am Musenalmanach — er war Herausgeber des Musenalmanachs der Universität Breslau für das Jahr 1843, in dem auch [illegible] Weinhold und M. v. Strachwitz sich vernehmen ließen —, dann nicht zu vergessen: die Beschäftigung mit ernsterer

1) S. Erinnerungen S. 162 ff.; Ges. W. Bd. 1, S. 113 ff.; Grenzboten 1850, 45 (Bd. 4, S. 733 ff.). Über Freytag im literarischen Nachlaß von Agnes Franz vgl. Beilagen XVI.

Angelegenheit, mit sozialer Fürsorge zur Linderung des schlesischen Weberelends, dazu stilles wissenschaftliches Materialsammeln für damals unausgeführt gebliebene größere Arbeiten, endlich auch Verkehr mit der Bühnenwelt, füllten die Zeit des jungen Gustav Freytag in Breslau aus. Berthold Auerbach und Karl von Holtei traten ihm damals näher; er selbst begann auch seinem Namen geachteten Klang zu verschaffen.

Im Jahre 1841 hatte er, wie es in den Erinnerungen heißt,[1] „mit großer Wärme und Freude und sehr ungenügender Kenntnis der Bühne“ sein Lustspiel „Die Brautfahrt“ vollendet. Da las er in der Zeitung eine Bekanntmachung der Hoftheater-Intendanz zu Berlin, worin diese einen Preis für ein Lustspiel höheren Stils aus der Gegenwart ausschrieb. Freytag entschloß sich zur Einsendung seiner Arbeit, obwohl diese nicht in der Gegenwart spielte, sondern einen Stoff aus der Vergangenheit des Hauses Habsburg, die Werbung des Erzherzogs Maximilian um Maria von Burgund, behandelte. Er sagte sich: bekomme ich wahrscheinlich auch nicht den Preis, so kann ich doch auf baldige Beurteilung rechnen und — „man kann immerhin nicht wissen, was geschieht“. Was im März des Jahres 1842 geschah, war denn auch geeignet, das Herz des jungen Dichters mit großer Freude zu erfüllen: Sein Preislustspiel war unter den vier sieghaften Stücken, die die Berliner Intendanz (Graf Redern) gekrönt hatte. Dem künftigen Verfasser der „Journalisten“ ging es also in diesem Falle glimpflicher als dem Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung“, dessen Preisschrift über das Fundament der Moral um jene Zeit (30. Jan. 1840) von der Kgl. Dänischen Sozietät der Wissenschaften zu Kopenhagen die begehrte Krönung nicht erlangt hatte. Vor dem Richtstuhle der Nachwelt aber werden bisweilen sogar Preisrichter zu erscheinen haben.

„Die Brautfahrt“ oder „Kunz von der Rosen“ ist das erste aufgeführte, gedruckte und in die Werke aufgenommene Drama Freytags. Fuggers Ehrenspiegel des Hauses Österreich hat den bereits poetisch bearbeiteten Stoff zu dem Stücke hergegeben. Es ist noch ein Ritterstück, aber doch auch schon ein Lustspiel. Das kriegerische Pathos kommt nicht dräuend zur Erscheinung, höchstens schellenumklingelt. „Bella gerant alii, tu felix Austria nube!“ Aus der politischen Heiratschronik der Habsburger bringt der junge Dramatiker die roman-

1) Erinnerungen S. 151.

tisch verklärte, abenteuerreiche Werbungsgeschichte des von Anastasius Grün besungenen „letzten Ritters“ Maximilian als heiteres Spiel auf die Bretter, ein Stoff, der einst bereits vom handelnden Helden selbst im dichterischen Faltenwurfe der damaligen Mode zur Schau gestellt worden war.

Gleich weit entfernt von der prosaischen Nüchternheit des Geschichtsschreibers, der sich vom Glanze der Romantik nicht bezaubern und blenden lassen möchte,[1]) wie von der allegorischen Sinnigkeit in dem Gedichte vom „tewerlich“ denkenden Freier, dem Fürwittig, Unfalo und Neidelhart die Straße sperren, hält sich Freytags Werk an eine heiter menschliche Auffassung des Gegenstandes. Julian Schmidt hat den Kern herausgeschält, wenn er über die Lieblingsfigur des Dichters in diesem Stücke, den im Untertitel genannten ‚Kunz von der Rosen‘, den Hofnarren des Maximilian, schreibt, er mache sich über sein edles Gefühl lustig, um nicht in falsche Empfindsamkeit zu verfallen, er setze die Narrenmaske auf, um den Ernst und die Innigkeit seines Auges zu verstecken.[2]) Die Gestalt dieses gesprächigen Hanswursts mit dem weichen Herzen ist wohl als die eigentliche Hauptleistung aufzufassen.

Die Handlung verteilt sich auf die fünf Akte folgendermaßen:

Während der vier ersten Akte reist Maximilian seiner Braut entgegen, die inzwischen allerhand Anfechtungen zu erdulden hat, erst im letzten wird das Liebespaar vereinigt. Auf Seiten des Bräutigams häufen sich Abenteuer über Abenteuer; das Gegenspiel ist geschäftig am Werke, ihn von seinem holden Ziele abzudrängen. Auf Seiten der in Gent weilenden Verlobten gleichfalls die mannigfachsten Widerstände, die sie mit treuem Herzen zu überwinden weiß. Ihm ist der lustige Rat Kunz an die Seite gegeben, ihr die Oberhofmeisterin Frau von Halwyn und als mütterliche Freundin Margarethe von England, Karls des Kühnen Witwe. Der Hauptgegenspieler Ludwig XI. von Frankreich tritt nicht

---

1) Vgl. die Charakteristik Maximilians in Schlossers Weltgeschichte Bd. 10, S. 291 und 299.

2) Julian Schmidt: Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. Zweite Auflage 1855, Bd. 3. Die Gegenwart (An Gustav Freytag), S. 366 f. Schmidt sieht hier den Schlüssel zu Freytags sämtlichen Charakteren. Es handle sich um den Kampf eines edlen, starken Gemüts gegen das Übergewicht seines eigenen Idealismus. Das sei überhaupt ein charakteristischer Zug der Zeit, die sich an falschen Idealen berauscht habe.

persönlich auf, wirkt vielmehr durch seine Werkzeuge, und zwar hier durch den Barbier Oliver und dessen Verräteranhang gegen Maximilian, dort gegen die Herzogin Maria durch den Bischof von Lüttich, der, selbst dem französischen Einflusse unterworfen, einen Teil der Bevölkerung zu feindseliger Haltung veranlaßt.

So stellt das Ganze in der Hauptsache gleichsam den Lauf zweier einander entgegeneilender Ströme dar. Die dramatische Bewegung liegt in den Kämpfen jedes der beiden sich Suchenden und vielfach Aufgehaltenen gegen die Hemmnisse, die, wie Steine im Gießbach, Gischtwellen aufschäumen lassen. Von einem innerlichen Wandel, einer Gesinnungsentwicklung im Verhältnis der Liebenden kann nicht die Rede sein. Sie kennen sich nicht von Angesicht zu Angesicht; nur eine Jugendverlobung und ein geheimnisvoller Glaube, daß eins für das andere bestimmt sei, hat das zarte Band gewoben. Freytag verkannte später nicht die Bedenklichkeit eines solchen, scharf ausgedrückt: seelenlosen Stoffes für das Drama.[1]) Wie er sich jedoch herausgeholfen und in Einzelheiten echten Bühnensinn an den Tag gelegt hat, kann durchaus erfreulich anmuten. Heitere Einfälle stehen ihm bei der dichterischen Verknüpfung der Begebenheiten reichlich zu Gebote.

Zuerst sei betrachtet, wie Maria von Burgund ihren lieben Herrn Maximilian erwartet.

Sie darf nicht müßig sitzen, während er sich zu ihr durchschlägt. Wir verlangen dramatische Betätigung.

Mit einem Volksaufruhr wird das Stück eingeleitet. Die Bürger von Gent schlagen Lärm. Eine Szene nach dem herrlichen Egmontvorbilde, an das wir schon im Hussiten denken mußten, schildert allerdings nur in gedrängter Kürze die wogende Bewegung der beunruhigten Menge. Der König von Frankreich sei in Flandern eingefallen, der Stadt drohe Gefahr; die Herzogin und ihre Räte wollten Burgund an das deutsche Reich verkuppeln; diesen Wildfang, den Maximilian, wolle die Herrin heiraten! Das dürfe man nicht leiden! Hinaus mit den schlechten Räten, und die Herzogin möge dem Dauphin von Frankreich sich anverloben!

Den Schreihälsen tritt Maria würdevoll entgegen. — Das erfahren wir freilich nur aus dem Munde ihrer Oberhofmeisterin zu

1) Erinnerungen S. 159 f.

Beginn des zweiten Aktes. Alsbald aber sollen wir sie auch als beherzte und kluge Vertreterin ihrer Meinung auf der Bühne kennen lernen.

Die feindlichen Räte stellen sich ihr mit selbstsüchtigen Anliegen in wohlgefügter Rede Mann für Mann entgegen. Adolf von Ravenstein begehrt ihre Hand für seinen Sohn Philippus. Der Herzog Johann zu Cleve will ihre und ihres Landes Zukunft an die seine fesseln. Der Bischof von Lüttich spricht zugunsten Frankreichs und setzt ihr mit heftiger Beredsamkeit zu, so daß eine leidenschaftliche Spannung erzielt wird, was die Bedrängte antworten, wie sie sich wehren möge.

Sie aber schlägt jedem die Waffe in geschickter Weise aus der Hand. Auch als Philippus, der Spielgenosse ihrer Kindheit, der Vetter, für den sie schwesterlich freundschaftsinnig empfindet, als auch er, nach seines Vaters ehrgeizigen Wünschen als ein Freiwerber naht, wird er freundlich, aber streng zurückgewiesen.

Als Moment „der letzten Spannung", wie es in der Technik des Dramas heißt, hat der Dichter den Umstand, daß der Herzogin Maximilians leibliche Gestalt noch nicht bekannt ist, in lustspielhafter Laune ausgenützt. Heimlich wird ihr zugetragen, Max sei bucklig. Sie glaubt es nicht, aber eine leise Beunruhigung ist ihr vielleicht doch beigebracht worden; jedenfalls vermutet dies die wohlwollende Margarethe und wünscht sich von der Untriftigkeit solcher üblen Botschaft in aller Stille vorerst persönlich zu überzeugen. Dies geschieht im letzten Akte. Sie beobachtet den Bräutigam und bringt ihrer lieben Stieftochter freudestrahlend einen beglückenden Bescheid.

Der Dornenpfad des ritterlichen Bräutigams entspricht, gegenüber diesem Penelopedrama, der Irrfahrt des Odysseus. Es ist wohl ein wenig zu episch empfunden, wenn eine abwechslungsreiche Folge von Bühnenbildern uns über die Erlebnisse hier und dort, von ihr und von ihm, auf dem Laufenden halten muß. Maximilian und sein treuer Narr Kunz sind vier Akte lang unterwegs; sie haben sich mit allerhand Gaunerpack in französischen Diensten, das ihnen die Fahrt hindern möchte, herumzuschlagen. Ein prahlerischer, aber im Grunde nicht unedel denkender Raufbold soll Maximilian in eine Falle locken; doch gibt er sich nicht dazu her, sobald er Unrat wittert. Endlich werden alle Gegner, die gutartigen und die bösen, gehörig in

Schach gehalten. Besonders ergötzlich ist die versöhnlich wirkende Überrumpelung des wackern Ravenstein und seines Sohnes, der aus einem Nebenbuhler Maximilians zu dessen Freund und Anhänger gemacht wird.

Der Reiz der Arbeit beruht in der sauberen Kleinmalerei. Maximilian wird als herzenslauterer, sonniger Held kenntlich gemacht. Er ist voll guten Mutes, wünscht sich Abenteuer, wo das Herz lustig an die Rippen schlägt und der Mann fühlt, daß er ein Mann ist. Er hat es also nicht übermäßig eilig. Als er vor einem Hinterhalte gewarnt wird, überlegt er sich die Angelegenheit recht gründlich, ob es nicht vielleicht ehrenhafter sei, in der Falle zu bleiben und sich mit unbändiger Tapferkeit herauszuhauen, als leise und heimlich zu entwischen. Erst der treue Kunz muß ihn überlisten, damit er dem Verderben aus dem Wege gehe. Wie er ihn in echt schalkhafter Freytagweise überlistet, ist am Schlusse des ersten Aktes nachzulesen. — Ein Gegenstück hierzu bildet dann der zweite Aktschluß. Wieder schützt Kunz schellenklingende Gründe vor, die eines zarten Herzens liebevolles Glockengeläute übertönen sollen.[1])

Dem Hofnarren wird vom freigebigen Poeten, damit er zuletzt neben seinem lieben Herrn nicht ganz leer ausgehe, desgleichen ein schmuckes Feinsliebchen beschert. Es ist ein verkleidetes Mägdlein, das als Zitherspieler Kuni den bedrängten Leuten aus der Not geholfen hat. Ihr Oheim, ein Spielmann, der diesmal, entgegen der sonstigen Vorliebe unsres Sängers für seine Gilde, als ein übler Mann erscheint, hat sie hart behandelt. Sie schließt sich daher lieber dem ihrem Herzen Vertrauen einflößenden Kunz an, der sich bereits mit einem andern Schützling beladen hat. Dieser, ein armes Knäblein, sitzt im Verein mit Kuni zu Gericht über die gefangenen Verräter.

Von dem bunten Leben der Handlung geben solche Andeutungen vielleicht eine hinlängliche Vorstellung. Da das ganze Stück, das einen großen Reichtum und Glanz in Worten[2]) und Werken entfaltet, darauf angelegt ist, mit Festfanfare zu schließen, so läßt man sich die verwegene Farbenpracht gewiß überall gern gefallen. In der Klang=

---

1) Zur Charakteristik des treuen Kunz vgl. besonders Akt I, 2 (Dramatische Werke, Bd. 1, S. 14), II, 2 (S. 46), III, 3 (S. 70).

2) Gleichnisreden s. das kleine statistische Verzeichnis in den Beilagen XVII.

mischung dieses Orchesters kommen die Trompeten besonders zur Geltung.

Bald nach der Preisverkündung im Jahre 1842 gelangte das Stück auf zwölf Bühnen zur Aufführung, freilich ohne sich dauernd behaupten zu können; auch nicht als Dingelstedt († 15. Mai 1881) am 18. März 1881 zur Vermählungsfeier des Kronprinzen Rudolf in Wien an dem Freytagschen Jugendwerke seine letzte Regieleistung offenbaren sollte.

Der Dichter hatte in Breslau die Seligkeit durchlebt, sein erstes Lied von dem beleuchteten Bretterraume herab der unbekannten Menge ertönen zu lassen.

Die Buchausgabe des Jahres 1843 hat er einem finnischen Seemanne, Namens Schanz, gewidmet, dessen Bekanntschaft er in Swinemünde gemacht hatte. Die „Erinnerungen" enthalten darüber lustigen Bericht.

In der Widmung an den wackern Mann heißt es: „Mir hat ein Gott das Recht gegeben, mich über jeden rechten Mann freuen zu dürfen, auf welcher Seite ich ihn auch finde". Konstantin Rößler[1]) knüpft hieran die zutreffende Beobachtung, daß Freytag allenthalben zu tüchtigen, im praktischen Leben stehenden Leuten freundschaftliche Beziehungen gesucht und gefunden habe.

Auf das Gebiet der politischen Posse wagte sich Freytag mit seinem „Dornröschen", einem Werke, das freilich bei dem an andersartige Satire gewohnten deutschen Publikum auf einen Bühnenerfolg schwerlich hätte rechnen dürfen und denn auch tatsächlich auf einen solchen nicht gerechnet hat. Die von Vischer 1844 geforderte deutsche Stachelkomödie in der Aristophanischen Art „mit großen Narren, geschichtlichen Narren, Staatsnarren" war von Freytag bereits um 1842 und 1843 versucht worden.[2]) Die in der Handschrift erhaltene und

1) G. F. und die deutsche Dichtung der Gegenwart 1860, S. 4 f. Hinweis auf Koppe und Molinari. Vgl. auch S. 44 f. über die uneigennützige Freude am Tüchtigen, die sehr richtig bei Freytag als ein dem Goethischen Wesen tief verwandter Zug ans Licht gestellt wird, ja sogar der an Spinozas inadäquate Erkenntnis und an Leibniz, der den Teufel als Engel entlarvt, gemahnende weise Unglaube an das „Böse".

2) Vgl. auch in Vischers Ästhetik (1854) dritter Teil, zweiter Abschnitt S. 1431 f.; ähnlich Gottfried Keller in Hermann Hettners „Das moderne Drama"

bis auf wenige lyrische Einlagen vollständige Arbeit bietet sich als „Zauberspiel mit Gesang und Tanz“ an. Ausführliche Anweisungen über „Kostüm und Besetzung“ werden vorausgeschickt. Es war alles klar zum Gefecht. Einige große Bogen mit den Überschriften: „Dornröschen. Ausgabe, Einnahme. Correspondenz: Abgesandte Briefe. Erhaltene Briefe“ liegen von dem Ordnungsliebenden daneben; aber er hat offenbar keine Briefe über dieses Werk gewechselt, und die Lust zur letzten Vervollständigung und Bühnenverwertung war ihm, wie es scheint, bald vergangen. Nur wie ein leiser Wehmutsnachklang wollen uns diese Sätze aus der im Jahre 1863 verfaßten „Technik des Dramas“ anmuten: „. . . die jetzt abgelebten Zauberpossen geben nur eine sehr blasse Vorstellung von dem, was unsre Geisterwelt bei launiger und humoristischer Darstellung einem Dichter sein könnte. Wenn die Deutschen erst für eine politische Komödie reif sein werden, dann wird man den Wert des unerschöpflichen Schatzes von Motiven und Kontrasten benutzen lernen, welcher aus dieser Phantasiewelt für drollige Laune, politische Satire und humoristisches Detail zu heben ist“.

Der Grundgedanke des Stückes ist dem Dichter von warmer Vaterlandsliebe eingegeben. Das unmündige Deutschland, der geprellte Tor unter den Großmächten Europas, erstarkt zum Manne und führt die schöne Braut — das verzauberte Dornröschen — als der rechte Freier glücklich heim.

Im Vorspiel erblicken wir das verzauberte Schloß, den unbeweglichen Hof, als lebendes Bild auf der Bühne, und wenn wir uns daran satt gesehen haben und ein Geisterballett Erstaunen über die im Schlafe erstarrten Gruppen pantomimisch zum Ausdruck gebracht hat, kommen zwei dienende Geister des Europius, — Trumpf und Fantel —, herangeschlüpft und führen eine leise Unterhaltung.

„Sprich, — aber leise,“ flüstert Trumpf, „hier ist keine Sprechfreiheit!“

(1852) S. 178. Hettner äußert sich geringschätzig über die damalige erfolgreiche Berliner Posse, mit Behagen darauf der abgedruckte Kellersche Brief. Ein ähnliches Verhältnis demselben David Kalisch gegenüber zeigt sich in den Grenzboten (1849, 48; Bd. 4, S. 360), wo auch wieder der Dichter, in diesem Falle Freytag, eine größere Freudigkeit in der Beurteilung als der Literaturkritiker, in diesem Falle vermutlich Julian Schmidt, an den Tag legt.

In hübschen Versen wird der Zustand des von undurchdringlichem Dornengeflecht umringten Schlosses von Fantel geschildert, sodann ein Vorhang geöffnet, hinter dem die Prinzessin schlummert.

Die Versmusik endet, und Trumpfs Prosa läßt sich in nüchternem Gegensatz dazu vernehmen. Fantel hat gefragt: „Was geht hier vor, Geselle, sprich!

„Trumpf: Was hier vorgeht? Verzauberung, Verwünschung, ruppige und niederträchtige Hexerei. Du bist sehr einfältig, wenn du das nicht siehst.

„Fantel: Wer ist das Weib? Und weshalb sind wir hier?

„Trumpf: Das Menschenkind ist eine verzauberte Prinzessin, welche erlöst werden soll, aber niemand weiß wann? und von wem? Seit tausend Jahren ist sie und ihr Reich durch böse Mächte verwünscht und von der Erde verschwunden. Aber unter den Menschen geht eine alte Sage: wenn sie aus dem Schlafe erwacht, dann wird sie Glück und Freude in die Welt zurückbringen. Deshalb haben viele heimliche Hoffnung auf sie gesetzt, und mancher Prinz zog aus, sie zu erlösen, aber die meisten sind dabei schmählich umgekommen; gelungen ist's keinem. Nur die Sehnsucht nach ihr lebt fort, und die Leute nennen das Poesie oder Philosophie oder Maladie, was weiß ich. — Kennst du jetzt die schlafende Prinzeß?

„Fantel (mit Gefühl): Ja, ja, es ist die —" — Hier ließ Freytag in seiner ersten Handschrift das Wort aus; in die Abschrift aber setzte er eigenhändig hinein: „Freiheit."

„Trumpf (ihr den Mund zuhaltend): Sprich das Wort nicht aus!

„Fantel: Es ist die Dornenrose der Welt.

„Trumpf: Richtig. Dornröschen heißt sie, verzaubert ist sie, und ihre Erlösung wäre wünschenswert. Alle hundert Jahr, zur Zeit, wenn die Rosen blüh'n, erwacht sie und ihr Hof auf fünf Minuten, um etwas vom Schlafe auszuruhn und sich auf die andre Seite umzudreh'n. Dann wird wieder so ein hundert Jahr fortgeschlafen. Jetzt gerade ist die Zeit des Erwachens."

Nun tritt der Geisterfürst Europius auf und gibt seinem Boten den Auftrag, den Retter zu holen, der ihm den Liebling aus dunklem Banne befreie.

„Wo lebt der Mann?“ fragt Trumpf. — Man wird an Mephistopheles im Faustprologe erinnert. Die nun folgende Erzählung des Europius aber läßt an Nathan den Weisen denken.

„Hör an! Es stiegen einst vor manchem Jahr
„Vier Brüder, edlen Stamms, von meinen Bergen
„Ins weite Blütental der Erde nieder.
„Dort lagerten sie sich und bauten Länder,
„Und weitgerühmt ward ihre Männerkraft.
„Ich liebte sie vor allen Menschensöhnen,
„Und schützend war ich ihren Häuptern nah.
„Sie teilten scheidend einen Talisman,
„Durch fromme Sag' und Prophezeiung heilig,
„Vier Blätter eines alten Kartenspiels . . .“

Es heißt nun weiter, daß jeder seine Karte bei sich geführt und viel von ihrer besonderen Wunderkraft gehofft habe. Nach dem Tode der Brüder seien die Blätter an die Nachkommen übergegangen, und noch trügen die Enkel in Schild und Namen ihr Kartenzeichen.

„Ein jeder möchte alles sich gewinnen,
„Doch keiner kann's. Es fehlt das rechte Glück.“

Drei von den Herren sind schon bei guten Jahren; es sind bärtige und schwerttragende Männer. Doch im ältesten Stamme

„In Deutschland ist der Hausherr tot, es blieb
„Ein Knabe nur, ein Nestling, noch nicht flügge,
„Versteht noch nichts als deutschen Stil und Seufzen.“

Dieser zarte Jüngling, mit Namen Michael, dem die Herzfarbe eignet, der gute, herzliche, deutsche Michel, wird der Obhut des liebenswürdigen Schutzgeistes Fantel empfohlen, die drei andern: der Engländer Treffleton, der Franzose Carreau und der Russe Pickowitsch, werden der Führung des Trumpf anvertraut. Europius tritt nun an Dornröschens Lager.

„Der Knospe gleich in grüner Blätterhülle
„Ruhst du in Träumen, stilles Feenkind.
„Auch dir wird der Erlösung Stunde schlagen,
„Wo deine Rosen keine Dornen tragen.“

Es schlägt zwölf, und das allgemeine Erwachen der Verzauberten bietet Anlaß zu allerhand lustigen Wirkungen. Die leeren Krüge erregen Verwunderung; der Koch will den Küchenjungen prügeln; Dornröschen und Europius aber pflegen lyrischen Sangesaustausch.

Den Schluß des Vorspiels bildet das plötzlich wieder herein- brechende Erstarren.

Im ersten Akte lernen wir nun zunächst den sonderbaren Hof- meister des jungen Michael, Philosophus, kennen. In der Halle eines alten Schlosses haben die beiden ihre ärmliche Heimstätte. Philosophus wartet auf den lange ausbleibenden Zögling. Es ist heute Michaels achtzehnter Geburtstag, und der alte Lehrer will ihm eine freundliche Überraschung bereiten. Er hat etwas erfunden.

Es sieht seltsam aus; und Philosophus führt auch seltsame Reden. „Von allen Maschinen," sagt er, „welche der Menschengeist erfunden hat, ist ohne Zweifel der Stiefelknecht die rohste; ein ungefälliges, schlechtes Werkzeug, eine wahre Schande unsres Jahrhunderts. Dies überlegt' ich, und deshalb erfand ich in heimlichen Mußestunden diese kleine, niedliche Maschine, welche die scharfsinnigsten Zusammenstellungen mechanischer Kräfte in sich vereinigt Man setze den Fuß auf diesen Tritt, klemme ihn durch diese Schrauben ein! Man drehe das Rad! Und der Stiefel wird mit unwiderstehlicher Gewalt bis an die Decke geschleudert. Oben ist ein Lesepult, damit man während der Arbeit studieren kann."

Er probiert diese schöne Maschine. Wie er das Rad dreht, geht etwas entzwei. — Der gute unpraktische Philosophus, der die ein- fachsten Dinge durch die wunderlichsten Einfälle schwer und un- möglich macht, er ist des deutschen Michel geliebter Lehrmeister.

Nun kommt der junge Bursche, erzählt von seinen Träumereien im Walde, von einem romantischen Gesichte, dessen unvergeßlicher Lieb- reiz ihn beseligt; ihm ist das Dornröschen erschienen, und begeistert ruft er nun aus: „Bin ich ein Mann, so will ich das Weib wieder- sehen. Das ist beschlossen."

Gemütlich sitzen Lehrer und Zögling bei karger Abendmahlzeit; es ist trocken Brot, aber sie lassen sich's dankbar genügen. „Bedenke," sagt Philosophus, „wie viele Menschen gibt es, welche viel schlimmer daran sind, die gar nichts zu essen haben und hungrig zu Bette gehn, ja, die auch kein Bett haben, wie du, sondern auf Stroh schlafen müssen. Und vielleicht nicht einmal im Freien, sondern in Ketten und Gefängnis. Daran denke und werde nicht unzufrieden, Michael!"

Und dann plaudert Philosophus von den reichen Vettern, die den Michael liebevoll aufnehmen würden, denn der humane Mann

beurteilt sie alle nach seinem eignen wohlwollenden und freundlichen Herzen.

Michael zeigt sich voller Wanderlust. Als richtiger Deutscher will er in die weite Welt hinaus, seine Vettern aufsuchen und ihre Liebe gewinnen. Er will seiner Väter Schwert nehmen, ein Mann werden und reiten von Land zu Land, bis er das Weib finden wird mit dem langen Haar und der leuchtenden weißen Stirn, und dann —

„Philosophus: Und dann und dann?

„Michael (entschlossen sich setzend): Dann will ich sie küssen, Vater."

Der Pflegevater wundert sich über solche Don Juan-Gelüste. Der Geburtstag des Achtzehnjährigen soll dann besonders feierlich durch eine geheimnisvolle Handlung begangen werden. Michaels Vater nämlich hat sterbend gesprochen: „Ist mein Sohn achtzehn Jahr alt, so öffnet die Truhe! Darin wird er sein bestes Erbteil finden."

In der Truhe findet Michael eine Karte — Herz-Aß! Wie er sie ergreifen will, entsteigt dem Kasten eine kleine Geisterschar, Fantel an der Spitze. Die Geister tragen Coeurfarben und stellen Spielkarten dar. Michael erhält die Aufforderung, den alten Bau zu verlassen und auf die Freite zu ziehen.

„Die schönste Prinzessin der ganzen Welt
„Erwartet den Freier im goldenen Zelt!"

Dabei wird ihm besonders auf die Seele gebunden, das Herz-Aß als mächtigen Talisman zu behüten.

Philosophus wird aufgefordert, die Reise mitzumachen. Er belädt sich mit einer Botanisiertrommel, einigen Büchern und einem großen Globus.

Der zweite Akt dient zunächst zur Charakterisierung der Vettern. Trumpf erscheint als Wirt des Hotels zum Schwarzen Peter, Fantel als Wirtin.

Zuerst naht sich dem Gasthause Treffleton mit seinem Gefolge, die Kartenblätter Treff darstellend. Treffleton bestellt Beefsteak und Porter, ist sehr wortkarg und liest gleichmütig in seiner Zeitung.

„Fantel: Du, der ist kurz angebunden.

„Trumpf: Das ist so einer, der durch die ganze Welt zieht, ohne die Hände aus seinen Rocktaschen zu nehmen. Wer ihn grob ansieht, mit dem prügelt er sich, und wer artig zu ihm ist, den behandelt er

grob. Aber menschenfreundlich ist er, denn er will, daß die ganze Welt Beefsteak essen soll; und schinden tut er nur die weißen Menschen; wer ein schwarzes Gesicht hat, den erklärt er für frei und nimmt ihn in Verwahrung."

Darauf tritt Pickowitsch mit dem Pique-Gefolge auf. „Hund von einem Wirt, was hast du zu essen?"

Trumpf bedient ihn kriechend. Pickowitsch bestellt sich Kaviar und Likör. Ungern bemerkt er den bereits anwesenden Vetter.

Carreau mit seinen Geistern ist der Nächste. Er versucht mit der Wirtin zärtlich zu tun. Höflich kommt der Wirt dazwischen; höflich unterhalten sie sich miteinander. Carreau bestellt Kotelette und Champagner.

Als Nebenbuhler mögen sich die drei Vettern gegenseitig nicht leiden; indessen tauschen sie nun doch einige vorsichtige Reden. Sie versuchen einander auszuhorchen. Carreau tut es den andern an gewandter Lebensart zuvor.

Zuletzt kommt der deutsche Michel mit seinem Hofmeister. Michael wünscht Guten Abend, und der Philosophus schließt sich mit „allerseits gehorsamer Diener" an. Ihm und Michael, der es mit allen ehrlich gut meint, begegnet der Wirt, der den andern willig aufwartete, grob und herrisch.

„Michael: Wo ist wohl der Herr Wirt?

„Trumpf (grob): Wer seid ihr? Was wollt ihr?

„Philosophus: Wir sind Gelehrte, machen eine Entdeckungsreise und ersuchen um anständige Behandlung. Könnten wir außerdem für Geld und gute Worte noch etwas zu speisen bekommen, so würden wir sehr dankbar sein."

„Trumpf: Also Gelehrte seid ihr? Das sieht man euch von weitem an. Ihr gehört zu dem Volk mit großem Hunger und kleinen Börsen, mit großen Köpfen und kurzen Armen, mit spitzigen Ellenbogen, edlen Gefühlen und verlegenen Gesichtern." Freytag scheut sich nicht, seinen Landsleuten gutgemeinte Wahrheiten zu sagen. „Ihr seid von der Nation, [illegible] über Vogelfedern dicke Bücher schreibt, während andere die Vögel selbst ihnen vor der Nase wegessen."

Worauf Philosophus erwidert: „Mein würdiger Wirt, es gibt allerdings Leute, welche an der Nachtigall nichts schätzen als ihr Fleisch".

Dank den unpraktischen Ratschlägen des Philosophus, der die Vettern in durchaus günstigem Lichte erblickt, und infolge der eigenen völligen Arglosigkeit seines Herzens wird dem einfältigen Michael sein Talisman abgelistet. Er gibt ihn aus der Hand, da verliert er plötzlich all sein kleines Gefolge und wird mit dem unglücklichen Lehrmeister in eine wüste Meereslandschaft verschlagen. Sie machen sich darauf gefaßt zu verhungern. Besonders Philosophus ist bereits mit diesem Ende entsagungsvoll einverstanden.

Da naht Rettung. Europius kommt in goldenem Schifflein angefahren. Er verheißt Erlösung aus der Not, knüpft aber an seine Verheißung, weil ihre Not nicht ganz unverschuldet ist, eine Bedingung. Ein volles Jahr nämlich sollen die beiden Toren dem Europius Knechtsdienste leisten.

Im dritten Akte, der im Burghofe des Europius spielt, wird das anschaulich gemacht. Michael ist damit beschäftigt, Beulen aus einem Schilde herauszuhämmern, Philosophus schleppt schwere Eisenstangen. Mitleidig sieht der Schutzgeist Fantel zu, während dem Trumpf die Rolle des harten Schloßvogts zufällt. Der Dialog schmeckt wieder nach politischer Satire.

„Philosophus: Ich protestiere gegen diese Behandlung; sie ist eigentümlich, seltsam, ja ich könnte sagen, anstößig.

„Trumpf: Willst du noch räsonieren?

„Philosophus: Ja, ich will! Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden! — Ich gehorche, ich tue alles, was ihr von mir verlangt, aber ich will räsonieren; ihr mögt mich behandeln, wie ihr wollt. Das ist eure Sache. Aber ich behalte mir vor zu protestieren, das ist mein Recht. Und wenn ihr mich in Stücke haut, ich behaupte dessenungeachtet, diese Behandlung ist eigentümlich; ich räsoniere, ich protestiere."

Michael ist empört über die schlimme Behandlung seines lieben, alten Freundes. Zum Glück verkündet Europius Rasttag.

Die treue Freundschaft des Philosophus und Michael wird sehr rührend geschildert, und es ist in dieser Schilderung wieder der echt Freytagsche Zug, daß eine Anwandlung von Weichlichkeit des Gefühls durch gewaltsame Fröhlichkeit zu unterdrücken gesucht wird.

In seiner Betrübnis erfährt Michael eine kleine Tröstung. Dornröschen wirft ihm eine Rose in den Schoß. Und auch der arme

Philosophus gewinnt von holdseliger Weiblichkeit Ermunterung. Der Schutzgeist Fantel versucht, den wunderlichen Herrn von seiner geringen Meinung über das schönere Geschlecht im allgemeinen und ihren Fall im besonderen zu heilen.

„So verachtet ihr die Frauen?" fragt Fantel, worauf Philosophus mit Nachdenklichkeit erwidert: „Sie sind Geschöpfe Gottes, also müssen sie zu etwas gut sein, und es wäre unrecht, sie zu verachten. Aber ich liebe sie nicht; denn das weibliche Geschlecht zerfällt nur in zwei Arten: die eine Art hat ewig Gefühle, und die zweite fegt ewig mit dem Staubbesen. Die ersteren stören die Ordnung unsrer Gedanken, die andern die Unordnung unsrer Schreibtische. Ich danke daher für beide".

Fantel neckt den unbeholfenen Gelehrten mit ihrer zunächst unwillkommenen Zärtlichkeit. Sie gibt ihm einen Kuß. Philosophus ist starr. „Sie hat mich geküßt. — Meine Würde ist dahin. Ich bin verloren." Aber da das Unglück nun einmal geschehen ist, will er ihr zeigen, daß er nicht zürnt, und nun wiederholt sich das Spiel der schelmischen Verfolgung in der umgekehrten Form. Jetzt wird Fantel vom Philosophus erhascht und geküßt.

Bald naht nun auch die endgültige Stunde der Erlösung; doch vorher soll es dem Michael nicht erspart bleiben, daß die Vettern ihn in seinem unfreien Zustande erblicken. Sie ziehen als stolze Herren mit ihrem Kartengefolge heran. Europius empfängt sie und gibt ihnen über das verzauberte Dornenschloß feierliche Aufklärung. Wenn es ihnen gelingt, ins Schloß zu dringen, so dürfen sie nichts mit Hand und Mund berühren als das eine, was ihnen das Herz anrät. „Berührt ihr Falsches, sinkt ihr schlafend nieder!"

Der Akt schließt mit der Befreiung Michaels. Das Jahr der Knechtschaft ist abgelaufen. Als edler Ritter kann er sich neben seinen Vettern sehen lassen. Freilich noch ist er ohne Banner und Gefolge. Es gilt, den verlorenen Talisman wiederzugewinnen.

Im vierten Akte wird uns zunächst die vergebliche Belagerung der Dornenburg vorgeführt. Ein Chorgesang erschallt:

„Öffne dich, öffne dich, Dornenwand!
„Laß die Freier hinein!
„Die Füße verbrennet der Wüstensand
„Das Haupt der Sonne Schein.

„Öffne dich, öffne dich, Zauberschloß!
„Wir harren
„Wie Narren
„Mit Reitern und Rossen.
„Umsonst, umsonst —
„Die Pforte bleibt
„Den Freiern verschlossen.“

Michael will nun seine Vettern überlisten. Er muß das Herzaß zurückbekommen. Philosophus hat seine gute Meinung von den Verwandten gründlich verändert. Er ist jetzt ganz mutlos, voller Bedenken und warnt davor, mit ihnen Händel anzufangen. „Erstens sind sie drei, du einer; zweitens ist jeder einzelne stärker als du; und drittens sind es bösartige, gewalttätige Kreaturen.“

Michael aber zeigt sich fest entschlossen. „Habe ich als unkluger Knabe ihre Manier nachgeäfft, so habe ich auch ihre Schwächen erkannt; bei diesen will ich sie fassen, denn ich kenne sie besser als sie mich.“ Und nun macht er sich ans Werk.

Kurz und mit Festigkeit begegnet er dem mürrischen Pickowitsch. Der sagt ihm denn auch, widerwillig, wo Michaels Talisman stecke. „Der Rotrock hat das Herzenaß ausgeschnitten und trägts in der Westentasche; das Weiße der Karte hat Master Treff. Sieh zu, wie du's bekommst, (im Abgehen) du frecher, naseweiser Gesell!“

Philosophus kommt nun triumphierend hervor. „Belle nur!“ ruft er. „Wir wissen, was wir brauchen.“ Michael aber ist auf den leichten Sieg über den Dicken nicht stolz.

„Philosophus: Ich bekomme große Courage. Ja, du hast recht, mein Sohn. Grobheit ist der eiserne Schlüssel, welcher alle Herzen öffnet. Ich bin immer zu bescheiden gewesen. Darum habe ich's zu nichts gebracht.“ — Und er meint, daß man nun ebenso über die andern herfallen müsse.

Michael ist jedoch abweichender Ansicht; und als der selbstbewußte, gleichmütige Treffleton daherkommt, behandelt er ihn auf seine Weise, mundfaul, phlegmatisch, dabei aber doch sehr bestimmt sein praktisches Ziel im Auge behaltend. Treffleton findet daran Gefallen. Auch hat er Ehrgefühl genug, um einzusehen, daß dem Michael von Rechtswegen das gestohlene Gut zurückgegeben werden müßte. Bei diesem Gentleman-Empfinden weiß der deutsche Michel den Vetter jetzt

zu fassen. Allein der Gentleman ist zugleich ein guter Kaufmann und stets auf seinen Vorteil erpicht; er möchte Bedingungen stellen. Michael weist alle zurück. Da sieht Treffleton ein, daß er einen würdigen Gegner gefunden hat, und dieser deutsche Vetter ist ihm am Ende lieber als der Windbeutel Carreau. Er gibt also das Verlangte ruhig heraus und wünscht weiterhin gutes Gelingen.

„Ich danke dir", sagt Michael. „Jetzt hast du ehrlich an mir gehandelt."

„Treffleton: Deine Hand. Ich wollte, du wärst immer ein Mann gegen mich gewesen (Ab).

„Michael: Geh, Vetter! Von jetzt ab will ich es sein. Du bist der Schlechteste nicht."

Die nächste Aufgabe ist: den zerschnittenen Talisman, von dem das Herz noch in fremder Hand ist, zu vervollständigen. Carreau naht. Er ist geschmeidig und spitzig boshaft in seinen Reden. Michael antwortet in gleicher Geschmeidigkeit mit scharfen Ausfällen. Das Florettgefecht der Worte scheint in einen Waffengang blutigerer Art umschlagen zu wollen. „Ich hatte den Ruhm", äußert Michael, „unter drei Stößen zweimal mitten in ein Kartenaß zu treffen. Ich würde nie wagen, gegen ein anderes als mein eigenes Kartenaß zu stoßen, aber da sich dasselbe in Ihrer linken Westentasche befindet, so sehe ich mich zu meinem unendlichen Schmerz in die Notwendigkeit versetzt, den Goldstoff Ihrer Weste zu beschädigen." — Es kommt also zum Zweikampfe. Michael schlägt dem Carreau den Degen aus der Hand, hebt ihn auf und überreicht ihn mit Verbeugung. „Sie sind zu hitzig, mein teurer Cousin!"

Carreau wird nun ganz zugänglich und verbindlich. Er findet eine liebenswürdige Form, sich aus der Verlegenheit zu ziehen, und gibt das entwendete Herz freiwillig heraus.

So ist denn nun Michael endlich wieder im Besitze des väterlichen Erbteils. Die dienende Schar der kleinen Kartengeister stellt sich als Gefolge ein. Der vierte, der rechte Freier steht vor dem Dornenschlosse.

Die Vettern versöhnen sich, und da verwandelt sich die Dornenhecke: eine Blumenwand aus herrlichen Rosen mit Goldarabesken zeigt sich den erstaunten Blicken. Das Schloßtor steht den Einträchtigen

offen. Trumpf sitzt in einem großen Blumenkelche über dem Portale und verkündet ihnen:

„Willkommen, liebe Herr'n! So lob' ich euch!
„Ihr habt viel Zeit durch eig'ne Schuld verloren."

und erklärt ihnen, daß sie des Schlosses Tor sogleich offen gefunden hätten, wenn sie zu vieren „brüderlich, mit gutem Sinn und off'ner Biederkeit" dem Schicksalsrufe Folge geleistet hätten. Nun dürfen sie eintreten, sollen aber an den Spruch denken, sich in nichts Unwesentlichem zu verlieren, sondern nur das vom Herzen als das allerwichtigste Empfundene zu erstreben.

„Berühren dürft ihr nichts mit Hand und Mund,
„Was ihr im Schlosse seht, nichts außer einem,
„Wonach der Wunsch euch übermächtig treibt,
„Doch was das eine sei, kann keiner sagen,
„Ihr müßt darum das eig'ne Herz befragen."

Es folgt jetzt die Reihe der Versuchungen im Dornenschlosse: Carreau wird durch hold verlockende Weiblichkeit vom rechten Ziele abgelenkt; er umarmt ein Phantom und sinkt in Schlaf. — Pickowitsch wird von Gesichter schneidenden Zwergen, die große Flaschen halten, geneckt; er will trinken, doch der Anblick des erstarrten Vetters warnt, — er besinnt sich und greift nicht zu; aber die ärgerlichen Kobolde möchte er bestrafen; er will sie prügeln; bei dieser Beschäftigung überfällt auch ihn der Schlummer. — Treffleton erliegt der Verführung durch einen kostbaren Edelstein. „Der Besitzer dieses Edelsteines," glaubt er, „wäre der reichste und gesuchteste Mann der ganzen Erde." Ja, das Herz treibt ihn dazu. — Folglich — — abgemacht! Er faßt nach dem Steine und schläft ein wie die andern.

In der letzten Szene erblicken wir den Hofstaat Dornröschens wie im Vorspiele. Philosophus spaziert herum, er hat seinen Junker verloren; erstaunt schaut er sich um und bewundert die hübsche Gesellschaft. „Hier könnte man mehr als eine Schönheit erlösen," denkt er. „Ich könnte dem Michael zuvorkommen und ihm die ehrwürdigste Person aussuchen. Aber nein. Ich bin der tollen Hexerei sehr überdrüssig." Zur größeren Sicherheit vergräbt er daher seine Hände in die Rocktaschen. Wie er so auf- und abgeht, fällt ihm die Schädelform des Küchenknaben auf. Er betrachtet sie mit wissenschaftlichem Eifer; er betastet sie vorsichtig; mit dem vergnügten Ausrufe: „Ja, ja, es ist ein Monstrum!" verfällt auch er der Erstarrung.

Und nun erscheint Michael, der letzte, allein übrig gebliebene, zaghaft und voller Todesahnungen. Doch er küßt — soll es ihm auch das Leben kosten — das Dornröslein auf den Mund.

Da erwacht die schöne Prinzessin, und alle die andern erwachen aus tiefem Schlafe; und der Koch prügelt, als sei nichts inzwischen vorgefallen, den Küchenjungen; und der Truchseß verkündet, daß die Tafel angerichtet sei; und auch die Vettern kommen wieder zum Vorschein. Überglücklich aber ruft Michael:

„Ich suchte Tod und fand die Seligkeit. —
„Willkommen, Freunde! Frohen Gruß, du Treuer!
„Was wir gelobt, das laßt uns treu bewahren!
„Von Brüdern stammen wir, und brüderlich
„Laßt uns im großen Strom' des Lebens fahren!
„So wird die Rose frei von Dornen blüh'n
„Und frei der Frühling durch die Länder zieh'n!"

Ein prächtiges Schlußtableau, ein Chorgesang und letztes Erscheinen des Europius, die nicht weiter ausgeführt sind, sollten den Abschluß bilden.

Auch in der Herstellung eines Operntextes hat sich unser vielseitiger Dichter versucht und um 1842/43 eine Arbeit — „Die Tscherkessin" oder auch „Russen und Tscherkessen" — verfaßt, die später der Herzog von Koburg in der Absicht, sie zu vertonen, studierte. Freytag schrieb dem Komponisten am 1. April 1856:

„Dieser Operntext wurde vor Jahren von mir entworfen, weil ich mir selbst den innern Bau einer Oper, wenigstens vom dramatischen Standpunkt, klar machen wollte. Als ich dies erreicht zu haben glaubte, verlor ich das Interesse an der Arbeit; sie blieb unvollendet liegen."[1])

Die Personen sind folgendermaßen musikalisch gekennzeichnet: der Tscherkessenprinz Noghei: Bariton; Häuptling Indar: zweiter Baß; seine Tochter Suleika: erster Sopran; Nadi, ihre Freundin: zweiter Sopran; der russische Offizier Iwan: Tenor; endlich der Kosakenhäuptling Olaf, gelegentlich auch Fedor genannt: Baß. Dazu kommen Chöre von Tscherkessen, Tscherkessinnen und russischen Soldaten. „Das tscherkessische Männer- und Frauenkostüm, welches nebenbei bemerkt, dem türkischen gar nicht ähnlich sieht, wäre für den Theaterschneider sehr angenehm. Es ist sehr hübsch oder kann doch leicht sehr hübsch

1) Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg im Briefwechsel Nr. 30, S. 157.

gemacht werden."[1]) Das Stück ist wie ein richtiges Textbuch eingeteilt in Akte, Szenen und Gesangsnummern. Nicht alles ist ausgeführt, einiges ist ausgestrichen, ohne daß entsprechend Neues an die Stelle davon getreten wäre; man muß da also die Striche aufheben, um den Gang der Handlung klar zu überblicken.

In der Nähe eines Tscherkessendorfes spielt die erste Szene des ersten Aktes. Die Heldin Suleika sitzt etwas abseits von den andern malerisch gruppierten Frauen und Mägdlein. Es ist Abenddämmerung, und Nadi, Suleikas Freundin, begrüßt die friedliche Naturstimmung in lyrischem Sange. Der Chor fällt ein:

„Sei gegrüßt den Töchtern der Berge
„Stiller Abend, sei gegrüßt!"

worauf Nadi nun Gelegenheit nimmt, sich über die einsam sinnende Suleika zu verwundern. Diese aber winkt die Freundin an ihre Seite, bespricht sich leise mit ihr und scheint sie mit einem Auftrage zu entsenden. Eine andere Gefährtin aus dem Chore fragt, um wen Suleikas Herz trauere, etwa um ihren Vater, der mit den anderen tscherkessischen Kriegern gegen die Russen ausgezogen sei. Suleika erwidert stolz:

„Mein Vater Indar ist des Volkes Held,
„Suleika lacht, wenn er den Feind erschlägt."

Nun meint man, sie sorge sich wohl um den Herzgeliebten. Aber auch das wird verneint:

„Suleika liebt jetzt keinen Knaben,
„Einen liebt' ich, ach einen!
„Er ist dahin!"

„Chor: Weh, ihr Bruder!
„Suleika: Mein Bruder!"
Und nun setzt eine Romanze ein:

„Mir war ein Bruder geboren
„So schön wie des Frühlings Pracht,
„Er flog auf schwarzem Rosse
„Hinein in die Blitze der Schlacht . . ."

---

1) In demselben Briefe an den Herzog heißt es auch noch: „Eines ist, wie vor Jahren, noch mehr heut meine Überzeugung. Daß unsere Operntexte ein neues Terrain und neue kunstgemäße Reizmittel für das Publikum und die Phantasie des Komponisten dringend bedürfen. Und daß diese nicht, wie Ew. Hoheit annimmt, in den romantischen Stoffen des Mittelalters zu finden sind. Denn der große Apparat der Romanzen: Ritterkostüm, Orgel usw., verliert alljährlich an Anziehungskraft."

In der zweiten Strophe erfahren wir:

„Sie haben auf schwarzem Rosse
„Ihn tot zur Heimat gebracht.“

Und die Männer haben Rache über dem Leichnam geschworen; sie aber weinte.

Mitleidig beklagt der Frauenchor die Arme und in gefühlvoller Aufwallung den Verlust des gefallenen Bruders:

„Schöne Blüte uns're Auen,
„Die das Wetter hat zerschlagen.
„Keine Träne bringt dich wieder,
„Keine Klage ruft ins Leben
„Dich zurück.
„Doch dich preisen uns're Lieder
„Und beklagen dein Geschick.“

Ferner Trommelwirbel unterbricht diese Gesänge. Nadi eilt von der Höhe herab; ihr folgen fliehende Frauen und Kinder. Ihr Ruf verkündet, daß der Feind nahe, und rasche Flucht geboten sei, worauf der Chor in buntem Gewirr sich mit Kleidern, Hausrat und Waffen bepackt und in bewegten, wechselnden Gruppen seine unruhvolle, beängstigte Stimmung musikalisch äußert. Suleika tritt ihnen entgegen. Sie fordert die zunächst Widerstrebenden in muteinhauchendem Sange auf, die von den Männern zurückgelassenen Waffen zu ergreifen und in der Feinde Blut zu tauchen:

„Denket nach, was ihr verloren,
„Denkt an Vater und an Brüder,
„Die der Russe hat erschlagen ...“

Als heldenhafte Anführerin entflammt sie so die Tscherkessinnen zu kriegerischer Begeisterung. Während der Chor sich rüstet, wird sodann Nadi, die vertraute Freundin, von ihr aufgefordert, Knabengewandung anzulegen, aus den Hütten ein Weinfaß zu nehmen und schwarzen Schlaftrunk hineinzugießen. Das Faß soll die verkleidete Nadi den Fremden entgegentragen und sich samt Faß von den Russen ergreifen lassen. Die Truppen werden von dem Wein trinken und einschlafen; dann soll Nadi um Mitternacht den Überfall der Ihrigen erwarten. Nach wiederholten Gesängen kampfesfroher Rachestimmung ziehen alle davon.

Die zweite Szene stellt ein wildes Felsental vor. Die russischen Feinde kommen heranmarschiert. Sie bestätigen sich darauf

behaglich, daß die Feinde geflohen seien und der Abend herniedersinke; nun rufe sie das Biwak und sie befreien die Glieder

„Von Sack und Pack, von Sack und Pack,
„Hurrah!"

Es werden nun Befehle erteilt; die Soldaten treffen ihre Vorbereitungen zum Nachtlager; dazu erklingen allerhand militärische Stimmungsgesänge, deren poetischer Wert des Dichters „große Blasiertheit gegen die Reize eines Textbuches" in der Tat nicht ganz unberechtigt erscheinen läßt. — Der Kosakenhäuptling Olaf verrät Besorgnis; er sagt (oder singt) zum russischen Häuptling:

„Der Kessel kocht am Feuer! —
„Iwan! Mir scheint die Gegend nicht geheuer."

Aber Iwan läßt sich nicht beunruhigen.

Inzwischen haben herumstreifende Soldaten einen Fang getan. Nadi, als Knabe, wird mit einem Weinfäßchen herangeschleppt. Alles verläuft, wie Suleika es sich gedacht hat. Der Wein übt seine verführerische Wirkung und wird reichlich genossen. Beim Trinken wird gesungen, sodann von Olaf auch ein Kosakenlied als Schlummerweise angestimmt. Darin ist von einem Bojarenkinde am Donstrome die Rede. Sie schläft in ihrem weißen Hause und mag sich nicht vom wilden Steppenwinde aufrütteln lassen. Auch dem Uhu, der mit noch lauterem Rufe als der Wind sie wecken möchte, wird die gleiche lächelnde Antwort von der Träumenden: Nein, ich erwache nicht. Als aber endlich der Bräutigam auf seinem Rößlein ansprengt und wiederum die Schlafende nun seinerseits aus dem Schlummer rufen möchte, wird ihm eine holdere Erwiderung beschieden: „Lieber, ich schlafe nicht!

„Mein weiches Lager ist bereit
„Ich denke dein zu aller Zeit,
„Lieber, ich schlafe nicht."

Bei solchen Klängen unterliegen am Ende alle den betäubenden Einflüssen des Schlaftrunkes. Nadi geht nach dem Felswege, um das verabredete Zeichen zu geben.

Und nun beginnt das Finale. Man hört leise Geräusche wie von vielen kleinen Fußtritten. Wohl ruft die Wache: Wehe! aber Olaf läßt sich nicht aus dem Schlummer wecken; er wiederholt nur Traumverse aus dem gesungenen Liede; auch Iwan, der einen Augenblick munter gewesen, sinkt wieder in Schlaf.

Nun steigen, von Suleika geführt, die bewaffneten Tscherkessinnen den Felspfad herab. Suleika tritt Iwan gegenüber, während Nadi dem Olaf ein Tuch überwirft. Die schlafenden Soldaten, die zunächst durch die vordringenden Tscherkessinnen den Blicken entzogen werden, sind, als der Frauenchor sich allmählich zurückzieht, verschwunden. Iwan und Suleika bleiben allein auf der Bühne. Sie beugt sich mit gezücktem Dolche über ihn. Da entzündet sich plötzlich ein Signalfeuer auf dem Felsen und beleuchtet das Antlitz des Kriegers. Suleika aber schreckt davor zurück, den Schlafenden, dessen Schönheit sie überrascht, zu töten, sie weckt ihn und fordert ihn zum Kampfe auf.

Die Szene ist musikalisch empfunden. Man merkt, daß dem Dichter immerwährend die Aufgabe vor Augen geblieben ist, dem Komponisten Gelegenheit zu Wirkungen, die der Tonkunst eigentümlich sind, zu verschaffen.

„Iwan: Wer weckt mich?

„Suleika: Dein Schicksal!

„Auf und wehre dich!

„Iwan: Ha, Verrat!

„Olaf, ihr Kameraden, auf zum Streite!

„Suleika: Du rufst umsonst. Es hört dich keiner.

„Iwan: Verloren? Alle? Nein, an meiner Seite hängt noch der Stahl — heran, verteid'ge dich!"

„Suleika: Du rufst dein Schicksal, wahre dich!

„(Sie kämpfen, Suleika trifft ihn am Arm, er wankt.)

„Du bist verwundet, du bist mein!

„Iwan: Nein!

„Mensch oder Teufel, ich fasse dich.

„Suleika: Dein Schicksal naht dir, wahre dich!

„(Kampf, Suleika fällt auf das Knie, im Ringen ist ihr der Helm abgefallen. Er sieht ihr Antlitz und fährt zurück.)

„Iwan: O Gott, ein Weib!

„Suleika: (ihm das Haupt hinhaltend) Schlage zu, ich bin in deiner Macht.

„Iwan: Es ist ein Geist der dunklen Nacht —

„Auf, auf, ihr Brüder! — Niemand hier! —

„Suleika: Du rufst umsonst, es hört dich keiner —

„Schlage zu, ich bin in deiner Macht.

„Iwan: (auf sie zufahrend und innehaltend) O Gott, ein Weib!
„Suleika: Schlage zu, ich bin in deiner Macht.
„Iwan: O Fluch und Grauen dieser Nacht!
„Steh auf! Mein Stahl verletzt dich nicht.
„Wer bist du? Sprich!
„Suleika (die Hand nach dem Feuer erhebend)
„Dein Schicksal! — Hüte dich!"

Es folgt nun ein schneller Übergang der Musik. Die Höhe des Hintergrundes füllt sich mit bewaffneten Tscherkessen, die alsbald auch in den vorderen Bühnenraum vordringen. Ihr Prinz Noghai und Suleikas Vater, der Häuptling Indar, eilen heran. „Der Feind ist erlegen." Man will jetzt auch dem Offizier Iwan den Todesstreich versetzen. Da stürzt sich jedoch Suleika dazwischen und bittet für ihn um Schonung. Er wird entwaffnet. Der Heldin Suleika werden kriegerische Ehren erwiesen; und sie freut sich des Wiedersehens mit ihrem lieben Vater. Doch wie der Chor der Tscherkessen nach dem Vorgange des Prinzen ihr seine Dankeshuldigung darbringt, steht sie bewegten Herzens in zwiespältiger Stimmung, und ihre letzten Worte, vor dem großen Schlußchorgesange, lauten beklommen:

„Ich stehe starr und möchte klagen —
„Mir ist, als hätt' ich selbst
„Den Bruder mir erschlagen."

Worauf das Jubellied der Krieger einfällt:

„Schöne Suleika, Indars Tochter,
„Ewig gebührt dir Preis und Ruhm . . ."

Die erste Szene des zweiten Aktes zeigt uns die bei den Tscherkessen gefangen gehaltenen russischen Führer Iwan und Olaf, wie sie ihr Schicksal beklagen.

„Iwan: Gefangen, gefangen, o Schande!
„Olaf: „Von Weibern gefangen! Verflucht!
„Sie haben im Vaterlande
„Zu fangen dieselbe Sucht,
„Doch tun sie es dort(en) durch Blicke,
„Hier aber durch hänfene Stricke,
„Durch List und Verrat. — Verflucht!"

Olafs Kosakenlied aus dem ersten Akte wird von ihm in leichten Anklängen wieder berührt. Iwan aber gedenkt der verhängnisvollen nächtlichen Stunde:

„Sie lag vor mir am Boden;
„Ich sah in das bleiche Gesicht;
„Ich sah in die dunkelen Augen;
„Das Bild verläßt mich nicht.“ —

Bald naht sie selbst, verschleiert, um Iwans Wunden zu verbinden. Der gefesselte Olaf wird von einem Tscherkessen hinweggeführt.

Ein lieblicher Zwiegesang entspinnt zwischen den Zurückgebliebenen. Suleika, die den Schleier ablegt, überrascht und beglückt den Verwundeten durch dies Wiedersehen. Sie geloben sich Frieden und Freundschaft, nennen sich ihre Namen, und finden Gefallen daran, eins an des anderen Blick zu hangen.

„Suleika (leise): Iwan, ich komme dich verbinden.
„Iwan: Jetzt fühl' ich meine Wunde nicht.
„Suleika: Laß mich den Arm mit diesem Tuch verbinden!
„Iwan: Du holder Arzt . . .“

Während sie ihm heilkräftige Kräuter auf den Arm legt und ihn verbindet, singt sie ein altes Lied, dem, wie den Pflanzen, gute Wirkung innewohnen soll.

Darauf lesen wir diese Andeutungen: „Es folgt Nr. 11 Iwan, Cantilene, seine Leidenschaft ausdrückend. Suleika, zweimal dazwischen: Ich höre wohl, doch ich verstehe nicht.“

„Schnelle leidenschaftliche Annäherung durch Tscherkessenmusik unterbrochen. Beide schnell ab.“

Auch die folgende Handlung ist nur in wenigen Strichen skizziert.

Daraus erfahren wir, daß der Tscherkessenprinz Noghai gleichfalls zärtliche Gefühle für Suleika hegt und bei ihrem Vater Indar um sie wirbt. In einer Arie singt er:

„Der Gazelle im Walde gleichst du, Suleika; deine Seele stolz, dein Herz warm; du bist wert, die Braut eines Häuptlings zu sein.“

Indar versteht sich denn auch dazu, die ehrenvolle Werbung seinerseits gern zu unterstützen, und so wird für den nächsten Tag der öffentliche Antrag des Prinzen anberaumt.

Als lustiges Gegenstück zu der leidenschaftlich ernsten Liebesszene zwischen Iwan und Suleika scheint sodann eine „komische Pièce der Nadi, Olaf verspottend“ geplant zu sein. „Er küßt sie.“

Die zweite Szene stellt einen freien Platz im Tscherkessendorfe dar, in der Mitte steht ein Baum, denn es ist ein Ort, wo nach altem Landes-

brauch Gerichtstag gehalten werden soll. Die Tscherkessenkrieger marschieren heran und führen die gefangenen Russen, Iwan und Olaf, in ihrer Mitte.

„Chor: „Herbei aus Tal und Hütte
„Nach der Väter frommer Sitte
„Zieh'n die Brüder zum Gericht,
„Heran zum heil'gen Baum'.
„Füllt den geweihten Raum!
„Am Berge glänzt das Morgenlicht."

Darauf erklärt Prinz Noghai, daß die Stunde der Gerichtssitzung gekommen sei und will sie eröffnen. Ein Teil der Krieger fordert ihn auf, die Leitung der Verhandlung zu übernehmen. Er sei der Führer in heißer Schlacht, er bei jeder Gelegenheit der Erste, darum müsse er auch nun den Richter abgeben. Der ganze Chor stimmt zu: „Noghai soll der Richter sein."

Aber Noghai widerstrebt diesem Ansinnen, indem er auf seine Jugend hinweist. Die Weisheit wohne in greiser Stirne. Indar habe den größeren Anspruch darauf, als Richter zu wirken. Darauf wird der auftretende Indar denn auch vom Chore mit Heilruf begrüßt und von Noghai ersucht, den Richterplatz zu besteigen. „Indar der Greis soll Richter sein."

„Indar: So hört und schwört! . . ."

Nun wird in feierlicher Weise bei Schwert, Heimstätte und dem Haupt der Söhne gerechtes und wahres Gericht zu halten beschworen.

Die Gefangenen aber hegen trübe Erwartungen. Dabei ist Olafs gute Laune unerschüttert, während Iwan ernst das nahe Ende ins Auge faßt.

Indar fragt nun wieder feierlich nach Grund und Ursache dieser Zusammenkunft, worauf Noghai das Wort ergreift und den Vorfall also schildert:

„Zwei Panther sind in unser Dorf gesprungen;
„Doch uns're Weiber haben sie bezwungen.
„Die Brut, die Brut ist falsch und schlecht,
„Gebt ihnen das Tscherkessenrecht!"

Ein Halbchor wiederholt den letzten Vers. Olaf trällert wieder, ohne sich sonderlich um das finstre Gewölk zu sorgen, das sich um ihn und den Waffengefährten drohend zusammenzieht. — Die nähere Untersuchung des Rechtsfalles wird durch Indars Frage eingeleitet·

„Und sah mein Bruder ihrer Tritte Spur?“ Ein Zug, den Freytag, als den Naturvölkern eigentümlich, in bezeichnender Art auch in der ersten Ahnenerzählung benützt hat.

„Noghai: Ich sah sie, Vater.“

„Indar: „Der Gang der Feigen ist heimlich und leicht,
„Doch stark des Helden Schritt,
„Der Panther springt, die Katze schleicht.
„Wie war der Fremden Tritt?“

Alles das ist durch den bilderreichen Vortrag gewiß ganz anziehend der geschilderten Wirklichkeit nahegerückt und in der stilisierten Fassung zweckentsprechend gebildet. — Noghai antwortet dem Richter, daß die Fremden „als Männer zu offenem Kampfe“ gekommen wären; ein Ausspruch, der die Wagschale zu ihren Gunsten hebt. Denn:

„Indar: „Wir töten die Männer
„Im Pulverdampfe,
„In Kampf und Schlacht.
„So lautet des Kriegers Pflicht,
„Doch wen wir gefangen zur Heimat gebracht,
„Ermorden, ermorden wir nicht.
„Vom Tode sind sie frei.“

Dazu bemerkt der lustige Olaf: „Ein Salomo! ein sehr verständ'ger Herr!“ Iwan aber will nicht so leicht Hoffnung schöpfen, und seine trüben Ahnungen bewahrheiten sich sogleich, da Noghai gegen dieses milde Urteil kraftvollen Widerspruch einlegt und an den Racheschwur erinnert. Seine Cavatine:

„Löwen der Berge nennt ihr mich,
„Höret des Löwen Ruf . . .“

endigt mit dem von einem Halbchore wiederholten Fluche:

„Tod und Verderben dem fremden Geschlecht!“

Umsonst will Indar[1]) erklären:

„Tod und Verderben im Kampfe,
„Doch Schonung dem wehrlosen Mann'!“

Noghai beharrt bei seinem Widerspruche:

„Über der Leiche des Knaben,
„Der Leiche von deinem Knaben,
„Haben wir Rache und Tod
„Allen Gefang'nen gedroht.
„Denkt an den Schwur! . . .“

1) In der Handschrift steht „Iwan“, offenbar nur ein Schreibfehler.

So bleibt es denn bei der peinlichen, nun vom ganzen Chore geteilten Stimmung: „Tod und Verderben dem fremden Geschlecht'!“ Auch Indar, der des Sohnes blutigen Leib in schmerzerregter Phantasie wieder vor sich sieht, ist umgestimmt und fordert Sühnung und Blut. Es wird also das Todesurteil über die beiden Gefangenen gesprochen.

Olaf läßt sich dadurch nicht aus der heitern Fassung bringen, Iwan spricht nur die Bitte um guten Soldatentod durch eine Kugel aus, eine Bitte, die huldvoll gewährt wird. Darauf nehmen beide, jeder in seiner Weise, vom Leben Abschied.

Iwan singt:

„Ade, du holder Traum,
„Nie wird mein Auge dich wiedersehen.“

Olaf denkt wieder, wie zu Beginn des Aktes, an die nahen Freunde:

„Dort unten fern am Waldessaum',
„Seh' ich die russischen Zelte stehen.“

Doch die elegische Stimmung verhindert nicht, daß die beiden mannhaft dem Tode ins Auge blicken. Sie reichen sich die Hand und sind zum Sterben mutig bereit.

Wie der Dichter das nahe Ende nun noch hinauszuschieben dachte, darüber kann man aus der Handschrift vollständig sicheren Aufschluß nicht gewinnen. Die Aufzeichnungen lassen auf ein plötzliches Eingreifen Suleikas schließen. Auf welche Weise das begründet ist, kann man den Andeutungen indessen ebensowenig entnehmen.

Für den dritten Akt stehen ebenfalls nur flüchtige Umrißlinien zur Verfügung. Danach spielt die erste Szene im Hofe eines Tscherkessenhauses. Olaf hat in einer komischen Arie seine Liebe zu Nadi zum Ausdruck zu bringen. Nadi kommt dazu. Duett. Darauf: Großer Brautzug; Tanz; aber Suleika wird als bleich geschildert, und Noghai und die Seinen drohen den Gefangenen Verderben. In einem Quartett beschließen Suleika und Iwan, Olaf und Nadi zu fliehen. „Die Flucht erscheint für Iwan ohne Hilfe Suleikas unmöglich, da er verwundet und schwach ist und das russische Lager nicht erreichen kann. Die Frauen sind erweicht und beschließen mitzufliehen, Olaf und Nadi zum Russenlager, um Hilfe zu holen, welche Iwan und Suleika aus ihrem Versteck abholen soll. Dies Versteck ist die geheime Vorratshöhle des Dorfes, außer den Ältesten des Volkes nur

Suleika, als Tochter des Häuptlings, bekannt. Iwan und Suleika rechts, Olaf und Nadi links ab."

Die zweite Szene hat die geheime Felsenhöhle zum Ort der Handlung. „Suleika führt Iwan herein, dessen Wunde aufgebrochen ist.

„Hier ist das Geheimnis des Stammes; hier stört uns niemand; hüte dich, dort lauert der Tod für den Unvorsichtigen, das Pulver."

Da der Geliebte schwach zusammenbricht, ist sie zärtlich um ihn besorgt. Sie sucht nach Verbandzeug, um das Blut des Verwundeten zu stillen. Iwan greift in sein Gewand und reicht ihr ein Tüchlein, das Suleika entsetzt anstarrt. Iwan erklärt, daß er es einem ihres Stammes, der durch seine Hand gefallen sei, abgenommen habe; jetzt solle sie ihn dadurch am Leben erhalten.

Suleika fragt, von wem das Tuch stamme.

„Iwan: Es war ein Knabe (sinkt zusammen).

„Suleika: Mein Bruder!"

Und nun wogen Haß und Liebe kämpfend in ihrem Busen. Von ferne erschallen die Gesänge der Russen (das Kosakenlied) und darauf der Tscherkessen (der Rachechor). Da greift Suleika plötzlich entschlossen in den Gürtel, zieht ein Pistol heraus, umschlingt den Geliebten und feuert es ab, so daß sich die Pulverfässer entzünden und unter ungeheurem Getöse die Höhle zusammenbricht.

Die Schlußverwandlung zeigt Olaf und die Russen auf der einen Seite des rauchenden Abgrundes, die Tscherkessen, Indar, Noghai auf der anderen, erschreckt aufs Knie gesunken.

Soviel läßt sich aus der Handschrift entnehmen; ein Abdruck der kleinen Arbeit hat niemals stattgefunden. Sie dürfte unter allen Schriften Freytags insofern die fremdartigste darstellen, als sie den Dichter, der am besten als Epiker in Prosa die heimische Gegenwart dichterisch verklärt, als musikalischen Versdichter an einem ausländischen Kostümstücke tätig zeigt.

Fünftes Kapitel.

Dramen der Gegenwart: Der Gelehrte 1844; die Valentine 1846; Graf Waldemar 1847. — Vermählung mit Emilie Scholz.

Wer in den Papieren des Nachlasses von Gustav Freytag nach einer Fortsetzung des einaktigen Trauerspiels „Der Gelehrte" fahndet, dessen Plan die „Erinnerungen" deutlich enthüllen,[1]) dem geht es ungefähr wie dem Leser von Hoffmanns „Kater Murr", jener wunderlichen Erzählung, in die sich die Makulaturbogen Kreislers einschalten. Ein Lustspiel „Der Schulmeister" in fünf Akten, dessen fragmentarische Fetzen aus dem Jahre 1840 stammen, unterbricht mit seinen drolligen Gestalten, die in ungebundener Rede wirklich das Blaue vom Himmel herunterschwatzen, bisweilen die elegischen Versergüsse des Gelehrten Walter; und doch zeigt sich an einigen Stellen wiederum der ursprüngliche Zusammenhang; die Vermutung liegt daher nahe, daß der Dichter im Verlaufe seiner Arbeit dazu gekommen ist, das Trauerspiel in Versen aus dem bunten unvollendeten Ganzen herauszulösen.

Im „Schulmeister" spielt ein alter Invalide, Namens Joseph Balbus, ein Vogelhändler, mit seiner Tochter Luise eine große Rolle; ihm gleicht die Gestalt des Försters in „Soll und Haben" einigermaßen; es ist ein soldatisch fühlender, absonderlicher Kauz, und die Leutchen, mit denen er sich unterhält, äußern tolles Zeug in harmlos ergötzlicher Keckheit. Auf einem nahen Schlosse soll ein Fest stattfinden; man plant einen sonderbaren Mummenschanz mit verkleideten Robben und Tritonen; eine Robbe hat Glückwunschverse herzusagen; in dieser Weise geht es fort, vergnügt und kindlich. Die Gestalt eines weiberfeindlichen oder -furchtsamen Konrektors erinnert dabei an den Philosophus im „Dornröschen".

Und aus diesem Scherzspiele wächst eine kleine Tassotragödie?

1) Erinnerungen S. 187 ff.

Man würde glauben, daß die Blätter durcheinander geraten seien, wenn nicht hie und da zutage träte, wie der Verfasser aus diesem Stoffe das später so gänzlich anders Geartete herausgenommen hat. Er hat manche der kleinen Perlen aus dem Muschelgehäuse gebrochen und mit neuen auf eine Schnur gereiht. Die Kette ist freilich nicht lang geworden, und ihr Edelwert kann die allerhöchsten Vergleiche nicht zulassen; aber liebevolle Beachtung verdient sie.

Am 1. Februar 1848 schreibt Freytag an Ludwig Tieck[1]): „‚Der Gelehrte' war eine vier Jahre alte, aufgestutzte Übung im Vers. Er ist nicht fertig geworden, weil ich dieser Manier gram wurde." In den „Erinnerungen" hat der Verfasser jedoch die Sachlage von einem ferneren Standpunkte aus besser überschaut. Dort heißt es, daß es ihn mit Befriedigung erfüllt habe, für einen modernen Stoff die rechte Verssprache gefunden zu haben, daß er aber von der weiteren Ausführung der Arbeit Abstand genommen, weil ihm damals die erforderlichen Anschauungen aus dem wirklichen Leben nicht reich und lockend genug zur Verfügung gestanden hätten.[2])

Auch war — was Freytags Muse offenbar nicht ganz straffrei hingehen lassen durfte — der erste Akt niedergeschrieben worden, bevor der letzte im Kopfe feststand.

Wie das Drama uns vorliegt, enthält es keine äußerlich sichtbaren Spuren des Unvollendeten, Abgebrochenen. Auch die Titelbezeichnung in den Werken verrät nichts davon, daß wir ein Fragment vor uns haben. Es führt sich ein als „Trauerspiel in einem Akt" und enthält in der Tat eine der Tragik nicht ermangelnde, abgeschlossene Handlung.

Tiefere Klänge als je zuvor werden von unserem Dichter in diesem kleinen Werkchen angeschlagen. Immer wieder naht die Versuchung, an das erhabene Vorbild von Goethes Tasso zu denken, wenn man sich auch stets der Gerechtigkeit wegen zugleich genötigt fühlt, das allzu erdrückende Gegenstück aus der Phantasie zu verscheuchen.

Die in den Werken abgedruckte Dichtung erzählt folgendes.

Der junge Gelehrte, Archivar Walter, ist mit Leontine, der Gutsherrin eines Landsitzes in der Nähe der Residenz, befreundet. Leontine

---

1) Briefe an Ludwig Tieck Bd. 1, S. 217 f.

2) Erinnerungen S. 189.

ist verreist; er hat sich aus dem Stadtgetümmel auf ein paar Wochen in ihre schönen Parkanlagen geflüchtet, will aber bald, wenn die Baronin wieder eingezogen ist, in die gewohnte Arbeitsstätte zurückkehren. Daß zwischen beiden ein zarteres Verhältnis als Freundschaft besteht, kommt ihnen erst, wie es zu spät ist, zum Bewußtsein. Leontine hat sich von ihrem ebenso herrischen wie geschmeidigen Vetter Reginald zu einer Verlobung mit ihm überrumpeln lassen.

Reginald wünscht nun, Walter durch eine Staatsstellung unschädlich zu machen und zu entfernen; doch gelingt es ihm nicht, den höheren Ehrgeiz des Gelehrten zu tilgen.

Walter weist die Versuchung des Ministers wie die andere eines Freundes, des Journalisten Romberg, der ihn für ein politisches Zeitungsunternehmen in der regierungsfeindlichen Richtung gewinnen will, in gleicher Weise von sich ab. Die Aufforderung, ins tätige Leben einzutreten, den sicheren Hafen zu verlassen, kommt nicht aus der Tiefe, hat nicht den echten Klang eines sittlichen Befehls für seine Ohren.

Da trifft ihn das Schicksal endlich an empfindlichster Stelle: Leontine wird ihm entrissen; sie, die sich schutzsuchend an seine Mannesseele gewandt hatte, soll ihm durch eine Art Gewaltstreich Reginalds für immer verloren sein. Da er nun allein ist, naht abermals die Stimme der Verführung; er hat sich losgesagt von Rechts, und der Lockruf von Links ertönt, um nie wiederholt zu werden: Komm zu uns, Walter! Deine frühere Abweisung soll vergessen sein. Bei uns findest du Wirksamkeit, Ruhm und freudigen Glanz. Schlag' ein in die gebotene Freundeshand! — Walter jedoch rafft sich zusammen und sagt noch einmal Nein.

Wohin führt sein Weg? Der Verächter aller äußeren Ehren, aller äußeren Druck-, Preß- und Zwinggelüste, der an Freiheit glaubende, wahrhaft menschheitsfromme Gelehrte, dem die Liebe des Dichters gehört, der uns dessen Herzschlag mitteilt, er will niedersteigen ins Volk. Hier hören wir den Verfasser der Gedichtssammlung „In Breslau", deren Widmung mit demselben Triumphworte „Volk" geschlossen hat, und den Verfasser von „Soll und Haben", der sich zum Leitfaden wählt, das Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen. Auch Walter wird die einfache Volksarbeit in ihrem gesundenden Zauber, ihrem wundenheilenden Segen lieben, schätzen und teilen lernen.

So beschert uns Freytag denn ein Trauerspiel, das nicht mit dem Tode, sondern mit einem neuen Leben seines Helden endigt.[1])

Was der Dichter später noch hatte ausführen wollen, möge hier außer Berücksichtigung bleiben und in den „Erinnerungen" nachgelesen werden; die vorhandene Leistung sagt genug. Es sind in dem Dichtwerke einige glänzende und verschiedene sprachlich anmutige Stellen.

Der fesselnde Reiz der Arbeit beruht vorwiegend in dem feinen Stimmungsgehalte des Gedankenlebens. Walter, der etwas bläßliche gelehrte Jüngling mit einigen unklaren Wünschen, aber einer sehr entschiedenen Abneigung gegen alles verletzend Gemeine, bildet den Mittelpunkt des Ganzen. Gleich die erste große Unterredung zwischen dem politischen Parteimann Romberg, der den Bücherfreund für sein Blatt werben will und ihn hierzu mit allerhand Gründen und Lockspeisen zu verführen trachtet, während Walter das Dasein eines grübelnden, möglichst parteilosen Gelehrten allem einseitigen Krafteinsetzen und starken Beeinflussen-wollen vorzieht, diese leidenschaftlich bewegte, in oft glücklich daherrollenden Versen geführte Unterhaltung muß den Leser packen und, wenn er von den Erstlingswerken Freytags herkommt, als Fortschritt freudig überraschen. Es ist hier eine Wucht und ein Ernst zu finden, die viel schönes Innenleben verheißungsreich offenbaren.[2])

In Romberg und Walter führt der Dichter zwei Melodien, die ihm in der eigenen Brust wohl harmonisch zusammenklangen, im dramatischen Kontrapunkt gegeneinander. Und es wäre schwer zu ergründen, ob sein Herz für Walters Ideen lebhafter als für Rombergs klopfte, wenn wir nicht aus dem mitgeteilten Plane wüßten, daß die

1) Die Auffassung, daß der Gelehrte, da sein Herz gebrochen sei, in den Tod gehe, scheint an einem Zuviel und Zuwenig von Phantasie zu kranken; an einem Zuwenig, denn die Gedankenrichtung, die durch die Vorstellung „Volk" befohlen wird, ist doch nicht so schnell mit Sargbrettern zu vernageln — im Gegenteile! an einem Zuviel, denn die Herzkrankheit einer erfolglosen Liebeshoffnung braucht nicht notwendig mit völliger Lähmung der Tatkraft zu schließen — im Gegenteile!

2) S. besonders Walters längere Rede: „Ich bin ein Grübler, der das Leben ehrt . . ." vgl. dazu „Aus Rankes Papieren" mitgeteilt von A. Dove, Weltgeschichte (Textausgabe) Bd. 4, S. 515 f. Ähnliche Äußerungen finden sich auch bei dem geistvollen Geschichtsforscher Jakob Burckhardt (vgl. die Schlußsätze der Weltgeschichtlichen Betrachtungen) und in Nietzsches Sprüchen (z. B. über Goethe als den überzeugten Realisten, der zu allem Ja sagte, was ihm hierin verwandt war).

der Läuterung fähigere Seele in Walter steckt, daß dem eifernden Romberg dagegen der zu straff gespannte Willensbogen zerspringt.

Es verlohnt, bei dem Gegensatze zwischen Walter und Romberg, dem peregrinus in seculo und dem civis hujus seculi, ein wenig zu verweilen: Die Wasserscheide der Geistesströmungen des neunzehnten Jahrhunderts ist hier zu spüren.[1])

Auf der einen Seite noch der reine Herder-Goethe-Klang der Ehrfurcht vor allem Wirklichen, die konservative Richtung der Geschichtsschule Savignys, die Weltanschauung, die ihr dialektisch schillerndes Systemgewand durch den liebenswertesten Philosophen des Abstrusen, Hegel, die einen künstlerischen Gelehrten unvergleichlichen Ranges in Ranke gefunden hat. Darf man sich eine gefühlsvereinheitlichende Zusammenstellung so verschiedener hoher Geister erlauben, so wäre als das Gemeinsame vielleicht hinzustellen, daß diese glücklichen Augen, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt," dem Wachstum der geistigen Gebilde im Leben der Völker mit verständnisinniger Liebe ihre Teilnahme zu schenken, als Seligkeit ihres Himmels genossen.

Auf der anderen Seite macht sich eine stärkere Betonung des Willens fühlbar, wie sie bereits in den Lehren Spinozas (Selbsterhaltung) und in dem ewig schönen Leibnizianismus anklingt, dann in dem mächtigen ethischen Grundzuge des Kantischen und Fichtischen Denkens, aber auch in der Ablehnung, das Seelenleben aus Vorstellungsverhältnissen zu erklären, bei Schleiermacher, abermals Hegel, wie Novalis, namentlich jedoch in den ärgerlichen Stimmungsfalten des Schopenhauerschen Fühlens, in der Rechtsgelehrsamkeit vor allen später durch Ihering zur Geltung gebracht wird. Da heißt es: nicht untätig zuschauen, und es ergibt sich die Folgerung: Kampf ums Recht! Und in den Naturwissenschaften glaubt man eine Stütze für solche Vorschriften zu entdecken: auch die Allmutter Natur verfahre nicht so sänftlich, wie es in einer behaglich betrachtenden und zur Theodicee geneigten Gelehrtenwelt gern angenommen werden möchte. Da muß dann wohl schon die andere Warnung erklingen, bei der Übertragung der

1) „Gervinus, der den Gedanken eines einstweiligen Abschlusses unserer Periode der Dichtung mit größter Bestimmtheit aussprach, hegte die Meinung, es müßte jetzt eine Periode der Politik folgen, in welcher sich Deutschland unter Führung eines politischen Luther zu einer besseren Form des Daseins erheben sollte . . ." F. A. Lange, Geschichte des Materialismus (Ellissen, Bd. 2, S. 114).

Darwinistischen Erklärungsversuche nicht allzuviel Bestialisches ins Sittliche gleiten zu lassen (Schäffle). Wenn Freytags Romberg der „Historia“ kräftig flucht als einer verderblichen, lähmenden Weisheit, da er, als Mann der Tat, dem geschichtsfreundlichen Walter gegenüber, ganz aufs Eingreifen gestimmt ist und das bloße Begreifenwollen als sittlich bedenklich verwirft, so erinnern uns diese Ausführungen an die später so leidenschaftlich vorgetragenen Lehren Friedrich Nietzsches, an die Klagen über den Historismus und Alexandrinismus unserer Zeit, „daß wir die Leichen unserer geistigen Vergangenheit mit uns herumtragen, daß wir in unserem Denken die Gespenster der Vergangenheit mitschleppen.“ [1]) Bei Wundt und Paulsen sehen wir den Voluntarismus im Regimente. Allenthalben fühlen sich die hellsten Geister zu dem erfrischend schöpferischen Idealismus der Kant-Schillerschen Sphären hingezogen (Lotze, Fechner, deutlicher noch F. A. Lange, Kurd Laßwitz u. a.). Jedenfalls hat die Virchowsche Auffassung vom Wesen der Zelle einer allzu mechanischen Theorie der Dinge wohl endgültig den Boden entzogen und der große politische Gegner dieses Gelehrten auch im Staatsleben offenbart, daß Manneswille ein schöpferisch und gewaltig Ding ist.

Freytag läßt Romberg entrüstet von dannen ziehen. Der Freund ist davor gewarnt, der aristokratischen Gelehrtenruhe zu trauen. Romberg hat ihm die hohe Aufgabe vorgehalten, den Wein der Zeit zu klären. Walter verweigere dem Gotte der Gegenwart den Dienst, also werde dieser Gott auch ihn verleugnen. Damit wendet sich der verschmähte Parteiwerber zum Gehen.

Die Antwort Walters möge hier zugleich aus dem ungedruckten Entwurfe mitgeteilt sein, um sie mit der veränderten späteren Fassung vergleichend zusammenzustellen. Es heißt in der Handschrift:

„Walter (schnell):

„Reich' mir die Hand und höre! Ein Gefäß
„Ist nie der Mensch, selbst seinem Gotte nicht.

1) Fritz Mauthners „Unhistorischer Essay“ über Aristoteles (die Literatur; herausgegeben von Georg Brandes, Bd. 2, Vorwort). Vgl. auch Nietzsches „Unzeitgemäße Betrachtungen II. Von Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben.“ Vgl. dazu die Vorlesungen des englischen Kriegsministers R. Burdon Haldane über Aristoteles und dessen Renaissance bei Hegel, sowie die fein abwägenden Gedankengänge des Philosophen Rudolf Eucken.

„Das höchste Recht der Erde ist das Recht
„Des Mannes gegenüber seinem Volk.
„Dies heil'ge Recht wird selten nur genannt
„Noch weniger verstanden. —
„Wie aber auch das Leben sich erweist,
„Es wird den Leib zerschellen, nie den Geist.
„Du aber hüte dich! . . .

Die Werke enthalten dagegen diesen Wortlaut:

„Reich mir die Hand und höre du auch mich!
„Für wahre Freiheit kämpft mit Recht nur der,
„Der stets im Einzelnen die Freiheit ehrt.
„Und käme je der Tag, der nimmer kommt,
„Wo ich aus meinen Tempeln flüchtig eile,
„Ich bleibe unverändert, was ich bin,
„Ein Mann, der Wahrheit sucht, um frei zu werden.
„Du aber hüte dich! . . ."[1])

Die dann folgende Stelle findet sich ungefähr gleichlautend mit den gedruckten Versen bereits in der Urschrift.

Daß bei der Freytagschen Arbeit die erlauchten Gestalten unserer Klassiker Lessing, Herder, Goethe, Schiller Pate gestanden haben, leuchtet mannigfach hervor. (Vgl. S. 43 ff.) Man muß an die Anrede Faustens an den Giftbecher denken, wo der Sinnende vergleicht, wie so verschieden der sonstige Zweck des Pokals zu seinem jetzigen sei, oder an die Anrede Tells an sein Geschoß, mit dem er auf ein anderes Wild

---

1) In eines unserer tiefsten Historiker, in W. Diltheys Aufsatz über Novalis (1865; abgedr. in der Sammlung: Das Erlebnis und die Dichtung S. 201 ff.) erschallt in Klängen, die an den gewaltigen Chorgesang über des Menschen Erdenstellung bei Sophokles gemahnen, das Hohelied der befreienden Wissenschaft. Wir wollen es uns nicht versagen, wenigstens diese Stelle herzusetzen, die auch Beziehung zu Freytags „Verlorener Handschrift" haben dürfte. (S. 249 f.) „Auf einem ganz Europa umspannenden Schauplatz, in einer beispiellosen Sukzession der genialsten wissenschaftlichen Kräfte, wie sie eine solche Basis allein möglich macht, hat der moderne wissenschaftliche Geist von der Entdeckung der Mechanik des Himmels ab bis auf diesen Tag, an welchem die Kräfte der Gesellschaft und der Geschichte unser begeistertes Studium beschäftigen, seine siegende Laufbahn begonnen. Wir wissen, daß die Zukunft sein ist. Wir wissen, daß er bestimmt ist, die Welt umzugestalten. Die einsame Seele des Forschers ist seit jener Zeit erfüllt von dem edelsten Machtgefühl des Menschen. Die Erscheinungen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den Gang der Erscheinungen lenken, zu solchen Mitteln dem Menschen, auch dem letzten, das volle vorurteilslose Selbstgefühl seiner Bestimmung geben, das will dieser siegreiche Geist, der sich mit Kepler und Galilei seine Grundlage schuf. Von ihm erfüllt sein, das heißt leben." Vgl. auch Einleitung in die Geisteswissenschaften, S. 153 f.

als sonst lauert, wenn in unserer Dichtung der holzhackende Walter den Baumstamm, auf den er losschlägt, anredet:

„In deinem Schatten lag der Wandersmann,
„Und gastfrei heiltest du die müden Glieder,
„Ihm Ruhe spendend. Merk, jetzt aber sucht
„Ruhlos ein Wandrer Mattigkeit an dir.“ —

Die Szene mit dem Minister läßt an den Marquis Posa denken. Der hohe Staatsbeamte will den jungen Gelehrten als Mitarbeiter in seinen Kreis ziehen, doch der freiheitsliebende Mann begehrt als Gnade, zu bleiben, was er ist, und gibt zu verstehen, daß er es für unrecht halte, seine Kraft, so klein sie sein möge, der Richtung beizulegen, in der die starke Regierungsgewalt ströme. Der Minister hört das mit Erstaunen; Walter aber entwickelt weiter noch seine freiheitsbegeisterten Anschauungen, die in einer Klage über Zuvielregiererei gipfeln. Der beste Vater schaffe nur gute Söhne, den freien Mann erziehe die eig'ne Tat,[1]) „und Männer, Männer heischt die Gegenwart.“

Die Schlußwendung der Unterredung ist in der ungedruckten Fassung um einige für Freytag bezeichnende Verse der gedruckten überlegen. Das Buch läßt Walter nur sagen:

„Auseinander
„Geht unser Lauf, du aufwärts, ich zu Tale!“

Die schriftlichen Aufzeichnungen enthalten diese Zeilen:

„Du ziehst zur Brandung auf der Oberfläche,
„Landabwärts rinn' ich unten nach der Tiefe,
„Wo stets geschäftig mächt'ge Geisterhand
„Die neuen Wogen ballt und aufwärts sendet. —
„Auseinander
„Geht unser Weg, damit das Meer nicht faule.“ [2])

Von jugendlicher Gemütszerrissenheit infolge der herrschenden Unklarheit über seine eigentlichen Pläne läßt sich der Held des Gedichtes, Walter, nicht freisprechen; er ist mit sich unzufrieden und von der Gegenwart unbefriedigt. Die wissenschaftliche Arbeit füllt ihn nicht aus. Er gehört zu den problematischen Naturen —

„Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
„Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften,“ (Goethe)

---

1) In der Handschrift heißt es: „Den kräft'gen Mann erzieht die freie Tat.“

2) „Unsere ganze Hoffnung muß auf das Volk gestellt werden, auf das Volk, in dessen Mitte Kraft, Gesinnung und gesunder Verstand sich immerfort und unerschöpflich erneuern.“ Varnhagens Tagebücher. (Vgl. oben S. 98.)

— und er bekennt Leontinen seinen Weltschmerz. Die Menschheit kranke an dem Leiden, das er heimlich trage, an der Tatlosigkeit:

„Wir üben nicht die Götterkraft, zu wollen.“ [1])

Also auch aus Walters Munde jetzt die Weltanschauung Rombergs. Die Wasserscheide ist überschritten. Die Ströme der Gedankenwelt Walters fließen nicht länger ins Hegelgewässer der stillen Allbejahung. Es regt sich der Drang, irgend etwas zurechtzuhämmern.

Im Stile Lessings hat freilich der Dichter Leontine an ihren klagenden Freund die triftigen Gegenfragen richten lassen:

„Und ist
„Den Born der Weisheit hüten keine Tat?
„Rastlos die Eimer in den Quell zu tauchen
„Und Tausenden, die dürstend Sie umsteh'n,
„Die heil'ge Flut zu spenden, keine Tat?“

Aber Walter weiß, daß er leidet; das ruhige Selbstbewußtsein, das ihm anfangs so wohl anstand, ist gewichen; es scheint, als spüre er nicht mehr das Glück seiner Stellung, von dem wir anfangs Kunde erhielten, als sei ihm das Gefühl für das abhanden gekommen, was man im übertragenen Sinne als Energie der Lage bezeichnen könnte: sein Wirken durchs scheinbar bloße Dasein und Beharren auf einem erklommenen Posten, ohne Bekehrungsabsichten gegen andere.

Leontinens weibliches Anlehnungsbedürfnis weckt in ihm den männlichen Drang, sie stützen zu wollen, doch der Halt, den er ihr zu gewähren vermag, ist nicht stark genug, sie vor feindlichem Gewaltstreiche zu wahren. Er schützt sie nicht völlig, und das Land der gelegentlich allzu unbegrenzten Möglichkeiten, Weib genannt, sucht Herren und Gebieter, die den Möglichkeiten mit fester Hand einen Riegel vorschieben. Der im Streite mit dem Verlobten Leontines Unterlegene fühlt das. Trost suchend eilt er ins Freie, um sich durch Arbeit fürs Gemeinwohl zu ermannen, zu veredeln.

Zwischen der Zeit der Abfassung des „Gelehrten“ und der Niederschrift der „Valentine“ liegen zwei Jahre. Gustav Freytag hat achtundzwanzig- und neunundzwanzigjährig bei den Franzosen, besonders bei Scribe, die Kunst erlernt, ein gutes Bühnenstück nach den Anforderungen des damaligen Geschmackes zu schreiben.

Die „Valentine“, die im Frühjahr 1846 zu Breslau geschrieben worden ist, eröffnet die Reihe bühnengerechter Theaterstücke unseres

1) „Das Götterglück, sich eigner Kraft zu freuen.“ (Hölderlin.)

Dichters. Gleich im Herbste 1847 folgt ihr das zu Dresden verfaßte Gegenstück „Graf Waldemar". Es sind die beiden Vorläufer des Haupttreffers, der „Journalisten". Eine ansprechende Ergötzlichkeit des Vortrags ist allen diesen Werken gemeinsam. Sie tragen sehr entschiedene Zeitfärbung und sollten darum wohl nicht anders als im altmodischen Zeitkostüme gegeben werden.[1])

Freytag hat den Salongeschmack jener Tage als ein wahrer Liebling der Gesellschaft getroffen. Seine eleganten Wendungen, die Munterkeit und Frische der Scherzreden und lustigen Einfälle, die Geschicklichkeit der Technik und Sauberkeit der Ausführung haben dem Dichter den verdienten Erfolg eingetragen.

Dabei wird auch hier fühlbar, was des öfteren bereits über musikalische Wirkungen ausgeführt worden ist, daß nämlich heute harmlos, sanft und keusch erscheint, was dereinst für keck, bedenklich, ja unsittlich angesehen wurde.[2]) Die Angriffe auf die gesellschaftliche Ordnung, die wir aus dem Munde der Freytagschen Bretterhelden vernehmen, sind durch die schärfer einschneidenden und mit stärkerer Bitterkeit getränkten Fehden der Folgezeit so sehr überschrieen worden, daß sie uns gleichsam ungefährliches Kinderspiel mit Pfeil und Bogen neben bodensprengender Dynamitverwendung dünken. Das aber ist ja jedenfalls für das persönliche Gewissen entscheidend: daß unser Dichter selbst, wenn er in reifen Jahren an seine „Valentine" zurückdachte, einige Unzufriedenheit über das Einstimmen in eine seinem Innersten doch nicht gemäße Tonart empfand. Er fühlte und bekannte sich der Unfreiheit schuldig, wenn diese quälerische Bezeichnung „schuldig" nicht schon zuviel sagt; in den „Erinnerungen" spricht er von dem spöttisch-kritischen Zeitgeiste jener Jahre, da es für erwünscht galt, von einem ausländischen Standpunkte aus die engen Verhältnisse der Heimat zu überschauen, zu schelten oder zu verachten. Auch Freytag hat, wie die Franzosen so hübsch sagen: „donné dans ce travers-là." Auch er läßt seinen Georg in der „Valentine" ein wenig albern freie Reden führen, die gar nicht so ernst gemeint sind:

---

1) Vgl. hierzu und zum Grafen Waldemar die hübschen Bemerkungen Theodor Fontanes in den „Causerien über Theater" 1905, S. 156 f., 379.

2) Vgl. z. B. R. Bréhaut, Les idées d'Aristote sur l'éducation musicale (L'Enfant 138; 1906 p. 3), Hans Lindau, Abende in Versailles, 1903, S. 144 ff. besonders G. Th. Fechner, Vorschule der Ästhetik Bd. 1, S. 253.

„Georg: . . . bist du verheiratet?

„Müller: Noch nicht.

„Georg: Recht gut, mein Freund, ich liebe eure Ehen nicht . . ."

Später schreibt Freytag in den „Erinnerungen": „In der ‚Valentine'" verrät der freie Held Georg am auffälligsten die Unfreiheit des Dichters".[1])

Drei Menschengruppen führt der Dichter in der „Valentine", wie später auch seine Art ist, uns zunächst im unverschlungenen Nebeneinander vor Augen, nämlich die Hofgesellschaft einer kleinen Residenz, ferner Diebsgesindel — ein Zigeuner und ein Harfner, die in die Wohnung der Heldin des Stückes einen Einbruch planen, und der von Georg, ihrem Verehrer, in den Dienst genommene lustige Gauner Benjamin, — schließlich die beiden Hauptpaare: der Fürst und die Prinzessin, sowie die Baronin und Georg.

Die lebendige dramatische Durchdringung dieser Gruppen ist von Anfang an vorbereitet und wird im dritten Akte glanzvoll erreicht.

Ein Günstling des Fürsten nämlich versucht seinem Herrn ein abenteuerliches nächtliches Stelldichein, mit seidener Strickleiter am Fenster der Valentine, zu ermöglichen. — Der Fürst dringt zu ihr ein. Sie erschrickt. Ein verräterisches Geständnis ihrer Neigung zu Georg entfährt den Lippen: „Es ist nur der Fürst!" — Also ungefährlicher Nachtbesuch. — Sie fragt nach der Ursache. Er bringt zur Entschuldigung für sein ungewöhnliches Erscheinen unter anderem auch vor, daß sie seine Huldigungen durch Blick und Lächeln ermutigt habe. Ihr Unwille über diese unzarte Eröffnung bringt den Fürsten zur Besinnung, er fühlt sich in übler Rolle, entfernt sich.

1) Vgl. aus diesen Zeiten etwa die Schriften eines Karl Marx (seit 1842) in der Rheinischen Zeitung, in den Deutsch-französischen Jahrbüchern (1844), in der Pariser deutschen Zeitschrift „Vorwärts" (1844), in der Deutschen Brüsseler Zeitung (1847); besonders aber die verschiedenen Briefe aus Paris (1832, 33—34) von Ludwig Börne, die Werke Heinrich Heines; weniger in dieser Richtung dürften liegen Karl Gutzkows Briefe aus Paris (1842) und Pariser Eindrücke (1846). — Über den um 1839 herrschenden Zeitgeist unterrichtet lehrreich Hermann Marggraff, Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturperiode, s. besonders S. 370 f. (Erfolg der transatlantischen Reiseskizzen, der Gegensatz gegen Europas Überkultur, wie bei Winegg und Fink), S. 382 (E. Willkomms Zivilisationsnovellen, Die Europamüden). Vgl. auch Heinrich Laubes erste Prosadichtung „Das junge Europa" (1834—37), ferner die Schriften des Fürsten Pückler-Muskau, mit dessen Schilderung Laube seine Erinnerungen (1841—81) einleitet, und der an den Grafen Waldemar denken lassen könnte.

Allein sie soll in dieser Nacht nicht sobald zur Ruhe gelangen; denn nun kommt ein Stein geflogen, und das Blatt, das ihn umwickelt, enthält von Georgs Hand die Mahnung, die Strickleiter vom Fenster zu lösen; er von unten könne das nicht.

Sie findet es unerträglich, vor Georg ohne Aufklärung zu bleiben, bittet ihn also zu sich, und sie sprechen sich aus. Die anfangs etwas bretterhaft mit politischer Notwendigkeit begründete Forderung einer Vermählung des Fürsten mit seiner Base, die ihn liebt, erhält eine bessere Stütze dadurch, daß diese Ehe auch der Valentine zur Beruhigung erwünscht wird; denn sie, die eine Freundin der Prinzessin ist, hat offenbar die Schließung jener Ehe bisher verhindert. Vertrauensvoll begehrt sie Georgs Hilfe. Schon sind die beiden gute Freunde geworden, da sollen sie nun durch gemeinsame Gefahr noch näher aneinander gebracht werden.

Dazu führt jetzt der Einbruch. Georg schlägt den einen Dieb nieder und treibt den anderen in die Flucht. Er hat sich als ein ruhiger Mann der besonnenen, raschen Hilfe bewährt, da sie ihn händeringend um Rettung vor Beschimpfung gebeten hat. Diese Rettung will er ihr sogar um einen hohen Preis gewähren. Als nämlich Benjamin, der draußen Lärm geschlagen hat, seinen Herrn, ohne ihn zu erkennen, anpackt, so daß Georg bald darauf von eindringenden Soldaten festgenommen wird, da geschieht etwas Außerordentliches und eigentümlich Theaterhaftes, das unseren Dichter in die Nähe Sardous (vgl. Ferréol 1875), also an einen Ort bringt, wo wir ihn sonst nicht gerade erblicken. Georg weiß sich als Dieb eines Schmuckkästchens hinzustellen, um die Ehre der Geliebten zu retten, und wird infolgedessen ins Gefängnis abgeführt.

Die Fortsetzung ergibt sich nun ganz von selbst. Die Heldin erklärt, daß der gute Ruf eines Weibes nicht ihre Ehre sei. Der letzte Akt enthält in vollen Herzenstönen die harmonischen Schlußakkorde der angespielten Melodien. Der pfiffige Benjamin[1]) kommt zu Valentine mit Werkzeugen, die der heimlichen Befreiung seines lieben Herrn aus dem Gefängnis dienen sollen; aber sie kennt noch einen besseren, helleren Weg. Vor dem Fürsten und seinen Kavalieren erklärt sie, Saalfeld sei kein Dieb, er sei von ihr selbst zu dem nächtlichen Besuche ein-

1) Die nächsten Ahnen dieses Benjamin sind die Spitzbuben bei Schiller und Lessing (Fiesko, Emilia Galotti).

geladen worden. Der Fürst schickt ihr den Hofmarschall zu, der ihr die Entlassung aus dem Hofdienste zu melden hat. Sie diktiert ihrem weinenden Diener eine Zeitungsnotiz, in der sie sich selbst den guten Ruf abschneidet. Und so fühlt sie sich nun nicht mehr als eine Verpflichtete, sondern freier Liebesschenkung fähig, mit der sie den geliebten Mann beglückt.

Im „Grafen Waldemar" stellt uns der Dichter zunächst das lockere Treiben eines eleganten Lebemannes vor Augen. Daseins- und Todesverachtung und in Ermangelung edlerer Genüsse, der Drang nach Aufregungen, statt nach Taten, das sind die angeschlagenen charakterisierenden Akkorde. Und in diese wilde Stimmung hinein ertönt plötzlich eine einfach schöne Melodie. Ein keusches, liebes Mädchen, die Gärtnerstochter Gertrud, die einen unehelichen Sohn des Grafen auferzogen hat, kommt, für diesen um Vaterliebe zu werben.

Freytag liebt die Kontrastwirkungen. Kunstvoll bringt er durch die äußere Gleichheit der in Frage kommenden Mächte die inneren Gegensätze in den Charakteren scharf zur Geltung. Gertruds Gestalt im ersten Akte wird noch nachträglich durch unsere vergleichende Erinnerung weiter ins Helle gehoben, wenn wir ihre Reinheit an der Unreinheit eines anderen Weibes deutlicher gewahr werden.

Dasselbe nämlich, was in schlichter Natürlichkeit von dem Mädchen aus dem Volke ohne alle Absichten geschieht, sucht eine Salondame, die Fürstin Georgine Udaschkin, mit listiger Berechnung in die Wege zu leiten. Auch ihr Blick ist auf Waldemars Sohn gefallen. Sie will für den Knaben des begehrten Vaters mütterlich sorgen.

Erst der vierte Akt bringt die überraschende Enthüllung, daß sie die totgeglaubte Mutter des Knaben, eine frühere Geliebte Waldemars ist. Vergeblich sucht sie ihre älteren Rechte auf den Grafen geltend machen; sie vermag sein Herz, das den Zauber der Unschuld schätzen gelernt hat, nicht wieder in Leidenschaft zu entzünden.

Im vierten Akte will sich der Graf ihrer Grausamkeit opfern und drückt ihr die Pistole in die Hand. Da stürzt sich Gertrud dazwischen und wirft ihr das Kind zu, damit die Wütende den Vater nicht töte. Der kleine Junge fleht die Mutter an. In ihr erwacht ein menschliches Rühren. Sie geht davon und überläßt den Zurückbleibenden, mit aller düsteren Vergangenheit zu brechen und gemeinsam in lichtes Zukunftsglück zu blicken.

Ein Vergleich der beiden Dramen, die man beinahe als Zwillingsgeschwister betrachten kann, liegt nahe.[1])

Beiden Werken ist ein hoher Grad von Bühnengemäßheit, wenigstens nach damaligen, nicht so nach dauernden Ansprüchen zu eigen. Es geschieht jedenfalls viel, und der Dichter hat den Standpunkt des Gesinnungsdramas, den er im „Gelehrten" einnimmt, verlassen. Er glaubt, daß es für die Bühnenwirkung aufs Geschehen ankommt.

Über beide Stücke aber hat der Dichter schon im Jahre 1850 streng zu Gericht gesessen.[2]) Er nennt „in der ‚Valentine' jenes Erfassen des Schmucks durch Georg eine sehr wunde Stelle des Stückes." Es werde nämlich dadurch „die Handlung des Stückes in wichtigem Moment ganz umgeworfen durch eine Tat, welche nur erklärbar ist durch die originelle Individualität gerade eines Einzelnen." Mit Recht habe sich das Publikum fast bei allen ersten Aufführungen daran gestoßen; nachher habe man's zuweilen gar als eine Feinheit empfunden, was überhaupt bei dieser Art von Fehlern leicht geschehe.

Größer sei der Übelstand im „Waldemar." Hier sei die ganze Katastrophe des Stückes abhängig gemacht von der incommensurabeln Persönlichkeit einer nervösen und launischen Dame. „Und obgleich ich glaube," fährt Freytag fort, „daß der Schluß wahr ist, d. h. daß er in Einklang steht mit Georginens Wesen, und daß eine solche Person unter solchen Umständen nicht anders habe handeln können, so ist er doch ein arges ästhetisches Unrecht, denn die Notwendigkeit und Folgerichtigkeit eines solchen innerlichen Prozesses, wie ihn hier Georgine für die Katastrophe durchzumachen hat, läßt sich gar nicht mehr beweisen und kann auch vom Publikum nicht als unvermeidliches Ende der Handlung empfunden werden. Auch hier erscheint als Willkür des Verfassers, was seinen Ursprung einer zu großen Wärme für die gefährliche Person verdankt."

„Graf Waldemar" ist von den beiden ziemlich gleichaltrigen Werken zwar das spätere, vielleicht ist aber doch „Die Valentine" das bessere.

---

1) Vgl. Dr. August Henneberger, Das deutsche Drama der Gegenwart, Greifswald 1853. S. 35.

2) Grenzboten 1850, 5, Bd. 1, S. 197 f. in der Besprechung des „Erbförster" von Otto Ludwig; die hier mitgeteilten Stellen sind bei dem Wiederabdrucke der Besprechung in den Gesammelten Werken, Bd. 16, S. 22 ff. fortgelassen worden. Vgl. dazu Erinnerungen S. 195 ff., 205 f.

Der Grundgedanke des „Grafen Waldemar“ ist sehr ansprechend, der Mädchenjäger, der seinen Gelüsten nachläuft, soll, wie jener Weidmann, durch das Kreuz über dem Haupt eines Hirsches, erschreckt und, weil er dadurch in sich geht, geläutert werden. Die Gärtnerstochter mit dem „noli me tangere“ herber Jungfräulichkeit heißt den wilden Jägersmann Schonung üben. Das Pflänzlein darf nicht abgepflückt, sondern soll mit allen Wurzeln ausgegraben werden. Man glaubt schon die Ilse in der „Verlorenen Handschrift“ zu erblicken, wenn der Graf sagt: „Sie stand vor mir so stolz und mit einem Anstrich von Begeisterung, wie eine Seherin aus der Zeit, wo man es liebte, Eicheln zu essen; mir war, als hörte ich einen Eichwald hinter ihr rauschen.“

In versöhnlicher Weise sucht der Dichter die Annäherung der Volksklassen aneinander durch gegenseitiges Verständnis gelegentlich zu veranschaulichen. Es ist der Gärtnerstochter, als schaue sie in aller Menschen Herz, da sie das seine zu erkennen glaubt. Von den Vornehmen hat sie sonst ungünstiges vernommen. Jetzt wird ihr wohl zu Mute, da sie sich alles so menschlich traut zurechtlegen kann.

Die ungleiche Ehe wird am Ende, ohne daß man das Gefühl von Schwierigkeiten hätte, in Aussicht gestellt. Das alte Thema vom Bildungsunterschiede in der Ehe sollte erst in der „Verlorenen Handschrift“ von Freytag ins Auge gefaßt werden.

In der „Valentine“ ist Georgs Verhältnis zu dem durch Vereine lieblos auferzogenen [1]) und zum Gauner gewordenen Benjamin besonders köstlich geschildert. Dieser Treubund ist ein echt Freytagsches Leitmotiv, das bei unserem Dichter in den verschiedensten Tonarten immer wieder erklingt. Durch Dick und Dünn folgt Benjamin dem Manne, der seine Seele dem Teufel abgewonnen hat. Es stecken in dem drolligen Wesen bereits die Elemente von manchen später ausgeführten Charakteren. Wie dem redegewandten Georg mit seiner „Philosophie eines summenden Käfers“ bereits Fink oder Bolz innewohnt, so glauben wir in Benjamin bald den erbärmlichen Schmock, bald gewisse Züge von Schmeie Tinkeles, ja gelegentlich die des allerdings nicht so harmlosen Veitel Itzig zu erkennen. Die Familienverwandtschaft der Geschöpfe dieser Phantasie ist jedenfalls unverkennbar. Eine echt humoristische,

---

1) Vgl. in Paulsens Ethik II, S. 356, den verwandten lustigen Erguß gegen die Schablone der Sachverständigen. — Individuum est ineffabile.

über sittenrichterliche Straf- und Rachegelüste erhabene Auffassung der Wirklichkeit hat sie erzeugt.

Der Wunsch, Wohlvertrautheit mit den Mitteln der Regiekunst durch eigene Übung zu erlangen, hatte Gustav Freytag bereits im Winter 1846 nach Leipzig hinüber geführt. Dort hatte das Schauspiel, namentlich unter der Leitung von Heinrich Marr, ein vielversprechendes Aussehen gewonnen. Die Stadt war damals überhaupt der lebendige Mittelpunkt der schriftstellerischen Welt; die großen Städte Berlin und Wien standen noch zurück und traten erst mit den großen politischen Zeitungen nach 1848 in den Vordergrund.[1]) Bei seinem schlesischen Landsmann Laube, den der Ruf eines Führers der jungdeutschen Richtung in den Augen Freytags nicht gerade schmückte, verkehrte der Ankömmling in Leipzig viel. — Über seine Beziehungen zu Gutzkow hat unser Dichter in den „Erinnerungen"[2]) nicht ohne einen Anflug menschenfreundlicher Wärme für diesen geistreicheren, aber vergänglicheren Gegenkaiser der eigenen Literaturberühmtheit berichtet. Auch noch mit vielen anderen Künstlern zu Dresden und Leipzig trat er in Verbindung; besonders achtungsvoll sah er zu Ludwig Tieck als „einen Helden aus der Väter Zeit" empor.[3]) In Dresden war Richard Wagner damals Kapellmeister, Gutzkow als Dramaturg wirksam, in der Kunstakademie Gottfried Semper, Schnorr von Karolsfeld, Bendemann, Ludwig Richter, auch die Bildhauer Hähnel und Ernst Rietschel. Es war ein reichbestirnter Himmel: Tichatschek, Mitterwurzer, Wilhelmine Schröder-Devrient, Johanna Wagner an der Oper, Emil und Eduard Devrient, Porth, Winzer, Marie Bayer und Franziska Berg am Theater; ferner Berthold Auerbach, Ferdinand Hiller, Robert Reinick, Klara und Robert Schumann.

Im Spätherbste des Jahres 1847 heiratete Freytag eine Landsmännin, Emilie Scholz, die er seit Jahren als Gräfin Dyhrn bereits schätzen gelernt hatte. Obwohl sie sehr viel älter war, ordnete sie sich ihm gern als eine kluge und gelehrige Schülerin unter. Sie bereicherte ihm das Leben und poetische Schaffen. Verhüllt von Schleiern, die ihre Züge nur ahnen lassen, schwebt sie nun durch die Phantasie aller, die Freytags Dichtungen lesen.

---

1) Erinnerungen (1841–81) von Heinrich Laube, Wien 1882 S. 39.

2) Ges. W., Bd. 1, S. 137 ff., im Sonderbande S. 199 ff.

3) Vgl. Briefe an Ludwig Tieck Bd. 1, bes. S. 215, von Breslau aus am 5. Juni 1847.

Sechstes Kapitel.

Die Wendung zur Politik 1848. — Redaktion der Grenzboten (1848—1870). — „Die gute Schmiede" in Siebleben 1851. — Die Journalisten 1852. — Schicksalsschläge und Widerstand.

Sera juvenum Venus! heißt es in der Tacitusschrift von den Germanen. Spät gelangt zur Reife, was viel in sich zu entwickeln hat; so sehen wir die Deutschen oft im Schwabenalter erst zur rechten Ausdrucksfähigkeit ihrer tiefen Innerlichkeit erblühen, gleichsam die Augen hell aufschlagen aus langer Unbeholfenheit und ehrlicher Bescheidenheit.

Auch in Freytags Leben tritt die dritte Fee, die den Mann vollendende Muse der zweckvollen politischen Denkweise, erst spät mit ihren ernsten strahlenden Atheneaugen vor ihn hin. Die Dichtung und die Wissenschaft sind freilich auch schon höchste Mächte, Kraftsammlung und Entladung durch die einzelnen von der ewig fließenden Kraftquelle des allgemeinen Menschheitlebens. Die Politik aber ist die sittlich vielleicht am lautesten, wenn auch nicht stets am lautersten sich vernehmen lassende Auseinandersetzung der einzelnen mit dem Gesamtgeiste ihrer nächsten höheren Lebenseinheit; und gerade für Gustav Freytag bedeutet die Fühlung mit den Staatspflichten vielleicht stärker noch als alle seine sonstige Herzens- und Verstandsbildung das erschütternde, religiöse Etwas, wodurch er seines Lebens in tiefster Seele als eines wirklichen Daseins inne ward. „Im Anfang war die Tat", übersetzt Goethes Faust das Rätselwörtlein des Johannes. Aber diese Fassung ist seiner Weisheit letzter Schluß und jedenfalls nicht ihr Anfang. Auch Gustav Freytag hat den Lebensrätseln als Poet und Denker grübelnd und versuchend gegenübergestanden; auch er, der Philolog und Dichter, begann mit der Liebe zu dem, was bedeutungs-

schwer in alles geistige Bewegen eingreift, zu dem Bilde der Gebärdung dieses geistigen Lebens im Worte. — Allein auch er sann weiter: „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen . . .“ So dringt er zum Sinne, zur Kraft und endlich zur Tat vor. Aus dem Geiste der Romantik, der schwärmenden Traumseele, die ins Vergangene lauscht und starrt, springt er, nun ein innerlich geharnischter Ritter ohne romantische Ritterrüstung, der neuen Zeit, der Zukunft, in die Arme. Die Tat allein kann helfen: „das Mögliche soll der Entschluß beherzt sogleich beim Schopfe fassen; er will es dann nicht fahren lassen, und wirket weiter, weil er muß.“

Wir werden sehen, daß Freytag in der Dichtung den großen Fahrwind eigentlich von den beiden Nachbargebieten seiner Tätigkeit her empfängt, von der Politik und der Wissenschaft. Es ist dabei freilich ein Wechselverhältnis in dem Sinne festzustellen, daß ihm auch die Wissenschaft besonders durch seine politischen Gefühle und seine dichterischen Fähigkeiten gefördert und bestimmt und daß andererseits auch seine politische Einsicht von der poetischen Einbildungskraft und gelehrten Bildung wesentlich beeinflußt wird. So bietet Gustav Freytags Persönlichkeit das Schauspiel eines besonders vielseitig vom Gesamtgeiste erfüllten Daseins, das, wo nicht geradezu eine vorbildliche, so doch eine liebenswürdig anregende Bedeutung besitzen mag. Sind ihm auch in der Wissenschaft, die er sich erkor, andere überlegen, hat er auch in der Politik nicht den höchsten Scharfsinn seiner Zeit bewiesen und wird ihm gewiß mit Recht auch der erste Lorbeer der zeitgenössischen Dichtung streitig gemacht: einen ebenbürtig vollkommen harmonisch entwickelten Mann haben wir unter seinen Zeitgenossen schwerlich ihm an die Seite zu stellen. Er vereinigt in sich gleichsam einige der wichtigsten sonst unter verschiedene Figuren auf dem Schachbrett des Lebens verteilten Eigenschaften. Er hat den geraden Verstandesblick, der eine Reihe von Feldern fest beherrscht wie der Turm, er hat den listig lustigen Rösselsprung der Laune, und er hat, wenn auch nicht im höchsten Maße, etwas von jener energischen politischen Schachfigur an sich, die man so höflich oder so tiefsinnig ist als Königin zu bezeichnen.

Das tolle Jahr verursachte auch in seinem Leben eine kleine Revolution. Die von Ignaz Kuranda geleiteten vormärzlichen „Grenzboten“ gingen am 1. Juli 1848 in die Hände der neuen Redakteure

Julian Schmidt und Gustav Freytag, über und boten die Gelegenheit, aus dem Poeten wenigstens teilweise einen Politiker zu machen.[1])

Spricht Freytag von einer Wendung des Jahres 1848 zu stärkerer Mannhaftigkeit der Gesinnung, so kann dies im allgemeinen vielleicht bezweifelt werden; nicht bezweifelt werden kann aber der Glaube Freytags, daß es ihm wenigstens persönlich so erging, daß der Hahnschrei des Jahres 1848 ihn also gleichsam aus dem poetischen Schlummer erweckte.[2])

Freytag ist einer von denen, die äußerst kräftig und bewußt an dem politischen Aufbau des deutschen Reiches mitgearbeitet haben. War er auch nur als ein namenloser Tagesschriftsteller damals tätig, so wußte er doch, daß er zu denen gehörte, die den Volkswillen, die die öffentliche Meinung entscheidend beeinflussen. In einem Gleichnis von Stürmen und Schafherden sagt er seiner Strohpuppe Michael Mroß, einem armen dummen Teufel, an den er in scherzhafter Form sehr ernst gemeinte politische Briefe richtet: „Und wollt ihr wissen, Michael Mroß, wer ich bin? Ich bin einer von den Namenlosen, die euch den Wind machen".[3])

Man hat beim Lesen der Freytagschen Aufsätze das Gefühl, daß der Verfasser stets mit Leib und Seele bei der Sache ist. Wenn sich die Freude an seiner Federführung fast bis zum Übermute steigert und Lust am Leben, an der Anspannung des Willens zur Klarheit sich allenthalben kundgibt, klingt es in seiner frischen, jugendhellen Stimme wie jubelnder Lerchentriller. Wer Freytags politische Begeisterung, die sich ja allenthalben hervordrängt, im Innersten verstehen will, darf

---

1) Das ehemalige Organ des jungen Österreich, das es unter Kurandas geschickter Leitung zu hoher Bedeutung gebracht hatte, und an dem u. a. Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Joseph Rank, Wilhelm Hamm, Johannes Nordmann mitgearbeitet hatten, stellte sich 1848 neben die Leipziger Zeitschriften „Europa" und „Komet" als neuer Kämpe auf. Der „Komet" wurde von Herloßsohn redigiert; es war kein ruhig und gemächlich den Alltag umkreisendes Gestirn, sondern eben ein Komet, feurig dahinschweifend, begeistert und mit unabsehbarer Bahnlinie. Herwegh, Prutz wurden von diesem Sterne angezogen, auch Hoffmann von Fallersleben. Die Zeitschrift „Europa" dagegen, mit Gustav Kühne an der Spitze, huldigte dem jungen Deutschland. Da waren Heinrich Laube, Theodor Mundt, Hermann Marggraff, Alexander Jung zu finden.

2) Grenzboten 1868, 49; in Elsters Sammlung Bd. 1, S. 267; vgl. auch Grenzboten 1848, 27, in den Beilagen XVIII.

3) Ges. W., Bd. 15, S. 11.

vielleicht bis zur Tatsache des „mens sana in corpore sano“ hinabsteigen. Es ist viel Bewegungsfreudigkeit, geistige Turnlust in diesen politischen Erwägungen und Anschlägen. Er hat sich in seiner Haut wohlgefühlt; es hat ihm gefallen, den Umfang der Tätigkeit, soweit die Kräfte reichen wollten, weiter und weiter auszudehnen. Freilich gab es dann einen Augenblick der Umkehr, der bewußten Einschränkung und Entsagung in seinem Leben; aber die Wonne der Arbeit hat im Beginn schöner Schaffenszeit Freytag hier einmal unvergeßlich empfunden; besonderes Hochgefühl haftet den Wendungen an, die seiner politischen Begeisterung entstammen.

Das ist die Ansicht der Dinge, die sich einem, der von der Persönlichkeit ausgeht, ohne Zweifel zunächst bietet; es ist aber nicht die allein abgeschlossene und in sich vollendete.

Denn bei genauerem Hinhorchen kommt die Herzlichkeit der politischen Wünsche an sich zum Vorschein; dies Gebiet ist ja kein beliebiges Arbeitsfeld, kein Tummelplatz des bloßen Talents, sondern, wie Freytag die Sache auffaßt, vor allem ein Gebiet höchster Pflichten des vaterländisch gesinnten Mannes. Weil er dem Tun und Denken in Staatsangelegenheiten größte Wichtigkeit zuschreibt, weil er fühlt, daß es sich hier um das Wohl und Wehe vieler Millionen handelt, darum hat die Beschäftigung mit diesen Fragen für ihn ein sittliches Pflichtempfinden nicht nur zur Begleit- oder Folgeerscheinung, sondern von allem Anfang an zum Bestimmungsgrunde.[1]) Er wendet sich warnend an alle, die abseits stehen: Greift mit an, oder ihr erleidet Schaden an eurer Seele! Er will, daß das arme ungebildete Volk der Wasserpolacken durch Volksbildung emporerzogen werde, daß der geistreich mit dem Leben spielende Adel sich kraftvoll an den ernsten Aufgaben des Fortschritts beteilige, er will, daß überall jeder seinen Mann stehe.

„Jetzt sollen wir uns selbst regen“, ruft er (1849), „um das Größte durchzusetzen. Das ist Freude und Ehre, aber kein Grund zur Trauer!

---

1) Ottokar Lorenz hebt in seinem Aufsatze über Gustav Freytags politische Tätigkeit (Staatsmänner und Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts) namentlich diese Seite hervor. Vgl. besonders auch in den „Erinnerungen“ S. 210 ff. manches hier Ausgelassene. Über die — sobald Unendlichkeiten ausgeschaltet werden — mangelnde Tiefe des politischen Pathos siehe aber W. Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ Bd. 1 (1883), S. 103 in Kürze das beste, was da zu sagen ist, daß nämlich, nachdem wir dem Staate geben, was des Staates ist, im wundervollen Glauben noch etwas Einsames, Allerletztes übrig bleibt.

Oder meintet ihr, daß die Freiheit und ein gesetzliches Gedeihen von oben herab dem Untätigen in den Schoß fallen würde? Diese höchsten Güter werden nur durch Mühe erworben, durch Falten auf der Stirn und schwielige Hände. Wir würden sie nicht über alles lieben, wenn sie wohlfeiler wären."[1]) Oder ein andermal die schöne Wendung: „wer durch die Arbeit seines Lebens erfahren hat, wie Freiheit errungen wird ..."[2])

Neben Freytag erblicken wir als treue Verbündete den edlen, feinsinnigen Schriftsteller Jacob Kaufmann[3]) und vor allem die gedrungene Gestalt des ernsthaften, kritisch geistreichen Julian Schmidt. Auch er wird uns trotz aller seiner Kritik doch eine herzlich willkommene Erscheinung, ein Bote der Natur, die an zarten Rosen reich ist, aber auch an ehrlichen Dornen ihr Wohlgefallen hat. Wenn einer Stunden kennt, da ihm Kritik als das liebste Seelenbad Bedürfnis ist, wird er um der guten männlichen Grundstimmung willen wohl auch das Zuviel noch heiter dankbar begrüßen; ist es doch das Beglückende, daß kritische Vernunft sogleich sich immer selbst gegen sich in Harnisch ruft, daß man an dem dogmatisch gewordenen Kritiker die Kritik lieben kann, ohne sich seine Dogmen hinterher unkritisch aneignen zu müssen.

In diesem Sinne war ja auch die Aufhebung der Zensur in jenem bedeutsamen Jahre eine Wohltat; hat doch einer unserer größten Meister der Kritik schon 1786 die beherzigenswerten Worte geschrieben[4]): „Zwar sagt man: die Freiheit zu sprechen oder zu schreiben, könne uns zwar durch obere Gewalt, aber die Freiheit zu denken durch sie gar nicht genommen werden. Allein, wie viel und mit welcher Richtigkeit würden wir wohl denken, wenn wir nicht gleichsam in Gemeinschaft mit andern, denen wir unsere, und die uns ihre Gedanken mitteilen, dächten! Also kann man wohl sagen, daß diejenige äußere Gewalt, welche die Freiheit, seine Gedanken öffentlich mitzuteilen, den Menschen entreißt, ihnen auch die Freiheit zu denken nehme, das einzige Kleinod, das uns bei allen bürgerlichen Lasten

1) Grenzboten 1849, 20; Ges. W., Bd. 15, S. 93.

2) Grenzboten 1848, 46; Ges. W., Bd. 15, S. 132 f.

3) Vgl. über ihn besonders Ges. W., Bd. 16, S. 9 ff.; Erinnerungen S. 223 f., 243, sowie Julian Schmidt, Neue Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit (der ganzen Folge 3. Bd.) 1873, S. 397 ff.

4) Immanuel Kant, Werke (Rosenkranz, Schubert) Bd. 1, S. 387. (Was heißt: sich im Denken orientieren? 1786.)

noch übrig bleibt, und wodurch allein wider alle Übel dieses Zustandes nach Rat geschafft werden kann."

Hören wir unsern schlesischen Preußen zunächst über sein Preußen! Die Existenz Preußens ist „kein Zufall, keine Laune des Weltgeistes",[1]) Preußen ist „noch immer das Markenland der deutschen Völker" gegen Osten, Norden und Westen; „die Notwendigkeiten, welche ihm seinen Ursprung gaben", dauern solange fort wie „ein slavischer, skandinavischer und französischer Egoismus vorhanden ist, welcher an den Grenzen Deutschlands eine strenge, energische und kriegerisch behende Organisation deutscher Kraft nötig macht". Ferner[2]): In der gründlichen Bildung seiner Beamten, der großen Kraft und Ehrlichkeit seines Richterstandes besitze Preußen eine Macht, die sich förderlich erweisen werde. Preußen ist, nach Freytags Überzeugung, zur Führerschaft berufen. Er vergleicht die Länder mit ihren Münzen und Geldsorten, die Fünfguldennote Österreichs mit dem preußischen Silbertaler. „Es ist ein schweres, tüchtiges Wesen, hart, rund, sicher; gewichtig gegen den Reichsgulden, logisch fest und genau gegen die Gemütlichkeit des österreichischen Kreuzerverkehrs, in welchem ungerade Fünf als gerade Zwei gelten."[3]) Das preußische Bewußtsein zeichnet er so[4]): „Jeder Knabe weiß zwei Dinge, daß der kleine alte Fritz auf dem Stubenofen Schlesien genommen hat, weil es ihm gelegen war, und daß seine Mutter oder Großmutter ihren Trauring hingab, um den Napoleon aus dem Lande zu jagen." Also geschichtliche Erinnerungen, die im Herzen sitzen. „Wir sind als Ganzes", fährt er fort, „kein liebenswürdiges Volk, wir haben keine gefälligen Formen, wenn wir eifern und streiten" . . . Aber! Die Größe Preußens hat Freytag tief durchschaut, ist er doch selbst einer, der unter dem Feldzeichen Fridericianischen Pflichtgefühls marschiert. Preußen ist das Land des kategorischen Imperativs; denn Kant ist ein preußisches Gewächs, wie La Fontaine ein solches der „douce France" genannt werden muß. Daher stammt auch Freytags stramme Haltung in solchen Zeilen[5]): „Was nötig ist und mit Recht von uns gefordert wird durch die übrigen Deutschen,

1) Grenzboten 1848, 31; Ges. W., Bd. 15, S. 34.
2) Ebenda S. 42.
3) Grenzboten 1848, 32; Ges. W., Bd. 15, S. 45.
4) Grenzboten 1849, 6; Ges. W., Bd. 15, S. 85.
5) Ebenda S. 70.

das werden wir tun, ehrlich und ohne Eigennutz, aber wohl verstanden aus Pflichtgefühl, nicht weil es uns besonders froh und glücklich machte".

Das ist preußisch. Die rauhe Schale nach außen, unsichtbar im Innern vielleicht ein edler Kern. Eine gewisse Brummigkeit und Pünktlichkeit der Pflichterfüllung, keine Trällerliedchen dabei, ja infolge langer Spärlichkeit der Genüsse vielleicht ein gewisses Mißtrauen gegen alles, was glänzt und funkelt.

Wahrscheinlich bildet dies hier als preußisch geschilderte Verhalten überhaupt eine wichtige Entwicklungsstufe der Menschheit, nämlich den erkennbaren Fortschritt von einer sich am schönen Äußern und an der Gewandtheit des Ausdrucks, der Erscheinung und Gebärdung ergötzenden Beurteilungsweise zu einer tieferen Schätzung des geistigen Gehaltes und der Gesinnung. Das nordische Mißtrauen gegen den schönen Schein darf sich vernünftiger Weise freilich nicht gegen die Schönheit, sondern nur dagegen richten, daß sie bloßer Schein und innerlich etwa hohl sei, gleitet aber doch, infolge der Schwierigkeit, sich ohne alle phantastische Abirrung im rein Vernünftigen zu behaupten, des öfteren in ein falsches Mißtrauen gegen das sichtlich Schöne — das Beste, was überall nur erstrebt werden kann — durch Schwäche hinüber. Vielleicht ist auch unser Dichter von dieser Abirrung nicht völlig freizusprechen, wenn er später auf den Kronprinzen in dem bekannten Sinne zu wirken suchte. Schon 1849 meint er: Wir Preußen haben als Volk soviel Selbstgefühl und politische Einsicht, daß wir nicht für unsern Fürsten die Zuteilung eines altfränkischen Titels brauchen; „ich kann mich über die Kaiserwürde nicht gerade freuen", — er fürchtet nämlich, daß aus dieser damals angestrebten Veränderung mehr Lasten als Vorteile für Preußen hervorgehen würden. — „Mit der Kaiserkrone ist es nichts, wir brauchen keine neuen heraldischen Pedanterien, auch haben wir kein Geld, die Diamanten dazu zu kaufen . . ."[1]) Freytag überträgt somit den Standpunkt des verständigen Hausvaters, die persönliche Vorliebe für das prunklos Gediegene allzu einfach auf die Politik. Auch dort will er keinen Flitterkram, keine unklare Gefühlsschwelgerei, keine Romantik! — Aber ist die Kaiserkrone nicht mehr als das?

1) Grenzboten 1849, 2; Ges. W., Bd. 15, S. 136. Vgl. auch Beilagen XIX.

Des Frankfurter Parlaments denkt Freytag mit liebevoller Anerkennung.[1]) Anders klingt das Urteil über die Nationalversammlung zu Berlin. Die Briefe an den Wasserpolacken Mroß enthalten die schärfste Verdammung der Wahlverhältnisse, durch die es möglich werden kann, daß ahnungslose Naturkinder wie dieser von Freytag als Beispiel erfundene Mroß zu wichtigen Persönlichkeiten werden. Dabei nimmt der Politiker in seinem zornigen Eifer kein Blatt vor den Mund. „Die Willkür der Krone", ruft er, „regiert nicht mehr unser Schicksal, sondern der Hintere von Michael Mroß und Konsorten. Das war ein schöner Tausch . . ."[2]) Mit bitterer Laune schildert er das Verhalten des Stimmviehs, wie es in blöder Gedankenlosigkeit und Unwissenheit tut, was zufällige Anregungen es gerade tun heißen. Die Verspottung der Dummheit erhält zuweilen wahre Schmerzenslaute der Entrüstung. Es wehe eine schlechte geistige Luft in dieser Versammlung; mittelmäßig, erbärmlich seien ihre Leistungen.

Auch die österreichische Politik, die er, als seine besondere Domäne, geraume Zeit hindurch[3]) beaufsichtigt und, wie er später mit Selbstironie geschildert hat, mit Kennermiene unterweist, entlockt seiner spitzen Feder gelegentlich ein zorniges Tänzlein. Es ist dann, als springe er auf und fahre auf den Gegner bedrohlich los. So z. B. hatte es in einer österreichischen Note geheißen: „Der kaiserlichen Regierung schwebt ein nach Außen festes und mächtiges, im Innern starkes und freies, organisch gegliedertes und doch in sich einiges Deutschland vor". Freytag ärgert sich über das „vorschweben" und nagelt den ihm unglücklich gewählt scheinenden Ausdruck mit Heftigkeit fest.[4])

Als Prediger auf der Ferdinandsbrücke wendet er sich an die einzelnen Stände der Österreicher, hält ihnen ihr Bild vor und ersehnt eine neue demokratische Partei der Organisation. Von den deutschen Staaten sei Österreich in der Organisation seines Volkslebens am meisten zurück.[5])

---

1) Grenzboten 1848, 31; 1849, 20; Ges. W., Bd. 15, S. 35, 90.

2) Grenzboten 1848, 47; Ges. W., Bd. 15, S. 63.

3) Später übernimmt Anton Springer die Arbeiten über Österreich. Vgl. Erinnerungen S. 236 f.; Ges. W., Bd. 15, S. VI f.; Verm. Aufsätze Bd. 2, S. 205 ff.; sowie Freytags letzte Arbeit, die formvollendete kleine Studie über Springer als Journalisten, die in Springers Lebensbeschreibung abgedruckt ist.

4) Grenzboten 1849, 8; Ges. W., Bd. 15, S 140.

5) Grenzboten 1848, 42; Bd. 4, S. 92.

Über manche Künste verfügt der Dichter, um seinen Gedanken zu besserer Eindringlichkeit und wirkungsvollerer Erscheinung zu verhelfen.

So handelt über die Art, wie man es anzufangen habe, um ein dauerhafter Minister zu werden, sehr witzig einer seiner ersten Aufsätze. Hier, wie auch anderwärts[1]) kommt Freytag darauf zu sprechen, daß man dem Volke gleichsam etwas zum Lachen vorsetzen müsse. Denn ein komisches Beiwerk der äußeren Erscheinung stimme versöhnlich, fördere die Volkstümlichkeit der Person. — Unverkennbar regt sich da schon der zukünftige Lustspieldichter, wenn er eingehend allerhand kleine Mittelchen schauspielerischer Wirkung bespricht; spielt doch das Wörtchen „dramatisch" in diesen Erörterungen eine Hauptrolle. Einen besonders komisch überraschenden Eindruck macht dabei die kühle Behandlung der Gefühlswirkungen, die schlaue Berechnung, wo man ehrliche Herzenstöne zu finden erwartet.

Solch scheinbar harmloses Spiel mit den Dingen kehrt sich zuweilen wirksam in bittern Ernst um. Als Beispiel sei hier nur die nicht wieder abgedruckte kleine Arbeit über „humoristische Kassenanweisungen" angeführt.[2]) Zunächst macht Freytag die lustige Entdeckung, daß die Genien auf den Fünftalerscheinen von Hannover, unter denen die Worte stehen: „Zahlbar zu jeder Zeit bei der Stadtkasse", sich bedenklich den Kopf kratzen, — „beim Zeus, recht nachdrücklich und absichtlich tun sie das. — Es gehörte nicht nur Mut und Selbstgefühl, es gehörte auch geniale Erfindungskraft dazu, gerade die Schalkhaftigkeit der nackten Engelchen zu so diplomatischer Allegorie zu verwenden" . . . Dann aber kommt das „venenum in cauda" hinterdrein.

Selbst trockenerem Stoffe gibt der Dichter durch farbenschillernde Wendungen Reiz. Die ernsthafte Sachlichkeit erhält oft eine anmutige Bereicherung durch Gleichnisse, die den Vortrag beleben. „In der Hast . . .", schreibt er,[3]) „hat sich das junge Fohlen unserer Begeisterung überstürzt, und weil man die Kreuz und Quer gegen alles stürmte,

---

1) Grenzboten 1848, 30 und 1849, 13; Ges. W., Bd. 15, S. 12 f., 99 f.

2) Grenzboten 1848, 29; Bd. 3, S. 113 ff. Vgl. dazu auch die kleine Psychologie der Geldsorten, die sich sonst bisweilen bei Freytag findet, z. B. in der politischen Flugschrift „Was wird aus Sachsen?" (1866) S. 10.

3) Grenzboten 1848, 41; Bd. 4, S. 57.

was wie eine Schranke aussah, ist man in Gefahr gekommen, auch blühende Zweige zu vernichten und barbarisch gerade da zu verwüsten, wo man den Trieb hat, Leben zu schaffen". Oder ein andermal ebenfalls in einem nicht in die Werke aufgenommenen Aufsatze[1]): „Schwer und unbehilflich mit verworrenem Tauwerk stampft noch immer das große Schiff Österreich in den rollenden Wogen; auf dem Verdeck arbeiten sie unermüdlich durch neue Gesetze und Institutionen die Herrschaft über den beschädigten Bau wieder in die Hand zu bekommen, tief unten aber gurgelt und stöhnt es in den Planken, es ist ein Leck in der Schatzkammer, gegen den noch keine Hilfe gefunden ist, und durch den dringt Tod und Vernichtung in die alte Kaisergaleere".

Die Romantik mit ihrer Gefühlsschwelgerei und Hingabe an Träume forderte ihren Gegensatz heraus: kraftvollen Wirklichkeitssinn, bewußtes Handeln, Hochschätzung der gediegenen Tat. Freytag und Julian Schmidt sind vielleicht die stärksten Gegner der unpolitischen weichlichen Art, die sich vor ihrem Auftreten im Lande vielfach der Beobachtung aufdrängen mußte. Die „Grenzboten" traten dieser Richtung entgegen, sie wünschten männliche Entschlußkraft im Volke zu erwecken und den deutschen Willen zu stählen. Der scharfe, sichere Verstand Julian Schmidts scheint zu solcher Wirkung vielleicht auf den ersten Blick geeigneter als das liebenswürdige Dichtergemüt Gustav Freytags. Indessen gerade durch den Hang zum freundlichen Phantasiespinnen in der eigenen Brust, war Freytag, der gleichzeitig eine wackere Willenszucht zu üben wußte, besonders geeignet, die Phantasiegefahr mit Verständnis zu schildern.

Im Jahre 1848 bespricht Freytag den Einfluß der Politik auf Künstlerseelen. Die bewegliche Phantasie, die reizbare Empfänglichkeit der Künstler bilde eine Gefahr für den Wirklichkeitssinn. So werde der Künstler leicht ein unruhiger und befangener Sklave der prosaischen Wirklichkeit; doch liege in der Schwierigkeit der Aufgabe, sich gegen die Eindrücke der Außenwelt kräftig zu behaupten, ein Prüfstein für die Charaktere. Das tatenlose deutsche Volksleben habe den Künstler in die Ferne hinausgetrieben und an der Nachbildung fremder Formen, an ausländischer Bildung Gefallen finden lassen:

1) Grenzboten 1850, 1; Bd. 1, S. 3.

Nicht an unmittelbare Erlebnisse knüpfe die Phantasie des Dichters an, sondern an Überliefertes, künstlerisch bereits Geformtes.[1]) Darunter leide dann die schöpferische Kraft, so daß es dem Geschaffenen an kerniger Fülle mangele.

So wendet sich Freytag an die deutschen Künstler. Zum Lieblichsten, was er geschrieben hat, aber gehört, was im folgenden Jahre die Grenzboten über die berühmte Sängerin Angelika Catalani, die damals in Paris an der Cholera starb, erzählen. Den kleinen Aufsatz,[2]) der an Heines poetische Prosa erinnert, hat Freytag in die Gesammelten Werke aufgenommen, wo man diesen Erguß vollständig nachlesen möge. Auch von Henriette Sontag, die zum Theater zurückging, ist darin die Rede. Seine launige Schilderung, wie jedes Menschenkind, auch die Bühnenkünstlerin, ihren Engel, ihren kleinen Schutzgeist habe, der gegen andringende böse Feinde kämpfen müsse, ist wiederum nichts anderes als eine Warnung vor der Phantasiegefahr und zwar der der Bühne; denn aus jeder Rolle wächst der Künstlerin ein Feind ihres Lebens hervor, die Dämonen des Spiels, die den armen Schutzgeist umtanzen.

Dieselbe Warnung durchtönt auch den feinen Nachruf, den Freytag dem zu Wien erschossenen Führer der österreichischen Revolution, Wenzel Messenhauser, widmet. Der Aufsatz kann als eins der frühesten Beispiele für die vollendete Kunst der Menschenzeichnung gelten, in der Freytag ja noch so viel Schönes leisten sollte. Der persönlich mit dem Dichter in Berührung gekommene Offizier wird mit raschen Zügen lebendig geschildert. Ein Emporkömmling; gutes Auge für das, was ihm fehlt; gute Meinung von dem, was er besitzt. Viel Selbstgefühl, dazu aber eine dem Norddeutschen besonders bedenklich scheinende Verworrenheit der Bildung. Messenhauser erweckte mit seinen Erzählungen wenig Vertrauen, ein gewisser ungeheuerlicher Schwung störte. Das Gefährliche seines heißen Ehrgeizes bei mangelhafter Einsicht mochte sich dem Dichter eindrucksvoll für spätere Gestaltung in die Seele graben. „Man mußte sich sagen“, schreibt Freytag,[3]) „daß in solchem Ehrgeiz, der so wenig durch vernünftige Überlegung geleitet war, etwas Unheimliches liege.“ Es ist die Phantasiegefahr eines Veitel Itzig, der

1) W. Dilthey, a. a. O. S. 115 (inbezug auf die Geschichtsphilosophie).

2) Grenzboten 1849, 23; Ges. W., Bd. 16, S. 247 ff.

3) Grenzboten 1848, 51, 52; Ges. W., Bd. 16, S. 5.

wir hier begegnen. Nur freilich, daß der österreichische Soldat nicht nach Reichtum vor allem strebte, sondern von einem unbestimmten Drange nach Abenteuern und Machtentfaltung, wie sie ihm das Schicksal ja auch gewährte, erfüllt war. In einer Zeit, deren Aufgabe es schien, prosaisch, nüchtern und klarverständig zu arbeiten, meldete sich dies Kind der Dämmerung, wie Freytag ihn nennt, zur unrechten Stunde.

Eine andere Seite des Freytagschen Wesens, die dem lichten, klaren, von Willensmacht regierten Tage gegenüber gleichsam die trauliche, von Mondenschein romantischer Gefühle beglänzte Zaubernacht darstellt, kommt in einigen Jugendaufsätzen auch in freudiger Selbstbehauptung zu ihrem Rechte nicht bloß als etwas Bedenkliches, vor dem zu Zeiten gewarnt werden darf.

So malt Freytag mit großer Liebe und vielem Zartgefühl Chamissos Bildnis, der „ein preußischer Bürger im edelsten Sinne des Wortes“ war.[1]) Der Freundschaftsbund, der sich „Der Nordstern“ nannte, und dem außer Chamisso noch Eduard Hitzig und Varnhagen angehörten, scheint Freytag überaus verwandt anzumuten. Die in diesem Kreise geäußerten Grundsätze entstammen derselben Gesinnung, in der er und Julian Schmidt die „Grenzboten“ zu leiten suchen. Tüchtigkeit, Gediegenheit, Sinn für Zucht und Ordnung.

Für den Franzosen Chamisso, der mit Leib und Seele deutsch geworden war, gab es jedoch dazu noch etwas anderes, und das ist es, was auch für unseren Dichter bedeutsam ins Gewicht fällt. „Auf allen seinen Irrfahrten“, berichtet nämlich Freytag,[2]) „blieb Berlin und das Herz der Freunde der Angelpunkt, um welchen sich sein Leben drehte. Dort hatte er kennen gelernt, was oft in der Welt verkannt, oft gemißbraucht und zertreten worden ist, und was wir selbst gerade jetzt zu unterschätzen geneigt sind, das deutsche Gemüt, und es war ihm ein größerer Schatz geworden als alles andere, was ihm sein Schicksal geschenkt hatte.“ So sei Chamissos gute, liebenswerte Persönlichkeit zu einem der auserwählten Dichter unseres Volkes geworden, an Bedeutung für das Volksgemüt einer der namhaftesten Dichter seit Schiller. „Da, wo falsche Wirkungen und eine gewisse Sentimentalität zu bemerken sind, ist die Ursache der Fehler eine Eigentümlichkeit der

1) Grenzboten 1852, 47; Ges. W., Bd. 16, S. 167.
2) Ebenda S. 172.

Seele, welche der Deutsche am meisten liebt, weil sie seinem eigenen Wesen angehört, jenes warme, weiche, leicht erschütterte und über seinen Empfindungen träumerisch brütende Gemüt." [1])

Dies deutsche Gemütswesen erhält einen glockenreinen Wiederklang auch in der Schilderung, die Freytag von Robert Reinick gibt [2]) der im Verein mit Ludwig Richter eine schöne Ausgabe der Alemannischen Gedichte Hebels veranstaltete. Reinicks Kinderschriften namentlich werden von Freytag verständnisinnig gewürdigt. Die treuherzige Schelmerei, die schalkhafte Laune, die sanfte Lieblichkeit des kindlichen Geplauders berühren gleichgestimmte Saiten in Freytags Seele.

Solche Liebe zum Kindlichen, Reinen und Seligen der Einfalt spricht sich in Freytags herzlichem Verhältnis zu Agnes Franz, deren Hausgenosse er in Breslau war, vernehmlich aus. In der Erinnerung, die er ihr im Jahre 1850 in den „Grenzboten" gewidmet hat, folgen auf eine lustige Einleitung über Kindertreiben und Kinderbücher diese Worte: [3]) „Aus dem Bücherhaufen vor mir fallen mir zwei Bücher in die Hand. Sie sind von einer Frau geschrieben, die seit mehreren Jahren tot ist, und die von dem, der dies schreibt, herzlich geliebt wurde. Diese Frau ist die schlesische Dichterin Agnes Franz. Wer sie gekannt hat und an sie denkt, der sieht sie vor sich, wie ein schöner grüner Christbaum neben ihr brennt und viele Kinder im Weihnachtsjubel um sie herumtanzen . . . . Es war eine ewige Weihnachtsluft um sie herum . . . Ihr ganzes Leben war ein Christabend . . ."

Ein klein wenig am Ausdruck gefeilt hat nachträglich Freytag noch bei den von ihm in den Werken veröffentlichten Aufsätzen, aber doch nur sehr wenig. Er streicht etwa ein überflüssiges Beiwort, er verändert ein anderes in milderndem Sinne, setzt statt hart: „streng", er verdeutscht Fremdwörter. Statt bornieren sagt er „beschränken". Er läßt eine in den „Grenzboten" gesperrt gedruckte Stelle ungesperrt drucken. Also alles unwesentliche, kleine Geschmacksverbesserungen. „Verschönende Zusätze" hat er, wie er im Vorworte des 15. Bandes selbst ausdrücklich sagt, nicht vorgenommen. Das würde man von ihm denn freilich auch gewiß nicht erwartet haben.

1) Grenzboten 1852, 47; Ges. W., Bd. 16, S. 178.

2) Grenzboten 1852, 9; Ges. W., Bd. 16, S. 179 ff.

3) Grenzboten 1850, 45; Bd. 4, S. 733 ff. Vgl. Beilagen XVI und oben S. 67.

In den Jahren 1848—1870 hat Freytag für die „Grenzboten" gearbeitet. Die dreiundzwanzigjährige Arbeitszeit umfaßt ungefähr den wichtigsten Teil nicht nur seiner Zeitungsschriftstellerei, sondern seiner künstlerischen, kritischen und geschichtlichen Arbeitsleistungen überhaupt. Was er später für Zeitungen noch geschrieben hat, läßt sich bequem in drei, vier Jahrgängen der „Grenzboten" unterbringen. Wohl ist das Jahr 1871, in dem über dreißig Aufsätze von ihm, zusammen über 150 Seiten, für Hirzels Zeitschrift „Im neuen Reich" geschrieben wurden, noch auf der Höhe jenes „Grenzboten"-Fleißes.[1]) Allein nach 1871 würde die Arbeitskurve, die bis dahin, in starken Schwankungen allerdings, doch auf der erstaunlichen Höhe zwischen 100 und 200 „Grenzboten"-Seiten durchschnittlich verläuft, steil hinuntersinken. 1872 bringt noch 20 Beiträge für die neue Zeitschrift mit 130 Seiten, 1873 noch 17 auf 75 Seiten. Dann geht die Zahl der Beiträge auf 7, 2 und 3 herunter, und schließlich hallt der eifrigen journalistischen Arbeitszeit nur noch ganz vereinzelt ein klangvoller Ton nach, von der Welt mit geziemender Achtung aufgenommen; so im Jahre 1893 das Pfingstwort in der „Neuen Freien Presse" gegen den Antisemitismus.

Als Freytag im Jahre 1886 seine Gesammelten Werke herauszugeben begann, musterte er die lange Reihe seiner Zeitungsaufsätze und traf daraus eine bescheidene Auslese, die im fünfzehnten und sechzehnten Bande wieder abgedruckt wurde. Eine verdienstvolle Nachlese hat dann noch Professor Ernst Elster gehalten und damit abermals zwei Ergänzungsbände zu den sämtlichen Werken gefüllt. Ein Einblick in die „Grenzboten" selbst lehrt dann noch manches über den Zusammenhang der Schriften mit der Zeitungstätigkeit unseres Dichters.

Aus der Redaktionsstube hervorgegangen ist die lustige Bühnenschöpfung der „Journalisten" (1852), in der sich manche kleine Anklänge an wirklich Erlebtes finden lassen. So hat z. B. Freytag 1849 wirklich über Australien und die Auswanderer geschrieben, wenn sicherlich auch nicht gerade aus so leichtsinniger Laune heraus, wie Bolz die Dinge anfaßt. Die heitere Sachkenntnis des Feuilletonisten Bolz überhaupt ist jedenfalls, wie uns keine Nachprüfung erst zu sagen

---

1) Eine statistische Tabelle s. Beilagen XX.

braucht, ein Erzeugnis geistvoller Selbstironie und der lebendigsten Erfahrung.

Aus „Grenzboten“-Aufsätzen sind ferner die „Technik des Dramas“ und, das Wichtigste von allem, die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ entstanden; denn Beiträge für die „Grenzboten“, die sich über den Zeitraum von 1852—1864 erstrecken, sind die ersten Vorboten der später in fünf Bänden ausgebreiteten kulturgeschichtlichen Bildersammlung. Aus dieser Sammlung wuchs aber wieder die Dichtung der „Ahnen“ in den siebziger Jahren hervor.

Vergegenwärtigt man sich dazu, daß in die Zeit der „Grenzboten“-Jahre außerdem noch so umfangreiche und bedeutende Arbeitsleistungen wie die beiden Romane „Soll und Haben“ und „Die verlorene Handschrift“ fallen, so wird man wohl die Zeit der „grünen Blätter“ — für Freytag vom 32. bis zum 54. Lebensjahre reichend — als den Hochsommer seines Schaffens betrachten können.

Es ist eine Zeit angestrengter und erfolgreicher Mannesarbeit, der wir nun nahen. Nicht viel haben wir über das Privatleben zu berichten.

„Wir gehören zu denen, welche ein wenig für sich leben, und ein wenig für ihre Freunde, in der Hauptsache für ihr Volk.“ So lesen wir (1853) im Briefwechsel mit Treitschke. Das Pathos der Sachlichkeit, des unpersönlichen Vernehmens der großen Gesetzmäßigkeit in den Dingen, überwiegt nun noch kräftiger als zuvor alle lyrischen Jugendgelüste. Die starke Phantasie wird stärker noch als früher von ordnender Innengewalt gebändigt. Ein stilvoll zusammengehaltenes, ernstes Dasein begegnet unseren Blicken.

Nicht so reichlich wie im Kindheits- und Jugendteile fließen die Mitteilungen des Dichters in seinen „Erinnerungen“ über Persönliches für die Zeit, wo er am freigebigsten schuf und wirkte. Es ist, als sollten statt seiner die Werke allen Lesern von dem Seelenaufschwunge, den er erlebte, erzählen. Die Werke sind, nach einem treffenden Worte Schopenhauers, die Quintessenz eines Geistes. An sie wollen wir uns auch vor allem halten, der Lebensumstände also nur in Kürze gedenken.[1])

---

1) Vgl. Georg Simmels Bemerkung über die Unwesentlichkeit des mit Unrecht sogenannten Persönlichen und über die wahrhafte Persönlichkeit, die sich

Am 2. Juli 1851 kaufte Freytag sein Landhaus „Die gute Schmiede“ in dem uralten Dörfchen Siebleben bei Gotha. Dort sind die meisten seiner großen Arbeiten während der Sommermonate entstanden. Im Winter wohnte er in Leipzig.

Als ordnungsliebender und wißbegieriger Gelehrter hat der Siebleber Ansiedler sorgfältigen Nachforschungen über das Alter seines Wohnsitzes obgelegen. Dabei stellte er fest, daß Siebleben bis auf das Jahr 777 zurückverfolgt werden kann; es gehörte zu den Gütern, die unter dem auch in den „Ahnen“ genannten[1]) Lullus dem Kloster Hersfeld zugezählt werden.

Dem Hause, über das in einer Aktenmappe Freytags allerhand Aufzeichnungen gefunden werden, sind die Verse gewidmet:

„Dies Haus steht in Gottes Hand.
„‚Die gute Schmiede‘ ward's genannt.“

Es hat einen schönen großen Garten, in dem Freytag, einer Anwandlung schalkhafter Laune folgend, eine dort gefundene, sehr scheußliche steinerne Statue, künftigen Ausgrabungen zu frohem Funde, vergraben ließ. Also eine Vorwegnahme der Lustspielidee von Gerhart Hauptmann. Von dem zweifenstrigen Arbeitszimmer über dem Erdgeschosse des anmutigen alten Giebelhauses fällt der Blick auf einen Apfelbaum wie auf ein freundliches Sinnbild fruchttragenden und schattenspendenden Daseins.

Um 1800 herum war hier vom Hufschmiedemeister Christian Schellhorn eine Schmiede erbaut worden. Der damalige gothaische Minister Sylvius von Frankenberg erwarb am 8. September 1802 das Grundstück käuflich, legte den Garten an und empfing in seinem Landhause gelegentlich Karl August und Goethe als Gäste. Napoleon sprach vom „gouvernement de Siebleben“, weil er dem Minister in den Regierungsgeschäften des Herzogs die Führung zutraute.[2])

---

in den mit Unrecht sogenannten „unpersönlichen“ Leistungen ausdrückt. Kant-Vorlesungen S. 3 f. Im ähnlichen Sinne äußert sich August Schmarsow in seiner Schrift über Giovanni Santi, S. 2. Auch das Urteil Heinrich Spieros (Hermen S. 23) „Die beste Quelle für den Menschen Fontane wird der Dichter Fontane sein, nicht umgekehrt“, möchten wir auf Gustav Freytag anwenden.

1) Ahnen, Bd. 1, S. 504 f.; Bd. 2, S. 1.

2) Vgl. über Siebleben den Aufsatz von Gotthilf Weisstein: Nationalzeitung. Sonntagsbeilage vom 4. Oktober 1903.

Freytag pflegte pietätvoll das Grab des auf dem kleinen Siebleber Friedhofe beerdigten Enzyklopädisten Melchior von Grimm, dessen Erdenwandel hier geendigt hatte, und der ein Mann gewesen war, dem deutsche Huldigung und Liebe wohl geziemt.

Als Siebleber Bürger suchte unser Dichter auch dafür Sorge zu tragen, daß den andächtigen Blicken der Kirchengemeinde eine unerfreuliche Kolossalbüste der Frau von Buchwald, jener geistvollen Hofdame der Herzogin Luise Dorothea von Gotha, gnädig entzogen würde. Das hierauf bezügliche Bittschreiben an den Herzog Ernst schildert vorsichtig, aber doch energisch, wie von der körperlichen Anmut der seligen Frau von Buchwald —, welche Anmut durch Überlieferungen von durchaus weltlichem Charakter bezeugt werde, ohne übrigens auf die achtungswerten Grundsätze der schönen Frau einen Schatten zu werfen, — an der Marmorbüste nichts zu sehen, sondern im Gegenteil eine sehr entschiedene Deformität zu beklagen sei.[1]

Lustig gestimmt und zu übermütiger Schalkheit geneigt sehen wir den Dichter in dieser Zeit seiner lebensfreudigsten Leistungen. Er hat Behagen am Dasein und kostet es aus als ein Künstler.

Unter dem Sammeltitel: „Luxus und Schönheit des modernen Lebens" brachten die „Grenzboten" behäbige Kapitalistenlyrik in Prosa; alles unendlich erdenfroh, genußempfänglich und mit einem Zusatz heiterer Abgeklärtheit, den straffe Selbstzucht auch der gemütlich zwangslosen Stunde als Nachklang ihrer unentfernbaren Gewalt hinterläßt.

Der Hausherr der „guten Schmiede", wie wir ihn uns damals vorstellen müssen, ist ein Mann in der besten Kraft der Jahre, gesund, rotwangig, mit breiter Brust und hochstirnigem, festem deutschem Bauernschädel. Sein behagliches Wesen drückt sich in allem aus, was er betreibt, spricht, schreibt und unternimmt. Er fängt an, Sammlungen anzulegen, er achtet auf die mannigfaltigsten Lustquellen, die dem Genießenden in der Schöpfung fließen. Auch die sinnlichen Freuden der Tafel und besonders die feineren Reize der Zunge durch Zigarrenrauch und Wein werden nicht verschmäht. Mit liebevoller Dankbarkeit forscht er den näheren Bedingungen nach, die ein so angenehmes Prickeln der verwöhnten Zungenspitze bewirken. Der Aufsatz über die Zigarren der

1) Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel: 1904, Nr. 56. 19. August 1858, S. 99 ff.

Havanna mit seinem schelmischen Humor, seiner Genußfreudigkeit und der gelehrten Sorgfalt in der Behandlung des Gegenstandes ist für den Freytag dieser Zeit sicherlich sehr bezeichnend.[1])

Jedenfalls haben wir uns den Verfasser als einen glücklichen Lebenskünstler vorzustellen, der rechte Freude an allen Gütern der modernen Kapitalswirtschaft empfindet; einen Naturfreund, der im Sommer den Siebleber Garten kunstvoll zu verschönern trachtet, einen Bücherliebhaber, der im Winter bei den Leipziger Freunden über seltene und interessante alte Drucke den Kopf beugt und mit den nahesichtigen Augen die zierlichen Schnörkel einer alten Mönchshandschrift verständnisinnig betrachtet. Er selbst feilt an seinen Arbeiten in Muße und Ruhe; aber es ist eine glückliche Zeit; alles gelingt ihm wohl, die Arbeit geht flott von statten, sie trägt den Stempel seiner dankbar und behaglich mit sich und ihrem Erdenlose zufriedenen Seele. Auch in der „Verlorenen Handschrift", mit der sich der Künstler ein wenig länger zu plagen hatte, ist doch ein starkes Kapital von Lebenslust und Kulturfreudigkeit immerwährend zu spüren. Wir merken, daß wir einem Manne gegenüberstehen, der fest in seinen Schuhen steht, und der sich wohl in seiner Haut fühlt.

Verdienst und Glück pflegen sich zu verketten. Man ist nicht dauernd glücklich ohne Talent zum Glück, ohne eine ausgebildete Gabe, das Glück festzuhalten. Ganz gewiß hat es in der Luft, in der Freytag atmete, auch zahllose Ärger-, Unmuts- und Verdrußbazillen gegeben; aber er schluckte sie, ohne daran zu erkranken. Der gesunde Geist ist widerstandskräftig, abgehärtet; er flieht nicht das Übel, sondern weiß es auf schmerzlosestem Wege zu bewältigen. Unser Dichter ist Humorist. Die größere Hälfte der sein Behagen störenden Feindesmächte versteht er schnell in die besondere Energieform umzuwandeln, in der durch Lachen überwundenes Leid als verstärktes Behagen wirkt. Er entgiftet die Welt durch seine Heiterkeit, sein aus der Herzenstiefe erschallendes, mannhaftes Gelächter über eigene Schwächen. Solch Lachen macht den von Schwierigkeiten heimgesuchten Menschen selbstloser, es stellt ihn als freien Beobachter ein wenig über sein befangenes Selbst hinaus. Nicht ohne inneren Willenskampf ist solch Verhalten

1) Grenzboten 1851, 42. Bd. 4, S. 81 ff., abgedruckt in Verm. Aufsätze Bd. 1, S. 422 ff.

möglich; es muß erzogen werden. Wer aber gelernt hat, daß es in der Bedrängnis des Augenblicks einen Schlüssel gibt, der die Tür ins Freie aufschließt, wenn einer entschlossen das bisweilen ja etwas eingerostete Werkzeug umzudrehen versteht, der wird von diesem wichtigen Kunst- und Rettungsmittel gern Gebrauch machen. Auch wo der Versuch tausendmal mißlingt, liegt in der unendlich aufwärtsstrebenden Seelentätigkeit ein krafterhöhender Segen: Je weniger Leiden, umso lebendiger tritt das Ich in seine Rechte. Es gilt das Leben mit dem Geiste zu vermählen, den Kampf des alten Faust gegen die Elemente zu wiederholen, dem Leiden Tat abzugewinnen. „Sprecht nicht: wir wollen leiden; denn ihr müßt. Sprecht aber: wir wollen handeln; denn ihr müßt nicht!" rät Jean Paul. Dergleichen Anleitung ist auch in Spinozas Ethik enthalten, und die Menschheit fand noch kein anderes Allheilmittel als die innere Erlösung. Aus der künstlerischen Bewältigung des Stoffes erblühen Seligkeiten auf allen Gebieten.

In drei Sommermonaten des Jahres 1852 hat Freytag in seinem lieben Siebleben das Lustspiel „Die Journalisten" niedergeschrieben. Er berichtet darüber in seinen Erinnerungen,[1]) daß ihm niemals ein Plan so schnell fertig geworden sei, wie dieser.

Das Werk kann als der Haupttreffer in Freytags Lebenslotterie gelten. Hier ist dem Fleißigen das Glück günstig gewesen und eine Leistung durch Schicksalsgunst und verdienstvolle Sorgfalt möglich geworden, in der sich harmonisch zusammenfindet, was an freundlichen Lebenskräften irgend zur Verfügung stand. Durch all das Künstliche der Bühnenform hindurch vernehmen wir den Naturklang einer von seiner Zeit erfüllten, seelenvollen Persönlichkeit. Behagen, gute Laune, genaues Wissen, die Lebenserfahrungen, die durch treue Berufserfüllung in einer ganz besonderen Erdenstellung zu erwerben waren, ein liebenswürdiges Plaudertalent und ein edler Ernst kommen in dem heiteren Spiel glücklich zu Worte. In der Anordnung des Mannigfaltigen

1) Erinnerungen S. 251. Doch wurden bereits, wie aus einem Schreiben Gustav Freytags vom 25. November 1852 an Eduard Devrient (s. Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte Bd. 91, S. 132) hervorgeht, die meisten Szenen drei Jahre zuvor geschrieben und unlustig liegen gelassen. Es bedurfte demnach eines frischen Windes, der dann aber auch in Windesschnelle das Liegengelassene aufwirbelte.

bekundet sich dazu die vollendete Sicherheit seiner sorgfältig erlernten Theatertechnik. Dinge, die zuvor noch unbeachtet in der Alltagssphäre lagen, sind durch die Stilisierung einer Meisterhand gleichsam kunstfähig geworden. Es ist fast Siegeslächeln aristophanischen Geistes, der sich freilich vermählt mit professorenhafter, kleinstädtischer Gemütlichkeit und Liebenswürdigkeit, altmodisch, behäbig, deutsch zu erkennen gibt.

Das Stück wirkt noch heute von der Bühne herab als beglückender Herzenssonnenschein aus der Seele eines klugen, biederen Mannes. Es ist so erfreulich heiter, „so sitt- und tugendreich und etwas schnippisch doch zugleich“, daß man frei nach Faust rufen möchte: „Beim Himmel, dieses Stück ist schön,“ ja auch fortfahren dürfte: „So etwas hab' ich nie gesehen.“ Denn es ist tatsächlich etwas Neues, was da anmutig und bedeutend geboten wird, etwas, was so noch nicht zuvor da war und durch die bescheidene Unvergleichlichkeit anspricht. Wird von den besten deutschen Lustspielen, von Lessings Minna, von Kleists Zerbrochenem Kruge gesprochen, so gleitet die Vorstellung gleichsam mit zauderndem Gruße aus der Ferne doch auch stets an diesen „Journalisten“ vorüber. In der Beschränkung zeigt sich Freytags echte Meisterschaft. Daß der Dichter soviel vergänglichen Zeitstoff aufgenommen hat, kann uns den Reiz seiner Poesie nicht mindern. Eher im Gegenteil: Die keck moderne Komödie von anno dazumal ist zum rührend altväterischen Kostümstück geworden, der holder Vergangenheitszauber anhaftet. Als ein ehrwürdiges Abbild längst dahingeschwundener Verhältnisse spricht es uns kulturgeschichtlich an, kaum anders als des verschollenen Joh. Steph. Schütze (aus Olgenstädt bei Magdeburg 1771—1839) gleichnamiges Lustspiel aus dem Jahre 1806.

Da finden wir denn zufällige Übereinstimmungen, die wie ein wunderliches Naturspiel anmuten. Wir besitzen gleichsam zwei Momentaufnahmen aus der Geschichte des Journalismus, die für den Anfang und für die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein Zeitbild in lustspielhafter Stilisierung ganz ähnlich festhalten. Eine Vergleichung beider Dramen deckt starke Ähnlichkeiten auf, und nicht nur im Inhaltlichen, sondern auch im munteren Vortragston zeigt sich eine Art Blutsverwandtschaft.

Auch in Schützes „Journalisten“ gibt es zwei feindliche Blätter, nämlich Den „Strickbeutel“ und Den „Haarbeutel“. Ein Major v. Rosendorn schreibt für die eine dieser kleinen Zeitungen und hat

an der ungewohnten schriftstellerischen Leistung dasselbe eitle Behagen, wie in Freytags „Journalisten" Oberst Berg an seinen Beiträgen für den „Coriolan". Major Rosendorns Tochter Minna hat, genau wie des Obersten Berg Tochter Ida, Widerstände zu überwinden, um die Einwilligung des Vaters zur Ehe mit ihrem geliebten Redakteur zu erhalten. Bei Freytag ist Professor Oldendorf der Bräutigam, ein Redakteur der Zeitung „Union", und die Braut Ida erfährt durch ihre Jugendfreundin Adelheid Runeck willkommene Hilfe, um den Vater umzustimmen. Bei Schütze ist der Bräutigam ein gewisser Dichter Fliederbusch, der aber eigentlich v. Wildeck heißt, Redakteur des „Haarbeutel", und die Braut Minna wird von ihrer Kammerzofe Hannchen, die über Lessingsche Dialektik verfügt, wirksam unterstützt. Der zu schmerzlichem Verzicht bereiten Minna tritt Hannchen als eine willenskräftige, ränkevolle Helferin zur Seite. Durch ihre Machenschaften wird der Major am Ende richtig dahin gebracht, in die Verlobung Minnas mit ihrem Journalisten einzuwilligen. Hannchen selbst aber, das vermeintliche Kammermädchen, hat diese Rolle nur deshalb übernommen, um ihrerseits zu erreichen, daß ihr Bräutigam, der Redakteur Birkenstock vom „Strickbeutel", sie heimführen möge. Wie bei Freytag Adelheids Bräutigam Bolz mit dem Professor Oldendorf, so ist nämlich bei Schütze Hannchens Bräutigam Birkenstock mit Fliederbusch nahe befreundet, und Birkenstock hatte seinen besten Freund auch glücklich wissen wollen.

Soweit laufen die Fäden parallel. Lehrreich ist nun aber die Betrachtung der Verschiedenheiten. Die Schützesche Komödie artet ins künstlich Possenhafte aus. Sie endigt mit einer Reihe unwahrscheinlicher Enthüllungen. Die beiden Redakteure der feindlichen Blätter haben sich nur deshalb befehdet, um den Lesern angenehmere Aufregung zu bereiten; sie sind in Wahrheit gute Freunde. Der Major der sie zu sich geladen, um ihren Zwist zu verschärfen und sich daran zu ergötzen, erfährt aber auch noch diese Überraschung, daß der verloren geglaubte Sohn eines Jugendfreundes, um dessentwillen er einen Artikel geschrieben hat, niemand anders als Fliederbusch, sein zukünftiger Eidam ist. Fliederbusch findet Braut, Vater, Schwiegervater, den Freund und dessen Braut am Ende alle behaglich vereinigt. Das Stück hat also eine ganz leise Satire auf die Neigung des Publikums, sich am Zwiespalt zu ergötzen.

Am 5. September 1856 schrieb Gustav Freytag seinem Freunde Salomon Hirzel einen seiner liebenswürdigen Dankbriefe. Unter anderem heißt es darin: „Ferner den entschiedensten Dank für die Journalisten. Sie können denken, daß sie mir viel Freude gemacht haben, zunächst wegen merkwürdiger Ähnlichkeiten, dann aber auch wegen der Verschiedenheiten."

„Es wird," schreibt unser Dichter, „wenn die Herren Schütze und Freytag einer undankbaren Nachwelt gleichgültige Namen sein werden, noch von höchstem Interesse sein, die Ausbildung deutscher Empfindung und Verhältnisse an dergleichen Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten zu messen. So kindisch uns die Schützesche Lustspiel-Schablone — in der Tat noch das alte Hanswursttheater — vorkommt und wie embryonisch diese belletristische Tagespresse, ebenso wird man in 50 Jahren unsere Journalisten als ein Abbild kindlicher Preß- und Bildungszustände betrachten können ..." [1])

So lautet vier Jahre nach der Arbeit das nun vollauf zu bestätigende eigene Urteil Gustav Freytags. Wenn erst der Rost die Münze wert macht, so können wir nun bei beiden Lustspielen die kulturhistorische Veraltung behaglich begrüßen. Der Journalismus ist mehr und mehr in das wirtschaftliche Stadium des kapitalistischen Großbetriebes getreten, und die idyllischen Zustände bei Schütze, wo sich die beiden „Bellmäuse" in Stachelversen angreifen, sind ebenso wie die bei Freytag, wo um die entscheidende Wählerstimme des köstlichen Piepenbrink gebuhlt wird, tempi passati. Doch die Zeit wird kommen, wo auch der heutige Journalismus, wie er sich etwa in den Darstellungen eines Mark Twain und Rudyard Kipling spiegelt, embryonisch erscheinen wird. [2])

---

1) Wie bescheiden Freytag selbst von seinem Werke spricht, s. im Briefwechsel zwischen ihm und Eduard Devrient (herausgegeben von Hans Devrient). Es sei etwas schlotterig gearbeitet, die Handlung verhältnismäßig schwach. Vgl. dagegen eine recht liebevolle Würdigung von Robert Hessen (Dramatische Handwerkslehre von Avonianus, 1902, bes. S. 182 ff).

2) Hugo von Hoffmannsthal plaudert in einem höchst anregenden Feuilleton in der Wiener „Zeit" (5. April 1907) über die „Umrisse eines neuen Journalismus". Als überwunden gilt ihm die von Heine beeinflußte, abgenützte Zeitungsprosa. „Ich halte es für möglich, und ich glaube irgendwelche Anhaltspunkte für diese Möglichkeit zu haben, daß wir im nächsten Augenblick eine neue Art deutscher Journalisten werden hervortreten sehen, deren Geste bedeutend genug sein wird, daß

Beim Lesen des Freytagschen Lustspiels hat man schwerlich den vollen lebendigen Eindruck wie bei der Aufführung, die die Gestalten greifbarer vor die Seele stellt. Es ist, als wenn dort ein Geisteshauch die Geschichte durchwirbelt und zu einer lebensvollen Wirklichkeit heraufzaubert durch das Bühnenspiel, die sicht- und hörbare Verkörperung. Es ist eben ein echtes Bühnenwerk, richtig für den Bühnengeschmack, sozusagen der Psychologie des Zuschauers gemäß, geschrieben.

Den Haupttriumph feiert der Dichter wohl mit zwei Gestalten, mit dem herzgewinnend frischen Konrad Bolz und mit dem jämmerlichen Vertreter des Journalistenelends Schmock. Bolz ist der damals als echt modern empfundene jugendliche, flotte Heldentenor des Stückes, der Tonangeber in der Redaktionsstube des lichtfreundlichen Blattes „Union". Er ist der Stammvater einer ganzen Reihe von geistreichen Bonvivants und Schwerenötern unserer Bühne geworden,[1]) eine Meisterschöpfung Freytags, zu der die früheren Helden wie versuchsweise Anläufe sich ausnehmen, und die dann noch durch Fink in gewisser Weise ergänzt wurde. Bolz sprudelt allerlei witziges feuilletonistisches Salonfeuerwerk hervor, verblüffend in seiner bisweilen etwas abenteuerlichen Beredsamkeit, die aber doch gefällt. Es ist papierdeutsches, eigenartig Freytagisches Erzeugnis, aber so unwiderstehlich gutgelaunt, daß es die bewährte Wirkung nie verfehlt. Die munter hingeträllerten Redaktionsanweisungen über die Seeschlange, Auswanderung nach Australien: „Schildern Sie Australien als ein nichtswürdiges Loch . . .", all dies geistsprühende Scherzo gleitet in einem leichten, flinken Rhythmus dahin, so durchaus talentvoll wohlgelungen, daß man glauben möchte, dergleichen werde ergötzen und erheitern,

---

man ihnen darüber die Leistung wird vergessen dürfen, die nebenbei auch in der momentanen Beherrschung eines so ziemlich grenzenlosen Materias liegt. Ich meine kulturelle Journalisten, wenn man mir dieses Wort erlauben will; und sie werden, wenn ich nicht irre, für einen Zeitraum den politischen Journalisten, dessen Typus wir kennen, und dessen Haltung durch eine etwas verblassende Konvention gegeben ist, in den Schatten stellen . . . ."

1) Vgl. u. a. Ludwig Fuldas Prolog zu den Journalisten bei der Festaufführung zur Denkmalsenthüllung in Wiesbaden am 28. Mai 1905 (abgedruckt im „Zeitgeist", 29. Mai), sowie Fuldas Aufsatz über G. F. als Dramatiker in der Deutschen Revue (Januar 1896), S. 69 ff.

solange es eine deutsche Bühne mit annähernd ähnlicher seelischer Hörerverfassung geben wird.

Neben Bolz und der gleichfalls recht tatkräftigen Adelheid tritt an rein ergötzlicher Wirkung das andere Paar, Oldendorf und Ida, naturgemäß etwas zurück, und doch sind sie es, die als Held und Heldin im Vordertreffen stehen. In „Soll und Haben" begegnet uns, wie auch in der „Verlorenen Handschrift" und in den Geschwister-erzählungen der „Ahnen", dasselbe im hellen Lichte gehaltene Doppel-verhältnis.

Es kann uns wohl die „Zauberflöte" in den Sinn kommen, wenn wir in Bolzens lustigen Reden etwas von dem munteren Schellen-spiele Papagenos wieder zu vernehmen glauben, nach dem die Neger-chen tanzen, während der wackere Tamino alle sittlichen Prüfungen so würdig, ernst und glänzend bestehen muß.

Ihren Lieblingen geben die Götter alles in vollem Maße. Auch der Sonnenglanz des Freytagschen Lebens muß eine schwarze Nacht-seite aufweisen. Der helle Freudenbringer seines Volkes wird im eigenen Heim von schweren Schicksalsschlägen getroffen. Es lassen ihn die nächsten Familienangehörigen allein auf der Erde zurück.

Den Vater hatte er 1848 verloren, die Mutter sollte den Erfolg von „Soll und Haben" nicht mehr erleben. Als er ihr Ostern 1855 das erste Exemplar einpackte, da kam die Todesnachricht ins Haus. Der Bruder hatte ihm ihre letzte Krankheit verschwiegen. Drei Jahre später verlor er auch ihn.

Er schreibt darüber am 10. November 1858 einen innig traurigen Brief an den Herzog, der an allem persönlichen Geschick seines Freun-des Anteil nahm.[1])

„So bin ich auf einmal Vater von fünf Kinderchen geworden," heißt es in dem Schreiben. „Arme liebe Kleinen, die noch nicht ver-stehen, was sie verloren haben."

Im Jahre 1867 begann dann auch das Leiden des geliebten Weibes, von dem sie nicht wieder genesen, und das dem armen Manne schwere, aufopferungsreiche Jahre der Prüfung bringen sollte.

1) Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel 1904, Nr. 59, S. 104 f. Vgl. auch Gustav Freytag an Salomon Hirzel und die Seinen, Nr. 45, S. 73.

Durch sein Unglück kam nun das Heldenhafte in Freytag zur Erscheinung.

Er sucht sein Heil in leidenlindernder Tatkraft. Der Schmerz um das Unabänderliche lähmt ihn nicht. Er ergreift die Zügel seines Geschickes mit Manneshänden. Der Waisen des Bruders nimmt er sich sorglich an. Mit kräftiger, ausdauernder Geduld wird er der treue Krankenpfleger seiner armen Frau. Er lebt ganz zurückgezogen seinen ernsten Pflichten. Vielleicht versiegte ihm der freundliche Quell heiterer Einfälle bei solchem leidvollen häuslichen Leben. Sein Blick wird durch die edle Schönheit ferner Vergangenheitsbilder des deutschen Volkes angezogen. Er sucht Trost im Dienste der Kunst. Er fühlt sich dazu gedrängt, dem Vaterlande einen Spiegel der Herzensgeschichte Deutschlands vorzuhalten.

Das Heldenhafte in der Kunst und Weltgeschichte war nach seinem Herzen. „Die Fabier“ legen davon Zeugnis ab, die große Bewunderung der Mannescharaktere Sophokles, Tacitus, Shakespeare bekundet dieselbe Gesinnung. Auch den Freunden Mathy, Mommsen, Treitschke wohnt etwas von dem kühnen Schwunge inne, den Freytag mit verwandtem Herzschlage gern begrüßte.

Wir sehen hier ab von den Mahnungen zu Tapferkeit und Vertrauen, die sich in Briefen und Werken finden[1]), die Vorführung kleiner Bravourstücke in den Dichtungen zeigt vielleicht noch fesselnder, wohin die Neigung ihres Dichters geht. Er hat offenbar Wohlgefallen daran, seine Helden und Heldinnen tapfer zu zeigen.

Sogar bei Frauen ist ihm ein Zusatz von Heldentum nicht unlieb. Das läßt sich in allen seinen Romanen erkennen, besonders in den „Ahnen“, wo die kriegerischen Zeitläufte der Vergangenheit heldenhaftes Gebaren bei Mann und Weib öfter nahe legen als in der friedlicheren Gegenwart, in der das Heldenwesen sich hinter anderen Formen der Betätigung verbirgt. Es ist aber ein Verdienst Freytags, die Schönheit energischen Mannesmutes gerade in den friedlichsten Berufsarten zur Anschauung gebracht zu haben. Sein Professor und sein Kaufmann führen, wie man ihrem Wesen anmerkt, „die Feder

1) Soll und Haben, Bd. 1, S. 500. Verlorene Handschrift, Bd. 1, S. 218, 376. Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel 1904, S. 138, 157, 242. Gustav Freytag an Salomon Hirzel und die Seinen (31. Juli 1858), Nr. 42, S. 69. Vgl. auch später noch in den Ahnen, Bd. 1, S. 139, Bd. 5, S. 223 f.

und die Klinge von toledanschem Stahl". Auch dem Journalisten Bolz wird man gern zutrauen, daß er in unruhigeren Zeiten als ritterlicher Krieger es manchem anderen zuvorgetan hätte. „Sei tapfer, Ilse, das Leben ist schwer!" Diese Mahnung des Landwirtes in der „Verlorenen Handschrift" an seine Tochter, war ihm ein besonders lieber Spruch. Durch tapferes Verhalten wird eben die angebliche Schwere des Lebens zur Erträglichkeit erleichtert, ja oft unter die Schwelle der Empfindungen gebracht, so daß das Leben nicht anders auf uns lastet als der Druck der Atmosphäre.

Gerade der Alltagsmut, bei guter Laune zu bleiben, und schlechtes Wetter in allen irdischen Dingen am Ende doch nur für eine Kleiderangelegenheit zu halten, die den inneren Menschen unberührt läßt, ist vielleicht der wichtigste und echteste Lebensmut. Goethe besaß ihn im hohen Grade, und wir freuen uns an dem Blitze seiner Olympieraugen, wenn er z. B. ausruft:

„Sie haben Lessing das Ende verbittert,
„Mir sollen sie's nicht!"

Oder auch:

„Der Lebende bedenke,
„Wenn auch der Tag ihm mault,
„Daß er den Freunden schenke,
„Was nie und nimmer fault."

Auch Freytag handelte danach. Er war tapfer in seiner Pflichterfüllung. — Daß er gelegentlich auch vor einer kecken Wendung, etwa im Verkehre mit dem Herzog nicht zurückscheute, können wir uns leicht denken. Dergleichen wird er aber nicht als Heldentat empfunden haben, auch nicht etwa die Zurückweisung einer zweiten Ordensklasse als große Seelenleistung. Das wahre Heldentum steckte vielmehr in einer rastlosen, treuen Arbeit, in der Stetigkeit des pflichterleuchteten Vollbringens.

Siebentes Kapitel.

Getreue Nachbarn und desgleichen: Julian Schmidt, Jakob Kaufmann, Herzog Ernst von Gotha. — Preußische Polizeiverfolgung und Anstellung am herzoglichen Hofe 1854.

In einer sehr lesenswerten Schrift von C. E. Rasius, die von dem heiligen Geiste der Wahrheitsliebe so licht und warm erfüllt ist, daß man an der Vereinigung von Scharfsinn und Herzlichkeit sich innig erbauen kann, wird unter anderen kecken, doch folgerichtig abgeleiteten und im Zusammenhange zutreffenden Bemerkungen auch die Behauptung aufgestellt, daß es verschiedene gute Charaktere eigentlich gar nicht geben könne, sondern nur verschiedene schlechte. Der beste oder der allein gute Charakter sei der göttlich vernünftige, ohne alle anderen Grundsätze als den, auf die Stimme der Wahrheit als den lebendigen Odem der Gottheit zu hören.[1])

Es würde demnach also nur eine Skala der Abweichungen vom Guten und Vernünftigen geben, das Vernünftige an sich aber nicht weiter abgestuft sein, sondern eben allein in der ewig gleichen, stetigen Richtung nach der Wahrheit hin liegen. — Dagegen etwas einwenden zu wollen, liegt uns fern; zur Ergänzung dieser sittlichen Feststellung ließe sich wohl aber hinzufügen, daß, wenn es auch nicht verschiedene gute Charaktere im idealen Sinne geben mag, es doch verschiedene Arten der seelischen Schönheit gibt, und daß im tiefsten Grunde sogar jede Persönlichkeit ihre eigene, schlechthin unvergleichbare Schönheit hat,[2]) die der Mitmensch liebend nacherlebt, und die objektiv vielleicht

1) C. E. Rasius, Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Laien-Predigten für das Volk der Denker. 1898. S. 140 ff.

2) Vgl. darüber die Ausführungen in Georg Simmels erstem Vortrage über Schopenhauer und Nietzsche 1907, S. 16 f., sowie Adolf Harnacks „Gedanken über Wissenschaft und Leben" (Internationale Wochenschrift zur Münchner Allgemeinen Zeitung, 6. April 1907).

dadurch zustande kommt, daß jedem geistigen Organismus im Leben Widerstand, jeder Kraft gleichsam Masse zur Überwindung und sittlichen Entfaltung des eigenen Wesens entgegengehalten wird, und daß so erst in der besonderen Natur jedes einzelnen Daseins, im Ringen mit dem Stofflichen, die schöne, eigentümliche Klangfarbe der persönlichen Wahrheit erzeugt wird. — In demselben Büchlein von Rasius heißt es in Beziehung auf die Lehr-, Rede- und Preßfreiheit, „daß das Recht der Freiheit ein Unding ist, wenn es nicht die Pflicht der Wahrheit voraussetzt."

Das bedeutet offenbar, die Zensur aus dem Äußeren ins Innere verlegen: Jeder sei sein eigener Zensor. In diesem Sinne einer Erziehung zur Selbständigkeit war die Entfesselung der Presse im Jahre 1848 jedenfalls dankbar zu begrüßen. Die Redakteure der „Grenzboten," waren damals für ihre einflußreiche Stellung noch sehr jung gewesen: Freytag zweiunddreißig Jahre, Schmidt dreißig (so alt wie Lessing, als er die Literaturbriefe 1759 gründete), Jacob Kaufmann vierunddreißig; aber es waren insofern reife Männer, als sie mit gesunder Selbstsicherheit und von Herzen ehrlich nach dem Höchsten trachteten, das ihre Blicke zu erkennen vermochten, und ihre Blicke reichten wohl gelegentlich weiter als die von vielen weniger stabil sich fühlenden Zeitgenossen.

Nicht nur den Jahren nach steht unser Dichter zwischen Kaufmann und Julian Schmidt in der Mitte, auch dem Wesen nach scheint er uns gewissermaßen in der Mitte zwischen diesen beiden, als ein Mensch von gutem Gleichgewichte, zu stehen. Aber auch Kaufmann sowohl wie Schmidt waren achtungswürdige und leistungstüchtige Persönlichkeiten, und es darf uns als eine angenehme Aufgabe erscheinen, an den Wert dieser geistigen Kriegsgefährten Freytags zu erinnern.

Aus Freytags Schilderung der Märzrevolution im letzten Bande der „Ahnen" erhalten wir ein gutes Stimmungsbild von dem Geiste und der Gesinnung des politischen Freundeskreises in jenen Jahren. Auf Henners Frage, was der einzelne zu tun vermöge, um Regenten und Regierten zu helfen, antwortet Viktor König: „Zuerst sich selbst gesund machen ... ich tue ab von mir jede andere literarische Tätigkeit und all mein üppiges Schwelgen im Land der Träume. Ich will eine Antwort suchen auf die Frage: wie uns und unser geliebtes Preußen retten?" — So werden er und sein Genosse Henner Zeitungsschreiber.

Ganz ähnlich ist es im Gemüte Freytags vermutlich zugegangen. Ernst Elster, der auf diese Ähnlichkeiten bereits hingewiesen hat,[1] schreibt: „Die Revolution von 1848 gab seiner Weltanschauung den Abschluß und die endgültige Richtung, als das Ziel seines Strebens stand ihm fortan unerschütterlich fest: der nationalen Aufgabe als Dichter und Schriftsteller zu dienen."

Bei der Erfüllung dieser Aufgabe erblicken wir zunächst Julian Schmidt als Helfer an seiner Seite. Julian Schmidt, mit dem Ferdinand Lassalle und Lothar Bucher im Jahre 1862 in einem bekannt gewordenen Pamphlet sehr streng und hart zu Gerichte gegangen sind, hat wohl noch allzu stark an dieser grausamen Beschädigung seines guten Rufes zu leiden. Er erscheint in ganz anderem Lichte, wenn wir uns von Freytag her ihm zuwenden und seine Werke, deren Flüchtigkeiten genugsam verurteilt sein dürften, mit unbefangener Teilnahme in die Hand nehmen. Er war eine geradsinnige, selbständige Natur.[2] „Jede harte und starke Art, das Wirkliche zu sehen" war ihm erfreulich. Das politische Kräfteverhältnis auch in der Literaturgeschichte zu erschauen, war sein fesselndes Anliegen. Im Stil, in der Art des Humors namentlich, erinnert er gelegentlich an Freytag.[3] Dabei ist er vielleicht weniger menschenfreundlich und bedächtig, aber in seiner feurigen Leidenschaftlichkeit für das Echte, Kernhafte, Sittliche und Bedeutende doch eigentlich beinahe immer anregend, erfrischend und wohltätig. Er ist sehr geistreich im Urteil, oft klug und tief, und wenn auch nicht das vollendete Vorbild eines guten Kritikers, so doch eine standhafte Erscheinung, die fest und bieder im Boden ihrer Zeitverhältnisse wurzelt Nicht unbedenklich freilich war sein Wirken. „Sein keckes Vorgehen,"

1) Biographische Blätter Bd. 2 (1896), S. 87. Elster führt auch aus den Journalisten das bezeichnende Wort an: „Wenn Konrad Bolz, das Weizenkorn, in der großen Mühle zermahlen ist, so fallen andere Körner auf die Steine, bis das Mehl fertig wird, aus welchem vielleicht die Zukunft ein gutes Brot bäckt zum Besten vieler."

2) Wilhelm Dilthey in der Deutschen Rundschau 1887, Bd. 52, S. 151 ff.

3) Vgl. z. B. in der Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert, zweite Auflage 1855, Bd. 3 solche Stellen wie S. 118: „Die Blumen sind für jedes unverdorbene Gemüt, wenn man sie im Garten oder auf dem Felde antrifft, eine sehr erfreuliche Erscheinung . . ." oder S. 121: „Die Harfe ist ein schönes Instrument" usw.

schreibt Konstantin Rößler,[1]) „flößte aller Welt ein nie dagewesenes Selbstvertrauen ein, aber jeder brachte eine andere zufällige, oft ungewaschene Individualität zum Vorschein.“ Einen „Nichtswüterich“ (Nihilisten) nannte ihn Wolfgang Menzel. Freytag hat ihm in den „Erinnerungen“ ein schönes Denkmal gesetzt, das wohl geeignet ist, den verketzerten „Hohenpriester eines glatten Realismus“[2]) einigermaßen wieder in Ansehen zu bringen. Den besten Beweis für sein Daseinsrecht mag aber das wo nicht unsterbliche, so doch noch recht lange und förderlich befruchtende Leben der Schriften des Mannes liefern; „denn alle guten Gedanken können nimmer untergeh'n, eh' nicht aus ihrem Samen noch bessere aufersteh'n.“ (Jacobsen).

Vom 10. November 1814 bis zum 9. Oktober 1871 reicht Jakob Kaufmanns Leben, die Freundschaft zwischen ihm und Freytag seit dem gemeinsamen Arbeiten an den „Grenzboten“ zusammen mit Julian Schmidt. „Dreiundzwanzig Jahre später,“ heißt es in den Erinnerungen[3]), „war mir beschieden, seinen Verlust zu betrauern und den Deutschen von ihm zu erzählen.“ Das ist in der Zeitschrift „Im neuen Reich“[4]) geschehen. Der dort erschienene Aufsatz und die Kaufmann gewidmeten Zeilen in der eigenen Lebensbeschreibung des Dichters geben uns von dem Manne ein gutes Bild. Zur Vervollständigung dieses Bildes kann vielleicht auch noch die Gestalt Bernhard Ehrenthals in „Soll und Haben“ dienen.

Als einer der harmlosesten und liebenswertesten Menschen, die je mit dem Rotstift schlechte Aufsätze lesbar gemacht haben, wird er uns vorgestellt. Ein sorgfältig arbeitender, selbstloser Redaktionsgenosse, der unter den Tagesschriftstellern die damals die Führer der Nation waren, seinen Mann stand, und „von denen viele keine gerühmten Namen hinterließen. Zu ihnen gehört der böhmische Judenknabe, der aus eigener Machtvollkommenheit ein deutscher Patriot wurde, dem

---

1) Deutsche Biographie Bd. 31, S. 751 ff. (S. 755). Vgl. auch Ludwig Salomon in Westermanns Monatsheften 1886, Bd. 61, S. 173 ff.; ferner Josef Bayer, Neue Freie Presse 8. April 1886, daselbst zitiert.

2) Ed. Bernstein in seiner Ausgabe der Lassalleschen Schriften Bd. 3, S. 604.

3) Erinnerungen, S. 224.

4) Im neuen Reich 1871, Bd. 2, Heft 43; abgedr. in den Ges. W. (1887) Bd. 16, S. 9 ff.

Erwerb und Behagen des eigenen Lebens verschwindend wenig war gegenüber den großen Gedanken, für deren Verbreitung er lebte, der bedrückt durch enge Verhältnisse, umhergehetzt von elender Polizeiwirtschaft, erst in der Fremde die Sicherheit gewann, durch mühevoll aufreibende Tagesarbeit seinem Vaterlande zu nützen; und der noch als Sterbender für selbstverständlich hielt, daß der Mann, welcher für die Freiheit und Bildung seines Volkes lebt, im eigenen Leben die Güter dieser Welt gering achten müsse." [1])

Kaufmann war ein ausgesprochener Liebling Gustav Freytags. Die Sanftmut und persönliche Bedürfnislosigkeit dieses Menschenkindes hatte für ihn etwas Rührendes. Kaufmann hatte wohl von der uralten sittlichen Erziehung seiner Väter her die friedliche Gelindigkeit, die Wehrlosigkeit manchen Unbilden gegenüber im Blute. [2]) Er erweckte dadurch großmütige Schutzinstinkte, das fürsorglich Ritterliche und Gütige in Schmidt wie in Freytag. Weil Kaufmann für sich selbst nicht ordentlich sorgte, trafen die Freunde für ihn behütende Maßnahmen. Er wurde im Leben wie ein Kind behandelt, dessen man sich annehmen mußte. Diese Hilflosigkeit in gewissen Dingen, verbunden mit der tapfersten Selbständigkeit im innerlich Wesentlichen, verschaffte ihm Teilnahme und Achtung. Mit der Feder, die er als ein sehr zartsinniger und säuberlicher Stilist führte, mit dieser Waffe in der Hand war er ein gepanzerter Krieger, im Leben wirkte er mittelbar erzieherisch auf seine Umgebung, indem seine Selbstlosigkeit die anderen zur Beschirmung des unbewehrt schwachen Daseins aufforderte. Kaufmann war mild im persönlichen Verkehre, doch scharf im sachlichen Urteil und scharf im Erkennen, eine anima candida, rein und unsträflich mit einer schönen und großen Auffassung des Lebens. Er besaß, was wir uns, nach Goethes Rat, von Gott erbitten sollen: große Gedanken und ein reines Herz.

Dies feine Wesen war recht dazu geeignet, ein heilsames Gegengift gegen antisemitische Regungen zu bereiten. Der lebendige Anblick wirkte hier ohne alle Worte. Vielleicht ist es nicht ohne Einfluß der Persönlichkeit Kaufmanns geschrieben, wenn Freytag im Jahre 1849 in den „Grenzboten" mahnt: „Ihr Christen habt keine Ahnung von den

1) Ges. W., Bd. 16, S. 20.

2) Ribot, L'hérédité psychologique, S. 130 ff. (Zitat aus de Candolle. Histoire de la science et des savants, S. 402 ff.)

bittern Gefühlen der stillen Demütigung, dem innerlichen Druck, welchen euer alttestamentarischer Freund unter euch sowohl wie unter der Masse seiner Glaubensgenossen empfindet. Eure Schonung, mit der ihr das Wort Jude in seiner Gegenwart auszusprechen vermeidet, ... ist ihm wie ein Dolchstich." — „Es ist leicht in großen Dingen groß zu empfinden, wenn man ein ganzer Mensch ist, aber den kleinen Widrigkeiten des Lebens großen Sinn entgegenzusetzen, das ist sehr schwer und dem Juden schwerer als jedem andern; denn durch das beständige Reiben mit der Welt, dem er ausgesetzt ist, entwickelt sich in ihm eine Empfindlichkeit, welche ein kräftiges festes Selbstgefühl sehr selten aufkommen läßt."[1])

Eine besondere Bedeutung Kaufmanns liegt in seiner früh entwickelten Vorliebe für englische Geistesbildung. Shakespeare und der damals neben ihm genannte Walter Scott waren bald seine Freunde; an der Dickens-Übersetzung hat er sich sogar beteiligt.[2]) Er war einer von denen, die an der veränderten Richtung des deutschen Geschmacks in jenen Jahrzehnten mitgearbeitet haben. Damals wurde die Aufmerksamkeit von den Franzosen, deren man überdrüssig wurde, nach England und den nordischen Völkern hinübergelenkt. Auf die Bewunderung der Schönheiten und Vorzüge der französischen Literatur folgte eine vorübergehende Ernüchterung. „Dieses Volk weiß nicht, was Freiheit ist", schrieb Kaufmann 1848 noch von Brüssel aus in den „Grenzboten" und beurteilte die französische Revolution in einer Weise, die eine Fehde mit Arnold Ruge heraufbeschwor.[3]) Wenn Kaufmann den Franzosen „zu viel Esprit und zu wenig Verstand" nachsagt, so ist das in der Tat wohl ein wenig zu allgemein und nicht ganz zutreffend über ein Volk geurteilt, das der verstandeshaftesten der Wissenschaften, der Mathematik, so hervorragende Kräfte gestellt hat.

Stemmte er aber so gleichsam auf der einen Seite das Ruder der Flut entgegen, so zog er das andere Ruder kräftig herüber, so

---

1) Grenzboten 1849, 30; Bd. 3, S. 144 ff.; in Verm. Aufsätze Bd. 2, S. 346 f Vgl. auch Bilder aus der deutschen Vergangenheit Bd. 1, S. 476, Bd. 4, S. 389, 420.

2) Der Raritätenladen.

3) Vgl. auch die Würdigung bei Julian Schmidt (Neue Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit [der ganzen Folge dritter Band] 1873, S. 297 ff). Schmidt schreibt von Kaufmanns Bescheidenheit, daß er etwas Ähnliches nie wieder gefunden habe.

daß sich das Schifflein im gewünschten Sinne drehte. Er liebte die englische Literatur ähnlich wie Freytag. Gegen gewisse Schwächen der Engländer war er dabei durchaus nicht blind. Hatte er in Deutschland den Deutschen die Liebe zu englischer Wesensart gepredigt, so predigte er in England den Engländern später die Liebe zu deutschem Wesen.

Er war ein kosmopolitischer Friedensbote durch seine Neigungen und seine Erdenstellung, die er mit treuem Herzen wohl verstand und behauptete. In Freytags Leben spielt er keine sich der Betrachtung stark aufdrängende Rolle, aber man sagt sich doch: wer weiß, ob Freytag dies oder jenes so geschrieben hätte, wie er es geschrieben hat, wenn es keinen Jacob Kaufmann gegeben hätte.

„Güte geht, getreue holdgeschäftge
Dienerin, dem Menschen nach, geräuschlos
Tritt sie auf und segnet seine Spuren.
Wo sie ging, da keimt es auf, mit Blumen
Überwächst der Pfad, den sie gewandelt.“ (Joh. Trojan.)

Über vierzig Jahre, nämlich von 1736—1778 hat der Briefwechsel zwischen dem größten damaligen deutschen Fürsten und einem der gewandtesten Briefschreiber aller Zeiten, der nicht sein Landsmann war, gedauert. Friedrich der Große wandte sich an Voltaire[1]) wie ein Kleiner sich an einen Größeren wendet, aber er wuchs allmählich empor, und die lichte Einfachheit und Lauterkeit seines Geistes konnte sich selbst gegenüber dem geistvollsten Teufelskerl der französischen Literatur so rühmlich behaupten, daß ein Sainte-Beuve[2]) die herzlichere Bewunderung am Ende dem deutschen Manne zollen mußte. Der Briefwechsel lehrt, daß ein großes Herz im Bunde mit dem Verstande eine stärkere Sprache redet als der vom Herzen nicht immer tief genug beratene, hohe und helle Verstand allein.

Über fünfzig Jahre, von 1775—1828, hat der freundschaftliche Briefwechsel zwischen unserm größten Dichter und Carl August, dem Großherzog von Sachsen-Weimar, gedauert. Goethe schreibt ihm zunächst in diesem Tone: „. . . Hiernach hab' ich noch eine Lektion für

1) Oeuvres completes de Voltaire, Tome 64—66 (1784), p. 9—13. — 8. August 1736.

2) Causeries du Lundi, Bd. 3, S. 188 ff. Frédéric-le-Grand Littérateur. Lundi, 16 décembre 1850.

Sie! — Da ich so auf dem Wege über Ihre allzu große Hitze bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall sind, wo nicht was Unrechtes doch was Unnöthiges zu thun und Ihre eigenen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzuflammen . . ." Der Brief endigt: „Addio. Mein Andenken der Chère Mama. Seyn Sie mir lieb." Karl August duzt den vertrauten Freund und bittet und mahnt ihn des öftern, ihm fleißig zu schreiben . . .[1])

Es ist wohl nicht nötig: si parva licet componere magnis zur Entschuldigung hinzuzufügen, wenn nach diesen beiden Paaren des achtzehnten Jahrhunderts nun die vierzigjährige Freundschaft, der von 1853—1893 reichende Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und seinem lieben Herrn, wie er den Herzog Ernst gern nennt, hier zur Sprache gebracht wird. Der Sprung vom größten Preußenkönig zum Koburger Herzog und vom menschlichsten Menschen Goethe zum vaterländischen Dichter Freytag ist so groß nicht, daß er vermieden werden müßte; denn das neunzehnte Jahrhundert sah in Deutschland unseres Wissens kein Bündnis zwischen einem Fürsten und einem Dichter, das so redlich treu an der Erfüllung edelster Aufgaben des Staates mitgewirkt hätte. „Soll und Haben" trägt in seinem Vorwort die Widmung an den Herzog Ernst gleichsam im Herzen. Der Herzog aber liebte den wackeren Gefolgsmann, der sich ihm unverbrüchlich fest angeschlossen hatte, mit all der gütigen und seelenvollen Gegenliebe, deren dieser wahrhaft vornehme Herr fähig war. Für beide bedeutete ihre Freundschaft lebensbereichernden Sonnenschein. Ihr von Eduard Tempeltey (1904) sorgfältig herausgegebener und mit dankenswerten Erläuterungen begleiteter Briefwechsel wird wohl vielen als geschichtliche und rein menschliche Urkunde lieb bleiben.

Wenn wir einen Machthaber im Reiche des Geistes und einen Herrscher, der über Menschen nach Gesetzen der äußeren Herkunft regiert, nebeneinander und im Verkehr miteinander erblicken, freut uns immer, was der verdienstvolle Emporkömmling in sicherem Auftreten etwa erreicht; das Maß seines Stolzes, seiner Freiheit und Würde offenbart sich vielleicht nirgends deutlicher als in seinem Verhältnisse zu einer Persönlichkeit, deren gesellschaftliche Stellung von vornherein

1) Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Goethe (1863) Bd. 1, S. 3 (4. März 1776). Vgl. dazu Freytag am 19. Juli 1855 an Hirzel (Nr. 15, S. 24).

Zurückhaltung auferlegt oder gar Scheu einflößt. Wir ergötzen uns daher an der unvergleichlichen Gewandtheit und inneren Sicherheit, der blendenden, fesselnden Unterhaltungsgabe und witzigen Laune eines Voltaire, wir erfreuen uns an der schlichten und überlegenen Güte, Größe und Menschlichkeit des übersprudelnd natürlichen jungen, später stilvoll an sich haltenden alten Goethe. Andererseits erteilt die Art, wie die „geborenen" Fürsten die Behandlungsweise solcher eigentlich nicht weniger geborenen Fürsten auffassen und erwidern, hinterdrein, in den Augen der von äußerem Glanze nicht mehr so stark geblendeten Nachwelt, Ehre und Unehre, nimmt uns für sie ein oder stößt uns von ihnen ab, je nach ihrem Verhalten. In diesem Sinne hat Friedrich der Große noch nach seinem Tode über Voltaire gesiegt, indem wir bemerken, wie die höfischen Giftpfeile der Schmeichelei an der Brust des Preußenkönigs abprallen. In diesem Sinne zollen wir auch gern unsere Achtung der echten Majestät jenes kleinen Fürsten Germaniens, der Goethes Fürst gewesen ist; der Umstand, daß er sich von Goethe treuherzige Grobheiten hat sagen lassen, stellt ihm ein schöneres Zeugnis für die echte Unverletzbarkeit seiner Majestät aus, als alle Schutzmaßregeln der Welt hätten bewirken können.

Wie wird die Nachwelt nun über Freytag und Ernst von Koburg richten? Wird sie sich, verletzt durch kriechende Wendungen auf der einen oder hochmütige Torheit auf der anderen Seite, von dem Paare abwenden, oder wird ihr auch hier ein Anblick beschieden, der durch schöne Menschlichkeit hüben und drüben erfreut? — Die Antwort brauchte das Erscheinen des Briefwechsels nicht erst abzuwarten. Es war von vornherein klar, daß die alles veredelnde Macht der Liebe, die kalten Hofdienst zum reinen Menschenverhältnis adelt, das Band von unserem Dichter zu seinem Herzog hinüber geknüpft und daß dieselbe Macht auch den guten Herrscher zum treuen Freunde mit zartfühlenden Regungen für seinen Schutzbefohlenen erfüllt haben mußte. Sicherer als irgend ein Hofzeremoniell in Formen und Vorschriften zu entwickeln vermag, wird für das höchste Wohlbefinden aller durch jenen inneren Hofmarschall gesorgt, der mit feinem Herzenstakte nach ungeschriebenen Gesetzen Ordnung stiftet, und der es überall zum Allerherrlichsten bringt, durch die Liebe.

Von dieser Gesinnung gibt gleich der erste Brief Freytags an den Herzog, vom 23. April 1853, beredtes Zeugnis. Dies Schreiben

wurde bereits 1888 von Herzog Ernst in seinen Memoiren veröffentlicht. Freytag äußert darin in anmutigem Spiel mit der Kühnheit offenen Widerspruchs Bedenken über des herzoglichen Freundes politische Pläne. Es handelt sich um den national-liberalen Verein, der aus einer Zusammenkunft des Herzogs mit Francke, Becker, Freytag, Samwer[1]) und einigen anderen am 29. Mai 1853[2]) auf dem Schlosse Callenberg hervorging. Freytag will seine Bedenken vollständig darlegen. Sie wären „zum Teil allerdings von der Art, daß Ew. Hoheit bessere Einsicht mich widerlegen und belehren könnte, bei einzelnen wird selbst Ew. Hoheit Urteil mich kaum bekehren, denn sie entspringen aus ehrfurchtsvoller Sorge um Ew. Hoheit selbst . ." Hierzu bemerkt der Herzog: „Je weniger übereilt, wie man sieht, Freytag an die schwierige Sache herantrat, desto eifriger widmete er sich derselben, nachdem er einmal dazu entschlossen war." Das Preßkomitee, das aus Freytag und Max Duncker gebildet wurde, hatte in kurzer Zeit sehr erhebliche Leistungen aufzuweisen.[3]) „Selten dürfte wohl," lesen wir in den Lebenserinnerungen des Herzogs, „mit so geringen Mitteln ein rascherer Erfolg erreicht worden sein als der des Vereins vom Jahre 1853; und wer einst die Biographie Freytags zu schreiben haben wird, der wird finden, daß es nicht die unbedeutendsten Lorbeerblätter sind, die er dem Dichter inbetreff seiner politisch-literarischen Tätigkeit der fünfziger Jahre zu widmen haben wird. Freytag konnte sich schon nach Verlauf eines Jahres rühmen, daß er mit manchem gut dotierten staatlichen Preßbureau den heimlichen Kampf mit Glück aufgenommen habe."[4])

1) Über Freytags Beziehungen zu Samwer findet sich näheres in dem aus dem Nachlasse des Prof. Karl Jansen von dem jüngeren Samwer herausgegebenen, hauptsächlich gegen Bismarck gerichteten Werke „Schleswig Holsteins Befreiung" (1897). Vgl. S. 114, 119, 146, 220, 650, 672, besonders 703 f. (in den Beilagen Nr. 16) ein Brief Freytags vom 30. Januar 1864.

2) Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha (1888) Bd. 2, S. 316 ff.

3) Vgl. Briefwechsel zwischen Herzog Ernst und Freytag Nr. 7, S. 11 f. ein Schreiben Freytags, das auch Dunckers Unterschrift trägt. Tempeltey fügt hinzu: „Der ausführliche Ausgabenanschlag sowie ein damit zusammenhängender Bericht Freytags, die Herausgabe von Volksbüchern betreffend, kennzeichnen in hohem Grade seine eifrige und eminent praktische Tätigkeit für die übernommene politische Aufgabe."

4) Aus meinem Leben. Von Ernst II., Bd. 2, S. 321 f.

Der Herzog rühmt nun als wichtigste und glücklichste unter allen Unternehmungen, die sein Verein ins Leben rief, die Autographierte Korrespondenz in Leipzig. „Diese Art der Beeinflussung der Presse," schreibt er, war damals noch verhältnismäßig neu und weniger verbraucht als heute. Durch die Mitteilungen, welche ich über den wirklichen Gang der öffentlichen Geschäfte zu machen imstande war, erfreute sich die Korrespondenz eines großen Ansehens bei den Blättern aller Richtungen und wurde bald eine kleine Macht in Deutschland." [1])

Über die Art, wie diese „Autographierte Korrespondenz für deutsche Zeitungen", die in Leipzig von Freytag geleitet, von Salomon Hirzel verlegt wurde, zustande kam, ersehen wir einiges aus dem Berichte unseres Dichters an den Herzog vom 18. Januar 1854. [2]) Sie wurde wöchentlich einmal kostenlos in etwa fünfzig Exemplaren versandt. Das Unternehmen erfreute sich freilich keiner langen Dauer. Schon am 15. April erfuhr Freytag von dem Schatzmeister des Vereins, Justizrat von Meibom, daß die Korrespondenz sich nicht zu halten vermöchte; sie wurde also wieder eingestellt. In Berlin hatten der Sache Karl Neumann und Roggenbach ihre Kräfte gewidmet.

Eine Notiz über Verrat des preußischen Mobilmachungsplanes an Rußland, die in der Autographierten Korrespondenz erschienen war, hatte für Freytag verhängnisvolle Folgen. Der preußische Minister von Westphalen erließ einen Haftbefehl gegen den politischen Verbrecher Gustav Freytag. Am 6. August berichtet der Verfolgte darüber

---

1) Ottokar Lorenz sagt in seiner Abhandlung: Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha (Staatsmänner und Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts, S. 322): „Zu den bedeutenden persönlichen Eigenschaften des Herzogs Ernst gehörte seine Entschlossenheit und Leichtigkeit mit dem Publikum, mit der Masse des Volkes zu verkehren; er besaß einen großen Grad von dem, was man den Mut der Öffentlichkeit zu nennen pflegt." Freytag wagte am 24. Juni 1856 dem damals populärsten Manne in Deutschland ruhig auch die Kehrseite der Medaille zu zeigen: „Die Volksgunst eines Fürsten ist wie das Lächeln einer Kokette, sie wird am sichersten festgehalten, wenn man sie herzlich gering achtet." Und dasselbe Mittel hatte er bereits am 20. Juni 1854 empfohlen. Er suchte seinem lieben Herrn nach Kräften das innere Wertgefühl, pflichttreu und groß zu wirken, unabhängig von Gunst und Mißgunst der launischen Menge, zu befestigen.

2) Briefwechsel mit dem Herzog Nr. 11, S. 18. Vgl. dazu Gustav Freytag an Salomon Hirzel und die Seinen, Nr. 2 (10. April 1854) S. 2 f., Nr. 3 (15. April) S. 3 f, Nr. 4 (1. Mai) S. 5 ff.

an den Herzog. In dem Schreiben[1]) heißt es, er habe einen anonymen Brief folgenden Inhalts bekommen: „Seit einigen Tagen ist auf Requisition des Preuß. Ministeriums vom 24. Juni d. Jahres an sämtliche Polizeibehörden des Pr. Staats eine Zirkularverfügung ergangen, die ich Ihnen nachstehend, wenn auch nicht wörtlich, doch genau dem Sinn nach mitteile:

„Es sind bereits einige Aufsätze einer in Leipzig erschienenen autographischen Korrespondenz durch verschiedene Königliche Gerichte und namentlich durch von dem Stadtgericht zu Berlin ergangene Erkenntnisse vernichtet worden. Der Dr. G. Freytag, der sich dem Vernehmen nach in Gotha aufhält, war der Verfasser einiger derselben. Da es sehr wünschenswert ist, denselben zur Bestrafung zu ziehen, so werden sämtliche Polizei-Verwaltungen aufgefordert, den Dr. G. F., sobald derselbe sich im Preuß. Staate betreffen läßt, sofort zu verhaften. Es ist um so weniger zu bezweifeln, daß er die diesseitige Grenze ungescheut betreten werde, da er mit einem Heimatsschein auf 3 Jahr seit dem 5. Februar 1852 versehen ist, wenn nur die sehr anzuempfehlende Verschwiegenheit von den Behörden beobachtet wird, damit demselben nicht vorzeitige Mitteilung von seiner beabsichtigten Verhaftung gemacht werde."

Am 11. September erbittet Freytag, um den geheimen Haftbefehl der preußischen Polizei unwirksam zu machen, vom Herzog die Verleihung eines kleinen Hofamtes, wodurch er die Koburg-Gothaische Staatsbürgerschaft erlangen würde. „Es war," schreibt der Herzog in seinen Erinnerungen,[2]) „unendlich charakteristisch für jene Jahre, daß man in Preußen lüstern war, zu den sonstigen Taten der Reaktion auch den vormärzlichen Ruhm hinzuzufügen, den damals eben gefeiertsten und beliebtesten lebenden Schriftsteller der Nation herauszugreifen und mit einer, wenn auch voraussichtlich nicht allzuschweren, Märtyrerkrone auszuzeichnen . . . . Vor der angedrohten Verhaftung war Gustav Freytag durch den Umstand geschützt, daß die preußischen Staatsgrenzen nicht allzuschwer vermieden werden konnten, wenn man

---

1) Briefwechsel mit dem Herzog Nr. 17, S. 28 ff. Vgl. dazu Erinnerungen S. 257 ff.

2) Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II. Bd. 2. VIII. Buch. 1. Kapitel, S. 324 ff.

in Thüringen und Sachsen lebte; doch mußte er sich hüten, von Gotha über Erfurt nach Leipzig zu reisen . . ." Es blieb ferner auch noch die Gefahr, daß er in Leipzig, wenn er sich dort aufhielt, auf Requisition der preußischen Polizei ausgeliefert werden konnte, da zwischen Sachsen und Preußen Verträge bestanden, deren Wortlaut eine für Freytag bedenkliche Auslegung zuließ. „Ich war daher entschlossen, geradezu an König Johann zu schreiben, um ihm das Unpolitische eines solchen etwaigen Verlangens von Seite Preußens darzulegen und die Bitte auszusprechen, daß Se. Majestät in seinem Staate nicht die Hand zu einer Auslieferung Freytags aus Anlaß von politischen Artikeln bieten möchte, welche die sächsischen Gerichte völlig unbehelligt gelassen hatten. Minister von Seebach war dagegen der Ansicht, ein Schreiben dieser Art wäre vielleicht wirksamer, wenn ich es an Herrn von Beust nach Dresden richten wollte; und wirklich nahm der sächsische Minister, dessen russenfreundliche Gesinnung freilich nur wenig mit Freytags Tätigkeit übereinstimmte, die Gelegenheit gern wahr, Sachsens Regierungsgrundsätze gegen die von Preußen in helles Licht zu stellen . . . (folgt Abdruck des Briefes, der die Meinung ausspricht, „daß der Dr. Freytag seinen Aufenthalt unbedenklich in Leipzig nehmen könne") . . Noch ehe die eigene Angelegenheit Freytags zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht worden war, fand er sich in der Lage, ein edles Wort für seinen unglücklicheren Kollegen Hartmann zu sprechen . . ."[1])

Der Verfolgungsplan der preußischen Polizei gegen Freytag hatte nämlich „durch einen Zufall eine eigentümliche Folie" erhalten, „da zu ebenderselben Zeit in deutschen und auswärtigen Blättern die Schreckenskunde zu lesen war, die österreichische Regierung hätte den Dichter Moritz Hartmann . . . verhaften und in Ketten nach Wien bringen lassen . . . Gustav Freytag, der in diesem Augenblicke selbst allen Gefahren polizeilicher Überwachung ausgesetzt war", unterließ es doch nicht, wie der Herzog rühmend hervorhebt, „in der Presse Deutschlands ebenso warm für den österreichischen Dichter wirken zu lassen, wie er mich dringend bat, meinen Einfluß . . . geltend zu machen, um eine endliche Begnadigung Hartmanns zu erwirken . . ."

„Unter den mancherlei Bemühungen, welche von vielen Seiten zu Gunsten Hartmanns in Wien gemacht worden sind, wird die meinige

1) S. Beilagen XXI.

nicht entscheidend gewesen sei. Es wurde immerhin erreicht, daß Moritz Hartmann der kaiserlichen Gnade teilhaftig geworden ist und nachher noch durch eine Reihe von Jahren stiller, schriftstellerischer Tätigkeit sich erfreuen konnte. Ich vermute, daß er es niemals erfahren hat, wie sehr sich Gustav Freytag seine Sache hat angelegen sein lassen, und wieviel der letztere für den bedrohten österreichischen Dichter getan hat.

„Nachkommende Geschlechter aber, welche für das Leben deutscher Poeten ein offenes Herz behalten, werden mit Genugtuung die kleine Episode zur Kenntnis nehmen, welche in den Schicksalen Freytags und Hartmanns einige Berührungspunkte zeigt. Ich war eben durch den Verein zur Kenntnis von vielen persönlichen und tatsächlichen Verhältnissen gekommen und fand kein Bedenken, Koburg und Gotha zu einer Art von Hilfsstation literarischer und politischer Notstände zu machen . . .“

„Soll und Haben“ läßt sich dann vielleicht als Dankesleistung Iovi Optimo für Errettung aus Gefahr auffassen.

Die Erinnerungen des Herzogs melden erst fünf Jahre später wieder von einem Briefe Freytags (1859), in dem ihm unser Dichter von einer Adresse „in Angelegenheiten Deutschlands“ spricht. In dieser Adresse soll hohes Vertrauen zu der bewährten deutschen Gesinnung des Koburgers und die Bitte ausgedrückt werden, daß der Fürst „den Bestrebungen für bessere Einigung Deutschlands allerhöchste Protektion zuwenden“ möge.[1]) „Die Bildung einer großen nationalen Partei“ wurde begehrt, „deren Ziel ein Bundesstaat mit Volksvertretung sei, unter der militärischen und diplomatischen Führung Preußens.“

„Wenige Tage,“ lesen wir in dem Kapitel über die Gründung des Nationalvereins, „nach der zweiten Eisenacher Versammlung deutscher Patrioten, die am 14. August stattgefunden hatte, schrieb mir Gustav Freytag, er hätte sich mit Schulze-Delitzsch, welcher bis jetzt die Seele der Bewegung sei und in Kösen weile, in Verbindung gesetzt und derselbe wäre geneigt, wenn ich es wünschte, bei mir zu erscheinen. Ich . . . nahm keinen Augenblick Anstand, mit dem Führer der vorgeschrittensten jener Fraktionen, die in so vielversprechender Weise endlich in Eisenach

---

1) Aus meinem Leben. Von Ernst II., Bd. 2, IX. Buch, 3. Kapitel, S. 520 f. Vgl. Briefwechsel Nr. 68, S. 118 f.

zu einem allgemeinen deutschen Programm sich verbunden hatten, eine Begegnung ins Werk zu setzen. Was mir Freytag von den inneren Vorgängen bei jener Versammlung mitteilte, überzeugte mich, daß ich der Sache in mancher Richtung vermittelnd nützlich sein könne ..." [1]) Der Herzog berichtet sodann von Freytags mäßigendem Einfluß auf seine starken Beteiligungsgelüste.

Überall, wo der Fürst des Freundes gedenkt, widmet er ihm dieselbe warmherzige Anerkennung. Besonders fesselnd sind diese Ausführungen, [2]) mit denen der Herzog den Abdruck einiger politischer Meinungsäußerungen Freytag gegenüber aus dem Jahre 1860 einleitet. „Es war weder ein bequemes noch ein ungefährliches Hilfsmittel, der nationalen Bewegung auf die offene Straße zu folgen; aber ich habe nie einen Augenblick gezweifelt, als Patriot den Beruf zu haben, so viel es in meinen schwachen Kräften stand, mich derselben zu bemächtigen, unbekümmert darum, daß auf dieser Bahn gerade einem hochgestellten Manne die Spöttereien der Feinde und Verleumdungen niemals fehlen können.

„Es gehörte aber zu meinen Grundanschauungen, welche ich nicht jetzt zum ersten Male, sondern schon bei der Gründung des Vereins von 1853 rückhaltlos ausgesprochen habe, daß eine Sache, der nicht eine breite, volkstümliche Basis innewohnt, im politischen Leben wenig Gewicht hat. Ebenso aber wie im Jahre 1853 fand ich mit meiner Neigung, den nationalen Gedanken zu popularisieren, zuweilen selbst bei meinen politischen Genossen und eifrigsten Anhängern, keine vollständige Zustimmung. Weil mir nun das Schicksal einen der edelsten und besten deutschen Männer in seltener Freundschaft zur Seite gestellt hat, so ist es hier vielleicht am Platze, aus dem reichen Schatze meiner Beziehungen zu Gustav Freytag einiges herauszugreifen . . ." Die mitgeteilten Schriftstücke beleuchten aufs neue das vertrauensvolle Wesen des Fürsten seinem treuen Berater gegenüber.

Auch daß Freytag am 14. Dezember 1863 den Herzog mahnte, sich in der schleswig-holsteinischen Sache nicht zu kompromittieren — „soweit kompromittieren, als redliche Hoffnung und ehrlicher Wille abfälligem Urteil überhaupt bloßgestellt sind" —, hat der Verfasser in

1) Aus meinem Leben, Bd. 2, IX. Buch, 4. Kapitel, S. 531.

2) Ebenda, Bd. 3, X. Buch, 3. Kapitel, S. 73. Vgl. Briefwechsel (71—73) S. 121 ff.

seinen Denkwürdigkeiten hervorgehoben. „Gustav Freytag, dessen aufrichtiger, heller Sinn zu allen Zeiten in solchen Dingen bewährt war, hatte von Anfang an durch seine uneigennützige Tätigkeit in der Presse der Sache des Herzogs außerordentliche Dienste geleistet, jetzt war er auch in den von dem Nationalverein gegründeten Wehrausschuß eingetreten. Dennoch verhehlte er mir im freundschaftlichen Gedankenaustausch seine Besorgnisse keineswegs und schrieb am 14. Dezember: „Mir scheint aus einem besonderen Grunde jetzt nicht die Zeit für Ew. Hoheit, sich in diese Bewegung des Volkes einzulassen. Seit acht Tagen trage ich die Überzeugung in mir herum, daß die Sache verloren ist, und daß jeder weitere Schritt, den wir darin tun, unnütz ist." [1])

Freytag hat in seinen Erinnerungen der Freundschaft, die ihn mit dem Herzog und der Herzogin verband, ein schlichtes Denkmal gesetzt. Er faßt da das Hauptsächliche in wenige Sätze zusammen.[2]) Die Briefe selbst bleiben jedoch die lebendigste Quelle, und es ist erfreulich, aus ihnen den unmittelbaren Stimmungsausdruck zu erkennen. Einige Proben, die auf Freytags Charakter Licht werfen, dürfen wir uns denn wohl nicht entgehen lassen.

In einem an kecken Wendungen reichen, herzlichen Schreiben vom 24. Juni 1856 schreibt er:[3]) Der Herzog müsse auf den leichteren Ruhm, in vielem etwas zu leisten, verzichten. „So groß Ihre Lebenskraft ist, sie kann Ihnen nicht eines ersetzen, das Studium." Der Fürst müsse sich beschränken lernen, wenn er Großes leisten wolle. „Qui trop embrasse, mal étreint", schreibt ihm Bismarck zehn Jahre später.[4]) Ja, Freytag mutet dem begeisterten Kunstjünger in ehrerbietiger Entschiedenheit zu, „den ganzen Theaterplunder" beiseite zu werfen.

---

1) Aus meinem Leben, Bd. 3, XII. Buch, 4. Kapitel, S. 381. Vgl. Briefwechsel Nr. 111, S. 183. Der Herausgeber Eduard Tempeltey erzählt in einer Anmerkung: „ . . . Damals . . blieb Freytag trotz winterlicher Jahreszeit in Siebleben, wanderte täglich nach Gotha herein, um zu hören und zu raten, und sandte in rührend hingebender Geschäftigkeit, mit Hilfe einer kleinen Handpresse, regelmäßige Berichte an Zeitungen und Vereine, um durch Mitteilung des zur Verbreitung Nützlichen die Teilnahme an der nationalen Bewegung gleichsam auf dem Laufenden zu erhalten und in die erwünschten Bahnen zu lenken."

2) Erinnerungen S. 267 ff.

3) Briefwechsel Nr. 34, S. 57 f.

4) Am 9. Juni 1866.

Dann lesen wir in einem Brief vom 5. März 1857[1]) gar folgendes: „Da trägt mir durch Zufall der Wind die düstere Nachricht zu, daß wieder Komödie zu spielen die Absicht ist. Habe diese Neuigkeit durchaus ohne Freude vernommen; erstens und vor allem wegen Ihrem Befinden; dann aber, weil Ew. Hoheit mir in jeder anderen Situation besser gefallen als frisiert und geschminkt vor dem Souffleurkasten. Sie spielen ja gar nicht schlecht, besser als einer Ihrer Gesellschaft, aber zuletzt ist von wirklicher Kunst ja auch bei Ew. Hoheit Spiel nicht die Rede, und das ganze Vergnügen läuft auf eine anmutige Tätigkeit vor versammeltem Volk und kleine Befriedigung allerliebster und wohlberechtigter Eitelkeit hinaus. Doch gestehe ich, daß mir jede andere Methode sich zu präsentieren bei einem Herrn, wie Ew. Hoheit ist, besser gefällt als dies Weibervergnügen, Toilettenwechsel und einstudierte Attituden." — Einige Zeilen tiefer heißt es: „Indem ich das Vorhergehende durchlese, merke ich, daß ich ungewöhnlich grob geschrieben habe. Seien Ew. Hoheit darüber nicht böse, es ist doch alles wahr."

Am 20. Juni 1858 schreibt Freytag[2]) an den Herzog: „... Wer Sie ... allmählich näher kennen lernt, der findet vielleicht auch in Ihnen manches, was ihm nicht gefällt, und er wird Ihnen gegenüber kritisch und beobachtend. So ist es ganz in der Stille auch mir gegangen. Auch Ihr Verehrer war bisweilen ganz im Geheim böse auf Sie, tadelsüchtig und kopfschüttelnd .... Sie sind manchmal ein bischen eitel und putzen sich mir zu sehr für die Stunde. Aber es stört mich nicht mehr, denn ich kenne Sie besser, und ich schätze Sie höher, als Sie sich selbst oft Fremden gegenüber taxieren. Summa, Sie sind mir im Laufe der Jahre ein guter und herzlich lieber Mann geworden."

Eine liebenswürdig menschliche Wendung ähnlicher Art begegnet uns in einem Briefe vom 21. Januar 1860.[3]) „... Weil ich nur an Ihrer Person hänge, nicht an dem Fürsten und großen Herrn, bitte ich Sie auch, mit Geduld eine Unbequemlichkeit zu ertragen, welche

1) Briefwechsel Nr. 41, S. 74.

2) Ebenda Nr. 53, S. 94; vgl. dazu auch Nr. 217 (24. November 1887) S. 311: „Ew. Hoheit sind durchaus nicht ohne Eitelkeit, im Gegenteil ..." Man sieht, der Hofrat ist ehrlich.

3) Ebenda Nr. 72, S. 124 ff.

bei solcher unselbstsüchtigen Liebe nicht selten sein mag, die Unbequemlichkeit, daß ich nicht selten mit mehr Eifer und Strenge auf Ew. Hoheit hochfürstliche Handlungen, auf Ihren Ruhm und Ihre politische Ehre halte als Sie selbst. Ist bei solcher Empfindung Egoismus, so ist es nur der, daß ich gern von Herzen stolz sein möchte auf Sie, und diesen Egoismus müssen Sie mir schon verzeihen." Später heißt es im gleichen Briefe: „ich brumme stark gegen Ew. Hoheit ... wenns nur Ew. Hoheit übers Herz bringen könnten, sich weniger um die Presse zu kümmern ..."

Am 2. Juni 1862 wagt Freytag dem fürstlichen Freunde mit dieser verständigen Warnung zu nahen[1]): „Auch die größte Liebenswürdigkeit reicht nicht hin, Interesse und, was wichtiger ist, Respekt zu erhalten, wenn man als Fürst sich zu oft und bei verschiedenen Veranlassungen präsentiert. Mein lieber Herr ist in Gefahr sich, wie ein Schauspieler, der zu viel spielt, abzunutzen."

Ernst und beinahe etwas bitter klingt der Schluß des im herzoglichen Memoirenwerk, wie oben bereits erwähnt wurde, besprochenen Briefes vom 14. Dezember 1863. Freytag sagt, daß er seine Meinung pflichtschuldig geäußert habe, wenn er sich auch wenig Erfolg davon verspreche. Er wisse, daß der Herzog vielleicht jetzt geneigt wäre, ihn für seinen Gegner zu halten. „Diese Ansicht zu widerlegen bin ich zu stolz." [2])

Hören wir nun die Antworten des Herzogs, den die Zeitgenossen als den „geistvollsten Fürsten unserer Tage" gepriesen haben, dem „in höchstem Grade jener geheimnisvolle unwiderstehliche Reiz des Persönlichen" nachgerühmt ward, „für den wir auch im Deutschen gern den französischen Ausdruck Charme wählen, — die angeborene Kunst, mit sanften Mitteln zu bändigen." [3]) Der Herzog hat als

1) Briefwechsel Nr. 94, S. 160.

2) Ebenda Nr. 111, S. 185.

3) So heißt es auch in einem Briefe Freytags an S. Hirzel vom 18. September 1854 (Nr. 7, S. 11) „Bezauberung sämtlicher Anwesenden durch den Herrn." Die im Text gebrauchte Wendung entstammt den „Erinnerungen an den Herzog Ernst von Sachsen-Koburg". Neue Freie Presse I (10423), 29. August 1893. Dieser erste Teil enthält Äußerungen des Herzogs über Bismarcks Kirchenpolitik, die dessen Volkstümlichkeit gefährde. Die ungemein liebenswürdige und unterhaltende Klugheit, warme Lebhaftigkeit, der Freimut und die Schlagfertigkeit des Herzogs werden hier veranschaulicht. II (10424) 30. August 1893, enthält Äußerungen des Herzogs

Lebensweisheit von seinem väterlichen Freunde, dem König Leopold, früh diese einfache Regel in sich aufgenommen: „Wenn du mit den Menschen umgehst, so suche nie nach Engeln, glaube aber auch nicht, Teufel zu finden!“ [1]) Leben und leben lassen ist auch dieses Egmonts froher Sinnspruch. „Waren Sie so liebenswürdig, mir rund heraus zu gestehen, daß es sich gut mit mir lebe, so haben Sie meinem Lebensprinzip das größte Kompliment damit gemacht.“ Er ist versöhnlich, und seine offene, natürliche Herzlichkeit, die sich so liebenswürdig gescheit und oft geradezu rührend offenbart, strahlt Wärme aus. „Sie sind meinen persönlichen Kunstbestrebungen gram,“ erwidert er den Vorwürfen des Freundes. [2]) „Das wundert mich nicht. Wenn ich auch Gefühl und Verständnis habe, so werde ich immer nur ein Dilettant bleiben, und nicht einmal ein besonderer. Die Kunst brauche ich nicht allein, weil es Beruf ist, sie zu fördern und durch sie die Masse zu veredeln; sie dient mir zu doppeltem Zweck. Einmal wiederhole ich, daß ich durch ihre Sprache in ihrem Kleide den Einzelnen mich näher bringen konnte als im Fürstenmantel und auch selbst mehr Menschen kennen lernen konnte, und dann, — lachen Sie mich nur recht aus, — ich brauche die Kunst als Nahrung für mein eigenes Herz. In ihr liegt für mich die Poesie des Lebens, sie ist meine Religion; ich kann ohne sie nicht leben, sie erhält mich jung, sie be-

---

über öffentliche Verleumder, für die er empfindliche Geld- und Freiheitsstrafen wünscht. Eine besondere Gesetzgebung der Presse sollte zur Vertilgung des Preßungeziefers eingeführt werden. Die angesehensten und ehrenwertesten Journalisten denkt er sich als Schöffen dabei wirksam. „Gerade die anständigsten Elemente der Presse haben ja darunter am meisten zu leiden. Und die unendlich überwiegende Mehrzahl der Journalisten sind gebildete, anständige, tüchtige Männer. Mein lieber guter Freund Gustav Freytag rechnet es sich zur höchsten Ehre an, auf dem Gebiet des Journalismus gewirkt zu haben. Die Hauptredakteure unserer großen Blätter sind in ganz Deutschland unantastbare Ehrenmänner. Gerade sie würden die schärfsten, unerbittlichsten Richter der Preßverbrecher sein. Darunter verstehe ich in erster Linie die öffentlichen Verleumder. Mit unseren Gesetzen ist diesen Leuten überhaupt nicht beizukommen.“ Dieser Teil enthält auch eine interessante Charakteristik Napoleons aus dem Munde des Herzogs. — III (10425) 31. August 1893 und IV (10440) 15. September 1893 vervollständigen das Bild der eindrucksvollen Persönlichkeit.

1) Briefwechsel. Der Herzog an Freytag Nr. 96, 23. Juni 1862, S. 163, ähnlich Nr. 54, 24. Juni 1858, S. 96.

2) Ebenda Nr. 35, 28. Juni 1856, S. 63 ff.

lebt die Phantasie; ... ein jeder Mensch bedarf seiner individuellen Nahrung; dies ist die meine; die dürfen Sie mir nicht verkümmern wollen ..." Der durchaus schwungvolle, in jeder Beziehung lehrreiche Brief des Herzogs, der in dem Satze gipfelt: „Lassen Sie uns eine mutige Kette von Aposteln der Aufklärung bilden und predigen wir getrost ein jeder in seiner eigenen Sprache, der heilige Geist wird uns schon nicht fehlen." — endigt: „Sie werden lächeln und den Schwärmer bedauern. Der Schwärmer wird sich aber nicht stören lassen und wenn die Vorsehung nicht eisern ist, so werden der Schwärmerei Keime entsteigen und sich aus denen eine kleine Pflanze und aus der ein mächtiger Baum entwickeln, unter dessen Schatten Ihr dann herrlich ruhen könnt ..."

„Wie leid sollte es mir tun," schreibt er am 18. Januar 1860 an Freytag,[1] „wenn ein langjähriger Freund wie Sie, sich mir entfremden sollte vielleicht wegen albernen Klatsches, oder weil ich Männern, die sich gründlich blamiert haben, nicht mehr die Consideration schenken kann wie früher."

Auf Freytags herbsten Brief vom 21. Januar 1860 folgt am gleichen Tage ein herzlich warmes, schönes Schreiben als Antwort. Der Herzog ist nicht immer Freytags Ansicht, auch in der Weltanschauung nicht. Wenn der Dichter von einem göttlichen Strafgericht in der Geschichte allerdings in der hypothetischen Form spricht,[2] so erwidert der Fürst: „Nie habe ich an ein göttliches Strafgericht in der Geschichte geglaubt; einzelne Handlungen bestrafen sich folgerecht oft in ihren Folgen; man müßte wahrhaftig an der göttlichen Gerechtigkeit zweifeln, wenn man ein solches Strafgericht annehmen wollte!"[3]

Der Herzog erklärt Freytag für einen der zuverlässigsten, treuesten Menschen, der zu den wenig Auserlesenen gehörte, die seiner allgemeinen Lebensregel, nicht allzu viel im Guten wie im Schlimmen von den Menschen zu erwarten, eine Ausnahme auferlegen. Von Freytag durfte er das Außergewöhnlichste im Guten erwarten.

So finden wir denn auch nach den zurückhaltenden Briefen vorübergehender Verstimmung Freytags ganze Herzlichkeit und Wärme

---

1) Briefwechsel Nr. 71, S. 123; vgl. Beilagen XXII.
2) Ebenda Nr. 74, Freytag an den Herzog, 30 Januar 1860, S. 131.
3) Ebenda Nr. 75, der Herzog an Freytag, 31. Januar 1860, S. 133.

wiederkehren, wie dem Herzog Trauriges widerfährt, der tief schmerzliche Verlust des Bruders und Ärger durch Gehässigkeit untreuer Menschen.[1])

In innerster Seele froh aber wird unser Dichter, da er dem Fürsten, der als erster im deutschen Kriege auf die Seite Preußens trat,[2]) am 20. Juni 1866 den glücklichen Brief jubelnder Zustimmung schreiben darf, in dem es heißt:[3]) „Das ist eine Zeit, wo das edle Metall in des Menschen Natur sich glänzend und lauter erweist. Und wo jeder vor aller Welt zu erweisen vermag, wie ihm Urteil und Herz gefügt sind. Da ist mir unter vielem Ernsthaften eine sehr große und herzliche Freude gewesen, wie gesund, kräftig und schnell mein teurer Herr das Rechte zu finden gewußt. . . . Sie haben gehandelt als ein echter Fürst und ein wackerer Mann. Aller Segen zu Ihrem Ehrentage über Ihr Haupt. Ich bin so von Herzen froh, wenn ich an Ew. Hoheit denke wie seit Jahren nicht. Mein lieber Herr weiß, daß mir seit längerer Zeit schmerzlich war, wenn Höchst Ihre politische Ansicht in anderen Wegen ging als die Ihres Getreuen. Jetzt ist das vorüber, Ew. Hoheit sind wieder . . . so, wie ich Sie immer ersehnt, und ich kann meinem lieben Herrn versichern, daß es mir ist, als wäre mir Ihre Huld und Freundesgüte, die Sie mir immer bewahrt, aufs neue und doppelt geschenkt."

Das klingt wie in Kleists Prinzen von Homburg, jenes wundervolle: „Du gefällst mir!" Freytag fährt fort:

„Es war nicht nur recht, was Ew. Hoheit gewählt haben, es war auch die höchste Klugheit. Nicht nur aus sogenannten politischen Gründen, sondern aus einem bessern. Wie jetzt der große Kampf

1) Briefwechsel Nr. 92, S. 157 f.

2) Über die grundsätzliche Bedeutung der bereits im Jahre 1861 geführten Verhandlungen wegen der Militärkonvention, die der König von Preußen schließlich persönlich erledigte, s. Lorenz, Staatsmänner und Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts (1896): Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha, S. 308 ff.; auch Bismarck-Jahrbuch III, 193. Der militärische Anschluß des Koburgers an Preußen war bei dem drohenden Kriege mit Hannover politisch nicht unwichtig.

3) Briefwechsel Nr. 128; Freytag an den Herzog, der sein Kontingent bereits auf Kriegsfuß gesetzt und, statt es dem Bundesbeschluß gemäß nach Rastatt zu schicken, zur ausschließlichen Verfügung des Königs von Preußen gestellt hatte. S. 209 ff. Vgl. Tempeltey, Herzog Ernst von Koburg und das Jahr 1866. Berlin 1898.

gerade enden wird, wer mag das voraussehen, man darf Günstiges hoffen, aber das Schlachtenglück hat zunächst zu entscheiden, und es ist möglich, daß uns ernste Prüfung nicht erspart wird. Aber ist dies kein volles Glück und rasche Entscheidung bringender Krieg, so ist es auch nicht der letzte. Denn in der innern Natur der deutschen Verhältnisse liegt, daß der letzte Erfolg doch der Seite bleiben muß, welche Ew. Hoheit gewählt haben, trotz gerechtem Unwillen über Personen und Zustände dort. Und wenn diese letzte Entscheidung gekommen ist, ja schon bis sie eintritt, wird man meinem lieben Herrn nicht vergessen, daß wieder Sie es waren, welche zuerst und am entschiedensten das Zeichen gegeben haben, wohin die Pflicht ruft, und wo die Zukunft alles politischen Heils für Deutschland liegt. Es macht mich glücklich, daß ich Ew. Hoheit heut so rühmen darf." [1])

Freytag hat einmal in seiner verständigen Klarheit über die Gefahren der Freundschaft zwischen Künstlern und Fürsten geschrieben. Er wünscht, daß der Vertraute eines Herrschers vor allem ruhiges Gleichgewicht, wie es ja gerade bei Künstlern nicht allzu oft angetroffen wird, nicht vermissen ließe. [2]) Dies Gleichgewicht ist ihm, dessen strenge Selbstzucht die Phantasie stark zu zügeln wußte, in außergewöhnlich hohem Maße eigen. Der ganze Briefwechsel mit dem Herzog ist im großen und ganzen von der gleichen heiteren Laune durchzogen. Auch der freimütige Tadel wird durch liebevolles Zartgefühl gedämpft, daß er selbst für ein verwöhntes, empfindliches Fürstenherz nichts allzu Verletzendes an sich haben möge. Das Bild, das wir uns von dieser Freundschaft machen müssen, bedürfte, um einigermaßen vollständig zu werden, noch der Eintragung vieler kleiner liebenswürdiger Züge, in denen sich die warmherzige Vertraulichkeit der Beziehungen deutlich spiegelt. Beiden Freunden natürlicher Weise gemeinsam ist zunächst die nicht aufdringliche zur Schau getragene, aber auch nie vergessene Sorge um das äußere Behagen, Wohlbefinden, die Gesundheit des Freundes. [3]) Es ist, als reiche das herzliche Gefühl

1) S. Beilagen XXIII.

2) Grenzboten 1866, 1; Fürst und Künstler, Ges. W., Bd. 16, S. 216 ff.

3) Briefwechsel Nr. 152. Der Herzog an Freytag, S. 240. „Im menschlichen Leben kommt alles auf Stimmung an, und wenn man älter wird, so will diese nicht immer so recht aus einem selbst herauskommen; man muß ihr nachhelfen, sonst tritt die kleine Silbe Ver- dazu, und in der Verstimmung ist noch

immer noch ein Stückchen weiter als sein hingeschriebener Ausdruck, als fehle dem Worte, auch wo es sich in stärkeren Äußerungen bewegt, jedenfalls nie die gemütliche Unterlage, ja als breite sich der köstlich echte Teppich menschlichen Fühlens so vollkommen über die glatt gebohnte Fläche des höfischen Saales, daß nirgends die kahle Dürftigkeit dieser Fläche, unbedeckt von Liebe, zum Vorschein gelangt. Es ist da die Rede von allem möglichen, das dem Dasein zur Verschönerung gereicht, oder um eine Freytagsche Wendung zu gebrauchen, dem Leben Reiz und Farbe leiht. Der Herzog und Freytag sind eifrige Raucher. So bildet denn die Auswahl der Zigarren einen ernsten und oft erneuerten Gegenstand der Unterhaltung.[1]) Freytag, der infolge der preußischen Polizeiverfolgung die Stellung eines Lektors am Hofe angenommen hat, versieht sein Amt eines Vorlesers mit der ihm eigenen pflichttreuen Pünktlichkeit, wo nicht im eigentlichen, so doch in dem buchstäblichen Sinne, daß er viele Bücher vor seinen hohen Herrschaften gelesen hat und dann namentlich der Frau Herzogin über empfehlenswerte Lektüre Bericht erstattet.[2]) Die Genauigkeit seiner Auskünfte bei Anfragen über Personen und Verhältnisse, besonders auch wirtschaftliche Anschläge, ferner der Arbeitseifer in der Ausführung kleiner Gefälligkeiten, etwa bei der Abfassung eines afrikanischen Reisewerks[3]), das der Herzog herausgibt, oder bei der Beschaffung von brauchbaren Operntexten für den komponierenden Herzog,[4]) bekunden eine geradezu aufopfernde Hingabe. Und wie benutzt Freytag seine

---

nie etwas Gutes gedacht noch geschaffen worden. Merken Sie sich es also, mein Teuerster, daß ich Sie nicht in Frieden lassen werde, bis ich Ihnen so ein kleines Nest in meiner Nähe aufdisputiert, in dem wir noch gar lange vergnügte Tage feiern wollen.“

1) Vgl. Briefwechsel S. 40—43, 79, 85 f, 93, 213, 233, 253, 257, 313 f., 323, 355, 374. Auch der Briefwechsel mit Hirzel ist hierin, wie in anderem, ähnlich gehalten.

2) Ebenda Nr. 258. Freytag an die Herzogin, 11. November 1855, S. 354, Nr. 259, 6. Februar 1856, S. 355, Nr. 260, 31. Dezember 1857, S. 356 f.

3) Ebenda Nr. 98 Freytag an den Herzog, 5. Oktober 1862, S. 166 ff., sowie die folgenden Briefe. Das große Prachtwerk erschien 1864 mit dem Titel: Reise des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha nach Ägypten und den Ländern der Habab, Mensa und Bogos. I, VI, VII und X sind vermutlich von Freytag redigiert.

4) Ebenda Nr. 32 und 33, S. 53 ff.

Stellung, um nach allen Seiten hin gute Dienste zu leisten! Kaum ist er selbst der schlimmsten Gefahr entronnen, so springt er für Moritz Hartmann ein; die Zahl seiner klugen persönlichen Verwendungen beim Herzog für den und jenen wackeren, ihm nahe oder auch fernstehenden Menschen, ist Legion.[1])

1) Freundliche Äußerungen in diesem Sinne finden sich z. B. über Auerbach S. 98 f., Otto von Baudissin 192 f., 196, Wolf Baudissin 282 und die Gräfin 92 f., Bodenstedt 9, Buffleb 49 f., Busch 66, 174, 178, 367 f., Crowe 197, Dörr 75, 79, 84, Gerstäcker 9, 56, Härtel 48 f., Haym 8, Heuglin 146, Minna von Hillern 244, Otto Ludwig 76 f., besonders 79, Marquardt 108, Mathy und Frau 132, 369, Theodor Molinari 7 (wie wenig übrigens dieses Urbild des Kaufmanns Schröter in „Soll und Haben“ mit der Romangestalt übereinstimmt, geht besonders auch aus der Äußerung auf S. 46 hervor, daß er Feuer für zehn habe), Seebach 87 usw. — Dieser Charakterzug Freytags tritt selbstverständlich auch in den Briefen an andere Freunde wie Eduard Devrient (Sorge um Otto Ludwig, Auerbach) usw. hervor. Einen schönen Brief an Leopold Kompert veröffentlichte Stefan Hock (Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage, 13. Januar 1907). Freytags pädagogische Fürsorge, sein Wunsch, dem befreundeten Dichter im Labyrinthe des poetischen Gestaltens einen Ariadnefaden darzureichen, ist dabei ebenso bezeichnend für seine Persönlichkeit wie der Rat, sich für die künstlerische Abrundung der Fabel an den Novellen des Boccaz, an Dumas' Romanen oder Sues „Weiblichem Blaubarte“ zu bilden, auf unseres Dichters Ansichten über die Technik der Erzählung Licht wirft. Kompert solle prüfen, worin „die ungeheure Frechheit und die große Kraft dieser seltsamen Produkte, worin das Spannende der Handlung“ liege, „wie geschickt und geistreich all das unverschämte Zeug motiviert“ werde, „wie sich in immer neuen Kombinationen eins aus dem anderen“ entwickele. (Leipzig, 2. August 1849.)

Achtes Kapitel.

Soll und Haben. (1853/54.)

„An jedem ersten großen Werke eines frischen Talentes hängt eine edle Poesie." Dieser Ausspruch Gustav Freytags, den er seinem Freunde Treitschke gegenüber getan hat,[1]) ist auf ihn selbst und auf „Soll und Haben", seinen ersten großen Roman, insbesondere anwendbar. Man hat zumal beim Lesen der ersten Seiten wohl unausgesetzt das behagliche Gefühl: Hier kommt ein starkes episches Talent zum ersten Male zu Worte, ähnlich wie wir etwa die jugendfrische Prosa Heines in der Harzreise mit Entzücken zum ersten Male genießen.

Robert Schumann macht feinsinnig auf die Wichtigkeit der ersten Takte eines Musikstückes aufmerksam. An den ersten Takten erkennt man schon viel von der Handschrift, der Eigenart und Größe des Komponisten. Dasselbe scheint für den Dichter zu gelten. Wer das rasch einführende Kindheitskapitel in „Soll und Haben" gelesen hat, weiß bereits, daß ihm von der Feder, der dies entflossen ist, noch viele Freuden beschert werden können. Vielleicht ist das einleitende Kapitel von Dickens' Roman „David Copperfield" nicht ohne glücklichen Einfluß auf den deutschen Dichter geblieben; natürlich nicht in Einzelheiten, sondern in der Gefühlsfärbung. So bringt uns auch Gottfried Keller in dem ungefähr gleichzeitigen (1854) „Grünen Heinrich" die Gestalt des Vaters in weichen Umrissen rührend nahe, ohne ihrer noch späterhin für die ursächliche Verkettung der geschilderten Begebenheiten sichtlich zu bedürfen.

Ohne nun noch auf weitere Vergleichungen[2]) einzugehen, wenden wir den Blick lieber sogleich zu dem orientierenden Höhepunkt des

1) Grenzboten 1865, Nr. 1, Bd. 1, S. 177. Elster Bd. 2, S. 212.

2) Balzacs „Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau" steht „Soll und Haben", unserm Dafürhalten nach, ebenso fern wie etwa nach einer

Goetheschen „Wilhelm Meister". „Soll und Haben" steht zu diesem Romane sowohl im Gegensatze wie in einem Verhältnisse der Weiterführung.

Im Gegensatze nämlich zu den mannigfachen künstlerischen Angelegenheiten, die den Roman Goethes durchdringen, ist Freytags Arbeit ein Roman ohne Künstler. Wer aber das zehnte Kapitel der Lehrjahre in der Erinnerung hat, wo Wilhelms Freund Werner die Weisheit, Schönheit und Poesie der durch den Handel vereinigten Welt so „herrlich und in einem großen Sinn"[1]) verkündet, der wird sich die Legende ausmalen können, aus welcher Rippe die Erschaffung von „Soll und Haben" bewerkstelligt werden könnte.

Der Geist des echten Handelsmannes wird von Goethes Werner gepriesen, sogar der doppelten Buchführung bereits verständnisvoll gedacht, und die Handelsstädte, die Häfen werden als lehrreiches wie genußvolles Schauspiel empfohlen. „Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel . . ."

Schlesiens Handel war dem Freunde Theodor Molinaris keine unbekannte Erscheinung. Die Vertrautheit mit den Dingen leuchtet angenehm durch. Es herrscht nicht die Bettelarmut in Wirklichkeitskenntnissen, die ernsten Lesern bisweilen das ganze dichterische Erfindungswesen verleiden mag. Im Jahre 1849 bringen die „Grenzboten" eine Betrachtung, in der der künftige Verfasser von „Soll und Haben" bereits des großartigen auf eigene Rechnung geführten Zwischenhandels gedenkt; von Amerika, England und den deutschen Seestädten des

---

anderen Richtung hin der „Heinrich von Ofterdingen" des Novalis; eine Vergleichung mit dem letztgenannten Werke würde „Soll und Haben" um des starken Kontrastes willen wohl allerdings in noch größere Nähe zu Goethe rücken. Über die Beziehungen zwischen „Wilhelm Meister" und Novalis vgl. Diltheys Ausführungen (Das Erlebnis u. d. Dichtung S. 260 ff.).

1) Schiller an Goethe, 9. Dezember 1794. „Die Apologie des Handels ist herrlich und in einem großen Sinn." Über die Bedeutung Werners in den Lehrjahren vgl. auch Schillers Brief vom 3. Juli 1796. „Diese Figur ist auch deswegen so wohltätig für das Ganze, weil sie den Realismus, zu welchem Sie den Helden des Romans zurückführen, erklärt und veredelt. Jetzt steht er in einer schönen menschlichen Mitte da, gleichweit von der Phantasterei und Philisterhaftigkeit, und indem Sie ihn von dem Hange zur ersten so glücklich heilen, haben Sie vor dem letzten nicht weniger gewarnt." — Ähnlich steht Anton zu dem ehrenwerten, aber doch etwas philiströsen Kaufmann Schröter.

Nordens durch die Provinz über Krakau, Galizien und die Bukowina bis an die türkische Grenze reichen die Beziehungen; Freytag rühmt den weiten Blick, den ein solches Geschäft dem Kaufmanne gibt, den großen Stil, in dem es betrieben wird, und wie diese Dinge dem Breslauer Kaufmannsstande „Selbstgefühl, Solidität und Ansehen" verleihen.[1])

Hier liegen offenbar die Keime zu der Phantasieschöpfung der Firma T. O. Schröter. Der Dichter ist sich bei der lebendigen Veranschaulichung der Dinge auch wohl bewußt gewesen, daß er Vergängliches zu bleibendem Gedächtnis festbannte. Das Geschäft, das er in „Soll und Haben" schildert, erklärt er daher selbst schon einmal für ein Warengeschäft, „wie sie jetzt immer seltener werden".[2])

Es wird in bewundernswerter Weise dafür gesorgt, daß unserer Einbildungskraft die damalige Wirklichkeit greifbar und klar vor Augen steht, daß wir mit dem Helden der Geschichte das große dämmrige Gewölbe im Erdgeschosse des Kaufhauses schaulustig durchwandeln und unsere Freude an den massenhaft aufgespeicherten, bunt zusammengewürfelten Warenvorräten haben mögen. Sie geben dem Dichter Gelegenheit, uns auf Flügeln der Phantasie über die ganze bewohnte Erde tragen zu lassen.[3])

Mit sinnvollem Behagen wird das Gefühl der farbenreichen Weltmannigfaltigkeit ausgekostet, nicht unähnlich den behaglichen Phantasiegespinsten eines Leberecht Hühnchen. Es ist ein weiter Abstand zwischen dieser angenehmen Frucht kapitalistischer Weltordnung und etwa dem Zolaschen Romane „Germinal", wo uns der kraftvolle französische Dichter auch dazu zwingt, einem Arbeitssuchenden in die Wunder des Großbetriebs zu folgen; nur daß wir bei Zola freilich in wenig erfreuliche Grubentiefe zu fahren haben, während uns Freytags der Sonne zugewandte Muse vorwiegend lichte und freudige Gelände erschließen will.

1) Grenzboten 1849, Nr. 3, Bd. 1, S. 81 ff., Elster, Bd. 2, S. 319 ff., besonders S. 322. Vgl. auch Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. 4, S. 307 über den Großhändler.

2) Soll und Haben, Bd. 1, S. 54 f. Vgl. auch die eindrucksvollen Schilderungen des damaligen Breslau. Über deren Echtheit s. z. B. Die unheimlichste Stätte in Freytags „Soll und Haben" (nach der Natur aufgenommen von B. Mannfeld in Breslau). Die alte Ohle. (Gartenlaube 1872, Nr. 18).

3) Bd. 1, S. 64 ff., 268.

Sehr klar überblickt der Leser den Gang der Handlung in diesem Romane, wenn er auf das geschickt entwickelte Verhältnis dreier Kreise zueinander Acht gibt.[1] Zunächst liegen die Kreise nebeneinander ohne anderen Zusammenhang als den, daß die Laufbahn Anton Wohlfahrts sie alle als Querlinie durchschneidet. Antons Beziehung zum Kreise der Kaufmannschaft ist dabei dem Plane der Arbeit nach die Hauptangelegenheit. Von entscheidender Wichtigkeit für die Läuterung des Helden wird jedoch die Beziehung zum Kreise der Aristokratie, nämlich der adligen Familie Rothsattel. Und diese Beziehung wäre wiederum nicht in der Weise, wie es geschieht, anzuknüpfen, wenn nicht als dritter Kreis, „der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen", sich der Hexenkessel schwarzer Intriganten spürbar machte. Die Verschiebung und Durchdringung der drei Kreise bildet gleichsam den auf eine Formel gebrachten Inhalt des Romans.

Wer heute den großen Kaufmannsroman Freytags nachdenklich in die Hand nimmt und sich durch den reichen Gehalt und die stillen Rosendüfte der verflossenen Siebleber Sommerzeiten der Jahre 1853 und 1854 aus den bedruckten Blättern bezaubern läßt, dem steigt wohl aus dem mannigfaltigen Gebilde die Tragödie des sinkenden Edelmanns besonders deutlich und greifbar entgegen.[2] Er findet da ein nach allen Regeln der Kunst gebautes fünfaktiges Trauerspiel mit Einleitung Steigerung, Höhepunkt der Not, Umkehr und Ende und gedenkt vielleicht jener verwandten Gestalten, die neuerdings Polenz im „Büttner-Bauer", die einst Auerbach im „Diethelm von Buchenberg" (1852)[3] oder die Fritz Reuter in der unsterblichen „Stromtid" (1862) ge-

1) Diese drei Kreise hat Konrad Alberti, der Verfasser einer Fortsetzung von „Soll und Haben", in seiner 1885 erschienenen Freytag-Biographie S. 133 ff. im Gleichnis der Linde, Eiche und des Schlinggewächses ansprechend behandelt.

2) Freytag war freilich, wie aus einem Briefe vom 13. Juli 1854 an S. Hirzel hervorgeht, bemüht, diese Wirkung nicht allzuscharf heraustreten zu lassen.

3) Vgl. in der Deutschen Rundschau, Bd. 30, S. 464 ff. den Berthold Auerbach († 8. Februar 1882) gewidmeten Nachruf. Otto Brahm bezeichnet „Diethelm von Buchenberg" als auch rein poetisch zu dem Bedeutendsten von Auerbach gehörend. Es handelt sich um die Geschichte eines ursprünglich reichen Bauern, der durch falsche Spekulation bis dicht vor den Bankerott gelangt und zum Brandstifter wird. Brahm meint, es ginge von diesem Diethelm von Buchenberg eine Linie über Freytags „Soll und Haben" und Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde" bis zu Björnsons „Fallissement".

schaffen hat. Auch Reuter sucht das Volk bei der Arbeit auf.[1]) Der schlechte Wirtschafter, der skrupellose Geschäftsmann und der rechtskundige Ratgeber, sie finden sich auch in Reuters Werke: Axel von Rambow, David und Slus'uhr.

In der Rothsatteltragödie liegt der Höhepunkt an der Stelle, wo der Baron dem Veitel nachgibt, wo also das vorherrschende Gegenspiel den Helden gefangen genommen und in die Richtung des Falles verlockt hat.[2]) In der Verbrecherlaufbahn Veitel Itzigs haftet sich der äußere Sieg an jene Wirkungszeit, in der es der Ruchlose dahin gebracht hat, daß drei Menschenleben von dem Fluche seiner Machenschaften getroffen werden: der Freiherr, Bernhard und dessen Vater Hirsch Ehrenthal. Endlich liegt auch für Antons, des Haupthelden, Lebensentwickelung, in nächstem Zusammenhange mit diesen Vorgängen, die höchste Kraftentfaltung: die zeitweise Loslösung vom Hause Schröter, seine kühle Auseinandersetzung mit dem Herrn des Hauses, sein tatkräftiges Ergreifen der neuen Pflicht, den liebgewordenen Unglücklichen zu helfen.

Gibt es ein moralisches Schuld- und Verdienstregister, so erfährt es die wichtigsten Veränderungen aus diesen Verhältnissen. Sowohl Veitel Itzig wie der Baron Rothsattel sind beide mit ihrem besseren Selbst zerfallen, der eine in leidenschaftlicher Verblendung, der andere in sträflicher Gewissensübertäubung, der eine greift mit roher Faust in fremdes Schicksal ein, der andere hat die Selbstzucht aufgegeben. Bei beiden ist gleichsam ein Stück ihrer Persönlichkeit als feindlicher Teil, wie Börne sagt,[3]) zur Außenwelt übergetreten, hat sich mit der großen Notwendigkeit zu ihrem Unheile verbündet und führt so Krieg gegen den schwachen Überrest der Selbständigkeit. — Aber auch „Soll und Haben" Anton Wohlfahrts bekommt ein anderes Gesicht, nachdem sich

---

1) „Bei der Arbeit", schreibt R. M. Meyer in seiner Literaturgeschichte (S. 394 f.) „hatten freilich schon Goethes Wanderjahre und Immermanns Epigonen das deutsche Volk gesucht. Das Spinnerwesen oder der Konflikt zwischen Fabrik und altem Betrieb waren doch immer . . . Momente aus der Geschichte der deutschen Arbeit; jetzt aber suchten Otto Ludwig und Gustav Freytag ‚nicht das Abenteuerliche, Seltsame, sondern Heiteres oder Rührendes, das aus unserem Alltagsleben herauswächst.'"

2) Technik des Dramas S. 111.

3) Ludwig Börnes Besprechung von Grillparzers „Ahnfrau".

herausgestellt hat, daß er nicht nur die bürgerlichen Tagesaufgaben gewissenhaft erfüllt, sondern auch Sinn hat für das Durchbrechen festgesetzter Ordnung zu Gunsten eines lebhaft empfundenen inneren Berufes; daß er nicht nur ein Philister ist, wie ihn Fink scherzhaft genannt hat, und nicht allein der Schule des ehrsamen alten Kaufhauses seine Mannesbildung verdanken wird, sondern auch ferneren Ruf, selbst entgegen dem klugen Rate seiner nächsten Umgebung, mit treuem Hinhorchen vernimmt und warmherzig und fest sich als ein guter Mensch bewährt.

Die dramatische Anlage dieses Romans tritt vielleicht nirgends so auffallend zu Tage wie in der Darstellung dieser die innersten Fragen des Ganzen berührenden katastrophischen Vorgänge. Es herrscht da eine so straffe Zusammenziehung der Fäden zu gesammelter starker künstlerischer Gemütswirkung wie in einem gut gebauten Bühnenwerke. Alle Truppen, die, gleichsam Moltkescher Strategie folgend, getrennt herangezogen sind, liefern nun vereint die entscheidende Feldschlacht. Es geht Schlag auf Schlag.

Da ist die Szene am Bette des sterbenden Bernhard, der den Freiherrn und seinen Vater miteinander zu versöhnen sucht, während unten im Arbeitszimmer Ehrenthals, nach Veitels teuflischem Plane, die wichtigen Urkunden über des Barons Hypothekenzedierung an Ehrenthal von Hippus gestohlen werden. Da ist Bernhards Tod, seine Fahrt zur Sonne, der Tod des einzigen Mannes, der in diesem Buche Kunst und Wissenschaft zu Ehren bringt, eine Gestalt, die auch durch das Billigkeitsgefühl gefordert wird, da sich die Juden in der Arbeit sonst von keiner vorteilhaften Seite zeigen. — Da ist der vereitelte Selbstmord des unglücklichen Edelmanns. Wie fein ist jeder Schritt vorher geschildert! Man glaubt, es glühe der Glanz der scheidenden Sonne in den vermeintlich letzten Handlungen des armen ungnädigen Richters über sich selbst. Und dann entreißt ihn die Baronin dem Tode. Tief ergreifend wirkt all das Innige und der Schmerz dieser zarten Frauenseele. Da ist endlich der über den Verlust seines lieben Sohnes und die verruchten an ihm verübten Untaten den Verstand verlierende Hirsch Ehrenthal.

In einer bloßen Verfolgung der Handlungsfäden des Romans ließe sich der hohe Reiz gewisser Teile dieser Erzählung durchaus nicht erkennbar machen. Gerade in dem vierten und fünften Buche,

wo wir in Frieden und Kämpfen die polnische Wirtschaft trefflich dargestellt finden, tritt die zuvor so stark gesteigerte dramatische Bewegung, ohne daß dies ein Fehler wäre, in ruhigere Bahnen. Auf die höchste Tragik kann ja nichts Leidenschaftlicheres mehr folgen; es muß vorübergehend Ruhe eintreten, ohne darum Stillstand der Handlung zu bedingen. Behutsam spinnt der epische Dichter alle Fäden weiter. Doch lenkt er den Blick auch auf neue Verhältnisse und zeigt, wie die große Welt über die geschilderten Einzelschicksale in gewaltigerem Rhythmus hinwegschreitet — es „rann um jeden ohne Wort die Welt in tausend Strömen fort", wie es in einem Gedichte Freytags heißt (S. 48). Die Natur birgt allenthalben Heilkräfte für die Menschenseele. Auf das Presto con brio folgt also nunmehr ein frischer, arbeitslustiger Marsch.

Es ist behaglich zu vernehmen, was der umsichtige und tapfere junge Held in der Fremde mit seinem biederen Gefährten Karl Sturm alles schafft und leistet. Das reine Glück arbeitsamer Tage wird wohlig spürbar. Robinson Crusoe, der sich alle Werkzeuge selbst erst bereiten muß, taucht in der Erinnerung auf, wenn wir sehen, wie diese beiden Deutschen hier für die erwarteten verwöhnten Herrschaften unverzagt im fernen Lande Haus und Lager rüsten, und wie gerade in der Armut alle kleinen Errungenschaften des Fleißes mit der köstlichsten „gutmütigen ins Reale verliebten Beschränktheit" gewürdigt werden.

Stellen wir uns auf den Standpunkt eines Überblicks über die seelische Entwickelung unseres Helden, so bedeutet der polnische Abschnitt eine allmähliche Loslösung Antons aus dem Zauberkreise des Adels, der zunächst eine so heftige Wirkung auf sein Gemüt ausgeübt hat, und seine ebenso allmähliche innere Einverleibung in den Kaufmannskreis, für den er von Anfang an bestimmt gewesen ist. Der Zauberbann hat nur dadurch ein für alle Mal gebrochen werden können, daß Anton aus nächster Nähe und ohne die Blendung festlichen Glanzes die aristokratische Familie hat kennen lernen. Das „Pathos der Entfernung" ist nun ausgeblieben, und die Dinge haben sich ihm anders und nicht immer von der besten Seite gezeigt. Anton wird jetzt kritischer, er wird reifer in seinem Urteil. Wohl schlägt noch sein Herz für Lenore. Aber die Halbheit dieses Verhältnisses wird doch fühlbar. Wer den Roman daraufhin durchliest, wie der Dichter es

zuwege bringt, des Helden Liebe von Lenore zu Sabine hinüberzuleiten, dürfte manche feine, sorgfältig das Kommende vorbereitenden Züge entdecken. Immer deutlicher klingt aus den Gedankengängen Antons das Sabinen-Leitmotiv hervor, immer leiser wird der Lenorenzauber.

Auf die sechs Bücher ist die Handlung folgendermaßen verteilt: Das dritte Buch enthält den Höhepunkt, die beiden ersten erzählen den deutlichen Aufstieg der Ereignisse.

Das erste Buch endigt wirksam mit der Aufnahme Antons in das Kaufmannshaus als Kontorist, das letzte Buch mit seiner Aufnahme als Kompagnon des Hauses Schröter. Auch der Schluß des zweiten und der des dritten Buches bezeichnen wichtige Stufen in der Stellung Antons zum Hause. Im zweiten Buche zieht der Kontorist in Finks Wohnung. Er nistet sich also noch fester ein. Im dritten Buche treibt der Sturm ihn fort, daß er das Nest verläßt, um sich zwei Bücher hindurch (4. und 5.) selbständig in der Fremde zu bewähren. Im dritten und vierten Buche ist Fink vom Schauplatz verschwunden; nur ein Brief meldet von ihm. Im fünften Buche kommt Fink zurück zu Anton, um ihn von Lenore vollends loszulösen. Darauf kann Anton im sechsten Buche in das Haus Schröter zurückkehren.

Unter allen Kunstmitteln, die „Soll und Haben“ zu einer so besonders wohlgefälligen Wirkung verholfen haben, verdient sicherlich das der Kontrastwirkungen unsere Teilnahme im allerhöchsten Grade.

Ähnlichkeiten wie Unähnlichkeiten verlieren sich unbemerkt im Ozeane der unendlichen Mannigfaltigkeit, wo eine gemeinsame Anschauungsfläche fehlt, auf der die Dinge miteinander verglichen werden können. Wer aber aus der bunten Fülle etwas herausgreift und nahe neben etwas anderes setzt, so daß der Blick vergleichend vom einen zum anderen hinüber und herüber wandert, der wird etwelche gegensätzliche Eigenschaften bald entdecken; und je ähnlicher die Dinge sonst einander sind, so daß wir zu ihrer Vergleichung geradezu eingeladen werden, um so wirkungsvoller wird das Unähnliche an ihnen hervorspringen; je näher dann noch die Dinge zueinander stehen, um so zwingender und schärfer wird der Abstich fühlbar werden, da die Vergleichung sich alsdann geradezu aufdrängt.

Nichts aber stört uns mehr an einem Bilde als Kontrastlosigkeit.[1]) So machen z. B. ein gewisses Grün und ein gewisses Blau, „wenn sie in gewissen Helligkeitsabstufungen und Sättigungsgraden kombiniert werden, einen unangenehmen Eindruck.“ Warum? „Zwischen Grün und Blau ist der Farbenkontrast gering; er kann aber durch eine andere Kontrastwirkung, durch Sättigungs- oder Helligkeitskontrast ersetzt werden.“ Das Wohlgefallen wird am stärksten, wenn „Farben-, Sättigungs- und Helligkeitskontrast vereint wirken.“

Man denke sich in dem Romane „Soll und Haben“ den Kreis des Adels und der Juden völlig ausgeschieden. Die ganze Handlung soll sich im Geschäfte Schröter abspielen: Wieviel würde doch das Ganze an kräftiger Lebensfülle und Breite des Eindrucks verlieren! Oder man denke sich nur den einen Veitel weg: Wieviel würden Anton und Fink, Bernhard und Rothsattel an plastischer Kraft und Deutlichkeit der Erscheinung einbüßen! — Freytag versteht es ganz vorzüglich, die Gegenfarben, die Helligkeitsunterschiede, das Harte und das Weiche zur Erhöhung des Reizes scharf nebeneinander zu setzen. Dies Verfahren ist bei ihm sicherlich keine ganz zufällige, unbewußt künstlerische Äußerung. Er hat sich zu verschiedenen Zeiten darüber ausgesprochen, sowohl in den „Erinnerungen“ mit unmittelbarem Hinweise auf diesen Roman, wie im allgemeinen in der „Technik des Dramas“ oder wenn er bei Gelegenheit einer besonderen Literaturleistung seine Ansichten entwickelt,[2]) oder auch, was vielleicht noch bezeichnender ist, sogar wenn er, als verständnisvoller Ratgeber, garnicht über Literatur, sondern etwa über die Einrichtung von Hausgärten schreibt.[3]) Er spricht da als ein Kenner, der wahrscheinlich selbst in

1) August Kirschmanns Abhandlung in Wundts Philosophischen Studien Bd. 7 (besonders S. 399, 391) über die psychologisch-ästhetische Bedeutung des Licht- und Farbenkontrasts.

2) Grenzboten 1865, 49, Bd. 4, S. 893 ff., Elster Bd. 1, S. 133 ff. Besprechung eines Romans der Wilhelmine von Hillern; oder auch: Im neuen Reich 1874, 30; Ges. W. Bd. 16, S. 20 ff. über Fritz Reuters Künstlertakt in dieser Beziehung.

3) Grenzboten 1851, 43; Bd. 4, S. 130 ff.; Elster Bd. 1, S. 405 ff. Vgl. auch die Liebe zur Mannigfaltigkeit in den Worten (Grenzboten 1849, 6; Ges. W., Bd. 15, S. 81) „alle Gegensätze, welche einander nicht zerstören, sondern stützen und heraustreiben, soll ein Staat enthalten oder zu entwickeln fähig sein, erst dadurch bekommt er Kraft, Dauer, eine Geschichte ...“ Vgl. dazu Leibniz über die Mannigfaltigkeit des Universums: Theodicee II, 124, 211, 246.

seinem Siebleber Garten allerhand ausprobiert hat. Die stärksten Gegensätze machen, wie er lehrt, nur dann ausgezeichnete Wirkungen, wenn sie nicht allzuoft angewandt werden, z. B. Blutbuchen mit Silberpappeln, Taxus und Wachholder mit dem wilden Ölbaum oder Silberweiden. Auch durch „das Charakteristische des Wuchses" erstrebt er „Effekte". Und was ihm solchergestalt die Gehölzgruppen da vor seinem Fenster predigten, das hat er denn wohl auch als Schriftsteller und Künstler beherzigt. Durch einen klug gehandhabten Gebrauch dieses Kunstmittels erzielt er schier unaufhörlich günstige Wirkungen. Die vielen kleinen Abschnitte, die einander ablösend bald den Kaufmannskreis in seinem Behagen, bald Rothsattels anwachsendes Unglück, bald kulturgeschichtliche Bilder aus anderen Gebieten schildern, sie helfen einer dem anderen, durch Kontrastwirkung die Teilnahme des Lesers auffrischen und ihm den wohlgefälligen Eindruck des Schöpfens aus dem vollen, reichen Leben beibringen.

Es gibt eine gewisse rednerische Anwendung des Gegensatzes, wie sie Victor Hugo namentlich pflegte, aber diese haftet sozusagen der Außenseite des Ausdruckes an. Da handelt es sich um jenes funkelnde Spiel der Antithese, das seit alters zur Glanzerhöhung der Rede im Schwange gewesen ist. Die Abstichwirkungen, die Freytag in „Soll und Haben" hervorbringt, liegen in größeren Zusammenhängen als in der einzelnen Satzfügung; sie ruhen tiefer in der Schilderung und bieten sich sozusagen nicht sowohl dem Ohre in gleichförmig scharfen Rhythmen als vielmehr dem weitere Strecken in der Erinnerung zusammenfassenden Auge an. Der geflissentlichen Akzentuierung entzogen wirken die Kontraste aus Verhüllungen hervor, wie Gegenfarben unter einem Schleier, nur umso nachhaltiger, indem durch solchen optischen Kunstgriff aller schreiende Unterschied, der von Vergleichungen abschrecken könnte, erst auf die einladende Vergleichbarkeit herabgestimmt wird.

Wenn Anton und Veitel zusammen zur Stadt wandern, so empfinden wir durch das Ähnliche ihres Schicksals bereits eine Nötigung zum Vergleiche, aber der Gegensatz der Charaktere und sonstige Unähnlichkeiten werden bei zunehmender Ähnlichkeit ihres äußeren Schicksals noch schärfer verspürt. Gustav Freytag hat diesen Abstich stark ausgearbeitet. — Die Gleichheit des Schicksals, daß nämlich Veitel sowohl wie Anton mit einem Empfehlungsschreiben in der Hand erwartungsvoll vor ihren künftigen Gebieter hintreten, fordert die Neben-

einanderstellung heraus, und macht uns sofort durch die Gleichheit der äußeren Umstände alle Ungleichheiten kräftig fühlbar. Schröter und Ehrenthal werden verglichen, denn von den Briefüberbringern gleitet die Vergleichung auf die beiden Briefempfänger über. Auch die Briefe selbst, so wenig genau wir ihren Inhalt erfahren, werfen aufeinander das Licht des Kontrastes, sodaß wir alle Eigenart hüben und drüben mit erhöhter Deutlichkeit gegeneinander zu spüren bekommen.

Dieselbe Beobachtung ergibt sich, wenn man die Schilderungen des ersten Nachtlagers von Anton und von Veitel vergleicht! Der Kontrast übt durch die unmittelbare Nachbarschaft der beiden Bilder mit unwiderstehlichem Zwange seine Gewalt. Der Strohsack und die alte Jacke hier in der Gaunerherberge, die gesteppte Decke dort im Patrizierhause sind die handgreiflich nächsten Angriffsflächen, an denen der Gegensatz seine Kraft sammelt. Er wirkt in der Phantasie des Lesers aber weiter und zieht all die jämmerliche Armseligkeit auf der einen Seite und all das Wohlbehagen auf der anderen in seine Kreise.

Wiederum liegt eine deutliche Kontrastierung dort vor, wo zunächst Veitels Ausbildung in allen Kniffen und Schlichen der Gesetzesumgehung und gleich darauf die ehrbaren Zukunftshoffnungen von Karl Sturm zur Darstellung gelangen. Das vierte Kapitel des zweiten Buches schließt mit den Worten des Hippus: „. . Was ich dir jetzt gesagt habe, du junger Galgenvogel, ist mehr als eine Flasche Doppelten wert.“ — Der erste Abschnitt des darauffolgenden fünften Kapitels endigt mit Karls Antwort auf Antons Frage, was er zu werden gedenke: „Das ist mir gleich, nur etwas Ordentliches.“ Unredliche Gewinnsucht hüben, biedere Ehrlichkeit drüben! Veitel und Karl bilden in dieser Beziehung vollkommene Gegensätze. Man vergleiche das, was über Veitels erste Talentproben in der Schule zu Ostrau gesagt wird, mit dem trefflichen Erziehungsplan und seinem guten Erfolge bei Karl Sturm! — Und so ist der ganze Roman voll kontrastierender Ideen und Charaktere.

Vertritt der Kaufmann Schröter Gediegenheit und geschäftliche Umsicht, so verkörpert sich Verschwendung und unbesonnene Wirtschaft dem gegenüber in dem Freiherrn von Rothsattel; dazu Windbeutelei und Hochmut in seinem Sohne gegenüber dem festen Ernste und der bescheidenen Sicherheit des Kaufmanns. Wirft man dem Kaufmann eine gewisse Enge des Gesichtskreises und allzu steife Haltung vor,

so wird dieser Eindruck in gutem Abstiche durch des fast übermütigen Herrn von Fink befreiendes Gegenbild vervollständigt. Die schwungvoll erhabene Veranlagung Bernhard Ehrenthals hebt sich gegen die schnöde Geldgier seiner Glaubensgenossen seltsam ab, seine weitgehende Sorglosigkeit im Äußeren gegen die Putzsucht und Eitelkeit der Frauen, die ihn umgeben.

Ein vollendetes Gegenstück zu Antons Lebensschicksal wird uns in der Geschichte Veitel Itzigs geboten. Nicht nur der Aufstieg im Hause Schröter und Ehrenthal zeigt einen fühlbaren Parallelismus, sondern auch darin weist das Geschick der beiden Ähnlichkeit auf, daß sowohl Anton wie Veitel um der Familie Rothsattel willen ihre Stellung verlassen, und daß jeder von ihnen als ein aussichtsvoller Freier, nachdem er auf eigene Faust sich eine Weile behauptet hat, in das von ihm verlassene Haus zurückkehrt: Anton wird Bräutigam Sabinens, der Schwester seines ehemaligen Prinzipals, Veitel der der schönen Rosalie, der Tochter seines ehemaligen Herrn.

In Veitel Itzig hat Freytag nicht nur einen starken Hebelarm für sein Handlungsgefüge, sondern eine Gestalt geschaffen, die sich der Phantasie so wirkungsvoll einprägt, daß man beinahe an Shakespeares stilisierte Bösewichter erinnert wird.[1])

Mit größerer Berechtigung als den liebenswürdigen Herrn von Fink mag man daher vielleicht Veitel als die Figur bezeichnen, die der Rolle des Haupthelden ihren Rang streitig macht. Von Anfang an ist

1) Shakespeares Schurken haben Freytags gestaltende Phantasie offenbar stark beeinflußt. Es klingt wie ein Selbstbekenntnis, wenn es in der „Technik des Dramas" (S. 260) mit einer superlativen Wendung, die trotz des mildernden „vielleicht" wohl noch zum Widerspruche reizt, von Shakespeare heißt: „Der hinreißende Zauber seiner schöpferischen Kraft wirkt vielleicht auf jeden, der selbst zu bilden versucht, am gewaltigsten durch die Ausführung, welche er seinen Schurken gegönnt hat." Einer ähnlichen Ansicht scheint der feinsinnige Shakespeare-Biograph Georg Brandes zu huldigen, jedoch hierbei in dem schmerzlichen Wichtignehmen des „Bösen" (z. B. Jagos) zu fehlen. (Vgl. oben S. 73. Anm. 1.) Der dänische Kunstkritiker schließt sich dadurch der Kette: Bayle, Voltaire, Taine an. Vgl. dagegen Paulsens Behandlung der Pessimisten Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Zum Mildesten, was über Menschenbosheit gesagt ist, gehört die Stelle in Leibniz Theodicee II, 105. Dazu ist das Wort des jüngeren Plinius zu halten: Mandemus memoriae, quod vir mitissimus, et ob hoc quoque maximus, Phrasea crebro dicere solebat, qui vitia odit, homines odit. Und Spinozas: Odium nunquam potest esse bonum.

ihm die Eigenschaft mitgegeben, in all seiner sittlichen Häßlichkeit doch durch ausdrucksvolle Gebärdung zu fesseln.

In dem langen Roman ist die Anzahl der Seiten, auf denen Veitels Tun und Treiben geschildert wird, nicht sehr groß. Gilt es jedoch die Seiten nicht zu zählen, sondern nach ihrer Wichtigkeit zu wägen, so dürfte sich herausstellen, daß sie schwer ins Gewicht fallen. Der starke Stimmungszauber, den sie ausüben, ist aber der Kunstwirkung des Kontrastierens in erster Linie zuzuschreiben.

Trauerspiel und Lustspiel, Romantik und Realismus, Träume und Wirklichkeit enthält der Roman in reichem Wechsel. Kontraste bezeichnen die Gegenpole, die äußersten Punkte einer bestimmten in Übergängen geordneten geistigen Ausmessung, und in dem Reichtum an Kontrasten zeigt sich die vielseitige Breite und Fülle der Dichtung. Sie geht weit hinaus nach jeder Richtung in die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens.[1]) Sie spiegelt den Regenbogen in seiner duftigen Pracht, aber sie zeigt auch in herber Wirklichkeitstreue, daß der Betrachter eines Regenbogens, wenn er nicht genug auf seine nächsten Schritte achtet, sich an einen prosaischen Laternenpfahl stoßen kann. Damit will der Dichter natürlich nicht lehren, daß der Laternenpfahl wirklicher sei als der Regenbogen. Er muß wissen, was Shakespeare über den Stoff, aus dem wir gemacht sind, gesagt hat. Er will nur dem Nahen und dem Fernen, wie das Dasein es uns bietet, mit hinreichender Treue gerecht werden. Daher die Warnung des Kaufmanns: „Denken Sie auch daran, Wohlfahrt, daß jede Tätigkeit, bei welcher das Gemüt aufgeregt wird, leicht eine Macht über den Menschen gewinnt, die sein Leben ebensowohl stören als fördern kann." Und dieselbe Warnung vom Dichterselbst ausgesprochen gleich im ersten Kapitel.[2])

Sucht man nach einer Gestalt, die dem warnenden Kaufmann gegenüber die Kraft und Daseinsfülle hochherziger Träume vertritt, so kann man vielleicht zunächst zweifelhaft darüber sein, wem und ob überhaupt jemandem diese holdere Rolle zugefallen ist, doch endlich darf vielleicht die Baronin hierfür in Anspruch genommen werden.

1) Um die ergreifende Vollständigkeit des Goetheschen Wesens eindrucksvoll wiederzugeben, hat daher Albert Bielschowsky in dem einleitenden Kapitel zu seiner Biographie sehr geschickt die Fülle der Gegensätze in diesem von allen Göttern geweihten Naturgebilde gleichsam experimentell ans Licht gestellt.

2) Soll und Haben, Bd. 1, S. 552 und S. 7.

Der Kaufmann nämlich erteilt unserem Helden durch dessen Aufnahme als Kompagnon in sein Geschäft und als Bruder in seine Familie, soviel an ihm liegt, eine Art irdischer Belohnung für einen tüchtigen Lebenswandel. Wohl verneigt sich denn auch Anton vor seiner Herrin Sabine wie ein treuer Vasall, — die hohe Minne, den unvergoltenen Ritterdienst, aber hat er einer anderen Dame geleistet. Und weil die arme sterbende Baronin ihm nicht für seine Treue mit Taten danken kann, ja selbst mit Wort und Gefühl ihm zu danken ihrer Natur- und Weltbildung nach gar nicht fähig scheint, erhalten ihre Abschiedsworte etwas himmlisch Regenbogenhaftes, das reizvoll zu dem belohnenden Abschluß im Hause Schröter im Gegensatze steht. [1])

In vielfacher Beziehung ein Gegenbild zu Herrn von Fink ist der junge Bernhard Ehrenthal. Kennt Fink als ein weitgereister Mann die Welt weithin durch den Augenschein, auf der Oberfläche, aber persönlich, so steht ihm Bernhard als ein Erdenkenner anderer Art, als ein vielbelesener Büchergelehrter gegenüber, der die Reize fremder Poesie zu würdigen, durch den Buchstaben hindurch in die Tiefen der Gemütsanlagen der Völker zu schauen weiß. Fink besitzt gesellschaftliche Gewandtheit, Bernhard ist schüchtern, weltfremd und schon durch Kurzsichtigkeit unbeholfen. Bernhard schwärmt für die schöne Lenore in unglücklicher Liebe, Fink erzieht das Fräulein und führt es heim. Fink entwickelt von Anfang an in den Augen Antons und vieler anderen eine starke Leuchtkraft; man kann ihn nicht übersehen, er stört und reizt den Widerspruch, aber er nötigt jeden, sich mit ihm als einer anerkennenswerten Größe auseinanderzusetzen; dagegen findet der gute Bernhard weniger Beachtung, sein Äußeres gleicht dem unscheinbaren Gefieder der Sängerin Nachtigall; er zieht niemals die Blicke aller Welt als ein Gegenstand der Bewunderung auf sich; aber durch trübes Glas hindurch dringt sein Feuer umso

1) Von verwandtem Zauber ist das ritterliche Verhältnis des Henry Esmond, in Thackerays Romane, zu „his dear mistress". Da es nun aber allerdings geschehen kann, daß der Mensch in gefühlvoller Wallung die Stimme kritischer Besonnenheit zu gering einschätzt, indem dei Flamme der herzlichen Begeisterung gleichsam die klare Vernunft mit Rauchwolken umnebelt, so ist auch Julian Schmidt im Rechte, wenn er in seiner lichtvollen Besprechung von „Soll und Haben" Antons Verhältnis zu der Baronin von einer Seite beleuchtet, daß dabei vor jener Don Quixote-Gefahr sittlich ungerechtfertigter Gefühlsverschwendung gewarnt wird. Das Gebilde läßt sich eben wie gewisse Vexierbilder je nach unsern Blickbewegungen so oder so auffassen.

nachhaltiger ins Weite, und wenn alle Lichter um ihn herum, die ihn in der Nähe überstrahlt haben, bei einigem Abstande zu erlöschen scheinen, glüht die Flamme dieses Geistes zu siegreicher Helligkeit auf und wird einsam mächtig wie Leuchtturmsstrahlung.

Kaum weniger auffällig als die bereits erwähnten Abstichwirkungen ist ferner der Gegensatz friedlicher und kriegerischer Zustände in dem von Waffenlärm oft laut durchtobten Romane. Das friedliche Kaufmannshaus wäre nicht so friedlich, wenn es nicht daneben ein aufständisches Polen gäbe, ebenso wie es nicht so makellos ehrsam erschiene, wenn uns nicht daneben die Rotte der unehrlichen Geschäftsleute gezeigt würde. So arbeitet Freytag an der Wirkung gewisser Gestaltungen in seiner Dichtung, auch wenn er nicht unmittelbar damit beschäftigt ist, wie der Maler, um einen Lichtfleck heller erscheinen zu lassen, gelegentlich die dunklen Stellen noch dunkler macht. Alles trägt und bestimmt einander auf der gemeinsamen Bildfläche. (Vgl. oben S. 108.)

Wenden wir uns schließlich zu der sittlichen Grundanschauung des ganzen Werkes.

Soll und Haben! — Der Titel klingt zunächst als eine Erinnerung an die Hermes-Weisheit der Handelswelt an unser Ohr. Aber Soll und Haben kann anderes noch bedeuten. Nicht so bestimmt, und daher auch nicht so einseitig, wie wir der Deutlichkeit wegen es ausführen, schwebt es über dem Ganzen: Mensch, bedenke dein Soll und Haben! Das ist das schöne Vorrecht des Dichters, daß er die weichen, vieldeutigen Züge der Mutter Natur, ohne beabsichtigte Färbung und ohne Sittenpredigten, leise nachzuahmen vermag. Aemula naturae est parva reperta manus. Kommt dann der auf Sinn und Lehre erpichte zergliedernde Verstand dazu, so hat er wohl bald ein paar Teile in der Hand, aber die Verbindung herzustellen, dazu ist er schwerlich fehlerlos imstande.

Wenn Freytag etwa von den Charakteren in seiner „Technik des Dramas" schreibt,[1]) daß sie eine verhängnisvolle Entscheidung von einem Laufe der Tatsachen abhängig gemacht hätten, den sie nicht mehr regieren können, so ist das eigentlich Menschenlos, und zwar nicht nur zu einer besonderen gleichsam architektonisch sichtbaren Gipfelstunde, sondern tagaus, tagein in ewigen Wiederholungen.

1) S. 264. Vgl. dazu auch Hegel, Philosophie der Geschichte (Reclam) S. 64.

Doch dem Stetigen beizukommen ohne hochtrabende Wendung, den Fall und Aufstieg im Sittlichen zu beschreiben, ohne immerwährend hinkende Gleichnisse zu gebrauchen, die dem natürlichen Vollzuge doch niemals, wie Mathematik dem Raumgebilde und der Zahlenmannigfaltigkeit, gerecht werden, das ist schwer und über die Maßen bedenklich. Immer muß man sich mit zwingenden Fingern den fließenden Vollzug zurechtschmieden, und so zurechtgemacht ist es wohl etwas zum Ausdruck Erhärtetes geworden, allein dem echten fließenden Vollzuge des sittlichen Daseins nicht völlig angemessen.

Da ist der Dichter nun, wie gesagt, im schönen Vorteile. Er kann durch sein tieferes Schweigen der Reden trügerische Oberflächlichkeit vermeiden. Er schreibt einfach „Soll und Haben" über die Geschichte eines Anton Wohlfahrt und Veitel Itzig, und wir ahnen, was er hat sagen wollen. Nämlich vielleicht etwa folgendes: Über des Menschen Tun und Lassen kann ein Schuld- und Verdienstregister geführt werden als über sein Guthaben und seine Ausstände in sittlicher Beziehung.[1]) Der freie Wille wird durch Taten der Selbstüberwindung gestärkt, er wird geschwächt — das Haben wird verkleinert und das Soll vergrößert — durch Hingebung an äußere Gewalten. Zu diesen zählt der Dichter mit Recht die Träume, die Vorspiegelungen der Leidenschaft, die den frei ausschauenden, zum Herren geborenen Willen in unserer Seele zum blinden Knechte machen. Denn darin besteht die zunehmende Unfreiheit des Menschen, daß er sich in seinen inneren Entschlüssen durch Zurufe aus der Nähe leiten und nasführen läßt, wogegen wir den als einen freien Menschen bewundern und lieben, der, unbekümmert um der Zeit nach geringfügige und vergängliche Laune, den fernsten Leitsternen, die sich ihm in der Idee der Gottheit vereinigen, mit naturgesetzlicher Unwandelbarkeit treu bleibt. Arbeit in dieser Richtung an sich selbst, an der Erziehung des eigenen Willens

1) Über das sittliche Soll und Haben siehe schon Neujahr 1849 in den Grenzboten (Tod und Leben beim Jahreswechsel), Ges. W. Bd. 15, S. 75 diese Äußerungen: „In diesen Tagen ist ein Jahr gestorben; das ist der Termin, wo ein guter Geschäftsmann das Buch seines Lebens durchsieht, die Schulden und sein Guthaben summiert und sich die Frage beantwortet: bin ich reicher oder ärmer geworden? . . ."

ist der Weisheit letzter Schluß, den wir auch hinter dem Leitwort Julian Schmidts noch vermuten müssen.[1])

Auf zugespitzten Ausdruck bedachte Weisheit will uns davon erzählen, daß der Mensch eine Zeitlang stark auf die Außenwelt einzuwirken fähig ist, daß dann aber eine gewisse Scheidegrenze im Leben einzutreten pflegt. Es sei, als rufe die Welt, die sich bis dahin einiges hat gefallen lassen: Bis hierher und nicht weiter! Bis dahin ist es dir gelungen, dich geltend zu machen; jetzt sei darauf gefaßt, die Rückwirkung deines Tuns auf dich selbst zu erfahren! War es segensreiche Tätigkeit, so wird sie — dir zum Heile — dich auch über schwächere Wirksamkeit fortan rettend hinübertragen. Deine frühere Mannhaftigkeit, dein Mut, deine Geduld hat Engel in alle Welt ausgeschickt, die dir nun Brücken bauen über Abgründe und Gefahren, und es kehrt sich dir der Gerechtigkeit strenges Weltenantlitz gütig zu mit einem Blicke tiefer und köstlicher Gnade. Aber hüte dich, auf Gnade als auf ein Recht zu pochen! Hast du dich dem Teufel verschrieben, indem du dem rechten Wege ferngeblieben bist, wo du hättest arbeiten sollen, mit allen Kräften dich zurückzufinden, dann wird das Echo deiner Taten dir zu schaffen machen! Auf dem Weltgerichtstage, der doch in jedem Augenblicke spruchfertig dir im Innern tagen mag, erscheinen dann wie Boten der Finsternis die Folgen deines eigenen bedenklichen Tuns oder Lassens.[2])

1) Das allerstärkste Bildungsmittel der Seele, die ruhige Wirkung fortgesetzter pflichtgetreuer Arbeit, kann im Romane nicht wohl anders als nur angedeutet werden; und wenn auch der Freytagsche Roman gerade in hohem Maße das Verdienst hat, weite Strecken Alltagsleben auf die unzweideutigste Art, nämlich kraft der Gewalt des dichterischen Wortes, der Poesie erobert zu haben, so ist doch von einer Abspiegeung all der kleinen erziehenden Einflüsse des Tages und der Stunde, jenes Mikrokosmos der Selbsterziehung, auf den die großen Ethiker wohl zu allen Zeiten höchsten Wert gelegt haben, Abstand genommen.

2) Auf die Verwandtschaft mit der Schlußweisheit Goethes in den Wanderjahren und Faust II, auf den Glauben „an die innere Hoheit der Güter erzeugenden Arbeit" hat Alfred Dove hingewiesen In Konstantin Rößlers Schrift über Gustav Freytag findet sich eine sehr schöne Nebeneinanderstellung der Goetheschen Poesie, wie sie insbesondere „Wilhelm Meister" verkörpert, und der Freytagschen von „Soll und Haben". Er enthüllt in beiden die tiefe Grundidee, die überhaupt alle menschliche Wissenschaft seit dem Altertum uns offenbart, den Übergang einer substantiellen zur funktionellen Weltanschauung. Rößler drückt es so aus: „Die ideale Sehnsucht in der Menschenbrust, welche eine glänzende Welt außerhalb sucht und endlich zu

der Wahrheit geführt wird (‚In deinem Busen baue sie auf!' Faust-Kant), daß das Glück des Lebens allein in der bildenden Kraft besteht, welche wir im eigenen Busen pflegen und in einem bestimmten Beruf anwenden" (S. 51). „Die Umwege Wilhelms und Antons sind nur scheinbare Verirrungen. Die bloße Enge des Berufs macht nicht den Mann. Der ideale Sinn macht ihn, welcher durch Erfahrung zur freiwilligen Begrenzung im Tun geführt wird" (S. 52). Man kann übrigens Soll und Haben auch so zueinander in Beziehung setzen, daß das sittliche Soll als eine Funktion individuellen Habens oder des psychologischen Subjekts — (man vergleiche Fritz Mauthners VIII. Abschnitt des zweiten Bandes der Sprachkritik, Situation und Sprache) — oder der Situation erscheint. Je größer das „Haben" eines Menschen ist, umso größer sein „Soll". Das Tier hat weder Beruf, noch eigentliche Aufgaben, noch ethische Pflichten. Der Mensch aber steht in der Gesellschaft auf dem Boden seines Berufs, ergreift aus der schrankenlosen Umwelt gegenständliche Aufgaben und hat diese pflichtgemäß soweit zu lösen, wie seine Kräfte reichen. Wenn des Menschen Haben plötzlich unverhältnismäßig vergrößert würde, wenn ihm etwa plötzlich in gewissem Umfange neue Kräfte zur Verfügung stünden — „o wäre nur ein Zaubermantel mein!" — so wäre er, als echtes Menschenkind, sogleich der unglücklichste Sterbliche, da nämlich sein Pflichten-Soll ihm nicht in gleicher Weise innerlich gewachsen wäre. Der Dumassche Graf von Monte Christo hat psychologisch dieses Bedenkliche, daß ihm zur Würde der Großmacht doch die innere Höhe fehlt. Alle „Zauberei" ist aus diesem Grunde dem Menschen, der den Rhythmus des sittlichen Soll und Haben aus der Natur gelernt hat, eine unerfreuliche Vision. Nur in zarten, verschleierten Linien kann gelegentlich ein Dichter, wie etwa Gerhart Hauptmann, in der Gestalt seines „Wann" (in „Und Pippa tanzt") so etwas Prosperohaftes leisten. Der sittliche Weg, sein geistiges Haben zu vergrößern, ist, im Gegensatz zu allen übernatürlichen Zauberhoffnungen, die aus den Menschen doch nicht taktfeste Übermenschen machen würden, umgekehrt eine stetig gesteigerte Empfindung seines sittlichen Soll. Laßwitz hat dies in seinen Zukunftsgebilden nicht außer acht gelassen. Wäre der Mensch wahrhaft frei, so wäre dieses Soll allerdings unendlich; wäre er noch beinahe ein unvernünftiges Tier, so wäre das Soll auch noch beinahe gleich Null; denn das Tier antwortet, wie Simmel ausführt, den Eindrücken der Außenwelt durch Leiden, Fliehen oder Kämpfen, dagegen der Mensch mit der ihm eigenen bildnerischen genialen Kraft, die aus dem Haben der Erinnerung entspringt, den Eindrücken der Außenwelt mit seinem sollizitierenden Pflichtbewußtsein antwortet. Über Zusammenhänge der wirtschaftsgeschichtlichen und sittlichen Entwicklung vgl. Alfred Klaars schönes Buch „Wir und die Humanität", auch Hans Lindau, „J. G. Fichte und der neuere Sozialismus".

Neuntes Kapitel.

Die Fabier 1858. — Technik des Dramas 1863.

Die drei Geistesmächte, die in Freytags Leben wie in einer rhythmisch stilisierten Ablösung und Wechselwirkung walten, Dichtung, Wissenschaft und Politik, haben auch an seinem letzten und, als dem jüngsten, ihm daher vielleicht am zärtlichsten ans Herz gewachsenen Drama, bei der römischen Tragödie von den Fabiern, gemeinsame Sache gemacht und mitgeholfen. Die politische Stimmung des Redakteurs der Grenzboten wurde bereits zu schildern versucht. Durch die Beschäftigung mit den Schriften seines Freundes Theodor Mommsen, dessen geistsprudelnde Römische Geschichte (1854—1856) und kleinere Abhandlungen Freytag eifrig verschlang, war er auf den Stoff geraten.[1]

„Die Fabier" sind ihm als eine verlockende Gelegenheit zu eindrucksvoller Seelenmalerei aus der großen Zeitenferne aufgetaucht. Hier sah er die Möglichkeit zu einem Gebilde, nicht so frisch und duftend wie ein Blumenstrauß von persönlichen Erlebnissen wie bei den „Journalisten", dafür aber hehr und groß, streng und stilvoll, vielleicht von diamanthartem, edlem Kunstgefüge. Uns mutet die Vereinigung der schreckenerregenden Erhabenheit mit der hohen Abschleifung des Ausdrucks als eine eigentümliche Stilerscheinung an, die bei Corneille wohl namentlich entzückte.

1) Erinnerungen S. 278, die Selbstkritik s. besonders S. 182 ff. Über das Finstere des Stoffes klagt der Dichter selbst, am unbefangensten gegenüber Hirzel am 30. September 1857. (Ich werde froh sein, wenn ich wieder zu jambenloser, untemperierter Lustigkeit werde überlaufen können.) Vgl. auch den Briefwechsel mit Devrient, abgedr. in Westermanns Monatsheften, Bd. 91, und die Briefe Freytags an den Herzog und die Herzogin (29. März 1859). — Von den abgestuften Stimmenvorschriften versprach sich der Dichter Wirkung. Vgl. die Weisungen in den dramatischen Werken, Bd. 2, S. 156, 171, 173, 281 f., 288.

„Die Fabier" behandeln den Zwiespalt einer tief ins Wurzelgeflecht der Vorzeit hinabreichenden Menschengruppe mit den Anforderungen einer jüngeren Staatsbildung.[1]) Großes sicherlich vermag das alte Adelsgeschlecht mit seinem heldenhaften Pflichtbewußtsein als Träger der vaterländischen Ehre, aber diese Fabier sind doch auch abstoßend stolz und grausam in ihrem Standeshochmute. Sie dünken sich zu gut, ihr Blut mit dem unadligen Blute einfacher Landleute zu mischen. Nach den einleitenden beiden ersten Akten wird im dritten eine Steigerung kunstvoll durchgeführt, wie nämlich dem ehrenhaften Konsul aus dem Fabiergeschlechte das Unglück nah und näher rückt. Zuerst erscheint Virginius, sein Amtsgenosse, und berichtet die Ermordung eines den Fabiern sehr verhaßten Volkstribunen. Virginius' hat die Fabier selbst als die Mörder richtig in Verdacht, doch äußert er sich dem ahnungslosen Konsul gegenüber mit großer Zurückhaltung. — Bedeutsam hat der Dichter eine große Szene zwischen dem Konsul und dem schlauen Landmann Spurius Icilius gegliedert, dessen Sohn des Konsuls Tochter liebt. Auf eine vorbereitende Erzählung vom Raube der Sabinerinnen folgt des Icilius erste klare Forderung: Adel und Gemeine durch Ehen untereinander zu verbinden und zu versöhnen. Es kommt zu einem Wortgefechte, in dem Rede und Gegenrede treffend aufeinanderprallen. Der Konsul will ein Ende machen; da rückt der Bauer mit dem noch aufgespart gehaltenen schwersten Geschütze vor. Er zeigt das Fabierzeichen, das er bei dem ermordeten Tribunen gefunden hat. Der Konsul muß seinen Augen glauben; eine neue Gemütsverfassung ist geschaffen; auf diesem Boden erhebt nun der Bauer eine gesteigert dringliche Forderung. Alles aber ist vergeblich, der Konsul ist unbestechlich, und Icilius wendet sich drohend von hinnen. Die darauf folgende Szene, in der sich die Geschwister Quintus und Fabia gegenseitig vor dem Vater beschuldigen und er, was er für Schuld hält, an beiden erkennt, daß nämlich die Tochter dem Landmann Gaius ihr Herz geschenkt hat, und daß der kleine Quintus bereits denselben trotzigen Fabiersinn be-

1) „Mit Leichtigkeit kann man erkennen, daß der Kampf der Fabier mit der Volkspartei zu deutschen Verhältnissen, zu dem Kampf der Junker mit dem Bürgertume in . . . Parallele steht . . . der Adel soll auf Vorrechte verzichten, die nicht . . . zeitgemäß sind." So Ernst Elster in den Biographischen Blättern, Bd. 2 (1896), S. 98.

sitzt, der zum Verbrechen gegen die geheiligte Person des Volkstribunen führte, diese Szene, die im Zwiste des Fabierhauses den großen Zwist Roms zu spiegeln scheint, zeigt deutlich, wie die kämpfenden Gewalten gleich verderbendrohenden Flammen das arme, stolze Herz des Konsuls dichter und dichter umzüngeln, umschließen. Schon ahnt er, wer der Mörder des Tribunen gewesen ist. Die Nachricht, daß sein Sohn Markus wie ein Wilder nach Veji davon geritten sei, bestätigt den schrecklichen Verdacht des Vaters.

Der folgende Akt enthält die große Gerichtsverhandlung der Fabier über den Mord des Volkstribunen Sicanius. Zunächst will ein anderer Fabier für Markus einspringen, der aber straft ihn Lügen und bezichtigt sich selber als schuldig. Da verurteilt der Konsul den eigenen Sohn zum Tode, ja er will in seinem unmenschlichen Heroismus selbst das Urteil vollstrecken. Die Ankunft des zweiten Konsuls Virginius unterbricht den tragischen Familientag der Fabier; eine Kriegserklärung gegen Veji, die längst vorbereitet war, wird verkündigt; Heilrufe erschallen; da gebietet der neue Volkstribun (Spurius ist an die Stelle des ermordeten Sicanius getreten) im Namen des Volkes Einspruch, und der Konsul Virginius befiehlt, den zaudernden jungen Icilius als Empörer zu ergreifen. Spurius, der als Volkstribun die Einwilligung zum Kriege geweigert hat, und sein Sohn, der dem vaterländischen Waffenrufe des Fabierstammes folgen möchte, geraten in Zwiespalt. Der Sohn wird hier aber wohlwollend vom Vater zur Geduld ermahnt. Die Neigung zu Darstellung von Gegenverhältnissen verrät sich also auch in dieser Dichtung Freytags. In umgekehrter Weise ist der väterliche Wille gegen den des Sohnes bei den beiden Icilius und bei den beiden Fabiern gerichtet. Der alte Icilius will den Sohn am Leben erhalten und widersetzt sich deshalb dessen kriegerischen Ehrgelüsten, der Konsul dagegen will selbst den eigenen Sohn opfern.

Im letzten Akte erleben wir den tragischen Untergang der tapfern Sippe im Kampfe gegen die Übermacht der Vejenter. Vater und Sohn bei den Fabiern versöhnen sich, und Vater und Sohn Icilius, die durch den Konflikt zwischen Roms Volk und den Fabiern auch in bitterer Tragik auseinandergeworfen worden sind, werden am Schlusse wieder vereinigt. Icilius fällt auf dem Boden der Fabierehre, in die er sich durch seine Liebe emporgeschwungen hat, denn Fabia hat ihn

blutenden Herzens davonziehen lassen, daß er, der nicht Ebenbürtige, mit ihrer Sippe den ruhmreichen Heldentod erleide. Sein Vater verkündet eine kommende bessere Verbrüderung der adligen Geschlechter mit dem Volke.

Das Urteil über die Arbeit wird sich im wesentlichen der Selbstkritik des Dichters in den „Erinnerungen“ anschließen können. Es wäre dazu aber doch auch die Sicherheit rühmlich hervorzuheben, mit der der Verfasser in die römische Geschichte hineingegriffen und zu seinem besonderen Zwecke die einander zum künstlerischen Gebilde ergänzenden Teile herausgehoben hat.

Das theoretische Werk über die Technik des Dramas im Jahre 1863 bedeutet für Freytag eine Abschiedsrede, gehalten beim Verlassen der Bühne, vor all den Freunden seiner Kunst und seiner Denkweise. Der Verfasser spielt auf Persönliches an, auf Erlebtes und Bedachtes der eigenen Vergangenheit.[1]) Das Ganze ist sowohl ein Bekenntnis über den eigenen Standpunkt wie eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den entscheidenden Grundsätzen einer Berufstätigkeit, der ein nicht unbeträchtlicher Teil seines Lebens gehörte. Über die Tragweite seiner Winke und Andeutungen gab er sich keineswegs vermessenen Hoffnungen hin.[2]) Wohl wird das Handwerksmäßige zum Unterrichtsgegenstande gemacht; der Titel „Technik“ deutet darauf hin. Wie aber das Moralische, nach einem hübschen Worte Fr. Th. Vischers, sich immer von selbst versteht, so auch bei diesem Unternehmen das zu Grunde liegende allgemein menschlich Erforderliche. Wer in seinem eigenen Leben „hohe Bildung, umfassende Menschenkenntnis und einen männlichen Charakter entwickelt hat“, der wird nach Freytags Ansicht auch am besten den Zeitgenossen in seiner Art, das Schicksal eines Dramen-

---

1) Anspielung auf Persönliches: S. 287. „Wenig deutsche Dichter, die nicht mit einem Bande lyrischer Gedichte sich zuerst dem Publikum empfahlen, dann ihr Heil auf der Bühne versuchten, sich endlich mit den ruhigeren Erfolgen eines Romans befriedigten.“ Zur Sühne der Falkensteiner: S. 22, Dornröschen: S. 50, Graf Waldemar: S. 114 f. (wie nach und nach, von verschiedenen Seiten an die Seele des Helden geschlagen wird), Fabier: S. 77, 206, 256 f., 265; Verlorene Handschrift (der Fürst): S. 56; auf die Ahnen hinweisend: S. 35, 89, 192, 233, 235, 248, 283 ff., 291, 294; Idee der Stimmenfortsetzung: S. 131 f., 142, 149, 156; an die Universitätszeit erinnernd: S. 21 (de initiis), 233 (Stenzel), 288 (Hroswith).

2) Vgl. S. 210, 231, 262, 270.

helden zu leiten, gefallen. „Denn was aus dem Drama hervorleuchtet, ist nur der Abglanz seiner eigenen Auffassung der größten Weltverhältnisse. Es läßt sich nicht lehren, es läßt sich nicht in das einzelne Drama hineinfügen.[1]) Auch die letzten Worte des ganzen Werkes schärfen noch einmal nachdrücklich die sittliche Wahrheit ein, daß es schließlich vor allem doch nur auf die Persönlichkeit im ganzen ankomme. Was wäre Ibsens Technik ohne Ibsens lebenspendende Genialität des Herzens! Ein technisch gebildeter und gewandter Dichter kann seinem Volke, kann der Menschheit eben nicht annähernd so viel bedeuten wie ein starker Wille zur Wahrheit, wie ein fester Mann, „der das Edle nicht nur in seinen Träumen empfindet, sondern auch durch sein eigenes Leben darzustellen redlich und unablässig bemüht" ist.[2])

Bringt so der Verfasser die Grenzen einer etwa erhofften Fruchtbarkeit und Nutzbarkeit seines Vortrags gelegentlich zur Erörterung, so dient diese Einschränkung wohl auch dazu, die Kraft seiner Leistung an den Stellen zu verstärken, wo er glaubt, durch Lehren etwas ausrichten zu können. Gewisse wichtige Eigenschaften des Dramenschreibers sind nicht durch Aufklärung zu erzeugen, sondern müssen ihr vorausgehen, müssen gleichsam angeboren sein und können im Lichte verständiger Erwägungen höchstens eine letzte Abschleifung und Vollendung erfahren.

Man könnte noch weiter gehen und sogar an dem Nutzen aller Freytagschen Ausführungen für den schaffenden Künstler überhaupt zweifeln, ohne dem Werke dadurch den Todesstoß zu versetzen. So stark ist die Lebenskraft einer in sich abgerundeten, tüchtigen Leistung. Selbst unter der peinlichen Voraussetzung, die aber in Wahrheit vermutlich gar nicht triftig ist, daß für den Lehrling in der dramatischen Schriftstellerei hier gar nichts Brauchbares zu Tage gefördert worden sei, kann man den selbständigen Wert des Werkes doch nicht verneinen, da das Buch dem Leser, auch wenn er durch die Lektüre gar nicht das dramatische Handwerk erlernen möchte, einen Schatz des Wissenswerten übermittelt.[3])

---

1) S. 75.

2) S. 306.

3) In der Allgemeinen Deutschen Biographie (Bd. 48, S. 759) schreibt A. Dove, das Buch stelle die triftigste Überlegung dar, die seit Lessings Dramaturgie dem schwierigen Gegenstande gewidmet sei. Vgl. dazu Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften" S. 111. — Daß die Technik des Dichters immer nur der Ausdruck

Schon in einem Aufsatze des Jahres 1849 klagte Freytag über den Gegensatz zwischen Volk und Gelehrten, Bücherdramen und Theaterstücken.[1] „Die Dichter leiden immer noch an dem Unglück, wenig von den Lebensbedingungen eines spielbaren Dramas zu wissen.“ Bald darauf erscheinen in den „Grenzboten“[2] (1849) die ersten Ausführungen Freytags über die Technik des Dramas. So früh war also schon die Absicht, das Buch zu schreiben, vorhanden. Zwölf Jahre später, im Jahrgange 1861 der „Grenzboten“[3] findet sich die Fortsetzung; und im Jahre 1863 widmet der Verfasser dem Grafen Wolf Baudissin das fertige Buch, dessen letzte Worte sich bereits in einem Aufsatze des Jahres 1853 finden.[4]

Die bedeutungsvolle Stellung der Arbeit in Freytags Leben erhellt aus den Daten. Zwei Jahrzehnte hindurch war der Dichter als Bühnenschriftsteller mit dem Theater in Fühlung gewesen: 1841 errang er den ersten Erfolg mit der „Brautfahrt“, 1858 den letzten mit den „Fabiern“; aber schon 1846 und 1847 zeigt sich in der „Valentine“ und im „Grafen Waldemar“ vollkommene Beherrschung des Technischen: 1852 gelang ihm der glücklichste Griff, die Glanzleistung der „Journalisten“. — Auf die Schrift über die Technik des Dramas hat Freytag kein Bühnenwerk mehr folgen lassen.

Über die Art, wie das Werkchen aus Beiträgen für die „Grenzboten“ zustande kam, gibt eine Äußerung Freytags zu einer Aufsatzsammlung „Aus der Altertumswissenschaft“ von Otto Jahn wünschenswerte Aufklärung. Was nämlich da gesagt wird, gilt wie für Jahn auch für Kaufmann, Julian Schmidt und Gustav Freytag selbst. Es gilt für die „Technik des Dramas“ wie für die „Bilder aus der deutschen

---

einer geschichtlich begrenzten Epoche sein kann, hebt Dilthey namentlich in seiner Abhandlung über „die Einbildungskraft des Dichters“ hervor. (Eduard Zeller zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum, 1887. S. 318.) Es gebe Kunstgesetze der Poesie, aber keine allgemeingültige poetische Technik. Vgl. auch Diltheys Aufsatz über „Die drei Epochen der modernen Ästhetik“ in der Deutschen Rundschau.

1) Grenzboten 1849, 4; Bd. 1, S. 134 ff., abgedruckt in Elsters Sammlung Bd. 1, S. 274 ff. (Vergangenheit und Zukunft unserer dramatischen Kunst.)

2) Grenzboten 1849, 27; Bd. 3, 11 ff. (Die Technik des Dramas.)

3) Grenzboten 1861, 17—19; Bd. 2, 136 ff., 180 ff., 219 ff. (Das Schaffen des dramatischen Dichters.)

4) Grenzboten 1853, 8; Bd. 1, S. 281 ff. (Die deutschen Theater und der Bühnendichter.)

Vergangenheit". „Solche Entstehung eines Buches aus den Aufsätzen einer Zeitschrift," schreibt der Redakteur (1868)[1]) „hat sich sehr selten so gemacht, daß unser Blatt ein in der Hauptsache fertiges Werk stückweise mitteilte; fast immer sind die Mitarbeiter durch den Anteil, welchen einzelne Aufsätze fanden und durch die bescheidenen Mahnungen der Redaktion allmählich so weit gekommen, daß ihnen selbst die geschriebenen Stücke in inneren Zusammenhang traten und der Entschluß reifte, das Zerstreute zusammenzufassen und für ein geschlossenes Ganze zu vertiefen."

Bei Freytags „Technik des Dramas" tritt nun noch der besondere Fall ein, daß dem Buche, das sich aus den Blättern der Zeitschrift entwickelte, später, nämlich in den Jahren 1865 und 1867 noch Aufsätze nachfolgen, die man als wertvolle Ergänzung zu der erschienenen Schrift begrüßen muß. Der Verfasser eines der besten Lustspiele des neunzehnten Jahrhunderts hatte geglaubt, sein theoretisches Werk lediglich auf das Drama hohen Stils einschränken zu sollen. Eine politische Komödie, wie er sie etwa im „Dornröschen" angestrebt hatte, eine Komödie, die nach seiner Meinung das Familienstück und die Posse als höchste Gattung dereinst bei reiferer Volksbildung einmal ablösen werde, eine solche Komödie sei vorderhand nicht zu finden,[2]) erst wenn die Zeit dafür gekommen sei, könne es eine ausgebildete Technik des Lustspiels geben. So dachte Freytag bei der Abfassung des Buches im Jahre 1863. Als Ersatz für die fehlende Technik des Lustspiels hat er jedoch, als Baudissins Molière-Verdeutschung erschien, eingehende Beobachtungen über die dramatische Szenenführung des großen Franzosen dem abgeschlossenen Buche nachgeschickt. Da finden sich verständnisvolle Erläuterungen.[3])

Man muß diese Ausführungen lesen, um ein vollständigeres Bild von Freytags Kunstverständnis auf dem ganzen Gebiete zu gewinnen. Der bescheidene aber bedeutende Shakespeareübersetzer

1) Grenzboten 1868, 46; Bd. 4, S. 241 ff.; abgedruckt in Elsters Sammlung Bd. 1, S. 333 ff. Vgl. auch über die Entstehung von Kaufmanns „Bilder aus Östreich" (1850) Ges. W. Bd. 16, S. 14 f.

2) Technik des Dramas, Vorwort und S. 50, vgl. über das Lustspiel auch S. 99 f.

3) Grenzboten 1865, 30; Bd. 3, S. 121 ff.; abgedruckt bei Elster Bd. 1, S. 229 ff. und Grenzboten 1867, 50; Bd. 4, S. 434 ff.; bei Elster Bd. 1, S. 252 ff.

Baudissin, dem der Verfasser seine „Technik des Dramas“ gewidmet hat, scheint dem Freunde nachträglich auch noch vollständiger über die Schönheiten der französischen Komödie die Augen geöffnet zu haben.

Freytag hat, wie zu allen seinen Arbeiten, auch zu dieser sehr sorgfältige Vorbereitungen getroffen. Während aber sonst das Gerüst von den fertigen Bauwerken abgenommen worden ist, ohne irgendwelche Spuren zurückzulassen, läßt sich bei der „Technik des Dramas“ einmal in gewisser Weise feststellen, was nötig war, um dem Gebäude die kunstvolle Gestalt zu verschaffen. An diesem einen glücklichen Beispiele kann sehr bequem gezeigt werden, wie ein nachdenklicher Geist durch Verarbeitung eines bestimmten übersehbaren Materials zur Aufstellung von allgemeinen, ihrem besonderen Ursprunge nahezu völlig entrückten Formeln und Regeln gelangt. Es handelt sich hier nämlich um die Aufgabe, für Gesetze, die in den besten Dramen der Weltliteratur zu erkennen sein mögen, den gleichsam mathematisch sicheren Ausdruck zu finden. Freytag stellt Formeln auf, die in kraftvoller Zusammenfassung den ganzen Kurvenlauf der hohen Tragödie beschreiben sollen. Indem er ungefähr ein halbes Hundert anerkannt guter Leistungen fortwährend vor Augen hat, sie vergleicht, gegeneinander abmißt und von den verschiedensten wichtigen Gesichtspunkten aus ihren verhältnismäßigen Wert als Vorbilder zu begrenzen sucht, erhält er einen gewissen normalen Durchschnittsbau, einen Schönheitskanon von sicherlich lehrreicher Gestalt.[1]) Ehe wir auf dies Erzeugnis der mannigfaltigen in Betracht gezogenen Größen eingehen, möchten wir auf die einfachste Weise veranschaulichen, auf welcher Unterlage das Freytagsche Lehrgebäude ruht. Die Zahl der Seiten, auf denen die als Beispielquellen gebrauchten Dramen zu Worte kommen, geben hierfür zunächst einen allerdings äußerlichen, aber doch gerade darum nicht wertlosen Anhalt.

Die folgende Tabelle enthält die Namen der erwähnten Dichter in geschichtlicher Reihenfolge, daneben die Anzahl der genannten Werke, sodann die Zahlenordnung nach ihrer Gewichtigkeit für Freytags Technik, zuletzt einige Angaben über die hauptsächlichsten Musterdramen.

1) Auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Arbeit legt so etwa der durchdringende Kenner und Kritiker der Methoden, Wilhelm Wundt, in seiner „Logik“ die Struktur des wirklich von den Forschern (Faraday, Lagrange, Newton) geübten Verfahrens bloß.

Namen:	Anzahl der genannten Werke	Wichtigkeit für Freytag	Insbesondere:
Aeschylos	6	VII. unter 20 Seiten	—
Sophokles	7	II. etwa 70 „	Antigone, 17 Seiten.
Euripides	11	VI. etwa 20 „	—
Shakespeare	15	I. beinahe 100 „	Romeo und Julia, 34 Seiten.
Lessing	4	V. etwa 30 „	Emilia Galotti, 17 Seiten.
Goethe	7	IV. etwa 50 „	Faust, 12 Seiten.
Schiller	9	III. etwa 70 „	Wallenstein, 40 Seiten.
Kleist	2	VIII. unter 20 „	—

Shakespeare ist der am meisten berücksichtigte Dichter. Von seinen Werken aber ist es wiederum „Romeo und Julia", das allen anderen voraus die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat. Sodann sind noch „Julius Caesar" (26 Seiten), „Richard III" (21), Macbeth (18), „Hamlet", „Othello", „Lear" und „Coriolan" zu nennen. Die sieben erhaltenen Dramen des Sophokles erfahren alle eine ungefähr gleichmäßige und eingehende Behandlung. Von Schiller muß natürlich der große Dramenzyklus „Wallenstein" die erste Stelle einnehmen. Außerdem treten „Maria Stuart" (22), „Kabale und Liebe" und „Wilhelm Tell" hervor. Für Goethe kommt bezeichnender Weise „Clavigo" als gutes Theaterstück beinahe gleichwertig an Seitenzahl mit dem „Faust" in Betracht. Lessings „Emilia Galotti" endlich gehört neben „Hamlet" und „Othello" zu den am häufigsten herangezogenen Werken. Euripides wird mit vielen Stücken eigentlich nur beiläufig erwähnt. Von Kleist wird der „Prinz von Homburg" auf 7 Seiten berücksichtigt, das „Käthchen von Heilbronn" nur einmal genannt.

Man kann wohl aus diesen Daten schon ablesen, worauf es Freytag in seinem Buche ankommt. Noch deutlicher werden die Zahlen durch einige Kraftproben der Beurteilung.

Das höchste Lob findet zu verschiedenen Malen Shakespeare. Macbeth bis zur Bankettszene, der ganze „Coriolan", „Othello", „Romeo und Julia", „Julius Caesar", „Lear" bis zur Hüttenszene, „Richard III." enthalten, nach Freytags Meinung, „das machtvollste Dramatische, welches je von einem Germanen geschaffen worden."[1] Die Hüttenszene im „Lear", das Spiel der drei Gestörten und die Ver-

1) S. 23.

urteilung des Sessels ist „vielleicht das Effektreichste, was je auf der Bühne dargestellt wurde.“[1]) Es sei Shakespeare „die größte Freude, aus den geheimsten Tiefen der Menschennatur ein Wollen und Tun herauszubilden“; darin sei er „unerschöpflich reich, tief und gewaltig wie kein anderer Dichter.“[2]) Unwiderstehlich ist die Gewalt, mit der seine Helden „ihrem Schicksal entgegen, bis zu dem Höhenpunkt des Dramas aufwärts stürmen, in allen ein markiges Leben und starke Energie, nicht nur der Leidenschaft, auch des Willens. Und sind sie auf der Höhe angelangt, von welcher ab die Starken durch übermächtige Gewalten abwärts gezogen werden, hat die Spannung sich in einem verhängnisvollen Tun für den Augenblick gelöst, dann kommen in mehreren Stücken ausgeführte Situationen und Detailschilderungen, das Größte, was die neuere Poesie des Dramas hervorgebracht hat. Die Dolch- und Bankettszene in ‚Macbeth‘, die Brautnacht in ‚Romeo und Julia‘, das Hüttengericht im ‚Lear‘, der Besuch bei der Mutter im ‚Hamlet‘, Coriolanus am Altar des Aufidius sind Beispiele.“[3]) Von der Todesszene der Kleopatra im Grabmale sagt Freytag, sie sei „von dem vielen Außerordentlichen, was Shakespeare geschaffen hat, vielleicht das Erstaunlichste.“[4])

Von manchen Schriftstellern ist Shakespeare als eine Art Gegengott gegen eine Zeitströmung ausgespielt worden, so in Otto Ludwigs „Shakespeare-Studien“ mit einer etwas einseitigen Gegnerschaft gegen Schiller oder bei den Franzosen in Stendhals lesenswerter Schrift aus den dreißiger Jahren gegen die übrigens doch hochgeschätzten Götter Racine und Molière.[5]) Eine derartige Kampfesstimmung liegt Freytag gänzlich fern. Wenn er den britischen Dichter mit den stärksten Graden lobender Eigenschaftswörter schmückt, so geschieht das offenbar nicht, um einem verkannten Heros den gebührenden Glanz zu verschaffen und andere Lichter neben ihm zu dämpfen. Für Freytag war der Kampf für Shakespeare bereits eine geschichtlich erledigte Angelegenheit. In Lessings Hamburgischer Dramaturgie, die er als

1) S. 111.
2) S. 162.
3) S. 218 f.
4) S. 63.
5) Stendhal, Racine et Shakespeare. Racine ist nach Stendhals Meinung dem Shakespeare nicht untergeordnet, sondern „d'un génie égal“.

Ausgangspunkt für eine nationale Auffassung des dramatisch Schönen rühmt, hält unser Dichter jenen polemischen Teil eben für den wichtigsten.[1]) Lessings Aristoteles-Erklärungen genügen ihm dagegen nicht völlig.

Er hat selbst offenbar eifrig diesen nach seiner Meinung größten Denker des Altertums gelesen[2]) und zollt einer Abhandlung des Gelehrten Bernays über die Katharsis hohes Lob.[3])

Mit der weitgehenden Shakespeare-Verherrlichung, die wir heute gegenüber einigen Verurteilungen Shakespeares[4]) doppelt genießen, beabsichtigte also Gustav Freytag keine feindselige Wirkung gegen die Ruhmesgröße eines anderen Dichters, der etwa neben ihm für uns als ein Meister der Meister in Betracht käme.

Freytags „Technik des Dramas“ könnte, in Beziehung auf den nicht-dogmatischen Teil, beinahe „Shakespeare und Sophokles“ heißen; denn dieser nimmt in den Augen des bewundernden Dichters eine nahezu ebenso hohe Stellung ein wie Shakespeare.

„Wer sich gewöhnt,“ schreibt Freytag, „von den Besonderheiten der alten Form zu abstrahieren, der findet mit inniger Freude, daß der kunstvollste tragische Dichter der Athener, Sophokles, die Hauptgesetze der dramatischen Konstruktion mit einer beneidenswerten Sicherheit und Klugheit verwendet.“[5]) Er ist darin Meister, einen Grundzug seiner Charaktere als bewegendes Motiv vorzustellen, so bei Antigone, Aias, Odysseus, er ist Meister in Handhabung der dramatischen Einheit.[6]) Seine geniale Kunst besteht unter anderem darin, daß er die schmückenden Zutaten sehr innig seiner Handlung verflicht, zumeist

1) Technik des Dramas S. 5.

2) S. 4. Plato stand ihm ferner. Indessen besaß vielleicht der Instinkt des Verfassers der „Journalisten“ und von „Soll und Haben“ zu dem Unsterblichen Platos ein besseres Verhältnis, als der Verstand zuzugeben wußte.

3) S. 76.

4) Auch diese Verurteilungen sind interessant, da nach Taine, Emerson und so vielen anderen das einfache Bewundern der üppigen Vegetation dieser Dichterphantasie das Salz der Neuheit eingebüßt hat. In solchem Sinne ergötzt Bernard Shaw durch seine paradoxe Stellungnahme. Wenn wir aber einen so edlen Dichter wie Tolstoi sich von Shakesspeare abkehren sehen, so ist diese Erscheinung seltsam ergreifend. Da scheint das alte Christentum noch einmal die Renaissance befehden zu wollen, ein tiefes weltgeschichtliches Seelendrama.

5) S. 5.

6) S. 37.

um die Charaktere der Haupthelden durch Kontraste in ein scharfes Licht zu setzen.[1]) Freytag findet zwischen Sophokles und Shakespeare manche „merkwürdige Ähnlichkeit", besonders in dieser Stellung zum Episodischen.[2]) Er bewundert in jeder Tragödie „die Sicherheit und Zartheit", mit der Sophokles Einseitigkeiten seiner Charaktere durch die geforderten Gegensätze ergänzt.[3]) „In fast germanischer Weise" regiere er einige Male, trotz der sonst bei den Griechen herrschenden Gebundenheit, Charakter und Schicksal seiner Helden, indem er die furchtbaren Leiden, die auf die Menschen einstürmen, mit großer Kunst aus dem Inneren zu begründen versuche.[4]) „Der weise Dichter der Athener erkennt sehr wohl die innere Härte und Unbildsamkeit der Gestalten, welche er in Charaktere umzuformen hat. Deshalb nimmt er so wenig als möglich von der Sage selbst in sein Drama auf . . ."[5]) Er versteht es mit der ungewöhnlichen Reinheit und Kraft seines Harmoniegefühls, einen verständlichen Grundzug ihres Wesens für seine Handlung herauszufinden und mit ausgezeichneter Strenge durchzuführen. Er schuf in Kontrasten, „weil er ein großer Dichter und Menschenkenner war, das heißt, weil seine schaffende Seele deutlich die tiefsten Wurzeln eines menschlichen Daseins empfand, aus welchen die beiden gegenüberliegenden Blätter seiner Charaktere herauswuchsen."

Von Schiller und Goethe, Lessing und Kleist tönt die Lobrede weniger gleichmäßig schwungvoll und zuversichtlich, indessen doch auch in einigen Fällen recht freudig bewegt. Über „Ton" und „Farbe", ein Lieblingsgebiet der Freytagschen Betrachtung, heißt es einmal mit feinem Vergleiche der Eigentümlichkeiten Lessings, Goethes und Schillers folgendermaßen: „Schiller verfügte mit bewundernswerter Meisterschaft über das verschiedenartigste historische Kolorit, aber die gebrochene Farbe und der Dämmerschein des Sagenhaften steht ihm, der immer in vollen Farben malt, und wenn ein spielender Vergleich erlaubt ist, leuchtendes Goldgelb und dunkles Himmelblau am liebsten verwendet, gar nicht an. Wundervoll hat dagegen Goethe, der souveraine Herr lyrischer Stimmungen, den Geisterapparat für die Farbe des Faust

1) S. 42.
2) S. 40, 42.
3) S. 70.
4) S. 89 f.
5) S. 142.

verwendet, allerdings nicht zunächst für die Aufführung. Daß Lessing für diesen ganzen Kreis von Nebenwirkungen keine Empfindung hatte ist natürlich." [1])

Der gelegentlich etwas nüchtern fachmännische Ton Freytags hat seinen besonderen Reiz. Man merkt, es ist kein unklares Verhimmeln und Schwärmen, sondern gediegenes Lob sowie besonnener Tadel.

Hie und da ist vielleicht die herrschende Beurteilungsweise heute anders geworden. Wenn Freytag über Goethe, dessen ewige Anmut alles adelt, in einer Hingerissenheit, die dem Kritiker in solchem Falle nicht übel ansteht, äußert: „Da, wo aus seinen dramatischen Personen die herzliche Innigkeit lyrischer Empfindung durchtönen durfte, zeigt sich gerade in kleinen Zügen ein Zauber der Poesie, den kein Deutscher sonst auch nur annähernd erreicht hat" [2]) —, so ist das wohl nach heutigem Empfinden ein Unrecht gegen Kleist.

Um Freytag gerecht zu werden, muß man aber bedenken, daß es im Jahre 1863 etwas ganz anderes bedeutete als heute, Kleist als vorbildliche Kraft heranzuziehen, wie es doch in der „Technik des Dramas" geschieht. In fast beispielloser Weise ist Kleists Gestirn unaufhörlich — seit den hervorragenden Biographien von Adolf Wilbrandt und später Otto Brahm bis zu der Eloessers und der kritischen Ausgabe von Erich Schmidt — gestiegen und gestiegen. Damals war es schon eine rühmliche Tat, ihn neben Lessing, Schiller und Goethe überhaupt zu nennen, und selbst Freytag wagt es in der Einleitung nicht, [3]) obwohl er sich doch in seinem Buche tatsächlich des „Prinzen von Homburg" öfters, wenn auch nicht ausnahmslos lobend erinnert und das Vorspiel zum „Käthchen von Heilbronn" neben dem der „Jungfrau von Orleans" rühmend anführt.

Zu den fesselndsten Ausführungen Freytags gehört seine Schilderung der dramatischen Verssprache einiger Dichter. Goethe, Schiller, Lessing werden sorgfältig und sinnig belauscht. Er scheint ihnen den Puls zu fühlen und findet auch für das, was sich schwer in Worte kleiden

1) S. 53. Vgl. auch hierzu die von Freytag in seiner Einleitung zu Otto Ludwigs gesammelten Werken (Jankesche Ausgabe) S. XVII angeführten höchst merkwürdigen Bekenntnisse Otto Ludwigs, wo er den Eindruck eines Dichtwortes auf ihn als Farbenerscheinung schildert, „versetz' ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte gaben, so hab' ich ein gesättigt Goldgelb . . ."

2) S. 222.

3) S. 6.

läßt, mit bewunderungswürdiger Schärfe den bezeichnenden Ausdruck. Und an dieser Stelle ereignet sich das Seltsame, daß der junge Pegasus Kleists nach dem feinen Urteile Freytags die älteren Klassiker an Kraft und Leben überflügelt. Der dramatische Vers Kleists komme dem Shakespeares an kräftiger Wirkung, in günstiger Auswahl am nächsten.[1])

Soviel von der Würdigung der zu Rate gezogenen großen Dramengedichte. Es fragt sich nun, wie hat Freytag den ausgewählten Stoff benutzt, wie schaltet er mit den herbeibefohlenen Kräften? Ehe wir das fertige Lehrsystem schildern, das sich auf dem vom Verfasser fleißig vorbereiteten Grunde erhebt, wollen wir noch die Art und Weise der Beispielsbenutzung, auf die sich Freytag mit einer eigentümlichen, geistvollen Abwechslung versteht, an ein paar Stellen beleuchten. Dabei wird sich dann sozusagen eine gewisse Technik seiner Technik herausstellen müssen; wir glauben, daß sie in dem gelegentlich eingeschlagenen Verfahren des großen französischen Kunstschriftstellers Hippolyte Taine ihr Gegenbild findet.

Wenn Taine in seiner Arbeit über die französischen Philosophen des neunzehnten Jahrhunderts dem Leser sein Urteil über Cousin oder Jouffroy recht klar machen will, begnügt er sich nicht damit zu sagen, Cousin sei nach seiner Geistesanlage ein Kind des siebzehnten Jahrhunderts, das als Zeitgenosse von Bossuet, Madame de Longueville, Mme de Sévigné und Mme de La Fayette sein Glück gemacht habe, oder Jouffroy sei als Zeitgenosse Newtons, Addisons, Popes und Swifts in England glücklicher gewesen, nein, Taine gebraucht das Kunstmittel der vollständigen Fiktion. Er sagt: „Transportons M. Cousin dans sa patrie, et racontons sa vie telle que son bon génie eût dû la faire.“ Und nun erzählt er mit entzückendem Übermut ein paar Seiten lang das ganz aus der Luft gegriffene Leben eines 1640 geborenen Cousin, dessen Erziehung, Schicksale und Erfolge[2]) oder den Lebenslauf eines 1680 zu Kent geborenen Jouffroy, der in Wirklichkeit niemals existiert hat.[3]) Ähnlich verfährt Freytag, um gewisse Wirkungen seines Lehrvortrages stark und rein zu erzeugen. Er bedient sich gleichsam der Erfindung in experimenteller Absicht, um störende Einflüsse des Wirklichen fern zu halten. Er greift mit ge-

1) S. 278.

2) H. Taine, Les philosophes français du XIX[e] siècle S. 192 ff.

3) Ebenda S. 277 ff.

schickten Fingern in die gegebenen Tatsachen ein, biegt und rückt sie willkürlich zu belehrenden Zwecken zurecht, um die vereinfachte, auf klarere Übersichtlichkeit eingerichtete Wirklichkeit der Dinge zu Auge, Ohr und Einsicht des Lesers sprechen zu lassen. Dieser kluge Kunstgriff wird in Freytags „Technik des Dramas" im ganzen fünfmal und stets mit dem gewünschten Erfolge angewandt, freilich nur die beiden ersten Male zur geradezu blendenden Überraschung des Lesers.

Um zu zeigen, wie der rohe Stoff zu einer dichterischen Vorstellung vergeistigt wird, erfindet Freytag ein Zeitungsinserat, das dem Schillerschen Drama „Kabale und Liebe" die erste fruchtbare Keimzelle geliefert haben könnte. Er schreibt: „Ein junger Dichter des vorigen Jahrhunderts liest folgendes Zeitungsinserat: ‚Stuttgart, vom 11. Am gestrigen Tage fand man in der Wohnung des Musikers Kritz dessen älteste Tochter Louise und den herzoglichen Dragoner-Major Blasius von Böller tot auf dem Boden liegen. Der aufgenommene Tatbestand und die ärztliche Obduktion ergaben, daß beide durch getrunkenes Gift vom Leben gekommen waren. Man spricht von einem Liebesverhältnis, welches der Vater des Majors, der bekannte Präsident von Böller, zu beseitigen versucht habe. Das Schicksal des wegen seiner Sittsamkeit allgemein geachteten Mädchens erregt die Teilnahme aller fühlenden Seelen'."[1] Und nun schildert Freytag, wie dieser zündende Funke die gestaltende Phantasie des Dichters aufflammen läßt, wie die Seele sich des Stoffes von allen Seiten her gleichsam in stiller, unaufhörlicher Arbeit bemächtigt. Der beginnende Umbildungsprozeß, nämlich die geistige Einverleibung des nackten Tatbestandes ist schon in dem erdachten Zeitungsinserat in der Wendung: „Man spricht von einem Liebesverhältnis . . ." angedeutet worden. Hier wird bereits nach einem inneren Zusammenhange gesucht, denn es ist eine allgemein menschliche Eigenschaft, die Dinge umzudeuten und sie sich vertraulich zu machen; doch dem Dichter ist, wie Freytag hervorhebt, im Gegensatze zum Historiker die eigene Erfindung, durch die er schöne Wirkungen hervorbringt, das Höchste; der Historiker achtet das aufschlußreich Wirkliche an sich als den wertvollsten Fund.

1) Technik des Dramas S. 8. Vgl. dazu das auch sehr ergötzlich von Eduard Engel geübte Verfahren in seinen „Shakespeare-Rätseln", um darzustellen, wie etwa der „Othello" entstanden sein könnte.

Als Beispiel für die Umwandlung einer einfachen Erzählung in eine wohlgefügte dramatische Handlung berichtet Freytag die Geschichte, die dem Shakespeareschen Drama „Romeo und Julia" zugrunde liegt.[1]) Wie die alte Novelle lautete und was Shakespeare daran änderte, also das, was Georg Brandes und Eduard Engel gelegentlich zum Gegenstand von reizvollen Untersuchungen gemacht haben[2]) oder was Taine in seiner Abhandlung über La Fontaines Fabeln als so lehrreich rühmt,[3]) wird hier gleichgültig. Es handelt sich darum, das Wesentliche künstlich verstärkt hervorzutreiben und kenntlich zu machen. Es soll bis ins Kleinste veranschaulicht werden, wie der Dichter das festschraubt, was in der Erzählung nur lose zusammenhängt. Freytag überliefert dem Leser daher zuerst das ausgeklügelte Erzeugnis eines Gewirres von Zufällen. Die Entfernung des Zufälligen wird dann Schritt für Schritt an der Dichtung erklärt. Man sieht, wie alles das, was in der zusammenhangslockeren Erzählung nur von ungefähr nebeneinander herläuft, genötigt wird, in fester Fügung kettenartig eins ins andere einzugreifen, so daß eine einheitlich organisierte Handlung daraus entsteht. Alle Ereignisse vom Anfang bis zum Ende gehen nun ursächlich auseinander hervor; da ist kein blindes Geschehen mehr zu spüren, sondern die Folgen werden überall in ihrer Notwendigkeit fühlbar gemacht. Die Einführung kleiner erklärender Motive wird verdeutlicht, das gesamte höchst zweckvolle Gefüge eines gut gebauten Dramas so durchsichtig erläutert, daß man das Gefühl hat, es entstehe vor unseren Augen ein kleines Modell des großen Gebäudes wie ein zierliches Spielzeug unter Glas.

Der dritte und vierte Fall der Anwendung einer Fiktion zum Behufe größerer Deutlichkeit des Vortrags findet sich bei der Besprechung Wallensteins. Der Aufbau dieses Doppeldramas in seiner kunstvollen Architektur wird da mit Hilfe einfacherer Grundformen in den Hauptlinien veranschaulicht. Zuerst wird ein regelmäßiges Drama,

---

1) Technik des Dramas S. 27.

2) Georg Brandes, Shakespeare, vgl. auch dessen Holberg.

3) Taine, La Fontaine et ses fables, p. 231. Seine Vergleichungen einiger Fabeln La Fontaines mit den Äsopschen Quellen lassen La Fontaine als einen großen Genius erscheinen. Das Urteil über Äsop bedarf wohl aber der Verbesserung, ebenso wie dasjenige Lessings über La Fontaine der tiefen Bedeutung des Franzosen noch nicht gerecht wurde.

wie es nicht in Schillers Plan lag, besprochen und das pyramidenförmige Gerüst der Handlung in Linien aufgezeichnet; dann Schillers „Wallenstein" ohne die „Piccolomini" dargestellt und abgebildet, um endlich den höchst verwickelten Grundriß des vollendeten Doppeldramas in Bild und Wort zur Anschauung zu bringen. [1])

Ein letztes Mal endlich erläutert Freytag das wirklich vorhandene Kunstwerk durch das Spiel der Möglichkeiten bei Gelegenheit der Besprechung von Lessings „Emilia Galotti". Die Katastrophe dieses Werkes erscheint ihm nicht im höchsten Sinne tragisch, weil wir von Emilia und ihrem Vater männlicheren Mut fordern. [2]) Er erörtert nun, wie es anders hätte eingerichtet werden können, kommt dabei freilich zu keinem brauchbaren Abschluß. Den Leser wird es sicherlich schmeichelhaft berühren, in solcher Weise zum Rate der Götter hinzugezogen zu werden. Die festgestampfte Erde des Vorhandenen läßt er ja sonst unberührt, ohne durch lehrreiche Gedankenexperimente aufzulockern, was nun doch einmal nicht mehr geändert werden kann.

Freytag behandelt dagegen den seiner Technik zugrunde liegenden Erfahrungsstoff in den erwähnten Fällen mit überlegener Willkür. Sein Geist schwebt über dem Zwange der gegebenen Zusammenhänge. Er greift aus dem Schatze der großen Sammlung heraus, was ihm gefällt, und kann es wie mit einer Zauberlaterne wohl auch einmal zu besonderer ungeahnter Farbenwirkung beleuchten. Es ist dann, als lasse er ein buntes Licht über die Kunstwerke spielen, wie es nur einer, der selbst ein Dichter ist, entsenden kann. Und wenn nun der Künstler mit seiner Lampe davongegangen, steht man wohl noch lange sinnend vor der sauberen Anordnung dieses halben Hunderts griechischer, englischer und deutscher Dramen, das geschickte Finger wie eine Schmetterlingssammlung von ausgesucht herrlichen Exemplaren zusammengestellt haben. Und unwillkürlich regt sich der Gedanke, was würde wohl heute noch alles mit zu berücksichtigen sein! Da würde vielleicht manche Äußerung eine gewisse Abschwächung, andere eine Verstärkung erfahren. Wagner und Hebbel, Grillparzer und Anzengruber, Ibsen vor allem und Björnson hätten nun wohl auch das Recht mitzusprechen erlangt und dürften neben den alten, großen,

---

1) Technik des Dramas S. 174 ff.

2) Ebenda S. 258 f., vgl. auch S. 221.

ewigen Vorbildern dem deutschen Lehrlinge der Bühnen- und Dramenkunde wertvoll und bedeutend erscheinen.[1])

Fragen wir uns nun, was Freytag lehrt, so scheint, was in einer tiefsinnigen, doch scherzhaft eingekleideten Dichtung Kurd Laßwitz den Menschheitsahnen Homchen sagen läßt, auch die Quintessenz aller Lehren in diesem Buche. Homchen sagt: „Wir dürfen den Schwierigkeiten nicht ausweichen, . . . wir müssen uns ihnen gewachsen zeigen. Denn sonst wird es nichts mit dem Gehirn".[2]) Dasselbe gilt für die Technik des Dramas. Wir dürfen uns auch hier der Erledigung von Schwierigkeiten nicht entziehen; denn sonst wird es nichts mit dem Drama. Die Schwierigkeiten sind gerade das, was dem Geisteshauche den hörbaren schönen Klang gibt. Freytag warnt davor:[3]) „über Momente, welche aus irgend einem Grunde für das Stück notwendig sind, aber nicht die Eigenschaft dankbarer Momente haben, hinwegzuhasten". In dieser Weisung, nicht über Schwierigkeiten hinwegzuhüpfen,[4]) sondern mutig und ehrlich den Stier bei den Hörnern zu packen, dem irgendwie Widerwärtigen denkend entschieden entgegenzutreten und an den Stellen der stärksten äußeren Bedrängnis auch die stärkste innere Gegenmacht klarer, ruhiger Überlegung aufzubieten, glauben wir einen höchst unentbehrlichen, weisheitsvollen Mahnspruch anerkennen zu sollen. Auf allen Gebieten ist es eine Tat echter „virtus", achtungswerter Tugend, Schwierigkeiten nicht für Späterkommende liegen zu lassen, sondern sich gerade die am schwersten

---

1) Eine vollständigere Übersicht über die von Freytag für seine Arbeit in Betracht gezogenen Werke und zugleich über einige Gesichtspunkte der Besprechung bringt die in den Beilagen XXIV gegebene Aufstellung.

2) Kurd Laßwitz, Nie und Immer, S. 163. Es wäre freilich hinzuzufügen, daß man sich den Schwierigkeiten eigentlich gerade in der Art, wie man ihnen ausweicht, gewachsen zeigt. Die Entwicklungsgeschichte lehrt ein Überleben des Passendsten. Qui potest mori, non potest cogi, aber umgekehrt würde das ewige Leben sprechen: Qui potest cogi, non potest mori, nämlich wer allen Möglichkeiten gewachsen wäre, würde unsterblich bleiben, undurchschneidbar wie der Wirbelfaden des Helmholtz.

3) Technik des Dramas, S. 62.

4) Vgl. auch Grenzboten 1848, 40; Ges. Werke, Bd. 15, S. 104, wo in derselben Gesinnung gesagt wird: „Es ist ein bedenklicher Vorzug . . ., daß sie . . . über Schwierigkeiten hinwegzuschlüpfen wissen". Goethe sagt in den Wanderjahren: „Von drückenden Pflichten kann uns nur die gewissenhafteste Ausübung befreien, und was gar nicht aufzulösen ist, überlassen wir zuletzt Gott als dem allbedingenden und allbefreienden Wesen".

lastenden Fragen in der hellsten Beleuchtung vorzulegen:[1]) il ne faut pas mentir à sa pensée, wie Alfred de Musset wahrheitsliebend warnt; dann wird alles Leichte doppelt leicht, aber auch das Mißlingen des allzu Schwierigen bietet keinen unwürdigen Anblick. Denn der Pfeil trifft die Brust eines Vorkämpfers, nicht den Rücken eines Fliehenden. Ohne Tapferkeit der Problemstellung würde es keine Mathematik geben.

In dieser Gesinnung sind, wie es scheint, alle einzelnen Lehren und Winke gehalten, die Freytag dem Lehrling zu geben hat. Er fordert ihn zunächst auf, sich über das, was er vor hat, selbst Rechenschaft zu geben. Er soll, wenn es für ihn auch unbequem, zuweilen schwierig ist, die Idee des werdenden Stückes „in eine Formel abzuziehen und in Worten zu beschreiben", dennoch „diesen Abkühlungsprozeß seiner warmen Seele schon im Beginn der Arbeit einmal zumuten und kritisch die gefundene Idee nach den Grundbedingungen des Dramas beurteilen".[2]) Er soll sich den Grundgedanken des Werkes in einem Satz zusammenfassen. Mag auch in der stillen Seele des Dichters unaussprechlich nur als Ahnung schlummern, was Freytag unter Reiz und Farbe oder Ton und Stimmung anzudeuten pflegt, mag auch die „innere Habe" unendlich mehr wert sein als der sichtbar geprägte Ausdruck, gleichviel, es handelt sich zunächst um Ehrlichkeit vor sich selbst als der ersten Pflicht und der Bedingung jeder wahrhaft eindrucksvollen, dauerhaften und wohltuenden Leistung.

Gerade der dramatische Dichter ist in stärkerer Weise als der Lyriker und Epiker abhängig von Mächten der Außenwelt, die er nicht regieren kann. Er gleicht dem Feldherrn, der Truppen zum Siege führen will; er muß in gewissenhaftester Weise mit dem Gelände rechnen. Wenn es daher auch im allgemeinen als ein Kennzeichen mangelnder Bildung gelten darf, mit maßloser Genauigkeit auf Kleinigkeiten zu halten, und der Satz: ‚minima non curat praetor' seinen guten Sinn hat, so verhält es sich doch wohl anders im Drama, denn hier scheint umgekehrt: minima curat praetor! zu gelten: „Im kleinsten Punkte die höchste Kraft," wie einer unserer größten Dramatiker ge-

1) Was, halb angefaßt, stört und quält, wird gerade und als Hauptsache behandelt, zum wertvollen Lebensinhalt. Vgl. in diesem Zusammenhange auch Georg Simmels Einleitung zu seiner kleinen Schrift über die Religion.

2) Technik, S. 10.

sagt hat.[1]) Und neben diesen Schillerschen Ausspruch könnte man den eines andern großen deutschen Dramatikers setzen, nämlich Richard Wagners letzte Mahnung an seine Bayreuther Kerntruppen, doch ja auf kleine Dinge vor allem zu achten; die großen Noten kämen dann schon von selbst zur Geltung. Also überall dieselbe Mahnung, den Blick unverwandt auf alles irgendwie Wichtige und Notwendige zu heften. In der Gewalt des geraden Blicks auf alles Wesentliche liegt nach Freytags Lehren ein Grundgeheimnis der dramatischen Schaffenskraft. Ist es ein Zufall, daß schon die Alten die Art, wie ihr größter Bühnendichter Sophokles seinen Stoff anfaßte, mit dem Anpacken des Molosserhundes verglichen?[2]) Wie der Schauspieler deutlicher sprechen muß als andere, um gut verstanden zu werden, so muß der dramatische Dichter offenbar auch deutlicher und schärfer als andere mit andern Mitteln arbeitende Geister in seiner innern Seele zum Ausdruck bringen, was einmal, wie Freytag sagt, „in kräftiger geselliger Arbeit" von der Bühne herab sichere Wirkungen in die Seelen der Aufnehmenden senden soll.[3]) Alles Verschwommene und Unklare ist dem Freunde und Kampfesgenossen Julian Schmidts ein Greuel; wie dieser mahnt, daß die Vernunft nur durch Überwindung aller Illusionen ihre Macht betätigen könne, so ist auch Freytags Standpunkt durchaus unromantisch, traumfeindlich, selbstbewußt.

Wodurch unterscheidet sich nun das eigentlich Dramatische von den mannigfaltigen Bildern, die das wirkliche Leben an das Gemüt heranträgt? Wodurch unterscheidet sich ferner diese besondere poetische Kunstform von ihren Nachbarinnen Lyrik und Epos?

Auf solche Fragen antwortet Freytags Technik in immer neuer Fassung klar und unzweideutig mit diesen Erwägungen: Die dramatische Poesie will Menschen darstellen, nicht wie sie sich tätig und gefühlvoll in ihrer Umgebung regen und spiegeln — das ist Sache des Epos und der Lyrik —, sondern wie ihr leidenschaftlich bewegtes

1) Schiller, Breite und Tiefe. Belustigend wirkt dagegen, daß sich Leibniz in seiner Theodicee, unter Berufung auf Chrysipp und Plutarch, gerade der an und für sich schlechten Stellen der alten Komödie, die dennoch dem ganzen Stücke — ähnlich Schönheitspflästerchen (Anhang III, 27) — zu gute kämen, zum erbaulichen Gleichnisse erinnert. (II, 334.)

2) Technik, S. 142 f.

3) S. 17.

Innere danach ringt, sich in die Tat umzusetzen, Wesen und Tun anderer umgestaltend zu leiten.[1]) Episch und undramatisch ist die Begebenheit an sich, lyrisch und undramatisch ist die Leidenschaft an sich, dagegen wahrhaft dramatisch ist diejenige innige Durchdringung des Epischen mit dem Lyrischen, bei der das Ausströmen der Willenskraft in Taten und wiederum das Einströmen äußerer Einflüsse auf das Gemütsleben in erschütternder Deutlichkeit sich offenbart. Die Seelenbewegungen, die zunächst gleichsam unterirdisch wühlen, bis sie zum sichtbaren Tun sich herausringen und dann wieder die Nachwirkung dieses sichtbar gewordenen Tuns auf das Innere des Menschen, die Befangenheit, Spannung, der innere Kampf bis zur Tat und die Folgen der Tat als Rückschlag auf den Handelnden, das sind die Dinge, die den höchsten dramatischen Reiz ausüben.[2]) Dabei kommt es vor allem nach Freytags Meinung auf die Veranschaulichung des Werdens an. Was wird, nicht was als Gewordenes dasteht, fesselt den Hörer am stärksten. Das Werden der Tat und ihre Reflexe auf die Seele, Satz und Gegensatz, Kampf und Gegenkampf, Steigen und Sinken, Binden und Lösen, besonders aber die Herausarbeitung des Entschlusses aus der leidenschaftlich bewegten Seele des Helden, bildet die höchste dramatische Aufgabe.[3]) „Alles, was andere von einer Person sagen, ja auch was sie selbst von sich sagt, hat im Drama geringes Gewicht gegen das, was man in ihr werden sieht, im Gegenspiele gegen andere, im Zusammenhange der Handlung."[4]) Diese Gattung der Poesie, glaubt Freytag einmal sagen zu müssen, fordert mehr vom Dichter als irgend eine andere. Warum?

1) S. 18.

2) S. 16. Dramatisch sind diejenigen starken Seelenbewegungen, welche sich bis zum Willen und zum Tun verhärten, und diejenigen Seelenbewegungen, welche durch ein Tun aufgeregt werden . . . also das Werden einer Aktion und ihre Folgen auf das Gemüt. S. 91. Das Drama stellt in einer Handlung durch Charaktere vermittelst Wort, Stimme, Gebärde diejenigen Seelenprozesse dar, welche der Mensch vom Aufleuchten eines Eindrucks bis zu leidenschaftlichem Begehren und zur Tat durchmacht, sowie die Seelenprozesse, welche durch eigene und fremde Tat aufgeregt werden. S. 112. Dies Herausbrechen der Tat aus der Seele des Helden oder das Einströmen der verhängnisvollen Eindrücke . . . S. 270 . . . wie starke Empfindung aus dem geheimen Leben als Begehren und Tat herausbricht, und wie starke Eindrücke von Außen in das Innere des Helden hineinschlagen.

3) S. 17, 91, 174.

4) S. 266.

An erster Stelle nennt er wieder diese eine wichtige Eigenschaft: „eine eigentümliche, nicht häufige Befähigung die Prozesse des Werdens darzustellen.“[1])

Wie ist nun diese Darstellung des Werdens möglich?

Freytag antwortet folgendermaßen: Es ist nicht die Leidenschaft selbst, die wirkt, sondern ihre Schilderung durch Rede, Ton, Gebärde. Das Innere zu veräußern, arbeitet die Poesie mit der Musik und Schauspielkunst als Gehülfen im Bunde. — Tracht, Sprechweise, Haltung, Ausdruck, Aufstellung der Person wirken entscheidend mit. Vor allem aber sind die Charaktere der Bühne immer bestrebt, in geeigneter Weise „ihr Inneres dem Publikum zuzukehren“.[2]) Die Voraussetzung dramatischer Kunstblüte besteht deshalb darin, daß das Volk eine gewisse Höhe der Entwickelung erreicht habe; die Menschen müssen gewöhnt sein, „sich selbst und andere vor den Momenten einer Tat scharfsichtig zu beobachten“, die Sprache muß „einen hohen Grad von Beweglichkeit und gewandter Dialektik ausgebildet haben“;[3]) denn nur dadurch kann die Wichtigkeit und Größe des Kampfes eindringlich gemacht werden, daß der Held die Fähigkeit hat, „sein Inneres in imponierender Weise mit einer gewissen Reichlichkeit der Worte auszudrücken“. Dem modernen Helden, so folgert Freytag aus diesen Gründen, sei ein tüchtiges Maß seiner Zeitbildung unentbehrlich; denn nur dadurch erhalte er innere Freiheit. Solche Klassen der Gesellschaft, die nicht vorzugsweise befähigt sind, Empfindungen und Gedanken schöpferisch in Rede umzusetzen, seien zu Helden des Dramas, wie kräftig in diesen Naturen auch die Leidenschaft arbeite, wie naturwüchsig stark ihr Gefühl in einzelnen Stunden auch hervorbreche, nicht verwendbar.[4]) Also Gerhart Hauptmanns und Anzengrubers Wirkungen durch die rührende Unbeholfenheit ausdrucksarmer Leute werden hier

1) S. 289.

2) S. 17, 50, 250.

3) S. 20 . . . wenn das Individuum nicht mehr durch den epischen Bann alter Tradition und äußerer Gewalt gefesselt wird, sondern aus den Gegensätzen mannigfaltiger Interessen und zahlreicher Bildungsmomente sich frei das eigene Leben zu formen vermag.

4) S. 56 f. Die ungenügende Ausdrucksfähigkeit als Folge dürftiger Bildung und daran anknüpfend sittliche Gewissensmahnung, Grenzboten 1866, 3; Ges. W., Bd. 15, S. 224 ff. Vgl. jedoch Wundts Völkerpsychologie, Bd. 2, Teil 1, S. 509 f. (Arbeitertragödie); 523 (Helden des Dramas aus allen Lebenskreisen).

von Freytag, wohl in einseitiger Überschätzung des Verstandesmäßigen in der dramatischen Mitteilung, für unmöglich gehalten.[1]) Freytag erinnert hier, im Gegensatze zu dem ihm eigentlich lieberen Rousseau, an den ihm unlieben Voltaire, der in der Tragödie hohen Stils dem Volke durchaus keine Stimmenführung zutraute. Es ist das um so bezeichnender für Freytags theoretischen Standpunkt, als doch wahrlich niemand gerade Freytag persönlich vorwerfen kann, daß er kein Herz für das Volk habe. Er war nur eben erfüllt von dem an und für sich sehr wohlberechtigten Streben, alle inneren Seelenvorgänge zu verdeutlichen. Jeder Charakter, meint er, „soll die Grundzüge seines Wesens so schnell als möglich dem Publikum deutlich und interessant zeigen; auch wo eine Kunstwirkung in verdecktem Spiele einzelner Rollen liegt, muß der Hörer bis zu einem gewissen Grade Vertrauter des Dichters werden". — Je später im Verlaufe der Handlung ein neuer Charakterzug zu Tage kommt, desto sorgfältiger müsse er schon im Anfang vorbereitet werden, „damit der Zuschauer das überraschende Neue mit dem vollen Behagen genieße, daß es der Anlage des Charakters doch vollständig entspricht."[2])

Die schöne Architektur der Gesamtanlage beansprucht Freytags ganz besondere Aufmerksamkeit und regste Teilnahme. Das Zweckvolle jeder Persönlichkeit in ihrer Stellung zum Ganzen soll mit Genuß empfunden werden können, dabei freilich das Menschliche und Eigentümliche für den Schauspieler wirksam darzustellen sein. Während das Epos zur Vorführung von Begebenheiten und Helden, wie sie nebeneinander stehen, erniedrigt wird, erhöht Freytag das Drama zur Darstellung von Handlungen und Charakteren, wie sie durch einander werden.[3]) Dabei fällt der Schwerpunkt nicht auf die Einheit des Helden, sondern im Sinne der Poetik des Aristoteles auf die innere Einheit der dramatischen Handlung. In der Einheit der

---

1) So erklärt sich wohl auch dieser gegen Shakespeare gerichtete Tadel. Technik, S. 218. „Selten begegnet dem Dichter, daß er in der Tat zu wenig für einen Charakter tut; so tritt die kleine Rolle der Cordelia auch bei guter Darstellung nicht in das richtige Verhältnis, welches sie im Stück haben sollte." — Otto Ludwig (Shakespeare-Studien, S. 114) hält freilich die Wortarmut der Cordelia für absichtsvolle Herbheit im Sinne des Zeitstils.

2) Technik, S. 264 f.

3) S. 15.

Handlung erblickt Freytag ein großes Grundgesetz des dramatischen Schaffens.[1])

Unter Handlung versteht die Technik den für das Drama nach den Bedürfnissen der Kunst bereits zurechtgeschnittenen Stoff, nicht den rohen Stoff, Praxis oder Pragma im Gegensatz zum Mythos des Aristoteles, den Lessing zuweilen auch noch mit dem Worte Handlung bezeichnet.[2]) Für den Fortschritt zur geschlossenen Handlung ist man Shakespeares Bearbeitungen der italienischen Novellenstoffe vor allem zu Danke verpflichtet. Er hat gezeigt, wie unersetzlich die edeln Wirkungen sind, die eine einheitlich organisierte Handlung hervorruft.[3])

Bringt das Drama eine einheitliche Handlung zur Erscheinung, so lautet eine andere Frage: Wodurch ist dies Kunstwerk von anderen Kunstwerken unterschieden? Was ist ihm noch eigentümlich?

Die dramatischen Wirkungen unterscheiden sich von denen der anderen Künste durch die allmähliche, gesetzmäßige Steigerung in bestimmtem Zeitmaße. Sie unterscheiden sich von der ebenfalls in der Zeit wohnhaften Musik dadurch, daß sie durch zwei Sinne, Auge und Ohr, zugleich einströmen und eine reizvolle Spannung der Denkkraft des Hörers zur Folge haben.[4]) „Der Hörer ist nicht in jedem Teil des Stückes derselbe. Er nimmt im Anfange mit Bereitwilligkeit und in der Regel mit geringen Ansprüchen das Gebotene hin, und sobald der Dichter ihm durch irgend eine ansehnliche Wirkung seiner Kraft“ Vertrauen eingeflößt hat, ist er geneigt, sich seiner Leitung hinzugeben. „Solche Stimmung hält etwa bis zum Höhepunkte des Stückes vor.“ Dann aber pflegt der Empfangende anspruchsvoller zu werden. Die Fähigkeit, Neues aufzunehmen, wird geringer. Eine gewisse Sättigung stellt sich ein, dazu mit der größeren Zahl empfangener Eindrücke Ermattung und dem Abschluß entgegeneilende Ungeduld. Mit diesen seelischen Grundverhältnissen hat der dramatische Dichter zu rechnen.[5]) Die Bedeutung des Kampfes nimmt zu, eine starke Hebung und Verstärkung der szenischen Wirkungen wird im zweiten Teile erwünscht. „Alle Kunst der Technik, alle Kraft des Talentes sind nötig, um

---

1) S. 32.
2) S. 18 f.
3) S. 36.
4) S. 17 f.
5) S. 69.

hier einen Fortschritt der Teilnahme zu sichern."[1] „Es ist gar nicht gleichgültig, wo eine Szene steht."[2] Freytag erinnert an die mit weiser Vorsicht so kurz gehaltene Verschwörungsszene in Shakespeares „Caesar". Eine ausgeführte Szene würde die Wirkung der späteren Ereignisse beeinträchtigt haben.

Zur Erläuterung eines wohlgebauten Durchschnittsdramas unterscheidet die Technik fünf Teile und drei Stellen, die aufeinander in dieser Weise folgen:

Erster Teil: Einleitung. Die eigentümliche Stimmung des Stückes ist wie in kurzer Ouvertüre anzudeuten.[3] Als Regel empfiehlt Freytag, den ersten Akkord nach Eröffnung der Bühne stark und energisch anzuschlagen.[4] Es folgt sogleich die sogenannte Expositionsszene in einiger Ausführung. „Von dieser unentbehrlichen Einleitung muß sich aber der Anfang der bewegten Handlung kräftig abheben, wie eine beginnende Melodie von einleitenden Akkorden. Dies erste Moment der Bewegung — das aufregende Moment — ist von großer Wichtigkeit für die Wirkung des Dramas."[5]

„Wir bewundern an Shakespeare", schreibt Freytag,[6] „die mächtige Kraft, mit welcher er seinen Helden nach kurzer Einleitung die Aufregung in den Weg wirft." Ist es der Hauptspieler, der die erste Hälfte des Stückes willenskräftig bewegt, so tritt das Treibende besonders deutlich zu Tage als ein Gefühl, das in der Seele des Handelnden aufsteigt und sein Tun fortan bestimmt. Solche Werke mit führendem Spiel scheinen Freytag im allgemeinen an dramatischem Leben denen mit führendem Gegenspiel überlegen.[7] Aber auch, „wo das Gegenspiel den Entschluß faßt, durch seine Hebel den Helden in Bewegung zu setzen", ist diese erste Stelle, die Freytag das erregende Moment nennt, von großer Wichtigkeit.

Zweiter Teil: Steigerung. Die erste Szene der Steigerung fällt in der Regel noch in den ersten Akt unserer fünfaktigen Dramen; der

1) S. 115.
2) S. 70.
3) S. 192.
4) S. 103.
5) S. 26.
6) S. 160.
7) S. 92 ff., 105, 111, 114, 161.

zweite Akt aber ist der eigentliche Akt der Steigerung. Er pflegt einige Stufen der fortschreitenden Bewegung zu enthalten. In „Emilia Galotti“ beginnt der Akt nach Lessingscher Weise mit einer einleitenden Szene: kurze Vorführung der Familie Galotti. Darauf Exposition des Gegenspiels. Es folgt in zwei Absätzen die Steigerung der Handlung, beide große Szenen durch eine kleinere Situationsszene verbunden. „Der schön gearbeiteten Szene Marinellis folgt als guter Schluß die empörte Stimmung der Familie.“ [1])

Dritter Teil: Höhepunkt. Die höchste Bedeutung hat der Höhepunkt in den Stücken, worin der Held die aufsteigende Handlung durch sein Inneres emporgetrieben hat, bei den Dramen mit steigendem Gegenspiel, bezeichnet der Höhepunkt „die allerdings wichtige Stelle, wo dies Spiel den Haupthelden in die Richtung des Falles verlockt hat.“ Vom Höhepunkt ab sinkt die Handlung. Bisweilen ist die sinkende Handlung durch ein tragisches Moment mit dem Höhepunkt verbunden. [2]) Unter diesem tragischen Moment versteht Freytag etwas Ähnliches wie die Griechen unter der Peripetie. Man könnte daher, um dem Ausdruck die einseitige Richtung auf das Trauerspiel zu nehmen, auch „Umschwung“ dafür vorschlagen. Es handelt sich um das „plötzliche Einbrechen eines zwar unvorhergesehenen und überraschenden, aber in der Anlage der Handlung bereits gegründeten Ereignisses.“ [3]) Tritt z. B. in der Stellung der handelnden Personen zueinander eine Änderung ein, wie bei den berühmten Erkennungsszenen der Alten, so ist die Wendung nicht immer sogleich als unheilvoll erkennbar.

Vierter Teil: Umkehr. „Wie groß die Zahl der Absätze sein müsse, in denen der Sturz des Helden geschieht, darüber ist keine Regel zu geben, als etwa, daß die Umkehr eine geringere Zahl wünschenswert macht, als im allgemeinen die aufsteigende Handlung verstattet.“ [4]) „Die Gäste des vierten Aktes müssen rasch und stark in die Handlung eingreifen und durch ihre Wirksamkeit ihr Erscheinen rechtfertigen.“ [5]) Die bei den Deutschen häufige Einführung neuer

1) S. 170 f.

2) S. 112.

3) S. 88. Vgl. dazu Wundts Logik der exakten Wissenschaften, S. 376 (**experimentum crucis**).

4) S. 115 f.

5) S. 172.

Rollen im Akt der Umkehr hält Freytag für weniger löblich als das Verfahren Shakespeares, der seine Gegenspieler schon vorher in die Handlung zu verflechten weiß.

Sehr fein sind die Bemerkungen über Shakespeares Behandlung des fünften Teils, der Katastrophe. Was nämlich Julian Schmidt bei Walter Scott und Leopold Ranke rühmt, den Kunstgriff, das hellste Licht nicht auf die Katastrophe fallen zu lassen, sondern auf die vorbereitenden Momente, die den geheimen Nerv der Gestalten deutlicher bloßlegen,[1]) das ist schon Shakespeares Gewohnheit. „Der geniale Mann", schreibt Freytag, „empfand sehr richtig, daß es nötig sei, bei guter Zeit die Stimmung für die Katastrophe vorzubereiten."[2]) Der Schluß ergibt sich daher bei ihm von selbst gleichsam mit naturgesetzlicher Eindeutigkeit und Unentrinnbarkeit.

Es gibt jedoch noch ein altes, schon von Sophokles benutztes anspruchsloses Mittel, vor dem Ende eine letzte Spannung zu erzeugen. Es werden dem Gemüte des Hörers für einige Augenblicke Aussicht auf Befriedigung gegönnt. Freytag bezeichnet dies zwischen Umkehr und Katastrophe gelegene Moment der letzten Spannung als ein Hilfsmittel, dessen Anwendung Geschicklichkeit erfordere. „Über der aufsteigenden Möglichkeit muß der Zuschauer immer die abwärts drängende Gewalt des Vergangenen empfinden."[3])

Das Ende der Handlung bedeutet eine vollständige Erledigung des Kampfes, dessen Beginn, Aufstieg und Beendigung die Bewegung des Ganzen vor Augen geführt hat. Aber innerhalb dieses Ganzen verfällt auch wieder jedes Besondere, das sich durch starken Einschnitt absetzt, den Gesetzen der größeren dramatischen Einheit. „Es muß wieder eine Einleitung, Steigerung, eine mäßige Höhe, einen Abschnitt erhalten."[4]) So hat jede ausgeführte Szene fünf Teile, die den Teilen des Dramas entsprechen. Auch diese mikrokosmische Struktur ist von Freytag schematisch und mit Erläuterungen an guten Beispielen dargestellt worden.[5]) Jeder Absatz in der Handlung bildet eine

1) Julian Schmidts letzter Aufsatz: Leopold von Ranke. Deutsche Rundschau 1886; Bd. 47, S. 219.

2) Technik, S. 116.

3) S. 118. Vgl. oben S. 71 im Lustspiele.

4) S. 102.

5) S. 185 ff.

organisierte Einheit mit Hauptszene, Nebenszene, Zwischengliedern.[1]) „In dem Wechsel zwischen ausgeführten und verbindenden Szenen", meint der Verfasser, „liegt eine große Wirkung". Jeder Teil des Ganzen soll sich kunstvoll von seiner Umgebung abheben, die Hauptsache wird dadurch stärker beleuchtet, und in dem Nebeneinander von Licht und Schatten wird der innere Zusammenhang der Handlung verständlich.[2]) Nicht immer sei es bequem, aus einem fertigen Drama die „logischen Einheiten des schaffenden Geistes zu erkennen, und es wird hie und da das schätzende Urteil unsicher sein; aber sie verdienen größere Aufmerksamkeit, als man ihnen wohl bis jetzt gegönnt hat."[3]) Und immer wieder hören wir die alte Mahnung an den Dichter, bedächtig und kühl zu prüfen, was für seine Handlung Beiwerk, was Hauptsache sei, auf daß er, wo er gegen architektonische Gesetze sündige, es wenigstens mit bösem Gewissen tue, und den Frevel durch ein Übermaß von Schönheit sühne.[4])

Von der allgemeinsten Tatsache waren wir ausgegangen, daß das Drama eine Wirkung in der Zeit und durch zwei Sinne auf den Menschen in geselliger Vereinigung ausübe, und daß daher alle die psychologischen Gesetze, die sich aus der Zusammenstellung dieser Bedingungen ergeben, für den Dramatiker Wichtigkeit erlangen. Man könnte an die im Altertum noch verbreitetere Kunst der Rhetorik anknüpfend die dramatische Kunst als eine besondere Unterform der Redekunst, die in Taten etwas sagt, bezeichnen. Auch für die Rede des einzelnen, aus der sich in gewisser Weise ja das Zusammenspiel der Schauspieler ableiten läßt, gelten die Regeln der Zeitwirkung, der Steigerung, der ungleichen Bedeutung derselben Sache an verschiedenen Zeitstellen. Doch die Rede will raten, überführen, darstellen, und das Drama ist eine Rede des Dichters an Volk und Menschheit von minder absichtsenger Zielwirkung. Was will das Drama? Darauf haben zu verschiedenen Zeiten die Weisen verschieden geantwortet.

Es stellt Schmerzliches in der Tragödie vor die Seele. Aus diesen Schmerzen aber soll Lust hervorgehen. Aristoteles hat aus der alten Heilkunde den Begriff der Katharsis, der reinigenden Ableitung

1) S. 109.
2) S. 184.
3) S. 182.
4) S. 184.

von Krankheitsstoffen, in diesen Zusammenhang gebracht, und seit ihm ist der Begriff nicht aus der Geschichte der Dramentheorie verschwunden. Was hat nun Freytag auf die Frage nach dem Tragischen zu antworten? Er stimmt dem Aristoteles bei und geht über ihn hinaus.

Er stimmt ihm bei, indem auch er die Hauptwirkung des Dramas in der „Entladung von den trüben und beengenden Stimmungen des Tages" erblickt. Aber wenn Aristoteles „diesen Befreiungsprozeß — an anderer Stelle — dadurch zu erklären weiß, daß der Mensch das Bedürfnis habe, sich gerührt und erschüttert zu sehen, und daß die gewaltige Befriedigung und Sättigung dieses Bedürfnisses ihm innere Freiheit gebe", so hält Freytag diese Erklärung für zu leidend und schlägt seinerseits eine mehr tätige Auffassung der hier im Spiele stehenden Kräfte und Mächte vor.

„Nicht in der passiven Bedürftigkeit des Menschen" soll der letzte Grund jener großen und besonderen Wirkung des Dramas liegen, sondern „in seinem ewigen Drange zu schaffen und zu bilden." Der dramatische Dichter zwinge den Hörer zum Nachschaffen. Die ganze Welt von Charakteren, von Leid und Schicksal müsse der Hörende in sich selbst lebendig machen; während er mit höchster Spannung aufnehme, sei er zugleich in stärkster und schnellster Tätigkeit. Der nachschaffende Hörer empfinde daher eine ähnliche Wärme und beglückende Heiterkeit, wie sie der Dichter beim Schaffen empfunden habe. Und damit verbunden sei noch etwas Höheres, nämlich die beglückende Empfindung von dem Vernünftigen, den innersten Forderungen unserer Natur Gemäßen auch in den schwersten Schicksalen und Leiden der Menschen. Der Hörer fühle und erkenne, daß die Gottheit sein Leben regiert. [1])

---

1) S. 81 f. Vgl. dazu noch über den in Freytags Technik als Hausgott waltenden Aristoteles S. 1, 4 f., 14 f., 24, 32, 42, 76 ff., 86, 88, 90, 97, 210, 259. — Hinsichtlich der unserem Dichter vielfach verwandten Auffassung des Dramatischen bei Lessing möchten wir auf Wilhelm Diltheys schönen Aufsatz (1867) in der Sammlung „Das Erlebnis und die Dichtung" (S. 9, 16, 29, 35 ff., 49 ff., 59 ff., 89, 115) verweisen. In dieser Arbeit, deren edlen Tiefsinn wir bewundern, scheint uns allerdings die tragische Auffassung des Lessingschen Lebens selbst (z. B. S. 91) die Gefahr eines gewissen Widerspruchs zu der herzlich herausgearbeiteten sieghaften Helligkeit des Lessingschen Geistes einzuschließen. Die unendliche Männlichkeit Lessings, wie sie uns gerade Dilthey so ergreifend rein zu veranschaulichen versteht, hat etwas in sich, das von jeder elegischen Auslegung seines Lebensschicksals trotzig

Unter Freytags sämtlichen Werken nimmt die „Technik des Dramas" insofern eine Aschenbrödel-Stellung ein, als es das einzige hauptsächlich auf den bloßen Nutzen berechnete Werk ist, das wir dem Schriftsteller neben so vielen gelehrten und dichterischen, also nach Wahrheit oder Schönheit trachtenden Arbeiten verdanken. Was Freytag hier darbieten wollte, ist kein ästhetisches Handbuch, dagegen verfolgte die Abhandlung des sich bereits als Meister fühlenden Autors den praktischen Zweck, jüngeren Kunstgenossen einige Handwerksregeln in, wie die Absicht war, anspruchsloser Form zu überliefern. Nichtsdestoweniger gehört die

---

wegdrängt. Ja, es steigen fröhliche Bedenken auf, ob nicht überhaupt vielleicht der Anwendung des Begriffs tragisch, wie er sich an der Kunstform der Tragödie entwickelt hat, auf ein natürliches geschichtliches Menschenleben überall wegen der Undurchschaubarkeit des Wirklichen wohltätige Schranken gezogen sind. — Wenn Wilhelm Wundt in seiner Völkerpsychologie (Bd. II, Teil I, S. 517 ff.) über das Problem des Tragischen schreibt: „Nicht in der Ergebung in den Willen der Götter und nicht in der Hoffnung auf die Erlösung durch die göttliche Gnade, sondern in der Erhebung des eigenen Willens, die Ergebung und Erlösung zugleich ist, besteht über alle Schwankungen und Irrungen hinweg der innerste Kern der neuen Tragödie." (520) „Auch das ist eine religiöse Erhebung. Nur ist sie innerlicher geworden, und es sind nicht äußere göttliche Mächte, die über Irrtum, Schuld und Schicksal den Sieg davontragen, sondern die Götter, die in der eigenen Brust wohnen" (522), so glauben wir in solchen Wendungen des großen Psychologen einen tiefen Zusammenhang mit der allgemeinen Entwickelung von vorwiegend substantieller zu funktioneller Weltanschauung, wie sie für die Geschichte der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung Kurd Laßwitz in seiner „Geschichte der Atomistik" angedeutet hat, zu erkennen Die schöpferische sittliche und glaubensbildende Leistung im Innenleben erfährt in der Neuzeit erst, seit der im Christentume (Paulus, Augustin, Occam) vorbereiteten kritischen Erkenntnistheorie, ihre Würdigung. Nichtsdestoweniger stehen wir eigentlich der Wirklichkeit mit der antiken Naturkindlichkeit einer Ergebung in äußere Mächte nicht viel anders gegenüber als nach der Verlegung dieser äußeren gesetzgebenden Macht in unsere eigene Funktion, und wenn der fruchtbare Leibnizische Begriff einer unendlichen Gradabstufung, zur Erfassung der fließenden Vorgänge auch auf Wundts Aussprüche angewendet werden darf, so würden wir für den ersten negativen Teil doch nur eine bedingungsweise Ablehnung des Heteronomen und für den zweiten positiven eine Auflockerung der Autonomie in eine nur relativ innerlicher gelegene Heteronomie einzusetzen haben. — Über eine Verwandtschaft des Tragischen bei Sophokles und Hölderlin, die in andere Regionen hineinreicht, als hier für Freytag zu beschreiten waren, vgl. Diltheys vom feinsten Zartgefühle geleitete Äußerungen S. 362 ff., 376 f. in der erwähnten Sammlung, die — wie wohl alles (leider oft schwer) Zugängliche von demselben Verfasser — zum Edelsten gehört, was historischer Tiefsinn geleistet hat.

Arbeit in die Nähe der geschichtlichen Untersuchungen Freytags, da diese denn doch allein dem Dichter, der es vermeidet, Beispiele aus der eigenen Werkstatt zu geben, den unentbehrlichen Erfahrungsstoff für alle seine nützlichen Winke und Ratschläge liefern konnten. Die Arbeit bildet daher auch in einigen Teilen geradezu eine Fortsetzung der wissenschaftlichen Erstlingsschrift Freytags über die Anfänge des Dramas bei den Deutschen; sie enthält zudem gelegentlich recht bezeichnende Äußerungen eines Dramatikers, der mit geschichtlichen Stoffen selber gerungen hat; sie kann am Ende im ganzen auch dem, der über den Wert der Arbeit als eines Lehrbuchs begründete Zweifel hegt, doch noch als Leistung sichtenden Gelehrtenverstandes, insbesondere durch viele einsichtige Bemerkungen im einzelnen, wertvoll bleiben.

Die Gefahr für ein Buch wie Freytags Technik ist, deutlicher als sonst vielleicht, in einer aus dem Gegenstande entspringenden Verleitung zu unbilliger Unterschätzung oder Überschätzung zu erkennen, die beide in eine verdrießliche Enttäuschung ausmünden. Die Überschrift nämlich erweckt wohl sogleich eine Fülle von Erwartungen. Man macht sich vermutlich dabei nicht sogleich klar, daß ein solches Lehrbuch doch nur schulgemäß aufklärend über unbewußt geübten Gebrauch wirken soll, daß es aber sowohl dem Prüfenden wie dem Schaffenden keinen fertigen Maßstab in die Hand geben, dem Unbegabten nicht wie mit einem Nürnberger Trichter das fehlende Gut einflößen und überhaupt natürliche Schöpfungsvorgänge nicht durch einen künstlichen Homunkuluszauber ersetzen kann. Das erforderliche Können aus dem Nichts hervorzuholen, ist unmöglich, ja es ist sogar fraglich, ob es möglich ist, ein vorhandenes Talent zum Dramenschreiben auf dem Wege der Belehrung, die sich doch nur in allgemeinen Erörterungen ergeht, sicher in eine richtige Bahn zu leiten.

Verfügt jedenfalls niemand über einen Schlüssel, der allen Tür und Tor zu erfreulicher Betätigung märchenhaft öffnet, so liegt andererseits die Befürchtung nahe, das Buch werde den begabten Dichtern schwerlich irgendwie etwas Neues erzählen. Ja, es könnte sogar nicht ohne einen Schein der Berechtigung gemeint werden, derartige fein gemahlene Verstandeskost sei dem echten Künstler eine unzuträgliche und widerliche Speise. Man erinnert sich, daß das Schaffen des Genius mit der nachtwandlerischen Sicherheit unwillkürlichen Tuns oft verglichen

und wahrscheinlich doch nicht von ungefähr in Verbindung gebracht worden ist; man weiß, daß man einen Nachtwandler nicht anrufen soll, er könnte sonst vom Dache stürzen; man schließt daraus, daß überall, wo uralte Triebe geheimnisvoll gestaltend weben und leben, der kommandierende Verstand, als ein unwissender Emporkömmling mit mehr Anmaßung und Aufdringlichkeit als angestammten Erkenntnissen, am besten möglichst fern gehalten werde. „Wollte ein Seiltänzer über die Regeln des Gleichgewichtes vernünfteln, so würde ihn seine Vernünftelei alsbald das Gleichgewicht verlieren lassen, das er, ohne darüber nachzudenken, wundervoll bewahrt, wogegen alle seine Vernünftelei ihm nur dazu dienen würde, einen Fall zu tun.“ [1]) Noli turbare circulos meos! scheint somit das Taktgefühl der lebendigen Erfahrung dem vorlauten Verstande zu gebieten. In Übereinstimmung mit dieser Gesinnung, die in bewährter Kenntnis ihre Quelle hat, wird ja auch bei erzieherischer Einübung vor jedem Übermaß an Gedankenaufwand, jeder unnötigen Zerlegung, die sich der heilsamen Geistesentlastung bei körperlichen Verrichtungen in den Weg stellt, mit Recht gewarnt. [2])

So verlockend die Anwendung dieser Gedankengänge auf den vorliegenden Fall einer Unterweisung in der Abfassung von Dramen erscheinen mag, so wenig triftig wäre es jedoch, wollte man alle theoretischen Bemühungen in dieser Hinsicht wirklich von der Hand weisen. Denn ganz abgesehen von dem Nutzen, den vernünftige Untersuchungen auch hier stiften müssen, und über den man doch vielleicht vertrauensvoller denken darf, als nur eine blinde Maulwurfsgeschäftigkeit, wie sie niemals bei wahrhaft bedeutenden Künstlern angetroffen wird, zu denken anrät, bilden derlei Bemühungen ein Lebensgebiet für sich, das als eine Großmacht mit eigener Krone gar nicht nötig hat, sich Ansprüche auf Ansehen erst davon abzuleiten, daß sie über sich hinaus noch Nutzen stiften.

Es wird doch niemandem einfallen, den hohen Wert der Aristotelischen Poetik nach dem Nutzen genau abschätzen zu wollen, den diese

---

1) Fénelon, Traité de l'existence de Dieu I, ch. II. Oeuvres philosophiques p. 23, vgl. auch p. 37 f., 47; ähnlich Montaigne, Essais l. II, ch. XVII über „nature“ und „desseing“, „avecques attention“.

2) Man zerlege bei jeder Übung nicht unnötig die zu bewältigende Aufgabe in einzelne Teile! R. Wallaschek, Psychologie und Pathologie der Vorstellung, S. 98.

Schrift, unter anderem auf lesende Dichter allerdings auch wohl ausgeübt haben mag, oder den nicht geringen Wert der Lessingschen Kunstschriften nach einem ähnlichen unmöglichen Maßstabe zu bestimmen. Hier gilt vielmehr wie überall: ist es Drang, so ist es Pflicht, das Leben stellt sich aus einer weit tieferen Innerlichkeit heraus, als die Erwägung bloßer Nützlichkeit darbieten kann, seine Aufgaben mit unerkennbar bleibender letzter Absicht. Auf einer gewissen Stufe des Geisteslebens muß sich allenthalben das Gelüste regen, das Schiller in der Glocke als das, „was den Menschen zieret", beschrieben und das er im Briefwechsel mit Goethe selber so herrlich betätigt hat. Das Spiel der Verstandeskräfte, die nach der Aufstellung von bestimmenden Lehrbegriffen der ungeordneten Mannigfaltigkeit gegenüber streben, wird dann überall als ein Selbstzweck genossen; ist doch wohl auch in unserem Denken genug unwillkürliches Leben, um dem Denker beinahe mit gleichem Rechte wie dem Dichter zu gestatten, daß er sich störenden Anruf verbitten oder ihn doch unberücksichtigt lassen dürfte. Sowenig wie der Künstler soll er danach gerichtet werden, ob er einen bestimmten dürftig berechenbaren Nutzen erreicht hat, sondern, wenn nach einem Maßstabe der Beurteilung gesucht wird, wird dieser Maßstab nur aus dem Anblick der Arbeit selber zu gewinnen sein.[1]) Es wird sich also allenthalben darum allein handeln, daß eine Strecke zwischen Ausgangs- und Endpunkt mit innerer Rechtschaffenheit zurückgelegt worden ist, nicht darum, wohin eine beliebige Verlängerung solchen Weges noch führen oder gar abzielen möge. Denn unsere Augen reichen nicht ins Unendliche, wohl aber hat unser Herz mit dem Unendlichen Fühlung.

1) Aus jeder Äußerung wäre dem Allwissenden gleichsam intuitiv auch im Unendlichkleinen die momentane Lebenswendung wie eine Winkelgröße ablesbar. Aufrichtige Religiosität wäre mit dem lotrechten schnellsten Aufstiege zu vergleichen.

Zehntes Kapitel.

Die verlorene Handschrift 1864. — Haupt, Baudissin, Treitschke, Hirzel.

Mit „Soll und Haben" hatte Gustav Freytag einen überaus glücklichen Griff in das Arbeitsleben seiner Zeit und seines Volkes, getan. Wo er zugepackt hatte, da war es interessant gewesen. Im hellen Mittelpunkte des Bildes aber hatte doch vor allem anderen der deutsche Kaufmannsstand in seiner bürgerlichen Kraft und Gediegenheit gestanden, und was sich neben ihm der Betrachtung anbot, das konnte — so vortrefflich es in allen Einzelheiten auch ausgearbeitet war — im engen Rahmen der gegebenen Romanform doch am Ende nicht anders denn als Beiwerk wirken. Wir bemerkten, wie der Künstler durch Kontrastwirkungen aller Art die Gruppen und Einzelgestalten sich gegenseitig heben und schärfer in den Umrißlinien heraustreten ließ. Wir sahen, wie er, ein Meister der dramatischen Technik, die Kreise der Handlung, die zunächst getrennt nebeneinander lagen, enger und enger aneinanderschob, bis sie sich schließlich zu einheitlicher Schlußwirkung des ganzen Werkes völlig durchdrangen.

Und nun ungefähr ein Jahrzehnt später, erscheint Gustav Freytags zweiter Roman „Die verlorene Handschrift". Und wieder ist es ein Griff in das Arbeitsleben der deutschen Gegenwart, und wieder werden wir die glückliche Wahl des Stoffes und den tiefen Blick des Meisters zu bewundern haben; denn er ist, nachdem er dem höchsten Gotte des praktischen Daseins, dem Hermes des Handels, die Ehre gegeben, nunmehr vor den Altar seines ewigen Bruders, des Lichtgottes der Wissenschaft, Phöbus Apollo, getreten. Er hat den modernen Gelehrten zum Helden der Erzählung gemacht und ihr mit wunderbarer Kunst die ungestillten halb dichterischen, halb wissenschaftlichen Wünsche nach Aufklärung der fernen Vorzeit zum Stimmungshintergrunde gegeben.

„Soll und Haben“ war ein guter Titel, weil er den Ordnungsgeist des rechnenden Kaufmanns in ein Losungswort sicher und greifbar zusammenfaßte. „Die verlorene Handschrift“ ist als Überschrift nicht weniger bezeichnend. In dem verlorenen Manuskript des Tacitus kann sich sinnbildlich der Sehnsuchtstraum eines Historikers und Philologen verkörpern.

Die Phantasiegefahr war als der leitende Grundgedanke in „Soll und Haben“ auszusprechen, und sie ist es auch in der „verlorenen Handschrift“. Dem im praktischen Leben stehenden Handelsmanne schweift die Phantasie in die Zukunft, dem Bücherkenner in der Gelehrtenstube wird der Lauf der Gedanken in die Vergangenheit gerichtet; doch die Gefahr ist die gleiche. Soll man diese beschreiben, so erhebt sich wohl unwillkürlich der Blick zu jenem eindrucksvollen Bilde eines phantasieerhitzten Kranken, zu dem spanischen Ritter, der fortwährend in seinen Träumen lebte, dem tief menschlichen und deshalb allen leicht verständlichen Don Quixote de la Mancha. Durch das Lesen phantastischer Rittergeschichten hatte der Arme seinen Verstand verloren und alle Urteilskraft für die wirklichen Verhältnisse eingebüßt. Dieselbe Gefahr, wenn auch nicht durch Rittergeschichten allein, liegt ewig nahe. In des großen Cervantes Gestalt malt sich deutlich eine allgemeine Haltung; denn wohl in jeder lebenden Seele steckt ein Don Quixote, und es gilt, ihn nicht groß werden zu lassen und sich auf der Skala der Phantasieleistungen nicht in die alles zerschmelzenden Hitzegrade hineinzubegeben.

In „Soll und Haben“ regte sich die gefährliche Macht der Träume im Herzen von Anton Wohlfahrt und Veitel Itzig. Dem nüchternen Kaufmanne Schröter wollten Antons Rettergelüste gegenüber den Rothsattels schon als unerlaubte Donquixoterie erscheinen. Mit Unrecht. Solche edle Anlage zur Donquixoterie möchten wir nicht an Anton Wohlfahrt und nicht an seinem Dichter missen. Und daß des Dichters eigene Meinung mit Schröters Urteil nicht ganz und gar übereinstimmt, läßt sich aus dem Ausspruche in den „Erinnerungen“ schließen, wo Freytag den Kaufmann Schröter im Gegensatze zu dem gemütvollen Freunde Molinari, der nur einige Züge für das Bild hergab, einen „steifleinenen“ Herrn nennt.[1]) Indessen das steht un-

1) Erinnerungen, S. 171. Vgl. auch oben S. 161.

anfechtbar fest, daß die Schuldseite in dem großen moralischen „Soll und Haben" — wie wir es sehr deutlich beim Baron Rothsattel und Veitel Itzig beobachten — von dem Augenblicke an beschrieben wird, in dem der Mensch sich mit geschlossenen Augen den dunklen Gewalten in seinem Innern überläßt, statt mit wachem Blicke die Faust am Steuerruder zu halten.

In der „verlorenen Handschrift" wird wiederum die Darstellung der verderblichen Übermacht oder doch Sirenengefahr eigenwilligen Träumens zum künstlerischen Vorwurf. Der Dichter schildert die Unzuträglichkeiten unentschlossenen Verhaltens.

Es war viel Kunst dazu erforderlich, die Reize des gewählten Stoffes vor dem Leser mit aller wünschenswerten Klarheit zu entfalten; wollte Freytag doch nicht für Fachgelehrte, die von anderer Seite her die rechte Stimmungsempfänglichkeit erworben haben, sondern für einen möglichst weiten und also dem Stofflichen gegenüber so gut wie völlig unbefangenen Leserkreis schreiben. Da durfte er nicht von vornherein annehmen, daß die bloße Namensnennung des Tacitus genügen würde, um gleichsam mit einem Zauberschlage fühlbar zu machen, um was es sich handelt. Vielmehr mußte der Künstler klug und leise sich sein Publikum erst einmal zur Auffassungsfähigkeit der gewollten Wirkungen zurechtstimmen.

Gleich im Anfang wird in kunstvoll stilisierter Romantik — wie sie auch an einigen Stellen in „Soll und Haben" hervortritt (besonders wo die gipserne Hauskatze ihr spukhaftes Wesen treibt) — der Mond angerufen. So lesen sich die ersten Seiten des Werkes mit der Schilderung der Mondlandschaft und der darüber ausgebreiteten Irrlichtstimmung wie ein zierliches Poem ohne Versmaß. Der Mond wird als Betrüger und Gaukler gescholten, der seine Lust daran findet, zu verwirren und zu betören. Er ist nichts anderes als die personifizierte Ursache allen phantastischen Blendwerkes. So erhält, was Freytag in seiner „Technik des Dramas" den „charakterisierenden Akkord" nennt, in dieser Einleitung seinen launigen Ausdruck. Statt der antiken Anrede an die Muse dient dem Dichter, — wie dem dänischen Märchenerzähler in seinem „Bilderbuch ohne Bilder" — zur Verknüpfung der Gesichte ein vertrauliches Zwiegespräch mit dem Mondschein. Die irdische Wirrnis wird von Freytag mit keckcr Phantastik an den unschuldigen Himmel geworfen; dabei kann es jedoch nicht zweifelhaft

bleiben, daß er selbst seiner Gebärde nur ironische Geltung verleihen will. Wie nun aber in einer Opern-Ouvertüre die musikalischen Grundgedanken des nachfolgenden Werkes bereits vielfach in die Erwartung spannenden Anklängen zu Gehör gebracht werden, so taucht auch aus dem lyrisch wallenden Stimmungsnebel schon in Andeutungen auf, was uns später dauernder beschäftigt. Der Dichter beschreibt die wolkigen Massen, die im Mondenlichte dahinfließen. „Hier sammelt sichs und dort wieder zu schwebendem Scheine. Langsam schweifen die Luftgebilde an dem Flor, der den Wanderer umhüllt. Hier dringt eine gebeugte Gestalt heran, einem knieenden Weibe vergleichbar, das vor Schmerz zusammenbricht, dort ein Zug in langen wallenden Gewändern wie römische Senatoren, an ihrer Spitze ein Kaiser mit der Strahlenkrone, aber die Krone und das Haupt zerfließen, kopflos und gespenstig gleitet der große Schatten vorüber." — Und nun folgt in wirksamem Gegensatze zu den täuschenden Bildern der Dämmerung, wie munteren Tag verkündender Hahnenschrei, der das Erwachen aus bangen Träumen und wieder sicheres Erdgefühl des Alltags bringt, ein Blick auf die menschliche Ansiedlung in ihrer bürgerlichen Ordnung und Gemütsruhe. Der Spuk ist zerronnen. Wir stehen in der Gelehrtenstube des Helden der Geschichte.

Alle die wichtigen Belehrungen, die uns befähigen, an dem Leidenschaftssturme in der Brust eines Entdeckung Hoffenden verständnisvollen Anteil zu nehmen, spielt uns der Künstler, eine um die andere, immer im Stile unterhaltsamer Harmlosigkeit, ohne schwerfällig belehrenden Vortrag, in die Hand. Seine Technik ist dabei so vorzüglich, daß es uns geht, wie wenn wir einem Hexenmeister recht scharf auf die Finger schauen wollen und dabei doch die Zauberei uns ein Geheimnis bleibt. Der „Illusionist" holt uns eine goldene Uhr, die wir vorher gar nicht besaßen, aus der Weste. In der Philosophie werden durch das Wort Unterstellungen lebendig. So macht uns auch der Dichter hier zu begeisterten Tacitusforschern, wir wissen nicht wie. Verstohlen flink holt er unser Interesse aus seinem eigenen Ärmel.

Würden wir mit kritischer Aufmerksamkeit die wenigen Seiten des Buches, in denen dieses Kunststück vollbracht wird, Zeile für Zeile prüfen, so müßte sich freilich hinterdrein der geschickte Streich in seine deutlich erkennbaren einzelnen Bewegungen gleichsam kinematographisch verlangsamt zerlegen lassen. Wer daraufhin Seite 7—17 und 37—41

durchliest, kann an der dramatischen Exposition seine Freude haben. Es bemächtigt sich nämlich nach und nach der Seele des Lesers ein wahrhaft andächtiges Gefühl für den unermeßlich hohen Wert der verlorenen Tacitushandschrift, deren Spur Professor Werner in einem Verzeichnis von Kirchenschätzen des Klosters Rossau auf einer der letzten Seiten eines alten Buches aufgefunden hat, und die Hoffnung, daß diese Handschrift gefunden würde, daß die Werke des wundersamen und einzigartigen römischen Geschichtsschreibers vielleicht einen unschätzbaren Zuwachs erhalten könnten, wird zum elektrisierenden Blitzesfunken.

Es lassen sich wohl namentlich zwei bedeutende neuere deutsche Erzählungen hierin nebeneinanderstellen, daß sie die so reizvoll kontrastierende Farbenaufeinanderfolge, die sich in des deutschen Volkes sinnigstem Dichtwerke findet — den Gegensatz zwischen der engen Studierstube, in der der Gelehrte über staubigen Büchern einsam hockt, und dem weiten sonnigen Leben, in dem ihm ein stärkeres Erfühlen der Wirklichkeiten durch die Liebe erblüht, — beide gleichfalls in lieblichstem Übergange enthalten.

In Gottfried Kellers „Sinngedicht" zieht ein Naturforscher aus, um sich, aus dem Faustischen Laboratorium herausgerettet, an holder Frauengunst zu sonnen. Über seinem Haupte flattert, wie von lachenden kleinen Engeln getragen, ein Spruchband mit dem anmutigsten Sinngedichte. — Um Professor Werners Haupt in der „Verlorenen Handschrift" schwärmt „ein unabsehbares Gewühl fremder Gebilde mit Toga und antiken Helmen, in Purpurgewand und griechischer Chlamys, auch nacktes Volk in Athletentracht und solche mit Rutenbündeln und mit zwei Flederwischen an den Hüten."

Mit seinem Freunde ist er ausgezogen, um die Tacitusschrift zu erbeuten, aber er findet keine begrabenen Werke der Vergangenheit, sondern warmblütigen, lebendigen Ausblick auf die Zukunft.[1])

---

1) Also auch hier die Moral des Wilhelm Meister: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand". Es ist das die von W. Wundt erörterte „Heterogonie der Zwecke". — Über den schönen Gelehrtenroman „Le crime de Sylvestre Bonnard" von Anatole France, s. Näheres in Hans Lindaus „Unkritischen Gängen" (S. 151 ff.): Bonnard findet seine gesuchte Schrift, aber keine Geliebte.

Durch die umsichtig zögernde Erzählung von der Entdeckungsreise der beiden Gelehrten, die hie und da im landschaftlichen Bilde mit künstlerischer Freude und auch sonst schildernd verweilt, ferner durch Darstellung eingeführter Hemmnisse von vielerlei Art wird die Spannung stets neu gesteigert und auf der Höhe gehalten.

Der Herr des wichtigen als Fundstätte in Frage kommenden Grundstücks, der Gutsbesitzer Bauer, ein biederer Landwirt, ist den Fremden gegenüber zunächst mißtrauisch, da er durch gewinnsüchtige Schatzsucher — es herrschen in der Gegend dunkle Gerüchte von einem verborgenen Schatze — gelegentlich zu leiden hatte. Die Gelehrten machen ihm zwar nach und nach einen harmlosen Eindruck, indessen ist er keineswegs von der Bedeutung ihres Anliegens durchdrungen, meint vielmehr, alle verfügbaren Schätze lägen für den Landmann im Sonnenscheine zutage.

Statt der Handschrift tritt denn auch Ilse, des Landwirts älteste Tochter, Leidenschaft weckend vor des Professors Seele.

Ilse führt die beiden Fremden durch das Haus des Vaters. Ihre zarte Neigung für den Professor verrät sich bald — wie einst Sabinens für Anton Wohlfahrt in der Wahl der besten Wäsche, einer Callablume oder eines Trinkbechers mit freundlicher Widmung[1]) — in dem Wunsche, ihm ein Spanferkel zu opfern; denn er hat noch nie eins gegessen. Der Vater ruft verwundert: „Ilse, wo denkst du hin, mein Ferkel wegen des Tacitus!" Dann läßt er sich aber den Band T des Konversationslexikons aus dem Schranke geben und liest über Tacitus nach.

Was die „Verlorene Handschrift" von Freytags erstem Romane besonders unterscheidet, ist die didaktische Ader, die stimmungsvolle und darum auch dichterisch gerechtfertigte Nachdenklichkeit sowohl der Reden wie des erzählenden Berichtes. „Soll und Haben" war mit frischem und derbem Pinselstrich gemalt, die Kontrastfarben saßen dicht nebeneinander. Nur hie und da glitt der Blick über den weiteren Weltzusammenhang, der rasch vollendete Lauf der Begebenheiten wurde aber nur selten durch sinniges Verweilen unterbrochen. Wo dies gerade einmal der Fall war, wie bei gewissen Lieblingsvorstellungen Freytags, z. B. der poesievollen Verknüpfung der Dinge durch die

1) Soll und Haben, Bd. 1, S. 479, 553, Bd. 2, S. 6.

Handelsbeziehungen, da geschah es mit einem großen Aufwand sinnfälliger, handgreiflicher Wirklichkeitsschilderung. Anders in diesem neuen Romane. Der Dichter ist hier von Charles Dickens aus einige Schritte näher an Goethe herangetreten, nicht sowohl an den Verfasser des Götz und Werther — obwohl Ilse in ihrer Geschwister Mitte[1]) flüchtig an die unvergeßliche Lotte erinnert — als an den Goethe, der „Wilhelm Meister" schrieb. In Freytags Betrachtungen spielt jetzt der abstrakte Mensch eine größere Rolle, „der Mensch" schlechthin, wie gerade Goethe ihn mit dem unvergleichlichsten Totalitätsgefühle zum Gegenstand seines Nachdenkens zu machen liebte. So gewinnt es den Anschein, als ob wir uns aus dem bunten hügeligen Gelände der Darstellungsweise von „Soll und Haben" in stilleres Hochland mit dem Dichter erhoben hätten. Der ein wenig weisheitsschwerere Gedankenreichtum in der „Verlorenen Handschrift" liegt gleichsam höher über dem Meeresspiegel des Alltags, ja, einige Denksprüche scheinen wie sonnenbeschienene Gipfel sehr hoher Berge aus der Region des ewigen Schnees hernieder zu glänzen.

Besonders gern ist des Denkers Auge auch jetzt wieder auf die alte herzerhebende Lieblingsidee von der einheitlichen Verkettung aller menschlichen Dinge gerichtet, aber während sich die phantasievolle Ausführung dieses Grundgedankens zuvor namentlich in der Veranschaulichung des örtlich durch weite Entfernungen Getrennten bewegte, wird nun der Vergegenwärtigung des zeitlich Auseinanderliegenden der Vorzug gegeben, und die zusammenfassende geographische Weltanschauung weicht der geschichtlichen.

In freundlichen Gesprächen finden der Gutsbesitzer und sein anfangs unfreudig begrüßter Gast allmählich Gefallen aneinander. Es stellt sich heraus, daß auch der Professor in der Landwirtschaft gar nicht so wenig beschlagen ist, wie er es von einem Professor erwartet. Der Gelehrte versteht sich wirklich ein wenig darauf, allerdings auf dem Umwege über den Freytag wohlvertrauten Preistarif des Kaisers Diokletian![2]) — Einem Manne gegenüber, der in der Land-

---

1) Verlorene Handschrift, Bd. 1, S. 12 f.

2) Daß sich Freytag selbst mit dem Diokletianischen Dekrete näher beschäftigt hat, geht aus Blättern seines Nachlasses hervor. Er hat sich ein Schema zu einem Lohn- und Warenverzeichnis angelegt und Berechnungen, was Weizen, Gerste,

wirtschaft der alten Römer so vortrefflich Bescheid weiß, darf die Gastfreundschaft kein allzu schnelles Ende finden. Der herzlichen Einladung des Landwirts leisten die beiden Forscher denn auch ohne Widerstreben Folge. Ein warmer Blick aus Ilses Augen zeigt, daß sie auch ihr willkommen sind. Nun freuen sich die Städter des Landlebens.

Ergötzlich, wie in „Soll und Haben" die Beobachtungen der Tante über die kleinen, verräterischen Anzeichen für Sabinens erwachende Neigung, werden hier nun des jungen Dr. Fritz Hahns Beobachtungen über das Gebaren seines Freundes geschildert. Der Professor spielt mit den Kindern; man läuft, lacht und singt zusammen; man gewinnt einander sehr lieb. Freytags Talent für die Idylle hat Gelegenheit sich zu entfalten. Von all den vielen Einfällen, die dem niedlichen Bildchen Reiz verleihen, sei nur an den Einfall mit dem Konversationslexikon erinnert. Das alte beliebte Ruhmesmotiv des Heldenepos in neuem Gewande! Die Kinder finden den Namen des Professors Werner. Die ganze Familie gerät darüber in eine sich auch dem Leser mitteilende angenehme Stimmung. — Man schlage die Geschicklichkeit in der Darstellung von solchen Kleinigkeiten nicht allzu gering an! Richard Wagner mahnte seine Leute, auf das Unscheinbare zu achten, die großen Noten kämen von selbst (S. 199). Alle ernste Kunst

---

Roggen in deutschem Gelde kosten würden, angestellt, daneben die Mommsenschen Zahlen abgeschrieben. Auch ein angefangener Brief liegt daneben:

„Lieber Mommsen!

„Das merkwürdige Edikt Diokletians de pretiis rerum venalium wurde im Jahre 301 erlassen, als gerade die Preise der Waren niedrig und die Lebensbedürfnisse gewissermaßen im Überflusse vorhanden waren. Es wurde erlassen für die möglichen Eventualitäten späterer Jahre, zum Nutzen der Consumenten, besonders aber der Soldaten, gegen den Wucher und die maßlose Spekulation der Händler, welche nicht zufrieden sind, in teurer Zeit den vier- und achtfachen Preis für Waren und Lebensmittel zu fordern, sondern ihre Forderungen bis in das Unglaubliche hinauf . . ."

Weitere Bogen zeigen umfangreiche und sorgfältige Tabellen mit landwirtschaftlichen Einzelheiten, wie sie der Freund Koppes verständnisvoll zu würdigen wußte. Schließlich entdecken wir eine groß angelegte angefangene Arbeit, die Th. Mommsens Abhandlungen (Verh. d. K. S. Ges. d. Wiss. zu Leipzig, Bd. 3, 1851, S. 1 ff. und S. 383 ff.) fleißig zu vervollständigen sucht. Statistische Berichte über Getreidepreise liegen bei, und es scheint, daß Freytag gründliche Vorstudien, auch durch Lektüre der einschlägigen Fachliteratur (Letronne, Böckh, Dureau de la Malle, E. Nasse), bereits getrieben hatte.

gibt sich eben vollständig in dem schönen Wie — und nicht im Was allein — zu erkennen. Es wäre unzulänglich, das Maß für die Größe eines Künstlers aus der Größe seines Vorwurfes ablesen zu wollen; ist doch etwa die saubere, erfindungsreiche und vom holdesten Sinnenzauber umflossene Leistung, die in einem Straußischen Walzer versteckt liegt, musikalisch darum nicht weniger wertvoll, weil sie sich in der anspruchslosesten Naturkindlichkeit anbietet.

Das unangemessene Benehmen eines Büchermenschen im wirklichen Leben ist eine reich fließende Quelle komischer Wirkungen. Wenn Mephistopheles spottend von dem Geheimnis spricht, sich „mit warmen Jugendtrieben nach einem Plane zu verlieben," hier wird dies Geheimnis zu lösen versucht. Freytag läßt den Professor bei seiner Werbung sich wirklich mit einem Übermaße vernünftiger Vorüberlegung belasten und macht sich, mit überlegenem Verständnis für das Unangebrachte des methodischen Sinnes in dergleichen irrationellen Fällen, darüber lustig. „Es war ein schöner Vertrag zwischen Leidenschaft und Gewissen, den der Gelehrte durchgesetzt hatte, und doch war in seiner Disposition ein Irrtum, und die Abhandlung, an welcher er mit heißem Haupt und pochendem Herzen arbeitete, geriet ein wenig anders." [1]) Denn die Unbefangenheit war verschwunden. Die künstliche Zurückhaltung schuf Pein, erhöhte aber auch die zurückgedämmte Empfindung, indem die Beklommenheit an sie denken machte. Wissenschaftlich wird die Brautwerbung begonnen, aber ganz ohne Verstandeshochmut beschlossen.

Nun ist Ilse des Professors Frau und begehrt von dem geliebten Manne heimgeführt zu werden; auch in das geistige Daheim, in die Werkstätte seiner Anschauungen und Gedanken, und er ist innig beglückt „über den festen Bedacht, mit welchem sein Weib das Verständnis seiner Tätigkeit suchte. Denn es ist das Los des Gelehrten, daß wenige mit herzlichem Anteil Mühe, Kampf und Verdienst seines Schaffens betrachten." [2]) Was der Professor ihr mitteilt, ist in der attischen Kunstform eines Anatole France schön und klar gehalten. Es tönt beinahe wie Gesang von seinen Lippen. Über die Bücher,

1) Verlorene Handschrift Bd. 1, S. 185 f. Vgl. dazu auch Freytags schalkhafte Äußerungen über Mommsens und Julian Schmidts Verlobung; Briefwechsel mit Hirzel S. 5 und 39.

2) Verlorene Handschrift Bd. 1, S. 248.

„die großen Schätzehüter des Menschengeschlechts“,[1]) über das Verhältnis des einzelnen zu seinem Volke, zur Menschheit, zum Unerforschlichen[2]) spricht er mit ungewöhnlichem Ernste. Es ist dann, als fasse er mit der linken Hand leitend nach ihrer Rechten und strecke selbst die eigene Rechte über alle Wolken hinüber der Hand Gottes entgegen. Wenn dazu noch der liebenswürdige Freund Raschke sich, ganz in der Art wie der Herr Bergeret des großen französischen Schriftstellers, vernehmen läßt,[3]) glaubt man einem Gedankenkonzert zu lauschen, in dem sich Anmut und Würde zu einem überaus lieblichen Bunde gesellen.

Dann lesen sie zusammen die großen, griechischen Schriftsteller: Homer — und „noch nie hatte Poesie so groß und rein auf die Seele der Frau gewirkt.“ Ihr „verklärte das unsterbliche Schöne dieser Dichtung alle Stunden des Tages, ja die Sprache und Haltung.“ Herodot — den „Frühlingsboten des Menschengeschlechtes an der Grenze zwischen träumender Poesie und heller Wirklichkeit,“ den „frohen Verkünder einer Zeit, in welcher das Volk der Erde sich der eigenen Schönheit freute und die Wahrheit mit Ernst zu suchen begann.“ — Schließlich kamen die Tragödien des Sophokles an die Reihe, und da tönt dem Lehrmeister aus dem Urteil seiner lieben Schülerin etwas Unerwartetes entgegen. Sie verrät in ihren Worten eigenartigere Lebenserfahrung und Menschenkenntnis, als er ihr zugetraut hätte. Sie war für ihn eine Nausikaa oder Penelope, „sicher und stark in ihrem fest umgrenzten Kreise“ gewesen. Wohl wußte er, daß sie mancherlei — und nicht immer schmerzlos — hatte durchleben müssen, ehe die Umpflanzung des erdgewachsenen Bäumchens in den neuen Boden gelang. Aber jetzt staunt er doch, wie ihr die Empfindung für die geheimen Kämpfe in des Menschen Brust aufgegangen sei. Sie dünkt ihm wundersam reifer geworden.

Und da erfährt er von ihr ein kleines Erlebnis, das durch schöne Vertiefung zu sittlicher Bedeutung anwächst. Ähnlich wie Anton Wohlfahrts mannhafte Rede in der Tanzstunde auf Fink, wirkt Frau Ilses Haltung auf den Professor.

1) Verlorene Handschrift, Bd. 1, S. 249 ff.
2) S. 348 ff.
3) S. 326 ff.

„Ich weiß genug, du ernsthaftes, ehrbares Weib," sagte der Professor, „ich weiß jetzt, mit inneren Kämpfen wirst du fertig, und darum brauchen wir um die Gefahren, die von außen kommen, nicht zu sorgen."[1])

Bis hierher konnte die Erzählung geführt werden, ohne auf das reiche Beiwerk, das der Haupthandlung schmückend zur Seite steht, näher einzugehen. Von nun an wird das, was sich anscheinend nur als Zierde den Blicken empfehlen sollte, fest und fester in die innerste Entwickelung des dargestellten Seelenlebens hineingezogen. Der Schmuck wird zur Stütze, und es offenbart sich wieder in Freytags Epos seine starke, männliche Beherrschung der Technik.

In „Soll und Haben" kann das feine Ineinanderspiel dreier Kreise genau beobachtet werden (S. 165). Dem Kaufmannskreise als dem eigentlichen Mittelgrunde dort entspricht hier der der Gelehrten. Zur Ehre des Gelehrtenstandes trägt der Roman bei, wie „Die Journalisten" zur Ehre des Journalistenstandes. Seine Schwächen und Vorzüge lernen wir kennen, gerade so wie wir Licht- und Schattenseiten der Handelswelt in dem früheren Romane erblicken. — Dann ist es der Kreis des Landwirts, der uns in fröhlichem Sonnenscheine hier auf dem Gute Bielstein des vortrefflichen Herrn Bauer, in düsterer Beleuchtung dagegen dort bei dem schlecht wirtschaftenden Edelmanne, dem Baron Rothsattel, gezeigt wird. — Der dritte Kreis, in dem die treibenden Kräfte des Gegenspiels schlummern, um verderbenbringend zu erwachen, ist in dem neuen Werke, statt der Spitzbubengesellschaft in den kleinen Winkelgassen, die vornehme Hofwelt, wie sie sich in der „Valentine" bereits gespiegelt hat (S. 106). Und wie Freytags kontrastierende Kunst selbst in der Hölle der jüdischen Gauner noch manches warm Erfreuliche zu erkennen gab, läßt er uns auch in diesen Himmelsgefilden der abgeschliffensten Lebensformen über einiges abstoßend Unerfreuliche nicht im Dunklen. Der kalte Fürst und der weltfremde kleine Erbprinz, der übermütige Herr Vetter und die Prinzessin, die ein wenig zuviel Wert darauf legt, dem Gelehrten zu gefallen, das sind keine so recht erbaulichen Gestalten, und unerquicklich ist der Blick, den uns eine Zigeunerin in die Vergangenheit des Fürstenhauses eröffnet. Freytags dichterische Begabung aber zeigt sich in der feinen Abtönung des ganzen Gemäldes.

1) Verlorene Handschrift Bd. 2, S. 127 f.

Er stellt den Gelehrten wie im ersten Teile dem biederen Landwirt, nunmehr dem alten Hofmann mit Sorgfalt gegenüber.[1])

Das sehnsüchtige Rheingoldmotiv der verlorenen Handschrift, das mit seinen lockenden Lauten poetisch die ganze Erzählung durchklingt, hatte den Forscher nach dem Gute Bielstein und zu seiner lieben Hausfrau geführt. Jetzt tönt es weiter und verführt ihn, die Stätte seiner akademischen Tätigkeit zu verlassen und einer verhängnisvollen fürstlichen Einladung in Gesellschaft der Gattin zu folgen. Die Handschrift findet er nicht — ja, es stellt sich zuguterletzt heraus, daß sie überhaupt nicht zu entdecken ist — wohl aber gerät er in Gefahr, über dem Suchen nach der verlorenen Handschrift sein glücklich gefundenes Weib wieder zu verlieren, da auf sie der Fürst ein Auge geworfen hat.

Der Professor folgt den Sirenengaukelstimmen der überquellenden Phantasie. Die Versuchung, die lebendige Gegenwart einer längst verblaßten Vorzeit aufzuopfern, erreicht ihren Höhepunkt in dem stimmungsvoll geschilderten Turme der Prinzessin. Zu derselben Zeit ist die arme Frau Ilse in der schlimmsten Gefahr. Beider Rettung aber wird, mit glücklichster Einmischung des Humors, durch heranziehende Hilfstruppen vollzogen; es sind Gestalten, an deren ungemein ergötzlicher Charakterisierung der Leser schon längst seine Freude hatte.

Alles, was geschieht, ist geschickt vorbereitet, so daß man sich an der Verwicklung erfreuen kann, ohne über irgend eine Unwahrscheinlichkeit zu stolpern. Der Professor Werner, der über seinen Amtsgenossen Struvelius hart geurteilt hatte, als dieser sich von ehrgeizigen Wünschen hatte hinreißen lassen, unkollegialisch zu handeln, und dabei übrigens durch einen Betrüger, den drollig erbärmlichen Magister Knips, angeführt worden war, ist nunmehr selbst in eine Falle gegangen und hat unbesonnen die Frau, die seiner Nähe bedurfte, verlassen. Ähnlich wie sich Struvelius hatte narren lassen, zappelt nun auch Werner an einem Handschriftköder, den ihm der Magister, als ein Werkzeug des Fürsten, hingeworfen hat. Professor Raschke, eine der schönsten Figuren des Werkes, übernimmt Werners Rettung. Es ist rührend zu lesen, wie der Unbeholfenste der Unbeholfenen helfen geht. Mißt man den Mut nach der Überwindungslust von voraussichtlicher Gefahr und Schwierigkeit, und setzt man das Maß dieser Schwierigkeit nicht in

1) Vgl. dazu Beilagen XXV.

einer allgemeinen Durchschnittsgröße fest, sondern für einen jeden besonders, dann müßte wohl Raschke im Hinblick auf die verhältnismäßige Größe seines Unternehmens als löwenkühnster Held gepriesen werden.

Knips wird als Fälscher entlarvt und aus der ehrlichen Gelehrtengilde ausgestoßen. Durch geschriebenes Wort hatte er sich versündigt. Der Schmerzensruf einer Menschenstimme ward seine Strafe; und Freytag stellt hier Schrift und Sprache bedeutsam nebeneinander. Die Gewalt der Rede erhebt sich mit einer elementaren Macht, um den Buchstabenstaub hinwegzublasen. Was soll wohl dieser Herzenserguß in einem Buche, das den Titel führt „Die verlorene Handschrift"? Soll es nicht heißen: mag immerhin das Blatt, das alte Weisheit trug, vergilben, verderben, verschwinden, die lebendige Weisheit, die im Wechselverkehre der Seelen mit jedem Sonnentage neu erblüht, ist doch am Ende das Bessere! In diesem Wechselverkehre nahm die Sprache ihren Ursprung und geht unendlichen, unahnbaren Entwickelungen entgegen. Das starre, feste Wort mag zerrinnen im Strome der Bewegung. Der ewige Geist, der in uns sich schaffend und umgestaltend regt, kann an die Stelle des Verlorenen Leben setzen.[1])

Ilses Rettung aus der gefährlichen Nähe des Fürsten wird durch Gabriel, den treuen Diener, und Herrn Hummel, den wackeren Wirt des Professors, bewerkstelligt, eine Prachtgestalt, in der der tyrannische Pix in humoristischer Steigerung wieder aufzuleben scheint.

Hummels Tochter Laura und Dr. Fritz Hahn sind die Nachbarskinder zweier feindlichen Häuser. Wie Romeo und Julia lieben sie sich, haben aber ein weniger trauriges Los, da sie nach mannigfaltigen Schicksalen, die sehr reizend berichtet werden, schließlich glücklich einander angehören dürfen. Die Schilderung der Kämpfe, die Vater Hummel seinem Widersacher Hahn liefert, besonders die außerordentlich komische Geschichte mit den beiden unheimlichen Hundekötern, erinnern in der verwegenen Genialität des Humors gelegentlich fast an den — man möchte beinahe wünschen — (absit verbo blasphemia!) unsterblichen Linienfluß von Wilhelm Busch.

Es war bisher in der Wiedergabe des Inhalts alles Episodische ausgeschaltet worden. Aber welch ein Reichtum eröffnet sich, wenn

1) Zum Tiefsten und Herrlichsten über Vergänglichkeit und ewiges Leben gehört wohl in Augustins **Bekenntnissen** Buch 4, Kapitel 10 und 11. Buch 7, Kap. 1, 4, 7, 10, 15, 17, Buch 9, Kap. 4, 10, B. 11, K. 6, 7, 8, 11 ff., B. 13, K. 15.

nun auch hierauf der Blick fällt! Was für eine köstliche Person ist z. B. die Rollmaus, der, als sie Weisheit auskramt, das enfant terrible der Familie Bauer so naseweis entgegnet: „Wir haben auch ein Konversationslexikon, und wir wollen gleich nachsehen.“ Wie fein werden die verschiedenen Professorfamilien charakterisiert, als Ilse ihre Antrittsbesuche macht! Wie ist überhaupt die akademische Stimmung der Freiheit, Jugend und Bildungsfreudigkeit wiedergegeben ohne irgendwie süßlich zu idealisieren! Im Gegenteile. Auch das Kleinliche und Falsche, Törichte und Aufgeblasene, Beschränkte und Bedingte muß ja gerade dem klärenden Genius die Gelegenheit liefern, sein versöhnendes Gelächter erschallen zu lassen und in solcher Lösung der durch Künstlichkeit etwa verletzten Natur wieder zu ihrem alleinseligmachenden Rechte zu verhelfen.

Unter den drei großen Romanschöpfungen Freytags steht „Die verlorene Handschrift“ in der Mitte. Sie bildet den Übergang von der behaglichen Freude am ruhigen Bürgerdasein der Gegenwart zu tiefgründigem Forschen und Erkunden des Gewesenen. Gelehrte, die mit heißem Sehnen, die mit innigstem Gefühle für den Wert dieser Mühe, nach Aufhellung einer längst entschwundenen Welt durch eine kostbare Handschrift fahnden, stehen im Vordergrunde des Gemäldes. Wir leben mitten in der Gegenwart, aber mit romantischen Vergangenheitsgelüsten. Der Dichter teilt dem Leser die Stimmung des Historikers eindringlich, unermüdlich mit, und zu der nächsten großen Dichtung, zu den „Ahnen“, leitet, wie wir später ausführen wollen, fühlbar schon allerlei hinüber.

Mit der „Verlorenen Handschrift“ ist die Gegenwartsdichtung Freytags so gut wie abgeschlossen, denn was etwa noch in der letzten Ahnenerzählung in die Gegenwart hineinspielt, wirkt schon durch alles Vorausgehende so geschichtlich vergangen, daß dieser Romanzyklus als eine Wanderung empfunden wird, die nur bis an das Tor der Gegenwart heranführt, ohne jedoch die Schwelle zu überschreiten.

Fragen wir uns zum Abschlusse, wie Freytag seiner Zeit als Dichter gegenüberstand, so werden wir wieder jene bereits öfters erwähnte Dreiheit des Aristoteles zu unterscheiden haben: dem schaffenden Künstler kommt auch hier der theoretische Denker und der nach sittlichen Wirkungen trachtende handelnde Mann zu Hilfe. Überall fühlen

wir, daß ohne ein erprobtes Handeln, wie es unserem Dichter in den politischen Aufgaben seines Volkes zur heiligen Pflicht gemacht zu sein schien, und ohne Eingewöhnung in das stattlich entwickelte methodische Denken, wie die Wissenschaft es vor allem zu fördern sucht, kein so sicherer Unterbau für das künstlerische Gebäude selbst vorhanden gewesen wäre. Nur von einem wahrhaft vielseitigen Geiste ist jene bedeutende Breite des Zeitgemäldes und vielleicht auch nur von einem tiefen Geiste solche vielseitige Breite zu erwarten; denn dann heißt uns eben tief, was sich nicht auf der Oberfläche mit geringem Umblick beruhigt, sondern fortwährend nach einer festeren Verankerung in den Weltgründen hinstrebt, um gleichsam von dem erreichbar innersten Lebensgefühle der Zeit heraus auf die weite Fülle aller Eindrücke zurückzuwirken.

Die Philosophie nun, die sich in der „Verlorenen Handschrift" ausspricht und in der Einleitung zu den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" noch besonders vernehmlich anklingt, zeigt innige Verwandtschaft der Gesinnung mit jener Hinwendung zum Gesamtwillen und zu Gemeinschaftszwecken, die den Kerngedanken auch der ethischen Ausführungen Hegels und Wundts ausmacht. Es ist dabei bezeichnend, daß die ausgesprochene Theorie, die ja beinahe aus dem Rahmen der Dichtungen Freytags herausfällt, in seiner Darstellung der Begebenheiten den besten Verbündeten antrifft; denn aus welchen Regionen wehen in diesen Dichtungen die bösen Winde? Aus den Regionen der von der gemeinschaftlichen Lebensordnung Losgelösten. Da fließt des Übels Quelle. In „Soll und Haben" ist es, wie im „Kaufmann von Venedig", der Jude, der auf seinem Schein besteht, also ein Menschenkind, das den Versuchungen des Bosheitsteufels unterliegt, da er hierzu in einer durch Schicksalsschläge verhärteten und isolierten Schicht Anlagen hat, in der „Verlorenen Handschrift" ist es, wie in Emilia Galotti, der „Tragödie des höfischen Lebens" (Dilthey), der Fürst, den weniger „der Teufel" verführt, als „die Welt und unser Fleisch", auch er einer isolierten, dem gesunden Gesamtleben entfremdeten Schicht angehörig, freilich nicht einer ungesund benachteiligten, sondern einer ebenso krankhaft bevorzugten. Das Übel wird mit der Wurzel ausgerottet, wenn die Gliederung der äußeren Gesellschaftsverhältnisse allenthalben unseren Gefühlen reichlicher entsprechen wird. Daß es dahin kommen wird, ist nicht zu bezweifeln, ebenso-

wenig allerdings, daß wir mit den neuen Zuständen neue Aufgaben erhalten werden.

Vergleichen wir die Elemente des Tragischen und der Komödie in Freytags die Gegenwart behandelnden Werken, so scheint uns bereits heute die Situation insofern verschoben, als die Tragik auf weiter zurückliegende Zeiterlebnisse sich zu beziehen scheint als das Erfreuliche. Die Reize und Lieblichkeiten des Deutsch-Philiströsen, das Freytags eigenstes Stoffgebiet ist, haben noch Dauer; niemand freilich weiß, wie lange. An ihnen hängt vielleicht, was wir Freytags Unsterbliches nennen können. So wurde von Freytag in den „Journalisten" das ihm Höchste, wie wir glauben, erreicht. Anders steht es mit dem Düstern und Traurigen der Gegenwartsdichtungen Freytags. Seinem Auge scheint sich das Antlitz der tragischen Muse nicht allzu gegenwartsschrecklich zu enthüllen; dies Antlitz erinnert an die sanftere Schwester Klio. Die Zustände, in denen sich das dem Gemüte Unerfreuliche vorbereitet und entwickelt, scheinen in die versöhnende Beleuchtung der geschichtlichen Vergangenheit bereits hineinzugleiten.

Freilich gibt es neben dem Zuständlichen stets das persönliche sittliche Schicksal der einzelnen zu fühlen, und die Warnung vor den unbeherrschten Mächten im Innern der Menschenbrust tönt wieder und wieder wie ein ewiges Mene tekel an unser Ohr. Freytags Erfindungen erscheinen da, mit Hebbel zu sprechen,[1]) als „die lockende Arabeske um eine Chiffre von Geisterhand, die sich nur darum so farbigbunt, so neckisch-verzogen um die geheimnisvolle Schrift herumschlingt, damit der Mensch, der am Gastmahl des Lebens schwelgende Belsazar, während er sich an den schnörkelhaft-putzigen Umrissen erfreut, auf denen sein trunkenes Auge mit Wohlgefallen ruht, zugleich auch unbewußt und unwillkürlich das dunkle Warnungswort gewahre und entziffere, das ihn über seine Natur und sein Geschick belehrt." Ein leises Unterstreichen des Begriffes Warnung in der Dichtung kann aber schon druckempfindliche Herzen als philiströs verletzen; denn obschon dieses Sittliche edelste Berechtigung hat, so scheint es doch das wünschenswerte Maß seiner Geltung zu übersteigen, wo es sich um eine weite, von Absichtlichkeiten nirgends eingezwängte, schöpferische Lebensdarstellung handelt, ja es wird, wenn dies Paradoxon zur Verdeutlichung

1) Mein Wort über das Drama (1843).

der folgerichtigen Anwendung des Sittenbegriffes gestattet ist, im höhern Sinne unsittlich, in der Kunst engherzig sittlich zu zielen. Der Künstler muß des Glaubens leben, daß die innere Wahrhaftigkeit allein genügt, um Gedeihliches hervorzubringen, daß seine Natur klüger ist als sein Verstand, und daß in der Wahrheit Elemente einer nach allen Seiten hin heilsamen Wirkung enthalten sind und bereit liegen, die absichtlich herzustellen über Menschenwitz und Können unendlich hinausgehen würde. Zutreffend schreibt Friedrich Paulsen: „Die Kategorie des absichtlich Machens hat keine erhebliche Bedeutung in der Welt; Werden und Wachsen ist alles, alles Größte und Tiefste, alles Herrlichste und Beste ist da, ohne je in jemandes Absicht gekommen zu sein. Die Welt selbst, ist sie von außen nach einer Absicht angefertigt? Dann ist Gott außer ihr, wie der Uhrmacher außer der Uhr. Aber was wäre ein Gott . . .“ [1])

Es hieße Freytags dichterischen Verdiensten Unrecht tun, wollten wir die Erzeugnisse seiner glücklichen plastischen Gestaltungskraft nach ihrem Werte als Warnungstafeln vor Phantasieverirrungen bemessen. Als Ergänzung zu dem ontologischen Warnungsteufel, der ihnen begrifflich innewohnen mag, sei jedenfalls auf ihren ästhetischen Selbstzweck hingewiesen, auf all' das Liebliche und Wohlgefällige der Phantasieoffenbarung im schönen freien Gaukelspiele ihrer selbstwilligen Entfaltung. Das ist „Natur und ihr lebendiges Fließen“, von der der Dichter spricht:

„Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
„Und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.“

Eine genaue Zusammenstellung der Wirklichkeitseindrücke, die für das Schaffen des Dichters besonders bestimmend waren, soll hier nicht versucht werden. Er hat darüber selbst dankenswerte Winke gegeben, und wir können uns genügen lassen, hinter der Romanschöpfung der „Verlorenen Handschrift“ den Umriß der würdigen Gelehrtengestalt Moriz Haupts zu ahnen. Die Ähnlichkeit Haupts mit dem Professor Werner besteht, wie schon Christian Belger in seinem wertvollen Gedenkbuche geäußert hat, „in der Klarheit des Geistes, Entschiedenheit

---

1) Friedrich Paulsen in der Abhandlung über Kants Bedeutung (Viertelj. f. wiss. Philosophie 1881, Bd. 5 S. 7).

des Urteils, Vorliebe für das Individuelle, vor allem in der hohen sittlichen Auffassung der Wissenschaft." [1])

Man kann kaum sagen, daß Freytag stark zum Guten idealisiert hätte, so rein und lauter muß uns der treuherzig und bedeutend in die Welt blickende Philologe erscheinen, dessen Bildnis im runden Rahmen wir noch heute über dem Sofa des Siebleber Arbeitsgemachs hängen sehen. Er war ein naher Freund Gustav Freytags. Er zuerst bestärkte ihn darin, es mit der Romanform in „Soll und Haben" zu versuchen; sein Geist und ein persönliches Erlebnis [2]) lieferten zum Charakteristischen und Hauptmotiv in der „Verlorenen Handschrift" wohl den wichtigsten Beitrag; er sollte es sein, der später die Idee, auf der Grundlage der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" eine neue Dichtung emporsteigen zu lassen, vermutlich entscheidend anregte, und in die Bilder selbst flossen Jugenderinnerungen des Vaters Ernst Friedrich Haupt ein. [3]) Moriz Haupt stand Freytags Herzen sehr nahe. Es rührte ihn, daß ein so hochgelehrter „Kürassier der Wissenschaft" es nicht verschmähte, zutraulich Arm in Arm mit dem acht Jahre jüngeren „leichten Schützen" dahinzuwandeln.[4]) Haupts Urteile wurden von Freytag mit wahrer Andacht erwartet und aufgenommen, und auch Julian Schmidt bezeichnete Haupt als sein „ideales Publikum." [5])

Dem Laien wird es schwer, sich einen Begriff von der Bedeutung dieses stolz-bescheidenen deutschen Philologen zu machen; denn Haupt hat rein gar nichts getan, um die Gunst der Menge, ja auch nur um das Auge auf sich zu lenken. Wilhelm Scherer entwirft ein feines Bild seines Wesens und schildert dies Schwelgen des Gelehrten im unausgebeuteten Stoffe, diese Freude am Wissen, am sorgfältigen

---

1) Moriz Haupt als akademischer Lehrer (1879), S. 35, vgl. auch S. 19, 32 ff., 38 f., 67, 40 f., 101.

2) Näheres in den Beilagen XXVI.

3) Aus neuer Zeit, S. 322—43.

4) So in dem herzlichen Dankschreiben Freytags vom 8. Juni 1871 für die Widmung der von Haupt besorgten Ausgabe der lustigen altdeutschen Verserzählung „von dem übelen Weibe." S. bei Belger S. 36 f.

5) In dem Vorworte der Haupt gewidmeten zweiten Auflage (1855) des ersten Bandes seiner „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert".

Herausgeben, an der gründlichen Konjekturalkritik. Haupt „hat seine Persönlichkeit nie vorgedrängt, sein Belieben dem Stoffe nie aufgedrängt; er unterlag nicht dem Fluche der Virtuosität; er wollte nicht selbst glänzen, sondern seinem Autor den ungetrübten, durch schlechte Überlieferung verdunkelten Glanz wiedergeben . . ." [1]) Nur genaue Kenner vermochten die feinen Striche, mit denen er sparsam aushalf, hinreichend zu würdigen. Haupt liebte es, die Ergebnisse umfangreicher Forschungen in winzigen Abhandlungen, die von Freytag mit kunstvoll geschliffenen Edelsteinen verglichen werden, zu veröffentlichen. Zu größeren sichtbaren Leistungen fehlte seinem Schifflein der günstige Fahrwind, der fröhliche Leichtsinn. Er war „ein geistvoller Mann mit großartiger Auffassung, dem das einzelne nur deshalb wertvoll wurde, weil es mit vielem anderen verbunden dazu half, das Höchste zu verstehen, was der Mensch zu fassen imstande ist, das göttliche Walten in dem geschichtlichen Leben des Menschengeschlechtes". [2]) Machte er sich indessen daran, nun selbst die Früchte seiner schwierigen Vorarbeiten zu ernten, so geriet er alsbald in abermalige Vorprüfungen und zögerte in schier übertriebener Gewissenhaftigkeit, eine kühn hinfliegende Vermutung auf den freien Ozean der Meinungsäußerungen hinauszulassen. Er arbeitete langsam, denn er las, um einen Autor herauszugeben, womöglich die ganze erhaltene Literatur aus dessen Zeit.

In gewissem Sinne, nämlich dem der vornehmen Zurückhaltung, ähnelten einander Haupt und ein anderer lieber Freund Freytags, der 1789 geborene Graf Wolf Baudissin. Dieser gehörte zu jenen nicht ganz seltenen, echt aristokratisch stillen Naturen, die der epikuräischen Weisheitslehre folgen: Bene qui latuit, bene vixit, die sich bescheiden, dem Veilchen gleich im Verborgenen zu blühen. Es gibt wohl in der politischen und sonstigen Geschichte wie in der Literatur hie und da starke Kräfte, die für ein Weilchen oder auch für lange sozusagen von unbe-

---

1) Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 11, S. 76. Haupts verehrter Lehrer Gottfried Hermann rühmte schon an der Habilitationsschrift (Quaestiones Catullianae, 1837) „große Belesenheit, genaue Bekanntschaft mit der Literaturgeschichte, gründliche Gelehrsamkeit, ungemeinen Scharfsinn, feinen Geschmack, klare Darstellung, ausgebildeten gefälligen Stil, sowie ausnehmende Bescheidenheit" (ebenda S. 73).

2) In Freytags Nachruf (Im neuen Reich 1874, 9. Bd. 1, S. 347 ff.). Ges. Werke, Bd. 16, S. 106; vgl. dazu Grenzboten 1858 (Bd. 1, S. 416 ff.) bei Elster, Bd. 1, S. 399 ff.; Erinnerungen, S. 234 ff., 271, 293 f., 362 f.; Bilder, Bd. 2, S. 52 usw.

zeichneten Stellen aus wirken. Meist dürfte ihnen der Lessingstolz eigen sein: „weiß ich doch, wer ich bin.“ Aber sie wirken nicht ruhmsüchtig, und wenn sie sang- und klanglos verschollen sind, so kommt vielleicht viel später erst einmal ein Forscher mit feinen Instinkten und entdeckt aus halb verschütteten Anzeichen, daß hier etwas gestanden haben müsse, das größer war, als die Überlieferung berichtet.[1]) Es sind die unbekannten oder wenig gekannten Erbauer wohlbekannter Schönheitstempel, just das Gegenteil herostratischer Naturen, die unter der Herrschaft undurchschauter Affekte handeln und in ihrem Wahne lieber zerstören als ungenannt bleiben wollen. Vielleicht finden sich unter den Angehörigen des deutschen Adels besonders zahlreich die durch angestammten Sinn für Selbsterziehung edlen Geister, die einer schönen Sache zu dienen für genügend ehrenvoll halten, um auf die unechten Ehren zu verzichten. Wie dem nun sein möge, so einer war jedenfalls der Graf Baudissin. Seine Erscheinung in Freytags Leben bedeutet etwas wie die Entsendung eines scheinbar geringen Botschafters von den höchsten irdischen Himmelsmächten der Kultur an unseren vaterländischen Dichter. Baudissin nämlich war in allen Künsten der Schönheit wundersam zuhause. Er besaß den feinsten musikalischen Geschmack, so daß er Sebastian Bach als seinen Heiligen verehrte. Er hatte an den reifen Früchten der Weltliteratur die reinste Freude, las wieder und wieder die Alten, verdeutschte sich den Don Quixote; mit fünfzehn Jahren schon übersetzte er den „König Lear“ so gut, daß der Übersetzer Voth damals die Jünglingsarbeit benützen konnte; als Gefangener, weil er im dänischen Königsdienste nicht deutschfeindlich dem Kaiser Napoleon anhangen wollte, arbeitete er auf der Feste Friedrichsort an einer Danteübertragung; altdeutsche Dichter, Spanier, Franzosen, Italiener und Engländer, — darunter solche Leistungen wie mehr als ein Dutzend Shakespearestücke und eine vortreffliche Molièreübersetzung, — wurden von ihm in aller Stille den Landsleuten zum Genusse vorgesetzt. Er hatte Freude an Bismarck, an Goethe helles Entzücken. Sein Auge war empfänglich für landschaftliche Schönheit, „und es konnte keinen Begleiter in die Dresdener Bildergalerie geben, der kundiger und erfreulicher war, denn wo er stehen blieb und

1) Vgl. in diesem Sinne z. B. das Werk des Kunsthistorikers Schmarsow über Melozzo da Forli und seines Verfassers Würdigung in „Nord und Süd“, August 1907.

deutete, sah man ihm selbst das hohe Vergnügen und die Begeisterung an."

Das Erfreulichste an dieser durch und durch schönen, edlen und feinen Seelenblüte war aber die grenzenlose Herzensgüte. Man hört Freytag die eigene Rührung an, die er in Scherzen zu verhüllen trachtet. Heiter erstaunlich sind die berichteten kleinen Züge.

Als die Ernte einst mißraten ist und Graf Baudissin sich weigert, die volle Pachtsumme von einem seiner Pächter anzunehmen, da will dieser, der dem Gutsherrn in Liebe und Treue ergeben ist, von solcher Großmut nichts wissen und beharrt mit Hartnäckigkeit auf seinem Nachteil. Ist es ein Zufall, daß gerade Baudissin solch sonderbaren Pächter hat?

Einem anderen brennt Scheune und Stall ab. Es ist ein Verlust von 6000 Talern. Die Feuerversicherung zahlt ihren Anteil. Da keine Schuld des Pächters vorliegt, hat der Graf den übrigen Verlust nun zu tragen. Und wieder tritt das nationalökonomische Wunder ein, daß der Pächter des Grafen Baudissin nicht die volle Summe annehmen will; vielleicht sei das Heu nicht völlig trocken gewesen, vielleicht habe er doch auch Schuld an dem Brande . . . Er will wenigstens die Hälfte zahlen.

Die Kontrakte sollen erneuert werden. Da ereignet sich das Seltsame, daß nicht der Grundherr, sondern die Pächter beantragen „nun aber auch nach den Zeitverhältnissen gesteigert zu werden." Man glaubt, im Paradiese zu leben, zu träumen. Ist es ein Zufall, daß alles dies dem Grafen Baudissin widerfährt?

Es ist kein Zufall. Es gibt wohl so etwas wie eine Gerechtigkeit in den Dingen. Liebe und Vertrauen weckt Liebe und Vertrauen. Auch Baudissin findet es selbstverständlich, daß er seine Sommerpläne ändert, um dem Wunsche eines alten Bauern entsprechend dessen goldene Hochzeit mitzufeiern.

„Was ein Mensch", schreibt Freytag, „seiner Zeit durch Geist, Charakter und Taten geleistet, ist freilich leichter abzuschätzen als was er durch sein Wesen im persönlichen Umgange gegeben hat. Der Zauber, welchen die Persönlichkeit Baudissins auf alle, die ihn gekannt haben, ausübte, lag wohl zunächst in der herzgewinnenden Güte... Immer bestrebt, Gutes an anderen zu entdecken, gelang

es ihm auch, aus anderen das Beste herauszulocken, was sie zu geben hatten. Oft sprach er aus, daß man von jedem Menschen etwas lernen könne. Er ist uns ein Beispiel, wie reichlich und völlig ein guter Mensch das Schöne menschlicher Kunst aufzunehmen vermag, und wie der weise Genuß des Schönen den Guten freier und edler bildet." [1])

Wirkt Baudissin in seiner abgeklärten Friedlichkeit wie ein Garten im Abendsonnenschein rührend, und stellen wir uns den so viel älteren Mann Freytag gegenüber wohl als einen hochbetagten, ehrwürdigen Senator der Menschheit vor, so wirkt dagegen der jüngere Treitschke unserem Dichter gegenüber gerade durch etwas, das man seine ewige Jünglingsgestalt nennen möchte, kaum weniger rührend. „Ein Jüngling," schreibt Jean Paul, „ist ein Lebens-Trunkener, und darum glüht er — wie einer, der sich durch physische Trunkenheit die jugendliche zurückholt — vom Wangen- und vom Herzensfeuer des Mutes und der weichsten Liebe zugleich. Die menschliche Natur muß tiefgegründete Güte haben, da sie gerade in den beiden Zuständen des Rausches, die sie verdoppeln und vor den Vergrößerungsspiegel bringen, statt vergrößerter Mängel nichts enthüllt, als das Schönste und Beste gereift, nämlich Blume und Frucht, Liebe und Mut." Fein und sinnig hat Heinrich Spiero [2]) über Freytag und Treitschke geschrieben; besonders sei jedoch auf den Briefwechsel zwischen ihnen verwiesen, den Alfred Dove eingeleitet und herausgegeben hat. [3]) Freytag verglich des Freundes Feuergeist gern mit heroischen Gestalten in strahlender Jugendschöne. In der Abschiedsrede, als Treitschke 1863 von Leipzig

---

1) Die Lebensbeschreibung, die Freytag dem Grafen Baudissin gewidmet hat, ist zunächst in einem im Jahre 1880 als Manuskript gedruckten, von der Gräfin herausgegebenen „Gedenkbuch für seine Freunde" erschienen, (S. 3—57) später in die „Gesammelten Werke" aufgenommen worden. Bd. 16, S. 111 ff.; Vgl. in diesem Bande ferner über Baudissin S. 364 ff., vgl. auch das Vorwort von Paul Lindau zu Baudissins Übersetzung der Novelle Olivier von François Coppée. Über frühere Coppée-Übersetzungen Baudissins s. Im neuen Reich 1874, 52 (Bd. 4, S. 998 ff.); abgedruckt bei Elster Bd. 1, S. 94 ff. Ferner wird Baudissin erwähnt in den Bildern Bd. 4, S. 301 (Anm.) und seiner in den Erinnerungen S. 287 ff. treu gedacht.

2) In der Aufsatzsammlung „Hermen".

3) Vgl. dazu Näheres in den Beilagen XXVII.

nach Freiburg berufen wurde, sagte er, der Scheidende sei „der Max Piccolomini" in der Kitzinggesellschaft gewesen,[1]) und später in einem Brief an Heinrich Hirzel[2]) nennt er ihn „unsern Heißsporn Percy". In einem anderen Briefe heißt es väterlich: „er wandelt durch diese Welt in heroischem Nachtwandel".[3])

Daß alles Wirkliche unendlich ist, wird dem Menschen, wenn er Blick und Bewegung entrückter Seelen festhalten möchte, wieder recht sonderlich fühlbar. Die Schönheit und Tiefe, Vollständigkeit und Vortrefflichkeit des wirklichen Lebens entspringt allen Haftbanden der vergewaltigenden Abstraktion. Möge denn hier auch heiteren Mutes darauf verzichtet sein, so etwas wie das richtige Spektrum der Freytagschen Substanz in einer langwierigen Aufzählung aller farbigen Freundschaftsmodifikationen, deren sein Inneres fähig war, darstellen zu wollen. Möge es genügen, wenn wir ihn nur noch durch einen Geist hindurch mit der Sonne unserer deutschen Literatur, mit Goethe, gleichsam verbunden erblicken. An dem philologischen Postamente nämlich, das, wie Alfred Dove treffend schreibt,[4]) „in Zukunft die geistige Riesengestalt des Dichters in reinstem Umriß tragen soll, hat in bescheidenen Schriftzügen Salomon Hirzel den eigenen Namen verewigt". Er ist „der Priester der stillen Goethegemeinde" gewesen, den Scherer feierte, als sie sich, bei Gründung der Goethegesellschaft,[5]) in eine öffentliche verwandelte. Doch weniger die Goethebegeisterung des Freytag nahe

---

1) Eine Abschiedsrede an Treitschke von Gustav Freytag. Biogr. Blätter Bd. 2 (1896) S. 228 ff.

2) Vom 11. März 1879. Gustav Freytag an Salomon Hirzel und die Seinen S. 234.

3) An S. Hirzel am 27. Oktober 1865. Briefwechsel S. 152. Zu Freytags Urteil über Treitschke vgl. ferner Grenzboten 1865, 1. Bd, S. 1 ff.; bei Elster Bd. 2, S. 211 ff. Neue Freie Presse, 21. Mai 1893; bei Elster Bd. 2, S. 317; Erinnerungen S. 244. Vgl. auch die schwungvolle Charakteristik Freytags bei Treitschke in der deutschen Geschichte Bd. 5, S. 393 ff., sowie in der Adresse der philosophischen Fakultät (Briefw. S. 55).

4) In der Allgemeinen Deutschen Biographie Bd. 12, S. 502. Über Salomon Hirzel vgl. auch Freytags kleinen Aufsatz vom 18. Januar 1869 in der Illustrirten Zeitung (Bd. 50, S. 46), sowie den oft erwähnten Briefwechsel und Doves Einleitung dazu. Der Plan Freytags, ein ausführlicheres Lebensbild der fesselnden Erscheinung, ähnlich wie Baudissins und Mathys Biographie festzuhalten, hat keine Verwirklichung gefunden.

5) Vgl. Otto Brahm, Deutsche Rundschau Bd. 44 (1885) S. 305.

befreundeten Verlegers als seine verständnisinnige Art des Sammelns, die umfassende Belesenheit und geschmackvolle Bildung überhaupt brachten dem Freunde wichtigste Förderung in seinen eigenen Arbeiten. Auch Hirzel, dem die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" als Denkmal dieser fruchtbaren Freundschaft gewidmet sind, hat wohl übrigens mit seinem großartigen Sammeleifer, ähnlich Jahn, Härtel und Böcking, zu lustigen Einfällen in der „Verlorenen Handschrift" beigetragen [1]) und da jedenfalls weniger wissentlich mitgeholfen, als bei der gemeinsamen bibliothekarischen Vorarbeit zu den Bildern.

1) Vgl. in den Erinnerungen S. 273 f. und dazu Fritz und Laura in der Verlorenen Handschrift.

Elftes Kapitel.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit 1852—66. Karl Mathy 1869.

Wer Sterne betrachtet, dem wird es wohl zunächst gewöhnlich schwer, sich vorzustellen, daß in den ungeheuren Raumweiten, die sein Blick erfaßt, nicht alles Gegenwart ist, was glänzt, sondern daß er die Bilder von vergangenen Wirklichkeiten in vielfacher Abstufung der Zeitenferne, auf einer sichtbaren Raumesfläche vereinigt, wahrnimmt; denn das Sternenlicht, das sein Auge, wie wir mit sinnlich bezeichnender Zeitbestimmung sagen, in diesem „Augenblicke" empfängt, hat nach unserer Vorstellung überall Zeit gebraucht, um die weite Strecke von seiner Quelle bis zum Betrachtenden zu durchmessen. Was dieser eben jetzt erblickt, sind daher eigentlich die Sterne noch nicht, die wirklich im gleichen Zeitpunkte erstrahlen, in dem der Beobachter ihre Bilder empfängt, sondern es sind die Sterne zu den verschiedenen Zeitpunkten, an denen sie ihre jetzt eintreffenden Lichtbilder entsandt haben.

Schaut man auf das, was hier auf Erden im Sonnenlichte einmal Gegenwart gewesen ist, so kann der Strom der Zeit uns wohl auch erfassen und der Erde sozusagen entrücken; sollen wir doch noch einmal das Dasein des in Wahrheit Entschwundenen mit sehenden Augen und fühlendem Herzen erleben. Die Gegenwart versinkt, und die Vergangenheit wird neues Werden. Das Tageslicht, das vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden zur Erde gelangt ist, soll uns die einstige Landschaft beleuchten. Wenn wir dies erschauen, stellen wir uns demnach, während unserer geschichtlichen Betrachtung, all den etwaigen fernen Sternbewohnern an die Seite, denen heute gleichfalls jenes damalige Sonnenlicht tatsächlich erst zum erschauten Bilde wird.

Aus dieser mathematisch logisch jedenfalls nirgends anfechtbaren vernunftgemäßen Nebeneinanderstellung scheint eine gefühlsromantische Forderung von kühnster Anfechtbarkeit gefolgert werden zu können, die

Forderung nämlich, sich von der zeitgenössischen, vaterländischen, nahen Erde loszulösen, die Gegenwart aus den Augen zu verlieren, ja das eigene Selbst auszulöschen, um den rechten Standpunkt der reinen Betrachtung zu gewinnen, als Auge allein über der Welt zu schweben und im Anschauen an sich, ohne alles sittenrichterliche Urteil, die stärkste, zur Religion gewordene Künstlerleidenschaft zu entfalten.

Das Überschwengliche dieser Forderung, die in den Künstlerherzen einiger unserer größten Geschichtsschreiber, wie z. B. Leopold Ranke und Jakob Burckhardt, einen gefühlvollen Widerhall finden konnte, war dem klaren und wo nicht scharfen, so doch nüchternen Verstande Freytags nicht verborgen. Wohl hat auch er Sinn für das „groß Ergötzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen", aber er weiß doch zu gut, daß das, was man „den Geist der Zeiten heißt", „im Grund der Herren eigener Geist" ist, „in dem die Zeiten sich bespiegeln". Deshalb will er nichts Übermenschliches erstreben; er will im Hier und Heute mit Bewußtsein fußen und den Maßstab zur Beurteilung der Vergangenheit der Gegenwart entnehmen, — nicht freilich so, daß alles einzelne unvermittelt in demselben höchsten Ganzen zu erblicken wäre, dazu ist die Kultur mit ihren ordnenden Hilfsregistern zu weit bereits gediehen, und dazu ist Freytags eigenes Denken zu innig von seiner Zeitkultur durchdrungen, sondern in einer von ihm wiederholt geschilderten fortschreitenden Zusammenfassung der Kreise.

Wir wollen dieser Gedankenrichtung Freytags, um zu einem Verständnis seiner grundsätzlichen Stellung in historischen Urteilsfragen zu gelangen, sogleich weiter nachfolgen; zuvor jedoch taucht noch aus der fließenden Unbestimmtheit des Begriffs Vergangenheit eine tiefer ins Innere der seelischen Personalunion von Historiker und Dichter leuchtende und nach widerspruchsfreier Lösung trachtende Frage auf, die zum Behufe einer reinlicheren Erledigung zu stellen sich wohl verlohnt. Es ist nämlich auffallend, daß nach Freytag alle geschichtliche, also den Bedeutsamkeiten der Vergangenheit zugekehrte Forschung, wenn wir ihn irrig wörtlich auslegen, von anderen Instinkten sich leiten lassen soll als die dichterische Phantasie in ihrer unabsichtlichen Wertbetonung bei der von ihr geübten Rückstrahlung des Lebens; daß also für den Geschichtsforscher das geistige Auge sich Rat holen darf, ja soll aus den sonstigen Herzenserfahrungen des handelnden politischen Mannes, d. h. aus dem Charakter oder, wie Dilthey sich gelegentlich

weniger substantiell ausdrückt, aus dem Zusammenhange energischer Überzeugungen,[1]) daß dagegen für den Dichter eine derartige Lenkung durch die sittliche Zentralbehörde des inneren Menschen grundsätzlich oder doch in erster Linie, soweit es sich um reine Poesie handeln soll, nicht stattfindet. Bedeutet diese Zwiespältigkeit der Entscheidungen nicht eine Art Rückfall in den längst widerlegten dualistischen Gegensatz von Realismus und Idealismus (wobei hier der Idealismus für die geschichtliche, der Realismus für die dichterische Darstellung beansprucht würde), statt ihrer ewigen Durchdringung im Goetheschen Sinne froh zu werden? Ist doch Sehen ohne Herzlichkeit in der rhythmischen Gestaltung des Erschauten schon von vornherein menschenunmöglich, so daß eigentlich bei jeder einseitigen Hervorkehrung, sei es der praktisch wertenden Willenssaite oder der theoretischen Vorstellungssaite, die andere im Grunde unausgesprochen mitklingt. Nur durch fortwährendes Berichtigen von Sinn und Tat aneinander, nur in dieser Kontrapunktik der Wahrhaftigkeit, ist die lebendige Bewegung des Geistes gegeben. Doch kehren wir zu Freytags Klarlegungen zurück!

Das einzelne geschichtliche Ereignis oder auch die einzelne geschichtliche Persönlichkeit, ja jede Eigentümlichkeit in Sitte, Rechtsgefühl, Moral einer vergangenen Periode erhalten Wert und Bedeutung durch das Licht, das aus einem größeren Zusammenhange auf sie fällt. Dabei unterscheidet Freytag drei leitende Grundsätze in folgender Weise. Der einzelne Mann in irgend einer Zeit ist mit dem Maßstabe zu messen, den „Intelligenz, Sitte und Moral *seiner* Zeitgenossen an die Hand gibt;[2]) und wir werden bei unserem Urteile über seine Beschränktheiten sorgfältig zu unterscheiden haben zwischen dem, was seine Schuld und Schuld seiner Zeit ist, eine Unterscheidung, die oft sehr schwer ist."

---

1) Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, S. 164.

2) So schreibt z. B. auch Kurd Laßwitz in seiner Geschichte der Atomistik Bd. 2, S. 123: „Descartes war nicht ‚un esprit systématique mal dirigé', sondern in der systematischen Erfassung des Naturganzen hatte er gerade die Richtung getroffen, welche notwendig war, um die Wissenschaft aus dem systematischen Traume des Aristoteles zu lösen, und nur das befreiende Mittel verfehlt. Wir dürfen Leistungen und Männer nur beurteilen nach dem Verhältnis, in welchem sie zu ihrer Zeit und dem ihnen gegebenen Standpunkt der Forschung stehen. Stellt man sich auf diesen Standpunkt, so versteht man, warum Descartes von der Galileischen Einzelforschung nichts wissen wollte . . ."

Es ist dies die Abwägung der Muse Klio, bei der oft, um ein schönes Wort Moltkes zu gebrauchen, Gnade zur Gerechtigkeit wird, bei der die größere Hälfte der Schuld eines Helden „den unglückseligen Gestirnen“ zugewälzt wird, die seine Zeit regierten.

Indessen die Zeitgenossen bilden ein vielstimmiges Ganzes, in dem für den Historiker im allgemeinen doch nur die führenden Stimmen in Betracht kommen. Nur wer den Besten seiner Zeit genug getan hat, der hat, insofern die Flutbewegung seines Geistes wichtige Kanäle speiste, für alle Zeiten gelebt. Freytag spricht daher den ergänzenden Grundsatz aus, daß das Individuum innerhalb seiner Zeit zu messen sei nach dem Maßstabe, den die beste Bildung seiner Zeit an die Hand gibt. Wo diese verurteilt, da werden wir Entschuldigungsgründe suchen in den Beschränktheiten, die dem einzelnen durch seine Erziehung und Umgebung, „und durch sein Hängen in einem größeren Kreise von Menschen und Interessen, welche in Opposition gegen die höchsten Forderungen ihrer Zeit dahin leben“, auferlegt wurden.

Doch der Hauptgrundsatz, den Freytag zu wiederholten Malen [1]) nachdrücklich ausspricht, mahnt, daß „wie unbefangen und liebevoll auch der Historiker das Besondere und Beschränkte irgend einer Zeit erkläre und seinen inneren Zusammenhang mit noch früheren Entwickelungsstufen als notwendig und unvermeidlich darlege,“ immer bei der Abschätzung des Guten und Bösen, des Segens und Nachteils menschlicher Verhältnisse, der letzte Maßstab der Beurteilung aus der Bildung und den ethischen Bedürfnissen unseres Lebens genommen werden müsse. Unseres Lebens, das heißt für Freytag aber nicht nur: der Gegenwart, sondern auch: des Vaterlandes, ja der politischen Partei, der der Geschichtsschreiber angehört. Eine unparteiische Geschichtsschreibung scheint ihm ein Ding der Unmöglichkeit; es kommt nicht darauf an, überhaupt keiner Partei anzugehören, sondern darauf, daß man seiner Überzeugung nach der besten Partei angehört, daß man sich auf Seiten des Fortschritts der lebendigen Entwickelung befindet.

Selbständiges Forschen in den Quellen bildet natürlich die Voraussetzung, bei der Freytag nicht lange verweilt. Das, was ihm zu sagen am Herzen liegt, ist, daß der Geschichtsschreiber ein reifer Mann sein

---

1) Näheres in den Beilagen XXVIII.

müsse; denn niemals würde er sonst fähig sein, das Gefundene würdig zu verwerten. Also: „Kenntnis der Menschen, der Geschäfte, des Volkscharakters" scheinen ihm für den Historiker unentbehrlich. „Daß solcher Erwerb in der Studierstube unserer Gelehrten bis zur Neuzeit nicht ganz leicht wurde, hat unsere Geschichtsschreibung lange als ein Unglück empfunden." [1]) Es sei noch „nicht lange her, daß wir nach dem politischen Charakter des Geschichtsschreibers zu fragen wagen, und daß wir die Überzeugung hegen, kein Historiker könne unparteiisch in großem Sinne Geschichte schreiben, wenn er nicht selbst einer politischen Partei angehört." Die innere Sicherheit, die fühlbare Persönlichkeit eines redegewandten Macaulay war für Freytag wie für Julian Schmidt ein erfreulicher Anblick.

Daß jeder Geschichtsschreiber womöglich selbst durch staatsmännisches Wollen und Handeln die höchste Einsicht in das von ihm behandelte Gebiet zu erwerben habe, wäre ja nun allerdings eine unerfüllbar weitgehende Forderung; wohl aber hält Freytag wenigstens das „überwältigende Eindringen der Staatssorgen in die Seelen" für eine Erscheinung, die der Kunst und Wissenschaft den größten Fortschritt brächte. Ein schärfer spähendes Gelehrtengeschlecht als früher sei bereits durch die Politik herangezogen worden; sie, so meint der überall für männliches Wirken eintretende Dichter, „sie half den Deutschen in der Hauptsache, sie formte die Charaktere männlicher." [2]) In diesem Sinne fühlt er sich als der Wortführer einer neuen, derberen Generation, die der zarten Generation Friedrich Wilhelms IV. gegenüber röteres Leben in den Adern fühlt. „Seit dem Jahre 1848", sagt er „ist das geistige Wesen der Deutschen robuster geworden". [3])

Ehe wir nun aber auf das politische Verhältnis Freytags zu dem robusten Junker, der mit dem Besen starker Taten Hindernisse wegfegte, auf sein Verhältnis zu Bismarck zu sprechen kommen, wird die geschichtliche Hauptleistung des Schriftstellers zu würdigen sein.

---

1) Grenzboten 1862, 28; Elster, Bd. 2, S. 138 anläßlich der deutschen Geschichte von Souchay.

2) Grenzboten 1870, 24 (Bd. 2, S. 402 ff.); bei Elster, Bd. 2, S. 206. Daß „eine männliche Kunst im Anzuge sei" vgl. Elster, Bd. 1, S. 9.

3) Grenzboten, 1848; Forderung von Mannhaftigkeit siehe auch Grenzboten, 1849, 3. Grenzboten 1868, 49; bei Elster, Bd. 1, S. 267. Vgl. auch Grenzboten 1848; 27, Den Lesern der Grenzboten.

Im Mittelpunkte des Schaffens von Gustav Freytag steht sie als das Erzeugnis seiner innigen Vaterlandsliebe, seines rastlosen Fleißes als eines Sammlers, Ordners und Hüters geschichtlicher Volkskunde, seines künstlerisch formenden Ernstes als Schriftstellers, Dichters, Denkers und Gelehrten: die Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Die Bedeutung dieses köstlichen Werkes nach jeder Richtung eingehend zu würdigen, ist eine Aufgabe, die sich nur ein auf den verschiedensten Gebieten beschlagener Kenner stellen dürfte, und deren Lösung hier denn auch nirgends versucht wird; es mögen nur zunächst einige gewichtigere Stimmen über den Wert der Leistung im allgemeinen gehört werden; dann wollen wir selbst einige Beiträge zur Beurteilung, besonders nach der Seite ihres Zustandekommens hin, also zur Beantwortung der Frage: wie wurde das Geleistete „allererst möglich“, zu liefern versuchen.

„Freytags ‚Bilder aus der deutschen Vergangenheit‘ haben viel Beifall gefunden, und doch, wie mir scheint, noch nicht genug. Sie teilen das Schicksal der meisten Bücher, welche auf den Prunk der Gelehrsamkeit verzichten. Die gelehrte Arbeit, die dahinter steckt, wird gerade von den Gelehrten nicht gemerkt oder nicht beachtet . . . Das Buch will freilich kein wissenschaftliches sein, und doch ist es die beste deutsche Geschichte, die wir haben. Oder, wenn das zu viel gesagt scheint; man wird darin vieles finden, was man von einer guten deutschen Geschichte verlangen müßte; und man findet hierin mehr davon als anderwärts.“

So urteilt Scherer[1]) über das Werk Freytags, das als Arbeitsleistung wohl den größten Raum im Leben des Verfassers beansprucht hat, und dessen Ruhm sein Haupt, wie ein anderer deutscher Literaturforscher[2]) meint, noch mit grünem Kranze schmücken wird, wenn einmal die anderen Kränze welken sollten.

Das Hillebrandsche Gefühlsurteil ist schmeichelhaft für den Gelehrten Freytag, aber dafür wohl um so härter gegen den Dichter.

---

1) W. Scherer, Preußische Jahrbücher 31, 482 (1873), vgl. auch G. Steinhausen, Zeitschr. für Kulturgeschichte III, Bd. 1, S. 4.

2) Die Meinung, daß die Lebensbeschreibung von K. Mathy und die „Bilder“ den Anspruch des Verfassers auf die Anerkennung kommender Generationen besser begründen als die Dichtungen, verficht Hillebrand in seiner Deutschen Nationalliteratur III, S. 486.

Wir brauchen uns nicht so hoch zu versteigen und wollen den Blick über einen absehbaren Erfahrungskreis nicht hinaussenden.

In seiner klanghellen Weise wird Treitschke, als Verfasser des Sendschreibens der philosophischen Fakultät von Berlin zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum, dem Historiker gerecht, der, wie es in der Adresse heißt, „schwere Forschung hinter lieblicher Hülle verbergend, sinnig wie kein zweiter den Werdegang des deutschen Gemüts durch die Jahrhunderte verfolgt." Und Treitschke hat auch das rühmende Wort an den lieben Freund gerichtet: „Sie sind gewohnt, in jeden Stoff, den Ihre Feder berührt, ein Stück Ihres Herzens zu legen."[1])

„Das vollendete Ganze", schreibt Alfred Dove, „ward zu einem der schönsten Denkmäler des historisch gestimmten Jahrhunderts. ‚Ein solches Werk besitzen weder die Franzosen noch die Engländer, und wir können stolz darauf sein', urteilte Baudissin mit Recht; ‚eines der seltenen Geschichtswerke, welche von Frauen verstanden und mit Freude gelesen werden können', betonte Treitschke —, hat es doch dann gerade auf dessen Geschichtsschreibung in ihrer seelenvoll farbenreichen Art unberechenbar großen Einfluß ausgeübt." In den „vordersten Rang der deutschen Prosaiker, in die erste Reihe der Germanisten und Geschichtsschreiber" stellt der feine Literaturhistoriker Erich Schmidt[2]) den Verfasser der ‚Bilder aus der deutschen Vergangenheit'. Kein Lob sei zu hoch gegriffen „für diese herrlichen Früchte des Bundes zwischen einer tiefgründenden, alles wägenden und sichtenden Gelehrsamkeit und einer die Ergebnisse so anmutig rundenden, viele Stimmen ferner und näherer Menschen harmonisch einfügenden Künstlerschaft."

1) Treitschkes Widmung der 4. Auflage seiner historischen und politischen Aufsätze an Freytag; abgedruckt in Alfred Doves: Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel (1900) S. 155.

2) Erich Schmidt, Gustav Freytag, Rede vom 19. Mai 1895, abgedruckt im 30. Bde. der Deutschen Bücherei S. 71 ff. Vgl. ferner den Herzog (Briefwechsel Nr. 143, S. 228, am 13. Dezember 1867). Auch Jastrow hat in der „Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung" (1885) Freytags „Bildern" eine ähnliche liebevolle und, unserer Meinung nach, gerechte Würdigung gewidmet, (S. 324): „Freytags Bedeutung beruht darauf, daß Dichter und Geschichtsschreiber in ihm nicht äußerlich nebeneinander stehen, als ob zwei Seelen in seiner Brust wohnten, sondern daß sie innerlich in völliger Harmonie verschmolzen sind. Darum sind seine Bilder so voll von Phantasie, wie sie völlig frei sind von Phantastik. Welche außerordentliche Gelehrsamkeit ihnen zu Grunde liegt, kann nur der Fachmann ermessen; daß sie kein anderer merkt, ist ein nicht geringer Vorzug."

Wie anmutig Freytag die Gabe entwickelt, das sinnfällig einzelne herauszuheben und in fortwährender Häufung der Einzelzüge ein buntes Mosaikgemälde des Lebens zusammenzufügen, wie er nicht müde wird, die Allgemeinbegriffe durch Einführung bezeichnender Bilder zu veranschaulichen und zu bewegen, das hat besonders Elster in seiner Einleitung zum ersten Ergänzungsbande der Grenzboten-Aufsätze geschildert und an Beispielen erläutert. Ähnlich dem altdeutschen Stil, dessen Eigentümlichkeiten der Dichter klar auseinandersetzt,[1]) verfährt er selber. Er zieht das bestimmte Bild dem unbestimmten, allgemein gehaltenen Ausdrucke vor. Anstatt zu sagen, wie ein weniger erscheinungsfreudiger Sinn die Sache vielleicht ausdrücken würde, bei einigen Klosterbrüdern habe sich das kriegerische Wesen ihrer früheren, dem Eintritt ins Kloster vorangegangenen Zeit noch lange lebendig erhalten und sei bei manchen Gelegenheiten wieder zu Tage getreten, schreibt Freytag: „Die aus der wilden Welt in das Kloster gekommen waren, vergaßen nicht ganz, wie sich die Faust über der Waffe ballte. Sie gingen gern für den Herrn Abt auf die Jagd, wußten Spieß und Keule gegen einen Räuber erfolgreich zu gebrauchen und krämpten die Ärmel ihrer Kutte gegen die Dienstleute des Klosters so entschieden auf, daß sie sich und ihrer Abtei Gehorsam erzwangen."[2]) Also alles ist künstlerisch gesehen, und nicht nur, wie hier in diesem einen Beispiel, die besondere Haltung eines Menschen in bestimmten Augenblicken, sondern oft auch das Allgemeine durch ein kühnes Gleichnis versinnlicht und verkörpert. Freytag schreibt vom Bürgerkriege, daß er die Straßen blutig färbe und die Ratsstühle umwerfe.[3]) Er spricht von „grünender Volkskraft"[4]) und „grünendem Leben".[5]) Er schreibt mit fast waghalsiger Eigentümlichkeit des Ausdrucks: „Die Deutschen dauerten nicht mehr in der starren Festigkeit ihrer Sagenhelden, denen Haß und Kampfeszorn geradlinig dahinströmten."[6])

1) Bilder, Bd. 1, S. 26.

2) Ebenda S. 366, vgl. auch S. 44.

3) Ebenda Bd. 2, S. 114; vgl. ferner Bd. 1, S. 11, 346, 360; Bd. 2, S. 333; Bd. 3, S. 11, 107, 348; Bd. 4, S. 71, 227; Bd. 5, S. 7, 28, 239, 247, 276 f.

4) Bd. 1, S. 415.

5) Bd 5, S. 318, ähnlich dichterische Wendungen, Bd. 4, S. 70, 113; Bd. 5. S. 359.

6) Bd. 1, S. 208. Kleistische Vorliebe für den Dativ siehe Bd 1, S. 289, 297, 333, 432, 525; Bd. 2, S. 73, 117; Bd. 3, S. 139; Bd. 4, S. 387; Bd. 5, S. 131, 134, 141, 226, 247, 285.

Hat ihm ein Gleichnis gefallen, so scheut er nicht davor zurück, es dort, wo es ihm als eine zweckmäßig wirkende Kraft angebracht erscheint zu wiederholen. Man kann wohl gelegentlich so ein Gleichnis wie eine kleine Lieblingsmelodie bei einem Komponisten durch das ganze Leben verfolgen. So ist der Vergleich zwischen der Körperschönheit des Kindes in ihrem Verhältnis zu der des Erwachsenen (einerseits) mit der geistigen Eigenart eines unreifen in ihrem Verhältnis zu der eines höher entwickelten Volkes (andererseits) zuerst in einer unveröffentlicht gebliebenen Jugendschrift, sodann als „oft gesagtes Wort" gelegentlich in den Bildern,[1]) schließlich in den „Erinnerungen"[2]) mit Beziehung auf die Sprache, jedesmal höchst wirksam angewandt.

Das von Freytag hauptsächlich gebrauchte Kunstmittel, um seiner geschichtlichen Darstellung jenes gewisse Etwas zu verleihen, das er selbst „Farbe" nennt, und wovon er in seiner Technik des Dramas so bedeutsam gesprochen hat,[3]) besteht in altertümlichen, dem behandelten Stoffe dichterisch angepaßten Wendungen.[4])

In dem Lebensbilde Ernst Haeckels, das uns Wilhelm Bölsche gemalt hat, wird auch der Vorfahren Haeckels gedacht, wobei sich dann herausstellt, daß einige von ihnen in Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" Zeugendienst geleistet haben. Bei dieser Gelegenheit läßt sich Wilhelm Bölsche folgendermaßen vernehmen: „Als Gustav Freytag, der einen äußerst glücklichen Griff für charakteristische Zeitmemoiren besaß, seine . . . ‚Bilder aus der deutschen Vergangenheit' zusammenstellte, suchte er für jede Epoche nach Aufzeichnungen eines einzelnen deutschen Mannes, der schlicht die Dinge gab und doch in seinem Fühlen etwas Typisches für seine Zeit hatte, als rede der Zeitgeist selbst . . ." Bölsche hat damit wohl das ausgesprochen, woran Freytag am meisten gelegen war, und wirklich hat man beim Lesen dieser von Freytag so glücklich ausgewählten Urkunden aus dem Leben der Vergangenheit solchen Eindruck, als gelange der allgemeine Zeitgeist jedesmal in den einzelnen zur klaren Geltung.

---

1) Bd. 1, S. 102; Bd. 4, S. 2.

2) S. 301.

3) Technik des Dramas, S. 9 f., 14, 38 f., 41, 49, 51 ff. 48, 70 f., 81, 102, 110, 125, 143, 146, 163, 223, 227, 230 ff., 244, 250, 271 ff., besonders 281.

4) S. Beilagen XXIX.

Die eingestreuten echten Stücke aus den verschiedenen geschilderten Zeiten bringen einem das, um was es sich bei der Freytagschen Mitteilung eigentlich handelt, überraschend nahe. Die schriftstellerische Leistung des Geschichtsschreibers erschöpft sich jedoch auch bei diesem Tun nicht in dem buchstäblichen Schriften-Zusammenstellen, sondern es ist überall viel feine Kunst in der Vorbereitung und Darbietung jener Überlieferungen zu erkennen. Ja, oft reicht die Kunst der Umrahmung an ähnliche Geheimnisse der musikalischen Darbietung heran, wie man sie etwa bei dem unvergleichlichen Johannes Brahms bewundert, wenn er Volksweisen, Edelsteinen gleich, zu wunderbarem Glanze bearbeitet und abschleift. [1])

Eine erstaunlich reichhaltige Sammlung von Flugschriften, namentlich aus den Zeiten der Reformation und des dreißigjährigen Krieges, aber auch aus der ältesten erreichbaren deutschen Vergangenheit, ein Museum gleichsam von Denkwürdigkeiten und Lebensäußerungen unseres Volkes, die nicht nur den Fachgelehrten, sondern allen Betrachtern höchst reizvoll sind, und dies Ganze in einer Ordnung, wie sie kaum als die Arbeit eines einzelnen gelten kann, das ist — selber ein Lebenswerk für sich — die breite Unterlage zu diesem Lebenswerke der Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Alles, was Charakter und Wesen eines Volkes und dadurch das geschichtliche Leben der Menschheit verstehen hilft, scheint Freytag an sich wissenswert. Dies ist, wie er selbst einmal sagt, seine „ehrfürchtige Überzeugung". [2]) Und ein anderes Mal führt er aus, daß nicht sowohl das politische Geschehen auf den Höhen für die geschichtliche Auffassung ausschlaggebend sein sollte, sondern mindestens ebenso sehr die stillen

---

1) Siehe z. B. „Bilder", Bd. 1, S. 100, die Schlußschnörkel Freytags nach der Erzählung. Dergleichen begegnet dem Leser natürlich nicht nur in den „Bildern„ sondern auch bei allen ihnen verwandten Aufsätzen in den „Grenzboten" und in der Zeitschrift „Im neuen Reich". Es ist nicht zu verwundern, wenn auf Grund solcher Tatsachen der Versuch gemacht wird, Gustav Freytag den sozusagen klassischen Schriftstellern unserer Schulen hinzuzugesellen. Vgl. das 43 Lesestücke enthaltende Buch von Dr. Willy Scheel (1901): Lesebuch aus Gustav Freytags Werken. Ein Hilfsbuch für den deutschen und geschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. Vgl. auch E. Stutzer (Görlitz), Gustav Freytag als Schulschriftsteller (Lehrproben und Lehrgänge 1900, S. 26—41), Landmann, Zeitschrift für den deutschen Unterricht 9 (1895), S. 715.

2) Im neuen Reich 1872, 24; bei Elster Bd. 2, S. 106.

Fortschritte, die „Kultur und Behagen der Individuen durch Jahrhunderte selbst während arger Mißregierung machten", — das „Grün in den Tälern", wie er es anziehend nennt.[1])

Für dieses Grün in den Tälern hat sein Auge eine entschiedene Vorliebe. Es ist, als spräche er sich denselben Segen zu, den Gottfried Keller in den Dichterworten verewigt:

„Trinkt, o Augen, was die Wimper hält
„Von dem goldnen Überfluß der Welt!"

Ein Behagen des Betrachtens ist ihm eigen wie jenem Lynkeus: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt . . .", der in dieser Seligkeit des Schauens ruft:

„Ihr glücklichen Augen, was je ihr gesehen,
„Es sei wie es wolle, es war doch so schön." —

Fest mit Blicken sich ansaugend an die schöne Wirklichkeit der Vergangenheit und Gegenwart, so erscheint uns trotz aller politischen und sittlichen Herzenswünsche als ein echter Künstler der Verfasser dieser deutschen Kulturgeschichte, und für ihn selbst muß gelten, was er von den Mönchen geschrieben hat: „Es erfreut, die bunten Striche zu betrachten, durch welche der fleißige Mönch in der Sachsen- und Frankenzeit die Anfangsbuchstaben seiner Kapitel umrankt. Denn man sieht, wie groß sein Behagen war, als er die Linien schwang und die Zwischenräume mit bunter Farbe und sauberen kleinen Mustern ausfüllte."[2])

Mit Behagen hat Freytag den Stoff zu seiner Darstellung gesammelt; behaglich und gemächlich, con amore, wie das italienische Wort bezeichnend lautet, mit Liebe ist das Werk zustande gekommen. Daher ist aller starrer Eigensinn des Formzwangs gebrochen und dafür jene Form erreicht, die, wie die Alten sagten, als „lenis minimeque pertinax" anmutet. Der nicht völlig dem Stoffe gewachsene Denker ist durch unermüdlichen Forscherfleiß, verbunden mit herzlicher Innerlichkeit des Erlebens, allmählich zum künstlerischen Gestalter geworden. (Vgl. oben S. 65 f.)

„Der Meister kann die Form zerbrechen mit weiser Hand, zur rechten Zeit." Ja, die Form oder das Gesetz von außen geht in

---

1) Grenzboten 1865, 15; bei Elster Bd. 2, S. 90, 94.

2) Bilder, Bd. 1, S. 406. Vgl. auch in den Beilagen XLI.

das Innere, in die Freiheit über.[1]) Freilich kann das nur auf dem Wege der Vernunft, nämlich an einem Leitfaden der Ordnung, erreicht werden, und die Überspringung der Regel führt mit nichten zur Freiheit, sondern zu einer sich für vornehm haltenden Ungebundenheit, die der inneren Berechtigung ermangelt.

Besichtigt man die Flugschriftensammlung Freytags, die sich jetzt in Frankfurt a. Main befindet, so sieht man, daß die wahrhaft vornehme, künstlerische Leistung in den „Bildern" eine herkulische Handwerksarbeit zur unerläßlichen Voraussetzung hat. Ein unverdrossener Ordnungssklave, der im Groben schaltet und waltet, hat den harten Stoff vorerst einmal zerkleinert und für die feinere Arbeit vorbereitet. Aber dieser arbeitende Helot und der freie Aristokrat müssen sich in einer Menschenseele vereinigen; denn wenn im Künstler gar kein Bauer steckte, der die Erde zerhackt und zerwühlt, wenn der Künstler in eingebildeter Vornehmheit diese rauhe Auseinandersetzung mit dem Stofflichen anderen überlassen möchte, so kann er auch auf Fruchtbarkeit seines Ackers nicht rechnen. Das Wegschaffen des Hinderlichen durch Arbeit schafft gerade den gedeihlichen Humus für die künstlerische Tat. Mit dem bloßen Wegschieben allerdings wäre es nicht getan, da es denn doch wieder einmal heranrollen und Schaden anrichten würde. Der Stoff muß, wenn der Ausdruck erlaubt ist, wirklich „klein gekriegt" werden.

Solche schier buchstäbliche Kulturarbeit des Landmannes gleichsam auf geistigem Gebiete bedeutet das Sammeln, Ordnen, Registrieren. Freytag erweist sich hierin hervorragend tüchtig. Sein methodisches Vorgehen, das überall von Liebe für die Sache erfüllt ist, läßt sich noch deutlich an den Spuren, die es zurückgelassen hat, verfolgen.

Die Frankfurter Sammlung zeigt uns die vielen kleinen Bündel mit dem zusammengetragenen Stoff: „Aberglauben, Prophezeiungen, Naivetäten, Kalender" I, 1—53, 54—97, 98—147, 148—189, 190 bis 238, 239—272, 273—304, 305—347. Es folgen unter II. die Bündel, die über Untaten und Unfälle berichten, sodann III. Fahrende

1) „Denn das ist die Eigenschaft aller echten Form, daß der Geist augenblicklich und unmittelbar daraus hervortritt, während die mangelhafte ihn, wie ein schlechter Spiegel, gebunden hält und uns an nichts erinnert als an sich selbst." H. von Kleist, Brief eines Dichters an einen anderen; vgl. auch Schiller über Goethe an Humboldt, 9. November 1795.

und Gehende, Gauner, Räuber. So geht es weiter fort. „Das Volk in Glauben, Spott und Witz", oder „Die Kirche der Reformation, Brüderschaften, Jesuiten", ferner „Humanisten", „Schule und Bildung". Ganz besonders stark ist natürlich die Welt von Äußerungen, die sich unter dem Begriff Luther vereinigt (XV), vertreten.

Wie man in einem Museum für Völkerkunde Überbleibsel aller Art unter sorglicher wissenschaftlicher Obhut vorfindet, so geht es einem bei einer Wanderung durch Freytags Sammlung und bei einer Betrachtung seiner über diese Sammlung mit schwungvoll freiem Pinselflusse hingemalten Bilder. Da werden die abergläubischen Gebräuche der Germanen im jungen Christentume, die schon den Verfasser der Doktorschrift beschäftigten, sorgsam aufgezählt;[1]) da wird das alte Bauhandwerk mit genauem Eingehen auf die Technik behandelt; die Arten der Gewebe, Tafelgerätschaften, Gewürze und Edelsteine[2]) werden besprochen und helfen mit tausend Einzelzügen die anschauliche Gesamtwirkung eines Gemäldes der Vergangenheit ermöglichen.

Wird die Kleinmalerei gelegentlich weit getrieben, so erinnert wohl Freytag selbst den Leser an den großen Zweck des Ganzen:[3]) „Es scheint wenig, von Glas und Holz" . . . beginnt er dann die persönliche Zwischenrede, oder: „Es ist nicht unnütz, an solche Einzelheiten zu erinnern."[4])

Und durch Sammeln und Ordnen ist nicht nur überall im einzelnen das vielbändige Werk über die deutsche Vergangenheit vorbereitet worden; als Ergebnis einer Sammlung von kleineren Arbeiten ist es sozusagen überhaupt erst zustande gekommen.[5]) Grenzbotenaufsätze in den Jahren 1852, 1855, 1856, 1857, 1858, 1860 und 1864 gehen dem Erscheinen der vollständigen Buchausgabe voraus. Doch ist bereits 1859 ein Band „Bilder aus deutscher Vergangenheit" herausgekommen, dem sich dann ein zweiter Band mit dem Titel „Neue Bilder" angeschlossen hat. Der erste Aufsatz, dem die ganze Sammlung folgt (1852), trägt die Überschrift: „Vor zweihundert Jahren und jetzt"; er beginnt mit den hoffnungsfreudigen Sätzen: „Der muß

1) Bilder, Bd. 1, Viertes Kapitel.
2) Bd. 1, S. 279 ff.
3) Bd. 2, S. 385.
4) Bd. 1, S. 282.
5) S. Beilagen XXX. (Vgl. auch oben S. 185 f.)

sehr schwarz sehen, welcher leugnen will, daß Produktion, Wohlstand und praktische Intelligenz bei uns im ganzen in rascher Zunahme begriffen sind. Der Kern unseres Lebens ist gesund . . ." Als der Schlußstein des Bauwerks ist die 1866 geschriebene Widmung an Salomon Hirzel zu betrachten, der als ein erfahrener und liebevoller Helfer sich, wie bereits erwähnt, die größten Verdienste um das Werk erworben hat.[1])

Soviel nun über Vorarbeiten und Arbeiten überhaupt. Gehen wir jetzt zum Aristokratischen, im eigentlichen Sinne, über, zu dem inneren besten Gefühle, das all dies Arbeiten regiert und durchleuchtet, der Seele des Ganzen, zu der sich alles andere wie Stoff zur Form verhält. Was nämlich einer gelegentlich töricht auftretenden Arbeitsverachtung als berechtigter Kern innewohnt, ist die Vorstellung, daß alle entbehrliche Mühwaltung in der Tat von Übel ist, weil die Entwickelung darauf hinausgeht, edlere Zeitverwendung an Stelle einer weniger edlen zu setzen; daher das Nachdenken über die Berechtigung irgend einer Arbeitsleistung die erste und selten genügend ernst genommene Pflicht des Arbeitenden selbst ist.

Was stellte sich Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" für eine Aufgabe? — Die Antwort hallt uns aus dem Werke mit ähnlicher Gewalt wie etwa aus Herders Schriften eine andere entgegen. Hatte dieser beinahe in allen seinen Schriften „Briefe zur Beförderung der Humanität" schreiben wollen,[2]) so beschränkt sich unser Dichter dem gegenüber zunächst gewissermaßen darauf, Briefe zur Beförderung der Vaterlandsliebe zu verfassen.

Ist das ein Rückschritt? — Dann ist es vielleicht ein notwendiger Rückschritt zu weiterem Fortschreiten. Vielleicht hat der beflügelte Hermes des Weltverkehrs und des Kosmopolitismus, der vor dem Beginn

1) In der Einleitung zu den Briefen Gustav Freytags an Salomon Hirzel und die Seinen bemerkt Alfred Dove, „daß kaum je die Zueignung eines bedeutenden Werkes an den Verleger selber so wohl verdient sei." „Ähnlich wird in der Ilias neben den kämpfenden Helden der edle Wagenlenker nicht vergessen, der im Notfalle seinerseits hilfreich zu den Waffen greift." So S. XIV; vgl. ferner S. 35, 71, 77 ff., 84 f., 87, 149, 165 f.

2) Es fehlt freilich auch bei Herder nicht an patriotischen Gedanken. Schon seine Generation suchte das nationale Selbstbewußtsein Deutschlands herauszuarbeiten. Vgl. hierüber in der geistvollen Einleitung zu Herders Werken Dr. Herman Nohl, S. XXV, XLVIII.

des Zeitalters der Eisenbahnen schon in den Köpfen die Menschheits-verbrüderung philosophisch einzuleiten begonnen, noch dies oder jenes nachzuholen gehabt. Er hat umkehren müssen, um erst für anderes vorzusorgen.

Vielleicht kann auch das menschliche Herz nicht gut ohne überleitende Sprossen vom einzelnen zum allgemeinsten springen, sondern bedarf, wie der einteilende Verstand, sozusagen der Übergangs- und Mittelstationen in seiner Liebe.

Solche Stationen auf dem Wege zur Menschheitsliebe bilden die Gefühlssammelpunkte des Volkes und der Familie.

Die Vaterlandsliebe als endgültigen Standpunkt, über den man nie hinausgelangen könne, aufzufassen, ist wohl aber eine ebenso unzulässige Auffassung wie der Wahn, in einem begrenzten Weltall zu leben. Es sind dies die Sünden gegen das Unendliche, die in der Kantischen Sprache dem transzendentalen Scheine angehören und auf Verwechslung des Vergänglichen mit dem Unvergänglichen, des Irdischen mit dem Überirdischen hinauslaufen. „Über dem Manne steht das Volk, über dem Volke die Menschheit . . .“ (Verlorene Handschrift.)[1])

Wem aber Freytags Patriotismus ein unsittlicher Rückschritt gegen den echt sittlichen Humanismus des achtzehnten Jahrhunderts zu bedeuten scheint, der sollte bedenken, daß ernsthafte Vaterlandsliebe viele Heilmittel gegen allen Überschwang in sich selbst trägt. Wer ein so großartiges Ganze, wie eine Volksseele, liebevoll zu erfassen sucht, der kommt der Menschheit dadurch überhaupt näher. Auch wird zu bedenken sein, daß die Gefahr, daß der Deutsche sein Volk überschätzt in der anderen gefährlichen Neigung, es zu unterschätzen, eine Art Gegengift

1) Und über der Menschheit, in unbegreiflicher Erhabenheit, das Weltall. — „In diesem Sinne, nicht als ruhendes Abbild eines außer ihm existierenden Seins, dem es in substantieller Isolierung gegenübersteht, sondern als mittätige Kraft, als einer der unzähligen Knotenpunkte im Weltlauf, in denen sich das Werden und Wirken der geistigen Welt zu einem stetigen und zweckvollen Zusammenhang des Geschehens verdichtet, ist der menschliche Geist ein wahrer „Mikrokosmos“, eine kleine Welt, die in ihrer eigenen inneren Entwicklung die Entwicklung des Weltganzen spiegelt. Dieses Ganze selbst kann weder wahrgenommen noch begriffen, aber es muß doch zu jedem einzelnen Inhalt des Weltgeschehens, als eine notwendige Forderung hinzugedacht werden, weil erst in der Idee eines solchen Ganzen die vergänglichen Teilzwecke, denen das Einzelne zustrebt, einen bleibenden Wert gewinnen.“ Wilhelm Wundt, System der Philosophie (3. Aufl.) Bd. 1, S. 422 ff.

in der Nähe hat. Unter den guten Eigenschaften, die Freytag dem Deutschen nachrühmt, bildet das Lob der Anerkennung ausländischer Eigenart nicht das geringste. Ja, er sah in der Aneignungsfähigkeit und Umbildungsfähigkeit der germanischen Rasse eine Art Bürgschaft für ihre Dauer. Es ist übrigens bezeichnend, daß das gute Zeugnis für die Anpassungsfähigkeit des deutschen Volkes gerade von dem ganz jugendlichen, selbst sehr anpassungsfähigen Gelehrten herrührt[1]) und daß dieser Ruhm später ein klein wenig in den Hintergrund gedrängt wird durch die freundliche Hervorkehrung anderer Vorzüge, wie sie gerade ein älterer Mann löblich findet. So spiegelt sich der Verfasser ungewollt in seinen Urteilen.

Das Lob der Aneignungsfähigkeit, mit der vielleicht auch die deutsche Wanderlust zusammenhängt,[2]) tritt in den Bildern verhältnismäßig zurück, und die Sinnigkeit der deutschen Natur wird besonders hervorgehoben.[3]) Das treue Fühlen, die Herzlichkeit und Gemütlichkeit des Volkslebens wird bezeichnender Weise von dem gereiften Manne stärker betont, während, wie wir sahen, der lernbegierige Jüngling vor allem die offene Empfänglichkeit der Deutschen geschätzt hatte. Wie hier aber der Wunsch die besonderen Lieblingseigenschaften in den geliebten Gegenstand hineinsah, so werden überhaupt gelegentlich, was ja die Erörterung von vieldeutigen allgemeinen Eigenschaften leicht mit sich bringt, verbreitete völkerpsychologische Erscheinungen in allzu weit gehender Germanistik gerade für das deutsche Volkstum ausgelegt.[4]) Doch die Begeisterung gibt auch wohl dem, was als geschichtliche Feststellung untriftig scheinen mag, einen idealen in die Zukunft gerichteten, erzieherischen Wert.

Simon Dach sang:

„Der Mensch hat nichts so eigen,
„So wohl steht nichts ihm an,
„Als daß er Treu erzeigen
„Und Freundschaft halten kann."

1) S. Beilagen XXXI.

2) Vgl. Im neuen Reich 1871, 26; Ges. W. Bd. 15, besonders S. 537.

3) S. Beilagen XXXII.

4) Bilder Bd. 1, S. 413. So bemerkt auch H. Pabst in der Historischen Zeitschrift 1867 (Literaturbericht) S. 178 f., es scheine ihm, als ob mehrfach allgemeine christliche Ideen des älteren Mittelalters zu spezifisch germanischen gemacht würden. Daselbst auch Kritik der Schilderung staatsrechtlicher Verhältnisse.

Dieser Klang von deutscher Dichterharfe durchtönt als ein tiefer Gefühlsakkord auch Freytags ganze deutsche Geschichte. „Der Mensch hat nichts so eigen," darin liegt die Ehre der freien Persönlichkeit, das starke Gefühl für die Herrschaft über den eigenen Willen, die im Befehlen Seligkeit empfindet, dies Freiheitspathos, das sich in trotzigen Recken zu Stolz und Eigensinn aufbäumt, aufschäumt, bis es in der erhabenen Tiefe von Kants „gutem Willen" sich in unendlicher Beruhigung ausdehnt. Treue Liebe aber ist, wie der Dichter singt, des Willens schönster Inhalt. — „So wohl steht nichts ihm an."

„Das erste Wort deutscher Sprache, welches uns aufgezeichnet ist," lesen wir in Freytags Bildern, sei das altgermanische Wort für den Beamten. Der Verfasser knüpft an diese Behauptung sogleich einen Beitrag zur Zeichnung des germanischen Wesens. Das Treueverhältnis des Dienenden zu seinem Herrn wird in liebevoller Weise als bedeutsam für den sittlichen Gehalt der Lebensanschauung in aller Folgezeit gekennzeichnet.[1]) Hieraus sucht der Dichter zu erklären, wie im ganzen Mittelalter so leicht Aufstände ehrgeiziger Häuptlinge, Fürstensöhne, Bannherren gegen den König möglich werden konnten. Die unverbrüchliche Festkettung der Diener an ihren Herrn habe bewirkt, daß an einem Aufstande teilzunehmen das Gegenteil von Pflichtverletzung gewesen wäre; denn wenn sich auch der einzelne nicht so losgelöst vom Boden der Gemeinschaft wie im römischen Rechte als Einzelwesen fühlen mochte,[2]) ein Gemeinwesen als höchstes einheitliches Ganzes war noch nicht vorhanden, noch nicht zum Staate, der Pflichten

1) Freytag faßt die germanische Treue als das natürliche Gegengewicht zu dem hochfahrenden Mannestrotze der einzelnen auf (Bilder Bd. 1, S. 81 f.); schrankenlos wäre das Gefühl ihrer Freiheit wie ihrer Freiheitsentäußerung. Wo sie sich freiwillig unterordneten, da wäre der Gehorsam, den sonst keine irdische Gewalt hervorbringen konnte, in rührender Zuverlässigkeit vorhanden. (Vgl. S. 79; 95.)

2) Vgl. Ferdinand Lassalles System der erworbenen Rechte. Zweiter Teil: Das Wesen des römischen und germanischen Erbrechtes, wo zu beweisen versucht wird, daß das deutsche Erbrecht, im Gegensatze zum römischen, Familienrecht sei. Der römische Volksgeist verhalte sich zum germanischen wie Wille zu Liebe. „Der Begriff der Familie ist die sittliche Identität der Personen, die zu ihrer substantiellen Grundlage nicht mehr das bloße Setzen des subjektiven Willens, die Willensaneignung, sondern die sich empfindende Einheit des Geistes oder die Liebe hat." Lassalles Reden und Schriften (Bernstein) 1893, Bd. 3, S. 844.

auferlegen konnte, herangediehen. Es bezeichnet eine wichtige Wendung, wenn es erst heißen darf, daß der Deutsche ein Vaterland habe, „um das er sich grämt".

Freiwillig gelobte sich der Mann dem Gebieter, und diese goldene Kette reißt nicht. Ein Urteil, das wohl zum Schönsten gehört, das sich zum Lobe eines seelisch wohlgewachsenen Menschenschlages sagen läßt. Nämlich daß nicht Zwang und Eisen sie in Fesseln schlägt sondern das Edelmetall selbstloser Gefühle. Wer mit Liebe dient, dem wandelt sich das drückende Pflichtenband in leichte Rosenkränze. „Der schwere Panzer wird zum Flügelkleide."

Dieselbe Anschauung, nämlich seliger Dienertreue, war es, die den entsagenden Mönch an seinen Gefolgherrn Christus fesselt; und wiederum dieselbe Anschauung, die den Adel an die Person des Monarchen, den deutschen Priester vielfach an die römische Kirche bindet.[1]) Überall findet Freytag seine Tacitusverdeutschung bestätigt: sie sind einem phantastischen Zuge ihres Gemüts unterworfen, den sie Treue heißen![2])

Was wir so über die deutsche Treue in den Bildern ausgeführt finden, ist alles so zart und warm, daß man dabei an altdeutsche Volksweisen erinnert wird. Die Melodie der Freytagschen Vaterlandsliebe wirbt sich denn auch stets aufs neue liebende Herzen. „Ich weiß ganz sicher", schreibt Wilhelm Scherer an Freytag,[3]) „daß mich in jungen Jahren nächst Jakob Grimm niemand mit einer solchen Liebe für unser Volk erfüllt hat wie Sie."

Die Literaturgeschichte könnte vielleicht keine ganz wertlose Bereicherung dadurch erfahren, daß man jeden Dichter oder Gelehrten nach seinem Lieblingshelden fragte; sie würde dadurch in ihren bewegenden Kräften klarer werden. Meist ist es ganz leicht zu erkennen, welchem erwählten Vorbilde sich der einzelne den Weg zum Olymp nachgerungen hat. Goethe, der den Pylades in seiner Iphigenie die Notwendigkeit einer solchen Wahl aussprechen läßt, hat uns über seine Shakespeareverehrung in einer gewissen Zeit seines Lebens keinen

1) Bilder, Bd. 1, S. 81.

2) Tacitus, Germania cap. 24 ea est in re prava pervicacia; ipsi fidem vocant.

3) An Gustav Freytag. Deutsche Zeitung 1886, 13. Juli; abgedruckt in Wilhelm Scherers Kleinen Schriften. Bd. 2. S. 36 ff.

Zweifel gelassen. „William, Stern der schönsten Höhe“ heißt es in dem über die starke Vereinheitlichung seines Wesens freudig bewegten, lyrischen Ergusse. Theodor Mommsens römische Geschichte scheint in der Persönlichkeit Caesars, Sybels Geschichte des Deutschen Reiches in Bismarck zu gipfeln. Auch hier scheint zu gelten, was in der Ilias zu lesen steht: „Nicht gut ist die Vielherrschaft, einer soll Herr sein, einer König!“

Die feurige Liebe zu einer großen Persönlichkeit nimmt den ganzen Menschen in Zucht, sie arbeitet im Sinne einer einheitlichen Stilbildung an seiner Seele, ähnlich wie den Mann die Herzensneigung zu einer einzigen Art von weiblicher Schönheit geheimnisvoll erzieht und bildet. Es scheint dabei nebensächlich, was die Ursache „an sich“ — nämlich was sie für andere Augen als die des Beglückten — bedeutet.

In dieser Angelegenheit ist jedermann eigentlich dichterisch tätig; er dichtet alles ihm Verehrungswürdige den verehrten Gestalten an; es verdichtet sich in diesen gleichsam alles Verehrungswürdige auf Erden.

Der Geschichtsschreiber Freytag ist viel zu sehr Dichter, als daß ihm die deutsche Geschichte in einem Lieblingshelden sich nicht zusammenfassen sollte. Das ist Luther. Die Persönlichkeit dieses großen glaubensstarken Mannes scheint ihm dessen ganzes Jahrhundert zu beleuchten. Was vor ihm liegt, scheint vorbereitend auf ihn hinzudeuten; was ihm folgt, scheint unter seiner Nachwirkung aufzuwachsen.

Diese Stellung zu Luther gibt manchen Anschauungen im einzelnen die Richtung. Heute würde man etwa eher geneigt sein, wie dies in dichterischer Weise von Herman Grimm oder Wilhelm Bölsche versucht worden ist, Goethe zum Höhepunkte der deutschen Geschichte zu erheben; für anders gestimmte Geister kämen dann daneben noch Leibniz, Lessing und Kant, Bach, Beethoven und Mozart oder Schiller und Bismarck am meisten in Frage.

Daß Gustav Freytag sich so ganz und völlig vor der Größe Luthers neigt, verleiht seinem Werke den entscheidenden Zug.[1])

Und wir sagen uns: Wer solche Herzensfreude an solcher Gestalt hat, der muß männlichen Mut, Aufrichtigkeit und Geradheit über jede

1) Die Liebe zu Luther kommt allenthalben in Freytags Bildern a. d. d. V. zu Worte; besonders siehe Bd. 2, S. 88 ff. (Huß und Luther), 332, ferner Bd. 2, S. 462 f., Bd. 3, S. 40, 52, 67 ff., 89, 108, 117, 119, 123 f., Bd. 5, 25 f., 391.

andere Eigenschaft stellen, er muß sehr viel Sinn für sprachliche Ausdrucksfähigkeit, Volkstümlichkeit und gute Laune besitzen; im Zwiespalt zwischen weichlicher Feinheit und natürlicher Derbheit dieser den Vorzug geben, im Zwiespalt zwischen Mahnungen der Welt und des Gewissens sich mit klarer Gemütsübermacht für die innere Stimme entscheiden; er muß ein wenig Musik lieben, ein wenig allen guten Dingen zugetan, kein Kostverächter, kein Kopfhänger sein und vor allem tiefe Empfänglichkeit für deutsches Wesen haben, deutsch sein oder doch die Deutschen und ihre Art fest in sein Herz geschlossen haben.

Das Buch über Karl Mathy, bei weitem die längste Lebensbeschreibung, die Freytag geschrieben hat, bedeutete für den Verfasser der Bilder „in gewissem Sinne eine Fortsetzung“ [1]) — wir dürfen vielleicht hinzufügen: mit den Ahnen zusammen den melodischen Abgesang des Liedes von der deutschen Vergangenheit.

Schon für die Bilder hatte Mathy einen kulturgeschichtlich und schriftstellerisch wertvollen Beitrag geliefert: die Schilderung seines Schulmeisterdaseins in der Schweiz. Herb schweizerisch, frischwangig und gesund mutet uns Mathys Stil an, ein Eindruck, der uns bei der durch Freytag vermittelten näheren Bekanntschaft mit dem Wesen des Mannes noch verstärkt wird. Wenn man an Mathy denkt, empfindet man wohl wirklich „etwas von Alpengrün und kräftigem Duft der Bergtannen“. [2]) Es ist ein freier Geist, vielseitig tätig, ein Mann der Gegenwart, des Handelns und Aufräumens, geradezu vorbildlich tüchtig mannhaft. Die sittliche Erfreulichkeit dieser Gestalt war sicherlich für Freytag einer der Beweggründe zur Abfassung des Buches. Dazu kommt der nationale Inhalt des Mathyschen Lebens. Scherer richtet einmal an Freytag die Worte: [3]) „Wie vielfältige Absichten

---

Hervorragende Charakteristiken siehe auch Bd. 1, S. 318 f., 348 (Karl der Große), S. 140 f. (Attila); Bd. 1, S. 440 f. (Gregor VII.); Bd. 1, S. 508 f. (Friedrich Rothbart); Bd. 2, S. 77 ff. (Rudolf von Habsburg); Bd. 2, S. 351 (Sigismund); Bd. 2, S. 443 f. (Max I.); Bd. 4, S. 170 ff., 177 ff. (Gustav Adolf); Bd. 5, S. 233 ff. (Friedrich II., der Große); Bd. 5, S. 235 (Vergleich mit Goethe), S. 236, 246, 391 f. (neben Luther gehalten). Über Luther vgl. ferner Grenzboten 1862, 28; 1868, 41; s. bes. Elster, 2, S. 148.

1) Erinnerungen, S. 344.

2) **Karl Mathy**, S. 255.

3) **Kleine** Schriften, Bd. 2, S. 36 ff.

Ihre Schriften auch verfolgen, wie mannigfaltig die Gegenstände sein mögen, die sie behandeln: in einem stimmen sie alle überein, in der nicht kritiklosen, sondern gerechten, in der nicht blinden, sondern sehenden Liebe, mit der ihr Verfasser alle Zeiten unserer Geschichte und alle Schichten unseres Volkes umfaßt und seine Leser damit zu durchdringen weiß". — Vaterlandsliebe ist auch der allenthalben fühlbare Lenz, der die Schönheiten der Mathy=Biographie zur Entfaltung bringt. Das Leben des Süddeutschen, das der Schlesier, dem deutschen Volke zur Erbauung, in herzlicher Wärme berichtet, es ist nicht nur, wie es im Geleitworte heißt, von einem Freunde dem Freunde, von einem Journalisten einem anderen Journalisten geschrieben, sondern, wie der bedeutungsvollere Schluß kündet: es schrieb „der Preuße dankbar dem Badenser"; ist es doch ein Werk aus jenen Jahren, „in denen der deutsche Staat durch Kampf und Verträge gegründet wurde", ein Werk aus der Zeit gesteigerten Lebensmutes und der ersten Siegesfreude.[1]) Daher hofft auch Freytag, daß der Leser solche Stimmung der Schrift entnehme. Mit hellen, frohen Augen soll die Arbeit in die Gegenwart blicken; denn ihr Held gehört zu den „Auserwählten, in denen die große Idee des preußischen Bundesstaates zuerst heraufwuchs zu fester maßvoller Forderung; er war der einzige Nichtpreuße, der den Kampf für diese Idee in verantwortlicher Stellung von den ersten Anfängen bis zu seinem Lebensende treu durchgeführt hat".[2]) So urteilt Freytag; das Bild eines so beurteilten Mannes festzuhalten, schien dem vaterlandsfreudigen Geschichtsschreiber mithin eine gute Aufgabe.

Doch auch der Freund wollte dem Freunde ein Denkmal setzen. „Es sollte der Dank sein", sagt er in den Erinnerungen,[3]) „den ich dem geschiedenen Freunde für zehnjährige brüderliche Treue abstattete". Keine eitle Lobrede, ein Zeugnis treuer Liebe, aufrichtiger Hochschätzung und Verehrung! Mathy war von 1830 an bis zum letzten immer

---

1) Erinnerungen, S. 345.

2) Karl Mathy, S. 431. Sehr schön sagt Bryce in The Holy Roman Empire (1866) Supplementary Chapter (The New German Empire) p. 437: Time, and the long labours of many noble hearts addressing their countrymen through the press and in the Universities, were needed to mature this feeling of moral, to strengthen this passion for political unity, to make it familiar and dear to the mass of the people, to give it a hold upon their imagination.

3) Erinnerungen, S. 344.

ruhmvoll tätig gewesen, immer an **der** Stelle, die die Stunde gerade vor allem gebot, immer ganz und selbstlos der Pflicht ergeben: als Journalist wie Volkslehrer, als Abgeordneter wie als Leiter großer Geschäfte und als Staatsmann. Ungewöhnlich reich an Ereignissen, an Wechsel des Ortes und der Tätigkeit war dies Leben.[1])

Wie man wohl dem Ohre, das gewisse Töne aus einem Tongemische heraushören will, künstlich durch besondere Vorrichtungen zu Hilfe kommt, so läßt auch dies Buch aus der Seele seines Verfassers einige Grundklänge mit größerer Bestimmtheit als zuvor unterscheiden. Jede Freundschaft ist eben ein Erlebnis, das, je nach den Anlagen der befreundeten Seele, diese oder jene Saite in uns zunächst stärker erklingen und später beim verweilenden Gedenken länger nachzittern läßt. In diesem Sinne bezeichnet uns auch Mathy gleichsam einen abgrenzbaren Bezirk in Gustav Freytags Gefühlsleben. (Vgl. oben S. 235.)

Unter Mathys Bild in der Vorhalle des Reichstagshauses las Treitschke den Spruch: „Die Freiheit ist der Preis des Sieges, den wir über uns selbst erringen!" [2]) Ein stolzes Wort und ein Wort, das den nahen Freund Auerbachs[3]) als einen einsichtigen Gesinnungsgenossen Spinozas und Goethes zeigen könnte, das auch zu der Grundstimmung in „Soll und Haben" und in der „Verlorenen Handschrift" paßt.

Daß der Mensch Herr seines Willens werde, dazu helfen ihm die eigensten Taten, die den inneren Befehlshaber erstarken lassen, der sich so oft nur in geliehenem Rettungsgürtel über Wasser hält. Mathys starke Seele offenbart sich in seiner Art zu sprechen: „Schon im Jahre 1842", schreibt Freytag, „ist die gedrungene, kräftige und sachgemäße Sprache des neuen Abgeordneten in auffallendem Gegensatz zu den wässerigen oder breiten Reden der meisten anderen; auch wo er Unrecht hatte, sprach er als ein gedankenvoller, ernster Mann".[4]) Er konnte wohl einmal heftig werden und sich im Eifer kräftiger Leidenschaft zu verletzender Schärfe hinreißen lassen, aber „in dem, was er forderte, war er immer gewissenhaft und bedächtig". Der

---

1) Karl Mathy, S. 5.

2) Treitschke, Historische und politische Aufsätze. Widmung der vierten Auflage an Gustav Freytag. Vgl. Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel, S. 157.

3) Karl Mathy, S. 224 f., 234, 237, 357, 365, 383, 385.

4) Karl Mathy, S. 220.

Verstand regierte, die helläugige Göttin Pallas Athene scheuchte finsteres wie rosiges Stimmungsgewölk zurück. „Er war durchaus nicht ohne Pathos, aber die Energie seiner Empfindung äußerte sich wie in kurzen Blitzschlägen, denen lang rollender Donner fehlt, die Wirkung eines Augenblickes war vielleicht schärfer und einschneidender, aber sie wurde schnell durch neue Erwägungen gebändigt . . ." Im ganzen ein Mann, der weiß, was er will, der nur das Erreichbare will und es Schritt für Schritt zu erobern trachtet; zuverlässig, von ungeheurer Arbeitskraft, von gemütvollem und dabei zuweilen demanthartem Wesen.[1]) Feste Selbstbeherrschung bildet den eindrucksvollen Grundzug dieses Charakters.

Dies zusammengehaltene sichere Manneswesen Karl Mathys ist unserem Dichter so nahe verwandt, daß es bisweilen den Anschein gewinnt, er schildere sich selbst oder doch ein Stück des eigenen Herzens.

So wirft auch dieses Buch einen Lichtschein auf das Antlitz des Schriftstellers, der es geschrieben hat. Zum Herzen spricht die liebevolle, männlich zurückgehaltene Gefühlswärme des Ganzen. Mit der Hand, die den Druck der Freundeshand im Leben ernst und fest erwiderte, hat Freytag dem Freunde über das Grab hinaus treuen Freundschaftsdienst erwiesen. Mag Mathy außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes vergessen, vielleicht kaum jemals viel gekannt sein, — daß er im deutschen Volke noch lange fortleben möge, dafür will Freytags Lebensbeschreibung Sorge tragen. Ihr versöhnliches, in Fechnerschem Geiste gehaltenes, unendlich rührendes Schlußwort steht auf dem Grabe Freytags zu lesen: „Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert im Gemüt und Tun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes".

Der Schluß des Buches (S. 430—432) gehört zum Allerschönsten, was der Dichter geschrieben hat. Umgekehrt wie in Grillparzers Novelle die Gestalt eines armen Spielmannes aus dem breiten Ozeane des Volkes emportaucht, galt es hier, die herausgelöste Gestalt eines einzelnen wieder in den großen, weiten Volksgrund hineinverschwinden zu lassen. Lebte Mathy für sein geliebtes Vaterland, so hat er sich mit allen seinen rühmlichen, ob gerühmten oder unberühmten Taten nun ihm für ewig eingeschlossen.

---

1) S. 224.

Zwölftes Kapitel.

Verhältnis zu Ranke, Goethe, Bismarck. — Öffentliches Wirken. — Der deutsch-französische Krieg 1870/71.

Die Triftigkeit eines anregenden Aristotelischen Wortes, das zu bedenken gibt, wie doch die Muse der tragischen Dichtkunst eigentlich philosophischer sei als ihre Schwester, die Geschichte, weil in der Poesie der pragmatische Zusammenhang mit allen Erleichterungen und Vereinfachungen des menschlichen Verschmelzens der Ereignisse uns zu Gemüte geführt wird, die Triftigkeit dieser allgemeinen Behauptung wird wiederum eindringlich fühlbar, wenn wir, wie im Leben Freytags, einen Dichter, Geschichtsforscher und Politiker in eins verbunden sehen und diese Dreiheit in eine philosophische Rangordnung gliedern möchten. Würde hier nicht das Delphische Orakel lauten: Weise ist der Politiker, weiser der Historiker,[1]) am allerweisesten aber der Poet? Oder weniger hochtrabend, aber dem Menschlichen bescheidener angemessen: Blind und unweise sind wir am meisten im bloßen Handeln, ein wenig besser wird es schon, wenn wir über ferner Zurückliegendes urteilen, weil da die gemeinsame, einander sich ergänzende Urteilsweise der andern mithilft, verhältnismäßig aber am wenigsten unweise kann die Dichtung ausfallen, insofern sie in selbstgeschaffenen Verhältnissen die Ordnung ausspricht, die das Lebensgefühl des Poeten beim Schaffen beherrscht hat.

Auch Freytag ist am meisten dem Irrtume unterworfen, wo er sich in der unübersehbaren politischen Welt des Handelns zu entscheiden hat. Uns aber steht es nicht wohl an, ihn darüber hochmütig zu tadeln oder gar ihm, als einem Unbedingten, zu zürnen, statt die Bedingungen aufzusuchen und zu erkennen, unter denen er irren mußte, wie wir an seiner Stelle geirrt hätten. Ist indessen das Zürnen und

---

1) Nämlich insofern er nicht, in unsittlicher Verkennung des Wertes absichtslosen Wahrheitsdranges (vgl. oben S. 229, 238 f.), dem Politiker ins Handwerk pfuscht — oder gar dem Poeten, der, von Begeisterung für die ihn erfüllenden Ideen verblendet, (vgl. z. B. Alfred de Vigny: Réflexions sur la Vérité dans l'Art 1827) harmlos die unendlichen Tiefen des geschichtlich Wirklichen gleich Null setzt.

Tadeln einfach nach einem Herzenstakte der Wahrhaftigkeit als eine der Vernunft unerträgliche Gangart zu meiden, so scheint sich eben derselbe Takt auch dem Gelüste zu widersetzen, Bedingungen und Abhängigkeitsverhältnisse aus dem fließenden Strome der Vergangenheit herauslesen zu wollen oder gar mit dem Anspruche der Sicherheit vorzutragen.[1]) Will man also der Unbescheidenheit heimleuchten, so steht andererseits zu befürchten, daß die lebensnötige Eigenschaft, die man den Mut zum Irrtum genannt hat, mit der Unbescheidenheit zugleich begraben und nur ein mystisches Ruhen in der ewigen Substanz erzielt werde. In diesem Sinne muß sich daher der Lebende zu allen unvollkommenen Urteilen in der Hoffnung auf anderweitige Ergänzung entschließen. Dennoch war der Blick auf Spinoza nicht vergeblich. Es ist etwas anderes, ob wir uns im Innersten zu richterlichen Entscheidungen berufen glauben, etwas anderes, ob wir, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, die Funktion des Gesamtwillens übernehmen; und vielleicht ist die Einsicht in das überall Unzulängliche des Einzelwesens, wo es sich in den entliehenen Faustmantel der Gottheit kleiden will, die schönste und wertvollste Hinterlassenschaft jenes gütigen Philosophen, der einige der Besten unserer Literatur als geliebter Hauslehrer erzogen hat.

Uns mutet es heute vielleicht befremdlich an, daß dem vaterlandsliebenden Verfasser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" Geister, denen wir die herzlichste Verehrung zollen, nicht so nahe haben kommen können, wie es uns natürlich scheint: sowohl Goethe wie Ranke gegenüber vermissen wir an ihm ein Letztes der Bejahung, das den uns beglückenden Dichter, wie wir glauben, noch inniger in den Kreis der Gleichfühlenden unserer Generation hineinnehmen würde, und dessen Ausbleiben eine Art Entfernung schafft. Lesen wir dann Freytags Äußerungen gegen Bismarck, so will uns ein Gefühl beschleichen, etwa wie wenn wir sehen, daß jemand mit einem Kristallgläschen einen gewaltigen eisernen Tisch zu zerschlagen Anstalten trifft;

1) Es ist das Verdienst David Humes, den in das Reich der Erscheinungen hineingedachten Begriff der ursächlichen Verkettung einer höchst nachdenklichen Beurteilung unterzogen zu haben. Kant hat dieser Kritik die erhaben übersinnliche Wendung gegeben, daß wir im sinnlichen Schauen wie Denken allenthalben unser eigenstes Lebensgeheimnis betätigen. Wie Sittlichkeit und Erkenntnis einander helfen, tritt uns in solchen Anschauungen ergreifend entgegen. (Vgl. unten S. 289.)

wir sorgen uns in allen solchen Fällen nicht um das Geschlagene, sondern um das Instrument des Schlagenden.

Daß Freytag in der Zeit seiner Lehrjahre an Ranke nicht so viel Gefallen fand, wie man von einem einsichtsvollen Jünger der Geschichtsschreibung erwarten möchte, hängt auch mit der politischen Parteistellung unseres vaterländischen Dichters zusammen. Rankes Art, die Dinge darzustellen, war ihm, dessen Herz so lebhaft für Preußens Entwicklung und des deutschen Reiches Herrlichkeit klopfte, unheimlich kernlos, unheimlich erhaben über Gefühle, über die sich zu erheben, man seiner Ansicht nach lieber unterlassen sollte. Auch Julian Schmidt, dessen letzter Aufsatz freilich ein schönes Pater peccavi! erklingen läßt, hatte damals in dasselbe Horn geblasen.

Vielleicht war vor dem Erscheinen der Weltgeschichte Rankes der warme Golfstrom in der Weltanschauung dieses Meisters schwerer erkennbar, als er uns heute erscheint. Wir nehmen jetzt deutlich wahr, daß es in Rankes Darstellung nicht an gemütvollem Wesen fehlt, daß gerade die herzenstiefe Religiosität des großen Gelehrten ihn zu jenem, den Vaterländischen verdächtigen, Jenseits von Raum und Zeit entrückt oder erhoben hat, von dem aus die vornehme Kunst seiner Schreibweise allein möglich wurde. Er empfand aufs innigste die Gleichberechtigung aller Zeiten und Völker vor ihrem allmächtigen Schöpfer, und der Begriff des Fortschrittes wurde ihm in echter, reiner Demut und Erkenntnis, nicht in unsittlichem Hochmut und Dünkel illusorisch. Er sah alle Zeiten gern in ihrer unmittelbaren Beziehung zur Gottheit, und bei dieser Auffassung der Dinge legte sich ein Goldglanz der Vollendung um manche Menschheitsgipfel der Vergangenheit. Als Künstler, der zu Ehren seiner heiligen Kapelle die Wände mit Gemälden geschmückt hat, fühlte sich Ranke. Er selbst, am Ende ein Doktor Marianus in der höchsten, reinlichsten Zelle, dankte der Himmelskönigin Klio für die freie Aussicht, nachdem er auch als Pater ecstaticus den heißen Wunsch nach Vernichtung alles störend Persönlichen in seiner stillen Augenseele ausgesprochen hatte.

Bei Goethe argwöhnte Freytag eine starke Selbstsucht. Er glaubte den Vorwurf erheben zu dürfen, unser größter Dichtergenius habe die einzelnen Menschen ohne rechte Herzensgüte behandelt und statt mit ihnen selber mit den Gebilden seiner Phantasie, die er sich aus ihnen gemacht hätte, verkehrt, ja er sei wohl einmal lieblos und hart=

herzig über die wirkliche Mitwelt hinweggeschritten, wenn sie ihm nicht Genüge tat. Freytag verkennt nicht die Großartigkeit der dichterischen Begabung Goethes. Sein Urteil ist zwar selten (vgl. oben S. 192) das eines hingerissenen Verehrers, aber stets voller Anerkennung und Bewußtsein der Weltstellung Goethes, nur daß für ihn im Innersten die Persönlichkeit Goethes nicht in dem Maße wie Luther als Wohltäter gelebt zu haben scheint.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, Geschehenes ungeschehen zu machen oder zu beschönigen, auch nicht die Zeit mit Bedauern darüber zu verlieren, daß Freytag an der besten Quelle Deutschlands vorübergegangen ist, ohne sich an ihr reichlicher zu erquicken. Es ist allerdings die echte Aufgabe der Kritik, finstere Hindernisse, die sich zwischen uns und eine belebende Freudensonne des Daseins stellen wollen, hinwegzuräumen nach bestem Wissen und Gewissen. Doch ist nicht unsere Äußerung vielleicht selbst kritikbedürftig: lichtraubend?

Es war wohl Goethe, wie Bismarck, wie Ranke gegenüber geheime Furcht vor dem Teufel der Herzlosigkeit, was unseren Dichter an der unbefangenen Würdigung dieser Geister hinderte. Er meinte, daß diese Menschen, deren Erfolge er bewundern mußte, leider Gottes einen Teil ihrer Seele dem Bösen verkauft hätten, und dachte sich: was hilft es ihnen nun, wenn sie die Welt gewinnen, nachdem sie solchen unheilbaren Schaden an ihrem Innern erlitten! — Aber das gesuchte Herz war doch überall vorhanden, nur saß es tiefer, als da, wo unserem Freytag das Herz fühlen zu müssen notwendig schien. Rankes „unheimliche Objektivität" war dem Wesen der Wissenschaft vollkommen angemessen; Freytag aber suchte beunruhigt nach dem Kraftzentrum dieser Weltanschauung vergeblich, weil seine eigene Seele vom Stimmungsgehalte einer patriotischen Zeitwelle erfüllt, den ruhiger flutenden Strom der frommen Weltbetrachtung eines unserer größten Historiker nicht zu überblicken vermochte.

In Goethes Dichtungen, in der „Iphigenie", im „Faust", in „Dichtung und Wahrheit" handelt es sich um das von unserm Galilei der Geschichte, von Hegel so herrlich erläuterte Lebensrätsel der Gesinnung. Daß in der Gesinnung des Gesetzes Erfüllung sei, dies in allen Folgen durchzuhalten, dafür ist der Stifter unserer Religion in die Hochburg seiner Gegner mutig hineingezogen; daß der Glaube, nicht die äußeren Werke, den Adel des Menschen bedeute, war Luthers auf=

rüttelnde und umwälzende Herzensmeinung, und daß guter Wille höher sei als aller Erfolg das von Goethe wie Kant gegebene Glaubensbekenntnis. Am innigsten ist es dem Denker wie dem Dichter um die Reinheit des Herzens zu tun. Ihren himmlischen Glanz enthalten die Gedankengefilde Kants und Schillers wie die lieblichsten Gesänge der Goetheseele. Darum ist sie so groß, weil sie in der Wahrheit, der tiefsterreichbaren Wahrheit wurzelt.

Ein vortreffliches Gegengift gegen allzu quietistische Auslegungen einer heiligen Herzensreinheit und einer, wenn auch erfolglosen (soweit Erfolge sich eben von außen blicken lassen), so doch in sich seligen, religiösen Gesinnungsschönheit, ein Memento vivere gegen allen „negativen Purismus“, der lähmend aufs Handeln wirkt, läßt sich aus dem Anblick des von Freytag ebenfalls nicht hinreichend geschätzten größten Staatsmannes unserer Nation holen. Freytags Urteile begleiten wie Chorgesänge in der antiken Tragödie das große vaterländische Drama; dem Heldenspieler darin aber lassen sie selten Gerechtigkeit widerfahren.

Uns wird es vergleichsweise leicht, den stärkeren Verstand Bismarcks an dem seiner Gegner, unter denen sich doch wahrlich die klügsten Köpfe der Nation befanden, abzumessen. Es ist uns deshalb nun schon ein heiterer Anblick, das Genie aus dem Ringkampfe mit der irrenden Vorsicht siegreich hervorgehen zu sehen, und leicht unterschätzen wir die Klugheit und Feinheit der überwundenen Geister. Damit täten wir freilich auch dem Ruhme Bismarcks keinen Dienst; denn das ist gerade die leuchtende künstlerische Herrlichkeit dieses gottbegnadeten Herakles, daß er mit einer bis dahin in der Weltgeschichte, die sich ja immer mehr ins Geistige hinüberarbeitet, vielleicht noch gar nicht dagewesenen rein geistigen Überlegenheit den Sieg über die allergrößesten Gegenmächte des Geistes errang. Dieser Mann mit einer erstaunlichen Kraft der Einsicht, der die Leidenschaft einer Feuerseele zum Vollstrecker diente, war für den national-liberalen Parteimann lange ein Gegenstand des Ärgernisses, des Mißtrauens, ja der Entrüstung. Es mag als ein Beitrag zur Geschichte des politischen Urteils lehrreich sein, die Äußerungen unseres Dichters aus ihrer Vergessenheit einmal ans Licht zu ziehen. Dabei ist uns, wie gesagt, der Standpunkt wohlfeiler kritischer Treppenweisheit, nachdem der Erfolg so klar entschieden hat, keineswegs ein wünschenswerter Gesichtspunkt.

Wo Geister wie Freytag oder Virchow irrten, da ist der Irrtum offenbar einer sehr tiefliegenden geschichtlichen Notwendigkeit entsprossen. Es liegt indessen kein Grund vor, diese Komödie der Irrungen, die wohl auch eine reinigende Kraft ausüben mag, zu verheimlichen. Im Gegenteile: wenn im Leben eines so vaterländischen Mannes wie Freytag irgend etwas Erörterung verdient, so ist es doch wohl auch dies Verhältnis zum stärksten Schaffer des deutschen Reiches, und besser als alle allgemeinen Andeutungen belehrt uns hierüber Freytags unverfälschter eigener Wortlaut, wie er in den „Grenzboten" ohne Anspruch auf Formvollendung mit all dem Reize flüchtiger Augenblicksbilder zu finden ist.[1])

Im Jahre 1862 spricht Freytag[2]) von der Unpopularität des damaligen preußischen Ministeriums. „Auch eine Ergänzung durch neue Kraft würde wenig helfen, denn Herrn von Bismarck würde dasselbe Mißtrauen verfolgen . . ."

Als dieser nun wirklich an die Seite des Königs getreten ist, begleitet ihn andauernd das Späherauge des politischen Gegners. Zunächst ist von dem kühlen Bedauern Bismarcks, daß das Budget nicht zustandegekommen sei,[3]) die Rede, und die „Grenzboten" fürchten, daß nun über Bismarcks und dessen Amtsgenossen Haupt die Hand des Schicksals schwebe.

„Wenn Herr von Bismarck noch durch ein Jahr den Sturm aushält, den er so behend gegen sich erregt hat, so wollen wir ihm das Prädikat eines entschlossenen Mannes nicht versagen, aber wir zweifeln, daß auch eine größere Kraft so lange das Gleichgewicht bewahren mag."[4]) Einige Wochen später gedenkt Freytag der schwierigen Stellung König Wilhelms und der Unpopularität der Junkerpartei.[5])

„Es ist ein hoffnungsloses Unternehmen, welches Herr von Bismarck auf sich geladen hat, . . Allerdings, er ist klüger als seine Vorgänger, er hat in Frankfurt und in Paris nicht wenig gelernt

---

1) Dazu kommen briefliche Äußerungen. Vgl. Näheres in den Beilagen XXXIII.

2) Grenzboten 1862, 27 (Minister und Volksvertreter in Preußen) Bd. 3, S. 34.

3) Ebenda 1862, 43 (Die letzte Woche des preußischen Abgeordnetenhauses) Bd. 4, S. 153.

4) Ebenda S. 157.

5) Ebenda 1862, 51 (Die Zustände in Preußen) Bd. 4, S. 469 ff.

. . . aber . . . gegen die geschlossene Masse einer festen, zähen, erbitterten Opposition, welche ihrer eigenen Größe und Kraft sich noch kaum ganz bewußt ist, wird der heitere Schimmer eines weltmännischen Liberalismus, der ihn vor den übrigen Mitgliedern des Ministeriums auszeichnet, wirkungslos glänzen." Alte Gegner trauten ihm zu, daß er das Staatsschiff mit der Leichtigkeit, die ihn auszeichne, in die Brandung führen werde.

Dann, gelegentlich der reaktionären Bewegung, meint Freytag, Bismarck sei weit davon entfernt, eine systematische, menschenfeindliche Reaktion, wenn sie irgend vermieden werden könne, zu wünschen; doch sieht der Verfasser mit trüben Erwartungen in die Zukunft. „Es ist vergebliche Hoffnung, eine neue Kraftentwickelung, Wärme, Hingabe, Begeisterung von dem Volke zu erhoffen, welches so lebhaft fühlt, daß die Erkrankung eines kräftigen Staates nicht besser gehoben werden kann als durch Entfernung des gegenwärtigen Ministeriums. Es ist endlich eine sanguinische Annahme, daß die Mächte Europas dem gegenwärtigen Preußen irgend einen selbständigen Anteil an der Regelung irgendwelcher europäischer Verhältnisse gestatten werden. Nur falsche Schritte, welche den Staat in neue Gefahren stürzen, werden mit Schadenfreude zugelassen werden. Und nach welcher Richtung will das Ministerium in Deutschland und Europa Tatkraft beweisen? In Hessen? Gegen Dänemark? Denn höher hinauf denkt wohl Herr von Bismarck selbst nicht. Nun, wenn es ihm gelänge, alles Widerstrebende zu überwinden und einige Armeekorps in Bewegung zu setzen, die tiefe, gewaltige Abneigung, welche die große Majorität der Preußen gegen die gegenwärtige Regierungskunst empfindet, wird er dadurch nicht aufheben. Er würde selbst durch Erfolge mit dem System, dem er zu dienen bestimmt ist, nicht versöhnen."

In der darauffolgenden Woche schreibt Freytag[1]) „Die bedenkliche, ja verzweifelte Lage des preußischen Ministeriums in dem eigenen Lande legt die Mutmaßung nahe, daß Herr von Bismarck diese Frage der großen Politik benutzen wird, um in seiner Weise einen Anlauf zu nehmen, der Freunden und Feinden imponieren soll". Ohne Bewunderung wird dann von den gewandten Schachzügen des Herrn von Bismarck gesprochen. „Ein Krieg in Deutschland, etwa schon im

1) Grenzboten 1862, 51 (Preußen und der Bund) Bd. 4, S. 481 ff.

nächsten Frühjahre wird wahrscheinlich auch Herrn von Bismarck nicht als Kleinigkeit erscheinen . . ." „Man traut ihm jetzt die Keckheit zu, das Äußerste zu wagen, man hält nicht für ganz unmöglich, daß er festen Entschluß in der Durchführung bewähren könne. Aber er hat diese Entscheidung nicht allein zu treffen . . . Möge er richtig den Stoff taxieren, mit welchem er zu arbeiten hat . . ." (Folgt Aufzählung der Gewalten gegen den Willen Bismarcks) „Es fehlt in Preußen nicht an Mut, aber an Entschluß und im letzten Grunde an Selbstvertrauen. Und das vermag Herr von Bismarck nicht zu geben. Und es ist deutlich vorauszusagen, was er kann und was er nicht kann. Er mag imstande sein, einige herausfordernde Schritte durchzusetzen, drohende Worte, verletzende Maßregeln, aber gerade in den Momenten, wo konsequentes rücksichtsloses Vorgehen die einzige Rettung werden kann, wird seinem Entschluß durch irgend eine Gegenströmung, ein Bedenken, einen Einfall die Energie genommen werden, und was rücksichtslos und hochfahrend begonnen wurde, wird bedenklich geendigt . . ."

In der Folgezeit scheint die Spannung gegen die Krone und das Ministerium Bismarck zuzunehmen. Im dritten Hefte des Jahrgangs 1863 ist von Konzessionen der Regierung, in der Militärfrage und in der Vertauschung des Herrn von Bismarck mit einem Herrn von sanfterem Wesen, die Rede. Auch im achten Hefte (Das preußische Abgeordnetenhaus und die Zukunft) wird eine Änderung des Systems und ein neues Ministerium von Freytag gewünscht. Sodann im elften (Zur Situation in Preußen) wird in der stärksten Weise die Unbeliebtheit der herrschenden Politik geschildert. „Unter solchen Umständen ist kaum von Wichtigkeit, welche Stellung Herr von Bismarck zu anderen einflußreichen Persönlichkeiten einnimmt. Das flackernde Feuer seiner Pläne verbreitet keine Wärme, es zündet nicht und wird wie eine Theaterflamme von den Gegnern abgeschüttelt, auf welche es gerade geschleudert wird." Sodann: 1863, 17 (Die Parteibewegung der letzten Wochen) „Das Verbot der Wochenschrift des Nationalvereins und der Süddeutschen Zeitung in Preußen hat, wieviel man auch von der Energie des gegenwärtigen Ministeriums erwarten konnte, doch ungewöhnliches Aufsehen hervorgebracht." Es wird der Maßnahme darauf vorgeworfen, daß sie den würdelosen Eindruck persönlichen Unwillens mache. Der Nationalverein aber werde dadurch nicht tödlich

getroffen. „L'excès du mal en devient le remède", denkt Freytag in seiner Weise wie auch Bismarck in der seinen. 1863, 24 lesen wir unter der Überschrift: Die Octroyirungen und die Stellung des Thronfolgers in Preußen. „Schneller als zu erwarten war, hat das Ministerium Bismarck begonnen, das Programm der Octroyirungen in Ausführung zu bringen ... Mit der Presse wurde, wie billig, der Anfang gemacht (folgt Bericht über die neue Verordnung, daß die Blätter feindseliger Tendenz unterdrückt werden). „Es ist bitter, daß so etwas möglich war, aber es ist gut, daß die Krankheit des Staates so schnell und so auffällig sichtbar wird ..."[1])

In dem Aufsatze über „Die Fortschritte des inneren Kampfes in Preußen" (1863, 25) wird Manteuffels Verfahren im Gegensatz zu Bismarcks von Freytag geschildert. „Er sprach vertraulich mit Redacteuren oder Verlegern, verstand wohl, ihnen einzelne Conzessionen abzugewinnen, ließ auch wohl einmal einen Angriff auf sich zu und sah philosophisch durch die Finger. Und er kam ziemlich weit damit und gelangt jetzt in Frieden zu seinen Jahren. Er war kein Feuerbrand. Jetzt geht das schneller zu, und wir meinen, die Kohlen, welche man ausstreut, sind zu heiß.

„Für das Ministerium ist offenbar die Zeit ruhiger Erwägungen vorüber, es hat die Rücksichten auf die öffentliche Meinung weit hinter sich geworfen, es hat zuviel gewagt, um ohne große Demütigung zurückzugehen, und sowohl Politik als Stolz gebieten ihm, alles an das ‚Durch' zu setzen."

Ironisch gehalten ist der Anfang der Bemerkungen „zur Situation in Preußen" (1863, 27): „Auch wir sind innig überzeugt, daß ein Ministerium Bismarck gegenwärtig viel heilsamer für den Staat ist als die vorsichtigere Verwaltung des Herrn von Manteuffel oder eine klügere Reaktion des Herrn v. Goltz ..." ... „wie man in Österreich über Herrn v. Bismarck denkt, wird jedem deutlich, der aus der Sprache der großen östreichischen Zeitungen die Inspirationen des geschickten Leiters der dortigen Preßangelegenheiten, also die Überzeugungen des Ministeriums Rechberg-Schmerling erkennt ... Wir halten es für zeitgemäß zu erklären, daß die liberale Partei zu viele Anrechte an Herrn v. Bismarck und seine Kollegen gewonnen hat, als daß sie diese

---

1) Vgl. dazu in den Beilagen die unter XXXIII. mitgeteilten Briefstellen.

Gegner jetzt gern vom Schauplatz würde abtreten sehen. Sie sind uns, guten Preußen und warmen Patrioten, so wie sie sind, ganz recht. Denn sie geben uns die Bürgschaft eines vollständigen Sieges, eines Sieges der liberalen Partei, wie er notwendig ist, um den preußischen Staat ... für die deutsche Zukunft zu retten." Im neunundzwanzigsten Hefte dieses Jahrganges 1863 findet sich ein Aufsatz von H. v. Treitschke über „Das Schweigen der Presse in Preußen", der gleichfalls, bei aller Liebe zum preußischen Staate, das Ministerium Bismarck der Verfassungsverletzung anklagt. Es folgt ein kleiner Artikel „Preußen und Polen" von Freytag, in dem es heißt: „Die Politik des Herrn v. Bismarck hat leider durchgesetzt, daß die Stimme Preußens bei einer Neugestaltung Polens gerade soviel Gewicht haben wird wie die Spaniens oder Portugals ..." Die Politik des preußischen Ministeriums habe die Polen erbittert, den Russen nicht imponiert und durchaus nichts getan, den Deutschen in Polen Anhalt und Stütze zu geben und ihr Selbstgefühl zu kräftigen. Drei Wochen später: 1863, 32. Deutsche Feste und Kriegsgefahr. „Die Politik der feudalen Partei leidet .. durch ganz Europa an solcher Mißachtung, und die Regierungsprinzipien des gegenwärtigen Ministeriums sind bei allen Völkern und Kabineten so diskreditiert, daß eine freundschaftliche Annäherung der gegenwärtigen Regierung Preußens überall auf kalte Zurückweisung stoßen wird, wo man nicht etwa Veranlassung hat, Herrn v. Bismarck als gefälligen Diener fremder Interessen zu benutzen."

In der nächsten Woche 1863, 33: „Österreichs Fürstentag zu Frankfurt" spricht Freytag von der preußenfeindlichen Gesinnung vieler Bundesfürsten. Unter den Gründen dafür wird zuletzt auch angegeben, „weil man der Regierung des Herrn v. Bismarck jeden außerordentlichen Einfall zutraut und aus gelegentlichen renommistischen Äußerungen desselben auf eine rücksichtslose Begehrlichkeit schließt."

Darauf: 1863, 34. Die Fürstenwoche in Frankfurt. „Was der König von Preußen tun wird, ist unberechenbar, die preußische Regierung mag beschließen, was sie will, ihre Lage ist so verzweifelt, daß jeder Beschluß ein Fehler wird ..."

Doch auch die Österreicher werden nun ins Gericht genommen. Wir lesen: 1863, 35. Der österreichische Reformplan und die Deutschen. „Jetzt sehen wir wohl, welch ein Unterschied ist zwischen der kühlen Überlegung, welche in passiver Stellung geschickt die Schwächen des

Gegners zu erspähen weiß und zwischen der festen und sichern Größe, welche zu Eroberungen befähigt. Solange das Wiener Kabinet sich darauf beschränkte, sich abwehrend gegen die halben und ungeschickten Versuche Preußens zu verhalten, solange war es in der befestigten Stellung des Überlegenen ... Es ist wahr, die gegenwärtige (preußische) Regierung hat vieles getan, um Mißachtung in dem eigenen Lande und in Europa gegen sich zu erregen. Nie ist die Regierung dieses Staates so gänzlich verlassen gewesen wie gerade jetzt ..." In demselben Stile geht es weiter: 1863, 36. Der alte und der neue Bund. Die Stunde sei gekommen, in der es für Preußen unmöglich werde, die deutsche Frage so zu behandeln, wie bis jetzt geschehen sei. „Aber ein Plan, und sei er noch so liberal, hilft nicht mehr. Er würde nur eine neue Niederlage bereiten; denn mit dem freisinnigsten Plane in der Hand würde die gegenwärtige Regierung Preußens in Deutschland Fiasko machen. Selbst die Resignation des Herrn v. Bismarck und seiner Amtsgenossen ... würde nichts helfen ..." Es sei für ein unbefangenes Urteil unbegreiflich, wie ein vorteilhafter Systemwechsel in Preußen durch einen Wechsel der Minister hervorgebracht werden könne. Der König habe seinen Willen bereits zu scharf den Volksvertretern gegenüber gestellt, als daß er nun zurückzuweichen vermöge. Im gleichen Sinne ist 1863, 39 von den Aussichten eines preußischen Bundesreformplanes die Rede. „Wahrscheinlich denkt Herr v. Bismarck durch einen solchen Plan nach zwei Seiten Eroberungen zu machen, einmal die konservativen Stimmungen deutscher Regierungen für sich zu gewinnen, dann aber, wenn das Projekt wirklich zur Ausführung kommen sollte, durch ein von dem Bund sanktioniertes Wahlgesetz und durch ein diesem entsprechendes Parlament eine Aufhebung solcher Wahlgesetze der einzelnen Staaten durchzusetzen, welche gegenwärtig eine abscheuliche liberale Majorität bewirkt haben ..." Es wird eine Niederlage geweissagt: „Die Lage in Preußen ist so geworden, daß es für alle Teile der Opposition nur ein nächstes Ziel gibt, worauf hingearbeitet werden muß, und dies Ziel ist eine neue Regierung ..." In der Betrachtung 1863, 43 wird auf den Kronprinzen Hoffnung gesetzt, nämlich „daß der Fürst, den sie (die Preußen) dem wahrscheinlichen Lauf der Dinge nach zu erwarten haben, in solcher Zeit zum Manne gehärtet wird, das vermag dereinst mehr als einzubringen, was jetzt verloren wird."

Eine Art Höhepunkt bezeichnet der Aufsatz „Preußen und Schleswig-Holstein" (1863, 52): „. . . die Politik des Herrn v. Bismarck. Man sagt, daß König Wilhelm persönlich für eine Lebensfrage des preußischen Staates nicht ohne Gefühl und der Sache der Herzogtümer nicht abgeneigt sei, aber dies ist vorläufig gleichgültig. Denn Herr v. Bismarck ist noch Vorsitzender seines Ministeriums. Wahrlich, wenn man einst in der Geschichte lesen wird, daß ein preußischer Minister mit dreister Stirn eine Politik verfolgt hat, welche die Erhaltung Dänemarks wichtiger erachtet, als die Vergrößerung des preußischen Einflusses durch ein, zwei stattliche Landschaften, man wird ein solches Nichtachten der höchsten Interessen des eigenen Staates, Verachten der leidenschaftlichsten Wünsche in Preußen und Deutschland, Verhöhnen der verpfändeten Ehre des preußischen Heeres als eine monströse Verirrung betrachten, deren letzte Ursachen für gemeinen Menschenverstand und ein redliches Gemüt ganz unfaßbar sind. Den Preußen aber muß man immer wieder zurufen: Was sind das für Zustände, die ihr zu ertragen habt, wie ist es möglich, daß dergleichen bei euch eine Dauer haben kann! Für das Wort Friedrich Wilhelms des Vierten: ‚Die Herzogtümer sind unteilbar, und sie sind im Mannsstamm erblich', ist preußisches Blut vergossen; in der schlechtesten Zeit einer schmachvollen, elenden, unpreußischen Politik hat man wenigstens den äußeren Schein bewahren wollen, der Sache Schleswig-Holsteins zu dienen, und jetzt, wo die ganze Frage so günstig geändert ist, daß Konservative und Liberale, Legitimität und Volksrecht in seltener und höchst günstiger Weise zusammenstimmen, jetzt wagte ein preußischer Minister kaum mehr geheim, nein öffentlich für die Interessen des alten erbitterten Feindes von Preußen Partei zu ergreifen gegen das Staatsinteresse, gegen die Stimmen des Volkes und seiner Vertreter, gegen die Forderung der Soldatenehre. Und aus welchem Grunde? Und um welchen Preis? — Wir wissen es nicht."

Es geht der nationalliberalen Partei wie einem des Segelns unkundigen Manne, der etwas vom Rudern versteht und nun mit kritischen Gefühlen vom Ufer aus zuschaut, wie ein anderer segelt. Freytag sieht das Ziel, wohin gesteuert werden muß, und wundert sich über die scheinbar weit vom Ziele abweichende Richtung, die Bismarck einschlägt. Wie der Staatsmann den Wind mit kluger Berechnung überlistet und nach der weiten Abbiegung doch plötzlich pfeil-

schnell zurückschießen und mit einem Schlage anlangen wird, davon scheinen die an das mühsame Rudern auf gerader Bahn gewohnten Landratten nichts zu ahnen. Wer aber nicht mit dem Winde rechnet, läßt wichtige Mächte aus den Augen.

So müssen wir denn 1863, 53 (Die vergangene Woche für Schleswig-Holstein) gar folgendes lesen: „Wir Preußen sind nicht immer in der Lage, uns über die Politik des Herrn v. Beust zu freuen, aber was er gerade jetzt in Süddeutschland betreibt, das ist immer noch mehr patriotisch und mehr deutsch, als was in den Regierungskreisen Berlins verhandelt wird . . .“

Im folgenden Jahre eröffnet die Reihe der Freytagschen Kampfaufsätze eine Betrachtung „Schleswig-Holstein und Preußen“ (1864, 2). Darin heißt es, das bisherige Verfahren der preußischen Regierung sei von der Art, daß es jeder Forderung der höchsten Staatsinteressen in beispielloser Weise entgegengearbeitet habe. „Wie groß Mißtrauen und Abneigung gegen die gegenwärtige Regierung sind, die Politik, welche dieselbe seit dem Tode des Königs von Dänemark zu Kopenhagen und in Deutschland vertreten hat, ist doch so, daß es den Preußen selbst wahrscheinlich schwer wird, an die Wirklichkeit . . . zu glauben . . .“ „. . . dem preußischen Ministerpräsidenten lag ohne Zweifel die Erwägung nahe, eine solche Kriegführung läßt in der Tat freie Hand, man kann sich ja auch noch anders entschließen, man kann, wenn die Dänen trotzig bleiben und die europäischen Konjunkturen günstig werden, ihnen vielleicht die Herzogtümer auch nicht zurückgeben, man kommt in jedem Fall in eine ‚Aktion‘, bei welcher das preußische Heer wieder eine Bedeutung gewinnt und die Reden der Abgeordneten noch gleichgiltiger werden, als sie jetzt erscheinen.“

Hier scheint der Patriot wenigstens neue Hoffnungen zu schöpfen, der nationalliberale Parteimann bleibt gekränkt. In der folgenden Woche (1864, 3) verkündet Freytags Stimme:

Für Schleswig-Holstein. „. . . offenbar steht die Frage so. Entweder wird dem preußischen Staat und Schleswig-Holstein jetzt das Glück, daß zu Berlin die Politik des Herrn v. Bismarck mit einer mehr nationalen vertauscht wird.“ Dann trüge Preußen die Last. Oder die unheimliche Eroberung Schleswigs werde für die Dänen zu Ende geführt, und es käme zu einem neuen Verkaufe der Herzogtümer. Eine verzweifelte Erhebung werde die fernere Folge

sein. „Unterdes soll man sich durch die renommierenden Artikel und unwahren Nachrichten, welche die offiziösen Korrespondenten über Politik und Stellung des Ministerpräsidenten verbreiten, nicht täuschen lassen. Die letzten Konseilsitzungen haben offenbar nicht das günstige Resultat gehabt, die Politik des Herrn von Bismarck zu befestigen."

Ebenso: 1864, 4, Zur Situation. „Die Stellung des Ministeriums ist nicht fester geworden; zwischen den Stimmungen des Königs und der Auffassung des Ministerpräsidenten besteht eine Differenz . . ."

Es folgt 1864, 5 in dem Bericht: „Die letzte Woche", die parteigetrübte Äußerung aus Freytags Feder: „Werden Kapitalisten so waghalsig sein, der Politik des gegenwärtigen Ministeriums ihre Millionen anzuvertrauen? . . ." „Wir dürfen wenigstens, ohne Herrn von Bismarck Unrecht zu tun, behaupten, daß er, um mit der Last seines Amtes nicht andere Schultern zu beschweren, dem Zwang der Tatsachen und den Ansichten seines Königs zu Liebe jede Schwankung durchzumachen entschlossen ist . . ."

Ferner 1864, 9, Die preußische Politik: Die Politik Preußens ist „so unhaltbar geworden und schon jetzt so hilflos, daß für das Urteil von uns gewöhnlichen Sterblichen nur e i n ehrenvoller Ausweg bleibt, die Anerkennung und Einführung des Herzogs. Das Land an Dänemark zurückgeben, wie vor der Eroberung die ausgesprochene Absicht des Herrn von Bismarck war, wird mit jedem Tage . . . schwerer." „Was soll . . . die Campagne? Vielleicht Schleswig für Preußen erobern. Nun, wir sind weit preußischer als Herr v. Bismarck, und unser ganzer bescheidener Widerspruch gegen seine innere und äußere Politik hat keinen anderen Grund, als daß es seinem Ministerium noch in keinem Augenblicke gelungen ist, Preußens Autorität, Macht und Einfluß in Europa zu vergrößern. Und wir sind allerdings überzeugt, daß das auf seinem Wege unmöglich ist."

Nach längerer Pause nimmt Freytag 1864, 31, über die neuen Friedensaussichten wieder das Wort; er spricht über die schlechte Haltung der offiziösen Presse. „Man wird zuverlässig unrecht tun, Herrn v. Bismarck für diese Federpolitik wüster Einfälle und kleiner Rankünen verantwortlich zu machen." „Wollen die Journalisten des Ministeriums sich unterfangen, gegen den Willen ihres Königs, gegen den gesunden Menschenverstand, gegen jedes Interesse des Staates und, was diesen Federn nicht weniger gelten wird, gegen das

Lebensinteresse des Herrn v. Bismarck selbst eigene Politik zu treiben? Meinen sie dem Ministerpräsidenten einen Dienst zu erweisen, wenn sie ganz Europa die falsche Meinung beibringen, daß das Auswärtige Amt zu Berlin gegen den eigenen Souverän konspiriert und in der Presse eine Sprache begünstigt, welche man keinem jungen Korpsstudenten verzeihen kann? Es ist in der Tat Zeit, daß Herr v. Bismarck selbst diesem Unfug in der Regierungspresse steuere."

Der kühne Segler ist nun aber doch in überraschender Weise an ein Ziel gelangt. Ging das mit rechten Dingen zu? Freytag schreibt mit gemischten Gefühlen: 1864, 36. Die preußische Politik in den Herzogtümern. „. . . In der Tat, nur einer könnte zufrieden sein, und das wäre ein Mann von ungewöhnlichem Gefüge des Geistes und des Herzens, jemand, der eine Freude darin fände, die Deutschen untereinander zu entzweien, alles gegen die öffentliche Meinung zu tun und ihr mit innigem Behagen ins Gesicht zu schlagen, jede Rücksicht, welche politische Geschäfte leicht macht, zu vernachlässigen, sich in frivolem Spiel ein Hindernis nach dem anderen aufzubauen und sich selbst in seinem Staat durch Leichtsinn, Verkehrtheit und durch Ranküne gegen einzelne um die Frucht der schönsten Siege zu bringen. Süddeutsche Blätter sagen uns, daß der Ministerpräsident von Preußen dieser Mann sei. Wir glauben ihnen nicht.

„Aber es ist allerdings für niemand leicht, seine Handlungsweise, soweit sie die letzten Entschlüsse der preußischen Regierung darstellt, zu begreifen. Und doch ist, bevor man Liebe oder Abneigung ausspricht, nötig, Gedanken und Wollen eines Mannes unbefangen und gerecht zu beurteilen. Und ohne etwas anderes als die Ansicht eines einzelnen aus der Ferne aussprechen zu wollen, denken wir uns seine Stellung zu der Frage der Herzogtümer etwa folgendermaßen. Er hatte kein persönliches Interesse für die Befreiung Schleswig-Holsteins; im Gegenteil, die Verbindung der dortigen Patrioten mit den Liberalen und vielleicht persönliche Beziehungen zu Mitgliedern der Gesamtstaatspartei verleideten ihm die deutsche Opposition in den Herzogtümern als lästige Parteisache der Liberalen. Die Bewegung in Deutschland für den Herzog von Schleswig-Holstein und sein Recht trug nicht dazu bei, ihn der Angelegenheit geneigt zu machen, und zufällige persönliche Eindrücke haben bei seinem Wesen — wie es scheint — ungewöhnlich großen Einfluß auf sein Urteil. Als nun

die Verhandlungen am Bunde, die Haltung der deutschen Kabinette, ja persönliche Auffassungen im preußischen Herrscherhause und nicht zuletzt die Stimmung der Armee eine Beteiligung Preußens unvermeidlich machten, da empfahl seinem elastischen Geist sich diese Frage als eine gute Gelegenheit, durch äußere Erfolge seines Ministeriums die innere Widersetzlichkeit zum Schweigen zu bringen. Was aber auch geschehen mußte, es mußte so geschehen, daß es nicht als Erfolg und Sieg des deutschen Liberalismus erschien, und es mußte so geschehen, daß es die Majorität des Bundes, welche unter dem Einfluß der Tagesstimmungen mit dem Liberalismus handelte, beiseite schob. Es war dazu allerdings nötig, mit dem alten Gegner Österreich in näheres Verhältnis zu treten; denn für Preußen allein erschien solche Aktion unmöglich, wenn sie Österreich Gelegenheit gab, entweder mit der Majorität des Bundes oder gar mit dem Auslande gegen Preußen zu konspirieren. So wurde der Pakt mit Österreich geschlossen, und in dem Wesen des Grafen Rechberg war vieles, was der Aufforderung des preußischen Ministerpräsidenten entsprach. Die Aktion wurde beschlossen. Es kam Herrn von Bismarck damals mehr darauf an, daß die preußischen Truppen einrückten, den Bund und das preußische Abgeordnetenhaus überrannten, als auf das letzte Ziel der Expedition. Denn auch die Personalunion zu erhalten, lag ihm schwerlich am Herzen. Seine Berechnung erwies sich nur teilweise als richtig. Der Widerstand der Dänen, der ausbrechende Krieg, das vergossene Blut, die Umwandlungen der Stimmung in der Armee und die patriotische Wärme in Preußen selbst gaben dem Kriege während des Kampfes höhere Zielpunkte, auch in den höchsten militärischen Kreisen Preußens brach sich die Überzeugung Bahn, daß die Herzogtümer nicht bei Dänemark bleiben dürften. Die Dänen taten redlich das Ihre, die Personalunion unmöglich zu machen. Herr von Bismarck ließ sie ohne Bedauern fallen. Er war aber durch die Ereignisse soweit gebracht worden, für das zu arbeiten, was seine Gegner seit vorigem Herbst geräuschvoll gefordert hatten. Mannigfach mögen die Pläne gewesen sein, welche er über die Zukunft der Herzogtümer faßte, auf die Agitation für den Anschluß an Preußen folgte die rücksichtsvolle Behandlung der Gedanken des Großherzogs von Oldenburg, und wohl noch andere Projekte für eine Machtvergrößerung seines Staates. Der stille Widerstand Österreichs und Frankreichs zwang immer

wieder zur Vorsicht. Aber eines blieb ihm fest, daß die Angelegenheit nicht mit einem Siege der liberalen Stimmungen und nicht mit einem Erfolge der Bundesmajorität enden dürfe. Die Bundesexekutionspartei hatte — nicht nur ihm — mehrfache Veranlassung zu Ärger gegeben, und in den Herzogtümern fand er nur eine ihm persönlich nahe stehende Fraktion, die dortigen Junker des Gesamtstaates. Aus diesen Gründen, die man wohl gemütliche nennen darf, wurde seit Beginn der Friedensverhandlungen für ihn wichtig, dem Bunde und den Herzogtümern zu zeigen, daß er die Konstituierung eines liberalen Staates zwischen Nord- und Ostsee verhindern werde. Der Herzog von Schleswig-Holstein erwies sich in der vielbesprochenen Unterredung in Betreff der Landesverfassung nicht gefügig — soweit ein Urteil aus den widersprechenden Tagesnotizen über diese Unterredung erlaubt ist — und Herr von Bismarck war entschlossen, ohne oder gegen ihn in den Herzogtümern das zu versuchen, was er jetzt noch für einen Sieg seiner Sache hielt. Man tut dem Ministerpräsidenten wohl nicht Unrecht, wenn man annimmt, daß es ihm im Grunde wenig auf die Paragraphen einer Verfassung ankommt, welche in vielen Hauptsachen weniger unbequem für eine eigenwillige Regierung ist als die preußische, und welche, für ganz andere Verhältnisse gegeben, als die des neuen Staates sind, ohnedies auf verfassungsmäßigem Wege eine gründliche Revision erfahren würde. Aber sie soll geändert werden nicht durch den Herzog und das Volk, sondern unter dem Einfluß der Großmächte, zunächst also Preußens. Wird dann der Herzog von Augustenburg unvermeidlich, so wird er wenigstens unter Bedingungen eingesetzt, welche Preußen diktiert. Unterdes wird das Land so lange wie möglich im Besitz gehalten, es sind wohl noch andere Eventualitäten möglich.

„So erscheint aus der Ferne die Politik des Ministerpräsidenten . .“

So ähnlich erschien sie auch später dem Abgeordneten Virchow, der die Überzeugung gewonnen zu haben erklärte, daß, wenn es Bismarck gelungen sei, ein großes Resultat zu erreichen, er, — Virchow — dies für einen Zufall halte. Die Erwiderung Bismarcks auf diese Rede am 2. Juni 1865, die zugleich eine Antwort auf Freytags Äußerungen bedeuten kann, enthält diese Sätze: „Ich bin der Anerkennung in sehr geringem Maße bedürftig und gegen Kritik ziemlich unempfindlich. Nehmen Sie immerhin an, daß alles, was geschehen

ist, rein zufällig geschah, daß die preußische Regierung daran vollständig unschuldig ist, daß wir der Spielball fremder Intriguen und äußerer Einflüsse gewesen sind, deren Wellenschlag uns zu unserer eigenen Überraschung an der Küste von Kiel ans Land geworfen hat. Nehmen Sie das immerhin an, mir genügt es, daß wir da sind, und ob Sie uns dabei ein Verdienst zuschreiben oder nicht, das ist mir vollständig gleichgültig.

„Die Kritik des Herrn Vorredners über den Wechsel unseres Verfahrens kritisiere ich lediglich mit einer einzigen Phrase, die er selbst gebraucht hat. Er hat uns vorgeworfen, wir hätten, je nachdem der Wind gewechselt hätte, auch das Steuerruder gedreht. Nun frage ich, was soll man denn, wenn man zu Schiffe fährt, anders tun, als das Ruder nach dem Winde drehen, wenn man nicht etwa selbst Wind machen will. Das überlassen wir anderen."

Bisweilen ertönen übrigens auch leise Bismarckklänge in den Auffassungen Freytags.[1] Der grundsätzlich den Volkswillen verehrende Mann empfindet es bitter, wie wenig der Volkswille gelegentlich erstrebt. Daher scheint ihm die Tagesstimmung der Bevölkerung nicht verehrungswürdig, und will er sie mit der Bezeichnung Volkswillen ehren, so ist er allerdings genötigt fortzufahren: „Solcher Erkenntnis liegt die Auffassung nahe, daß auch der Wert des Volkswillens in der Politik weder ein unveränderlicher noch ein höchster Wert sei, daß eine Schwäche und Beschränktheit des Volkswillens zu gleicher Zeit eine Schwäche und Beschränktheit unserer Partei wird, und daß wir deshalb allerdings in die Lage kommen können, uns in der Stille über das freuen zu müssen, was kühne Gegner gegen unsere aufgestellten Parteigrundsätze wagen."

Aber das Gewissen ist fein und beruhigt sich nicht völlig. Unrecht kann nicht durch den Erfolg geheiligt werden. Vielleicht ist

---

1) Grenzboten 1865, 2; Bd. 1, S. 77 ff.; Ges. W. Bd. 15, S. 258. „Ohne Zweifel gibt es in der Politik Konflikte, wo eine politische Partei in der Stille erfreut ist, daß ihre Gegner tun, was ihr selbst aus Parteirücksichten durchzusetzen unmöglich ist. Jede Partei kommt zeitweise in die Lage, auch ihre fundamentalen Sätze zu revidieren und zu erkennen, daß wenige davon eine unbedingte Geltung haben. In Deutschland ist manchen feurigen Geistern die Sehnsucht nach stärkerer Konzentration so hoch gesteigert, daß sie auch eine Tyrannis mit Freuden begrüßen würden, welche ihnen die Grundlagen eines großen Staatslebens zu schaffen vermöchte."

Blutvergießen nicht notwendig; ist doch durch die friedlichen und gesetzlichen Fortschritte, die Preußen „seit Gründung des Zollvereins gemacht hat, nicht mehr der Weg und das Ziel, nur die Zeit in Frage gestellt ... Die eine Hälfte Deutschlands heißt Preußen, die andere Hälfte ist in vielen wichtigen Beziehungen bereits von dem Leben dieses Staates so abhängig, wie nur ein Klientelstaat sein kann." Das Selbstbestimmungsrecht der Völker sei zu achten. Die Liberalen müßten ihr Veto aussprechen, wo ein Zwang empfunden werde.[1])

Freytags Stellung zu Bismarck[2]) ist die des theoretisierenden Zartgefühls gegenüber einer bisweilen rauhen, aber mit genialer Zweckmäßigkeit sich betätigenden Willensmacht. Der eine will das Gute wie der andere; aber während der Praktiker sagt, hier haben wir die Aufgabe, mit diesen gegebenen Stücken ein Maximum von erwünschten Zuständen zu erbauen, vertritt der andere den gleichfalls nicht unberechtigten idealen Standpunkt, es müsse alles mit einem Minimum von Fehlern erarbeitet werden. Nun ist es aber Menschenlos, in aller Praxis an irgend einem Punkte spürbarer Unvollkommenheit den Rest willkürlich gleich Null setzen zu müssen, kann es sich doch selbst in der Mathematik niemals um maßlose Schärfe im Zahlenrechnen handeln, sondern immer nur um den Grad rechnerischer Genauigkeit, den das Gefühl in der Rangordnung der Zwecke gerade verlangt.

Der Drang nach öffentlicher politischer Betätigung hat in Freytags Leben schwerlich eine Rolle gespielt. Daß der Dichter überhaupt aus der Gelehrtenstube und aus dem friedlichen Poetengarten hinausgetreten ist und sich durch seine Kandidatur und Mandatsübernahme für den denkwürdigen Norddeutschen Reichstag des Jahres 1867 den unfreundlichen Windstößen einer politischen Laufbahn auszusetzen gewagt hat, möchten wir uns am liebsten aus seinem sehr lebhaften politischen Pflichtgefühl allein erklären.[3])

---

1) Von weiteren Äußerungen Freytags über Bismarck findet sich eine Zusammenstellung in den Beilagen XXXIV.

2) Zur Ergänzung ist zu vergleichen Julian Schmidts ausgezeichneter Aufsatz in den Bildern aus dem geistigen Leben unserer Zeit, Bd. 2. Neue Folge, S. 373, 383, 388 f. (1868). — Ein interessantes Gegenstück zu Freytags Verhältnis zu Bismarck würde sein Verhältnis zu dem Manne, der umgekehrt aus der Überschätzung vielleicht in eine zu starke Unterschätzung geraten sein dürfte, zu Napoleon III. bilden. Vgl. darüber näheres in den Beilagen XXXV.

3) Näheres siehe in den Beilagen XXXVI.

Wer jedoch bei einem Dichter etwas weniger Strenge und mehr schöne Seele voraussetzt oder wohl auch grundsätzlich von vornherein bezweifeln möchte, daß irgend ein Beweggrund in der Menschenbrust ohne alle Hilfstruppen allein den Ausschlag geben kann, der würde diese etwaigen Hilfstruppen für die eigentliche Hauptarmee der Bestimmungsgründe jedenfalls nicht halten dürfen. Das hieße den Verlauf der Begebenheiten in eine Beleuchtung rücken, die eine beschämende Niederlage unseres Dichters da erscheinen ließe, wo es sich entweder nur um eine Lostrennung der Kerntruppen seines Wesens von unwesentlichen und entfernungswürdigen Begleitern oder, falls unlautere Triebfedern überhaupt gar nicht vorhanden waren, durchaus um gar keine Niederlage handelt. Denn pflichtgemäßes Verhalten kann bei der Vernunft überall und ewig nur auf Zustimmung rechnen. Soweit Freytag als echter preußischer Landsmann Kants, vielleicht gar gegen Wunsch und Neigung, einfach stramm soldatisch seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit hat tun wollen, soweit muß er uns, trotz seiner etwaigen Ungeschicklichkeiten um der Gesinnung willen achtungswürdig bleiben.

Das Maß seiner Kräfte ist dem Menschen allerdings meist in seiner Neigung angezeigt, und kein Pflichtgebot befiehlt uns weiter zu gehen, als unsere Kräfte reichen; daher würde Freytag, nachdem ihn die Erfahrung darüber belehrt hat, daß auf diesem Wege gegen die Neigung fortzufahren, kein zureichender Grund vorliege, auch ganz pflichtgemäß in Zukunft von ähnlichen politischen Schritten Abstand genommen haben.

„Ich bin 51 Jahre und habe noch etwa zehn Jahre rüstigen Schaffens . . . In der Politik ist zweifelhaft, was ich leiste und nütze, . . . ich entsage der Parlamentskarriere und werde nicht Politiker von Profession."

So heißt es in einem Briefe Freytags an den Herzog gegen Mitte Juni 1867. Freytag will, wie er sich scherzend ausdrückt, in seinen Federtopf zurückkehren, gleich dem Hans Dudeldee im Märchen: „Ich gehe zum nächsten Reichstag nicht nach Berlin . . . Ich bleibe der bescheidene Hausfreund meines Volkes, ich bleibe bei der Poeterei, ich krieche in meinen Federtopf zurück." (S. oben S. 42.)

Er hatte das Gefühl, daß er seinem Volke als Dichter und Gelehrter mehr zu bieten habe denn als tätiger Mitarbeiter am äußeren Staatsbau. Hieraus ergaben sich alle Pflichten für den Rest seines Lebens.

Das Jahr 1848 hatte in dem Jüngling eine Umwälzung, die innere Hinwendung zur Politik, erblicken lassen, das Jahr 1867 scheint dem reifen Manne zum ersten Male nahezulegen, den großen Rückzug aus dem Leben zu bewerkstelligen, an Entsagung und an Vereinfachung zu denken. Er stand vor der Pforte; ein Windzug kam und die Tür fiel ins Schloß. Er hätte wohl noch öffnen können und das Haus betreten, aber er besann sich anders, kehrte um und entschloß sich, wie Candide, sein Gärtlein, das nicht klein war, zu pflegen.

Im Jahre 1870 entlud sich nun aber das befreiende Gewitter in unserem politischen Leben. „Es war," schrieb ein jüngerer Dichter als Freytag, „wie wenn alle in dem Kriegslärm von Westen her die eherne Glockenstimme der Geschichte hörten: jetzt vollendet sich das deutsche Reich! Und es kam etwas über uns, das uns größer, jünger, besser machte. ... Hohe Ehrgefühle, feuriger Gemeinsinn, fröhliche Opferlust verschönerten so manches verweltlichte Herz ... Wie viel Blut denn auch fließen mußte und wie viele Tränen, es war eine heilige Feierzeit." [1])

Ende Juli 1870 erhielt Freytag die unerwartete Aufforderung, nach dem Hauptquartiere des Kronprinzen zu kommen und während des Feldzuges gegen Frankreich bei der dritten Armee zu verweilen. Am 10. September 1870 schreibt von Stosch,[2]) mit Freytag sei er einige Male zusammengetroffen, nun sei der Dichter mit einem Feldjäger zurückgekehrt; den besten Teil des Feldzuges habe er aber mit angesehen. „Sein letztes Werk hier war die Verfassung des Aufrufs für die Invalidenstiftung." Einen späteren Brief des Generals an Freytag vom 19. März 1871, der mit den Worten beginnt: „Ich bin in der Heimat bei Weib und Kind — ein glücklicher Mann ..." hat der Dichter etwas überarbeitet in seine Kriegsberichte aufgenommen.[3])

Als eine höchst schwierige Aufgabe des Schriftstellers gilt wohl mit gutem Rechte die anschauliche und klare Schilderung einer Schlacht. Die berühmten Beispiele von wohlgelungenen Darstellungen finden

---

1) Adolf Wilbrandt, Große Zeiten S. 117.

2) Denkwürdigkeiten S. 195.

3) Am 2. April schrieb ihm darauf Stosch zur Antwort: „Es war nicht meine Absicht, daß Sie den Inhalt meines neulichen Schreibens veröffentlichen sollten. Ich hatte sehr flüchtig geschrieben, und jedenfalls fehlte der Schluß. Ihre Bearbeitung aber gleicht alles aus . . ."

daher auch ganz besondere Anerkennung. Ohne ins Altertum und in die Geschichte schreibende Gelehrsamkeit hineinzusteigen, sei hier nur an die Beschreibung der Schlacht bei Waterloo in Stendhals „Chartreuse de Parme“ als das merkwürdige Anschauungsbild eines einzelnen Soldaten erinnert, an die klassischen paar Seiten von Mérimée: „La prise de la redoute“, an des unsterblichen Tolstoi seelenkundige Gemälde. Der deutsch-französische Krieg hat natürlich ungeheuer viele Schriften ins Leben gerufen, von berufsmäßigen Tagesschriftstellern und militärischen Fachleuten, von Dichtern der Deutschen wie der Franzosen. Unmöglich, eine Aufzählung hier zu wagen. Doch sei es uns erlaubt, neben Freytags Kriegsberichten an Rudolf Lindaus „Bericht der Garde im Feldzuge 1870/71“ und an Theodor Fontanes Darstellungen zu erinnern.

Freytags Schlachtbericht von Sedan liest sich wie Heldensang. Sein Prosastil hat Klang und Rhythmus gehobener Verssprache.[1]) Wie bedenklich es ist, „Massenaktionen“, besonders wenn Einzelheiten geschichtlich bekannt sind, für die Dichtung zu erobern, war ihm wohl bewußt. Er meinte, daß sich die Schlacht der Gegenwart am wenigsten für poetische Behandlung eigne. Denn „alle heiteren und alle großartigen Wirkungen der Poesie beginnen,“ wie er glaubt,[2]) „erst da, wo die Eigenart des Individuums gegenüber dem Leben seiner Gattung zur Geltung kommt.“ Dennoch hat er es, ohne nach dichterischem Schmucke der Rede sonderlich zu trachten, einfach durch ein Wiedergeben der herzbeweglichen Eindrücke seiner Sinne und durch einen vielleicht ungewollten Schwung der Gedankenmitteilung, nicht verfehlt, in seinen Kriegsberichten auf eine des großen Gegenstandes würdige und beinahe dramatische Weise zu wirken. Sein Auge, das gewohnt ist, die Bilder der Wirklichkeit fest und sicher zu empfangen wie zu bewahren, trägt der Schilderung Einzelzüge und Farben zu. Der helle Geist vermag der planvollen Kunst, die sich in der Feldherrngenialität Moltkes ausspricht, gerecht zu werden.[3]) Vor allem

1) Während des Krieges. 4. Vor Sedan. Ges. W. Bd. 15, S. 387 ff. Vgl. auch „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ (Elster Bd. 2, S. 382 ff.)

2) Die Poesie in der Schlacht. Im neuen Reich 1873, 27; Bd. 3, S. 33 ff. Elster Bd. 1, S. 222.

3) Ges. W. Bd. 15, S. 372, 395. Freytag hat eifrig strategischen Studien obgelegen. Vgl. etwa Grenzboten 1869, I. Die beiden Generalstabswerke über

aber lodert ihm die Flamme der vaterländischen Begeisterung heiß und gewaltig im treuen von Bewunderung vor dem mächtigen Verlaufe der Dinge hingerissenen Herzen.

In höchster Anerkennung schreibt denn auch Ottokar Lorenz: „Die unmittelbar empfangenen Eindrücke der Kriegsbegebenheiten bis zum Aufbruch der Heere von Sedan nach Paris sind in den Berichten des Dichters mit derselben Lebendigkeit und in demselben edlen Stil geschildert wie der unglückliche Verlauf des Krieges von 1792 von Goethe. ... in der Vielseitigkeit der Mitteilungen stellt sich das moderne Tagebuch dem vielgelesenen Berichte über die Campagne in Frankreich würdig zur Seite."

Zu verschiedenen Malen hat Freytag seine Ansichten über den Krieg ausgesprochen; aber obwohl es ein anderes ist, vom sicheren Port gemächlich zu raten, ein anderes, während das heißgeliebte Vaterland um sein Leben ficht, von Krieg und Frieden zu reden, er blieb sich selbst getreu. In einer Zeit, als die Franzosen in ihrer Bedrängnis durch unsere siegreichen Truppen die Schrecken eines Volkskrieges heraufzubeschwören drohten, ließ sich unser Dichter also vernehmen:

„Der zivilisierte Krieg ist Kampf der Staaten durch den militärisch organisierten Teil ihrer Volkskraft, der Kampf selbst ist Zerstörung der Kampffähigkeit des Feindes in sehr bestimmten militärischen Formen, welche die Schonung der feindlichen Leben und Güter, soweit irgend möglich, erstreben. Ein Staat, welcher die allgemein angenommenen militärischen Formen aufgibt und den zivilen Teil seiner Bevölkerung zu tätigen Teilnehmern des Kampfes macht, wirft seine gesamte Bevölkerung dadurch in die Greuel und die Vernichtung der Urzeit zurück."

Drei Tage vor seinem 54. Geburtstage, an dem Bismarck die Depesche aus Ems so energisch kürzte, schrieb Freytag über die Kriegsdrohungen Frankreichs erbittert: „Sonst galt unter zivilisierten Nationen die Erklärung, daß man genötigt sei, die Entscheidung durch Waffen

---

den Krieg 1866. Im neuen Reich 1872, 35. Der große Generalstab über den letzten Krieg Bd. 2, S. 331 ff.; 1873, 34. Kriegsliteratur aus dem deutschen Generalstabe Bd. 2, S. 288 ff.; 1873, 52. Bazaine und die Belagerung von Metz Bd 2, S. 985 ff; ferner über Marine 1873, 23: Die Entwicklung der deutsche Kriegsmarine Bd. 1, S. 898 ff.; 1874, 8. Die Reichs-Ober-Seebehörde Bd. 1, S. 289 ff. S. auch Erinnerungen S. 319 ff.

zu suchen, für die letzte und entscheidende Maßregel, nachdem alle Mittel, auf friedlichem Wege zum Einvernehmen zu kommen, als fruchtlos erwiesen waren. Und die Kriegsdrohung selbst galt für ein verhängnisvolles und furchtbares Wort, das man sogar dann ungern aussprach, wenn man zum Äußersten entschlossen war, weil man wußte, daß die ausgesprochene Drohung jedes weitere Verhandeln stört, das Ehrgefühl beider Teile feindlich herausfordert und selbst einer schweren Tat durchaus gleichkommt. Sonst, wenn man die Pflicht hatte, die Geschicke eines Staates zu besorgen, bedachte man, daß der Krieg nur letztes Mittel in Lebensfragen des Staates sein darf. Jetzt ist die Diplomatie in Frankreich soweit gekommen, daß ihr bei der ersten Aufwendung von Energie diese äußerste Erklärung nötig scheint. Uns dünkt das kein Zeichen von Kraft."

Und bereits 1859 lesen wir in den Grenzboten: „Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß nur der Kampf auf dem Schlachtfeld die höchste und letzte Instanz sei, um in Europa internationale Fragen zu entscheiden. Bei politischen Fragen von europäischem Interesse entscheidet in letzter Instanz ebenso sehr die Intelligenz, das Gefühl für Billigkeit und die Erkenntnis des Zweckmäßigen, d. h. die allgemeine Einsicht, welche in den Nationen lebt und durch die Kabinette der gesamten Kulturstaaten geltend gemacht wird."

„Wir wünschen den Krieg mit Frankreich nicht," schreibt Freytag am 10. Juli 1870. „... Zwingen sie uns dennoch durch unleidliche Anmaßung zum Kriege, so werden wir — sehr ungern und mit voller Würdigung ihrer kriegerischen Tüchtigkeit — unsere ganze Volkskraft gegen die ihre setzen, und wir werden in diesem Fall uns alle Mühe geben, bis zum Äußersten, um den bösen Geist Ludwigs XIV., der noch unter ihnen spukt, zum Heil Europas gründlich und für immer zu bannen."

Das klingt an ein Wort Rankes an, das sich in dessen Tagebuchblättern findet.[1])

---

1) Weltgeschichte Bd. 4, S. 739. „Einen gewissen Eindruck brachte jedoch die Bemerkung hervor, die ich machte — ein Historiker unter den vielen Politikern —: daß der Krieg nicht mehr gegen Napoleon gerichtet sei, der sich ja in Gefangenschaft befinde, noch auch gegen Frankreich an und für sich, das wir in einer gewissen Größe zu sehen wünschten, als gegen die Politik Ludwigs XIV., der einst einen Zeitmoment der Schwäche des deutschen Reiches benutzte, um nicht allein

Auch ein geflügeltes Wort Bismarcks, das allerdings einen noch ferneren Anklang an Racinesche Verse zu besitzen scheint, wird von Freytag im Jahre 1871 vorweggenommen. Er schreibt: „Wir haben nur eine Macht, mit welcher wir uns in Frieden erhalten müssen, und diese Macht ist unser Gott in unserem Gewissen." Das Bibelwort, daß es dem Menschen nichts hülfe, wenn er die ganze Welt gewönne, aber an seiner Seele Schaden nähme, stand mit unauslöschlichen Lettern eingegraben in seinem Herzen. So nahm er es denn auch auf sich, die berühmte „Bitte an unser Heer" zu verfassen: „Das ‚Retten' und ‚Rollen'".

Daß das Eigentum im Feindeslande zu schonen sei, daß die deutschen Soldaten sich nicht ohne Not vergreifen sollten an scheinbar herrenloser Habe, nicht Kostbarkeiten „retten", nicht Ölbilder und Kupferstiche ausschneiden und „rollen" dürften, das wird von Freytag mit einer rührenden Eindringlichkeit den Tapferen im Felde vor die Seele gerückt. Auch die Offiziere sollten darauf halten und die „zierlichen Herren aus dem Fürstenklub zu Versailles" nicht Dinge zweifelhafter Herkunft von den Händlern kaufen. Wie der seelensreine Moriz Haupt in seinem Briefe vom 18. August 1870 so ängstlich ehrlich vermeidet, im Namen deutscher Wissenschaft für sein Land zu begehren, was etwa rechtmäßig ihm nicht zustehen könnte, so, ganz genau so scharf und fein wägt das Rechtsgewissen Gustav Freytags. Er liebt seine Landsleute von Herzen, er liebt sie nicht sowohl, weil sie Gefahr bestanden im Feuer, er liebt vor allem ihren ehrlichen, biedern, unbefleckten Geist und daß der Krieg hieran nichts stören möge, ist ihm treue Sorge und heilige Qual. Daher die so bewegliche Beschwörung. Nicht als ob sie gerade den deutschen Soldaten so dringlich nötig wäre wie keinem anderen Volke. Freytag ist geneigt, das Gegenteil anzunehmen. Aber gerade deshalb, weil sich eben die Deutschen nicht ihr Bestes und Reinstes verderben lassen sollten in den Stunden der Versuchung, gerade deshalb dies herzlichste Flehen eines Mannes, der sein Volk innig lieb hat.

---

ohne Recht, sondern selbst ohne Anspruch Straßburg unsern Händen zu entwinden. . . . ‚Laßt uns das alte Unrecht gut machen und dann Freunde bleiben.' Es versteht sich, daß niemand davon überzeugt, noch von seiner Meinung zurückgebracht wurde."

Die Franzosen wissen ihm Dank für das Gentleman-Wesen. In dem „Dictionnaire universel encyclopédique“ von Larousse finden wir nicht viel über Freytag, 32 Zeilen und sein Bild; aber des kleinen Aufsatzes über das „Retten“ und „Rollen“ wird doch in einer Zeile gedacht: „Après Sedan, Freytag demanda aux troupes allemandes, dans un écrit demeuré célèbre, de ne pas abuser de la victoire.“

Freytag blickt auf frühere Kriege zurück und freut sich der zunehmenden Menschlichkeit, stellt doch auch er gern, wie Alfred Klaar, die edle Frage: Wir und die Humanität — wie steht es mit unserer Menschlichkeit? Freytag meint, solch Rückblick könne im allgemeinen erheben. Gesittung und Menschenliebe arbeiten unablässig, „den großen Naturprozeß, welchen wir Krieg nennen, für die sittliche Empfindung der Lebenden erträglich zu machen. Und die schnellen Fortschritte der Menschlichkeit seit den letzten zwei Jahrhunderten lassen erkennen, wie man unserer Zeit schweres Unrecht tut, wenn man ihr vorzugsweise Förderung der Selbstsucht zur Last legt . . .“[1]) Und er meint, daß zumal die Deutschen durch die Beschaffenheit ihres Heeres viel für die menschliche Schonung des Feindes getan und zu tun hätten. „Bei uns ist das Heer auch das Volk, die Ehre des Heeres unsere Ehre, seine Sitte die unsere, wir haben keine bevorzugten Volksschichten außer dem Heer, die wir als Bewahrer sauberer Empfindungen und idealer Habe rühmen dürfen. Jede Verwilderung und jede Verwirrung der Sitte und Ehrlichkeit, welche der Krieg in unser Heer bringen könnte, würde dem Mark unseres Lebens schaden.“[2]) Darum die dringliche Mahnung: „Wir sind stolz und glücklich über eure Kriegstaten, erhaltet

1) Das „Retten“ und „Rollen“. Bitte an unser Heer. — Im neuen Reich 1871, 6.; Ges. W., Bd. 15, S. 480.

2) Ebenda S. 481. Vgl. dazu „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“, bei Elster Bd. 2, S. 376: „In Wahrheit werden unsere Siege den Franzosen die Zivilisation bringen, und die Vorsehung hat das edle deutsche Blut, das auf den Schlachtfeldern Frankreichs dahinrinnt, unter anderem auch dazu erkoren, unsern Feinden zugleich mit der Achtung unserer militärischen Überlegenheit die Notwendigkeit allgemeiner Dienstpflicht für Frankreich in die Seele zu schlagen. Mit dieser höchsten und edelsten Form des Kriegsdienstes hört die Möglichkeit frecher Eroberungskriege und der Wahnsinn militärischer Eitelkeit . . . ganz von selbst auf. Sobald der Stoff des französischen Heeres so kostbar wird wie der unsere . . . wird das freche Gesindel, welches die öffentliche Meinung Frankreichs jetzt erregt, an Macht verlieren . . . Allgemeine Wehrpflicht macht nicht nur im Kriege stark, sie macht eine Nation auch im Frieden friedfertig.“

euch auch als Menschen der Nation wert und ehrwürdig! Kehrt, o kehrt aus diesem furchtbaren Kriege alle zu uns zurück mit lauterem Gewissen und mit reinen Händen!"[1])

Die tiefen Traurigkeiten eines Krieges sind wahrlich durch Begeisterung nicht obenhin hinwegzublasen. Freytag will sich das Trübe nicht vertuschen. Er gesteht: es ist „etwas Furchtbares, Ungeheures, das in jedes Gemüt eindringt", in der Größe der kriegerischen Tage. Eine Menschenpflicht stößt die andere, in den Herzen, wie in den Taten.[2]) Der Krieg verkündet als ein rauher Lehrer, „daß der einzelne und sein Leben verschwindend wenig sei gegen das Leben seines Volkes, und daß jeder einzelne sein Leben und seine Habe hinzugeben habe für sein Volk." Wem will solche Lehre nicht hart scheinen? Wer denkt nicht, daß jedes Einzelleben doch auch seinen göttlichen, durch nichts zu ersetzenden Wert hat! Ja, es ist eine schwere, harte und vielleicht keine ewige Lehre „für uns Kulturmenschen", die, wie Freytag sagt, „die Ordnung und der achtungsvolle Fremdenverkehr des Friedens weich gemacht hat." Noch sind die Friedensträume des Abbé St. Pierre der festen Verwirklichung nicht nahe, noch Bertha von Suttners wackrer Ruf „die Waffen nieder!" den Klugen der Welt ein bitter bedenkliches Feldgeschrei. Doch die unerforschliche Macht, der all unser Menschenverstand im Weltall, geheimnisvoll am lichten Tag, sein Dasein verdankt, wird uns leiten, wohin wir kommen müssen, zum Guten, zum ewig Bessern; und die rauhen, herben Traurigkeiten des Krieges, die in alten Zeiten wohl noch ärger waren, werden vielleicht einmal vollständig erlöschen, wenn wir den aufwärtsblickenden Glauben, wie er in Lessings Nathan, in Spinozas „Odium nunquam potest esse bonum" oder in den allumfassenden Überblicken eines Spencer über die gesellschaftlichen Dinge sich ausspricht, uns einzuverleiben dadurch würdig werden, daß wir jedenfalls in unserem sittlichen Verhalten uns von allen Pflichten lenken lassen, die nach solchen Lebenssteigerungen hinleiten.[3])

---

1) Ges. W., Bd. 15, S. 488.

2) Im neuen Reich 1871, 2; Ges. W., Bd. 15, S. 458 f.

3) Weil wir in einer unendlichen (allseitig ungeschlossenen) Welt leben (die Unendlichkeit des Raumes und der Zeit sind in unserem übersinnlichen Wesen begründet), ist jede höchste Hoffnung berechtigt, ja in Wahrheit keine menschlich höchste Hoffnung hoch genug; die Wirklichkeit übersteigt alle Erwartungen. Daher reicht der Glaube, als eine Fortsetzung der im Endlichen (Sinnlichen) sich bewährenden Vernunft, ohne Widerspruch zu ihr, wahrhaftig ins Unbegrenzte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Ahnen 1872—1880.

Die letzten Erzählungen Freytags, die, unter dem Titel „Die Ahnen" vereinigt, ein geschlossenes Ganzes darstellen, bilden gleichsam den Kuppelbau seiner Lebensarbeit als eines Dichters und Gelehrten.

Als eines Gelehrten: denn sie enthalten geschichtliche Wirklichkeitsschilderung, wie die Bilder aus der deutschen Vergangenheit, und jede Seite bekundet den Eifer eines Künstlers, dem Handwerkszeug und Stoff nicht fertig aus fremder Werkstatt überliefert wurden, sondern in der eigenen Wirtschaft entstanden und durch langjährigen Gebrauch ans Herz wuchsen. Daher standen Kenner wie Haupt und Scherer mit Bewunderung vor der stilgemäßen Steinmetzarbeit an diesem Bauwerke und rühmten die Ausführung.

Der Baugedanke jedoch, der das Ganze ins Leben rief, entsprang nicht aus dem Kopfe des Forschers, sondern aus dem Herzen des Dichters.

Wohl war bereits in den „Bildern" gelegentlich Einblick in einzelne Menschenschicksale gewährt worden; dem Poeten war das aber nicht genug. Stellen wir uns vor, wie er sinnend an seinen geschichtlichen Wandgemälden entlang wandert und hie und da verweilt, um der Einladung jener gemalten Wirklichkeit zu folgen und den Blick in ihre lockenden Tiefen zu tauchen. Da erwacht wohl in seiner Brust ein Sehnen, die vergangenen Zeiten noch ganz anders zu beleben, als es in der Vereinfachung und Verallgemeinerung des wissenschaftlichen Verfahrens möglich war. Hatte er dort gemalt, so wollte er nun bauen; hatte er dort weite Gefilde von Qualen und Greueln in perspek-

tivischer Verkürzung wiedergegeben, so wollte er nun diesen trostlosen Eindruck, den die Massendarstellung gelegentlich hervorbringt, lindern und ein freies Gebäude errichten, in dem sich die Gemütsbedürfnisse des Lesers Erholung verschaffen könnten. Er wollte zeigen, daß sich auch über den Beklagenswertesten ein unendlicher Himmel gewölbt hat, unter dem sie gelebt und geliebt und, wenn auch in „früher schwerer Zeit", das natürliche Gleichgewicht aller Erdengeschöpfe im Wandel von Lust und Leid erlangt haben — „wechselnd in Müh' und Ruh' ist alles freudig." Wer sich von der Schilderung der Gräßlichkeiten des dreißigjährigen Krieges in den „Bildern" niedergedrückt fühlt, der soll erfahren, daß solche Mitteilungen doch nicht die ganze Wirklichkeit enthalten.

Es sind berechtigte Wünsche, die den Menschen nach versöhnlichen Vorstellungen verlangen lassen; darum hat, was der Gelehrte nicht bieten kann, der ja, wenn wir uns solche Sonderung erlauben wollen, nur dem Verstande zu Diensten steht, der Dichter mit seinen wohltuenden Künsten für das Herz erfüllt. „Die Poesie," schreibt Novalis, „heilt die Wunden, die der Verstand schlägt."

Der Dichter verfolgt Schritt für Schritt den Verlauf eines einzelnen Lebens; er läßt uns an jeder wichtigen Seelenregung seines Helden Anteil nehmen, so daß wir dessen Freuden und Trübsal durchkosten und das geschilderte Dasein mit dem Gemüte, wie einen heilsamen Trunk, unserem eigenen Leben einverleiben. So kann sich unser Mitleiden nicht zu der bitteren Laune vergällen, die vielleicht einmal durch eine geschichtliche Massenwiedergabe menschlichen Elends hervorgerufen wird.

Freytag findet nun den Mut und die Kraft, eine Aufgabe zu wählen und zu lösen, wie sie in solchem Umfange noch nicht gewagt worden ist, nämlich: nicht nur einen einzelnen Helden auf seinem Lebenswege zu begleiten, sondern durch die Jahrhunderte hindurch ein Heldengeschlecht zu verfolgen, allerdings nicht gerade ununterbrochen von Sohn zu Sohn, aber doch genügend deutlich, daß wir den geheimnisvollen Zusammenhang des Blutstroms erkennen, überall wo ihn der Dichter uns an den beleuchteten Stellen hat erblicken lassen.

Ein Vergleich zwischen dem Verhältnis der „Bilder" zu den „Ahnen" bei Freytag und der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" zum „Wallenstein" bei Schiller liegt nahe.

Aus der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ ist der „Wallenstein“ hervorgewachsen, dies unvergleichliche Werk philosophischer Stilisierung einer durch geringen Geschichtstrank begeisterten Poetenseele. Wohl werden Schillers historische Schriften mit Recht eifrig gelesen; dennoch erscheinen sie den Dichtungen des edlen Genius gegenüber fast als Mittel, als Vorstufen zu den noch wirkungsvolleren Leistungen im Reiche der poetischen Freiheit.

Seinem hohen Fluge sehen wir mit Rührung nach. Dies leichte Erfahrungsgepäck bei soviel Schwung und Feuer, so viel Geist bei so wenig Körper, dies eben nennen wir das Platonische der Schillerschen Dichtung.

Dagegen dürfte sich nun Freytag als ein echter Jünger seines Aristoteles verhalten. Er fliegt nicht, sondern schreitet, ist nicht vogel- und federhaft leicht beschwingt, sondern faßt Fuß im Irdischen, fest und dauerhaft. Er hat unendlich viel Stoff angesammelt, und langsam und bedächtig schafft er darin Ordnung.

Schließlich aber stellt sich die Verwandtschaft mit dem Könige aller Träume doch heraus. (Vgl. oben S. 190.) Auch Freytag kann trotz wiederholentlicher Warnung vor der Phantasie, die andere Geister als ihre Freundin hoch verehren, und die er als eine Gauklerin fürchten gelernt hat, dem Schicksale nicht entgehen, reumütig, wo nicht mit Worten, so doch mit Taten ihr sich zuzukehren, als der himmlischen Erretterin aus dem irdisch allzu Beschwerlichen.[1]) Der Verfasser der „Bilder“ schreibt dann die „Ahnen“, als ein tröstendes Nachbild, in dem sich die gestaltende Hausfrau der Menschenseele in ihren goldenen Gespinsten betätigen darf.

Die „Erinnerungen“ erzählen, wie Freytag in Ligny dem Kronprinzen zuerst von dem geplanten Romane der „Ahnen“ gesprochen habe.[2])

Die Stimmung, die die kriegerische Zeit durch aufregende Bilder und Gedanken erweckte, beschleunigte wahrscheinlich die Ausreifung eines lang gehegten, tief im Herzen getragenen Planes. Man hat zusammengestellt, was in früheren Schriften bereits auf die „Ahnen“

1) Die erhabenste Heilquelle der Phantasie fließt freilich noch in einem tieferen Gelände als dem der Kunstgebilde; nämlich wo die sittliche Beherrschung des Sinnlichen und der notwendige übersinnliche Glaube einander befruchtend zum amor Dei intellectualis werden. Vgl. oben S. 101, A. Riehl, Kritizismus I (2) S. 294, Spinozas Ethik V, letzte Lehrsätze, Schillers Dichtung: Das Ideal und das Leben.

2) Erinnerungen, S. 348; auch in der Schrift über den Kronprinzen und die deutsche Kaiserkrone; Elsters Sammlung, Bd. 2, S. 378.

hinweist.[1]) Besonders bedeutsam sind hierfür einige Stellen in der „Verlorenen Handschrift". Ilses Gestalt erweckt dem Gelehrten, ähnlich wie Frau von Stein dem liebevollsten Dichter, eine Vorstellung der Seelenwanderung, da dem Poeten dasselbe edle deutsche Frauenwesen die Jahrhunderte zu durchschreiten scheint.

Wie weit die Ahnenidee bei Freytag zurückreicht, ist schwer zu sagen. Schon ein unveröffentlichtes Jugenddrama „Die Sühne der Falkensteiner" enthält eine nachdrückliche Anwendung des Ahnenmotivs (siehe oben S. 27); aber das Entscheidende ist doch erst die sichtbare Verknüpfung über Jahrhunderte hinweg, wie Freytag sie zu veranschaulichen wagt.[2])

„Über die Tendenz des ganzen Werkes", schreibt der Dichter an die Herzogin,[3]) „wäre allerlei zu sagen. Merkt man beim Lesen, daß der Kapitän Dessalle sich mit der Pastorstochter deshalb aus dem Stegreif verlobt, weil vor mehr als 300 Jahren sein Ahnherr Georg sich in einer ähnlichen Krisis ebenso plötzlich mit einer Frau versorgt hat? Wenn mans nicht merkt, so ists kein Schade. Auch der Poet vermag nur leise und bescheiden an den geheimnisvollen Zusammenhang zu rühren, welcher zwischen den Enkeln und ihren Ahnen besteht."

Dieser Zug in der letzten Erzählung war dem Verfasser offenbar besonders erfreulich, denn er erwähnt ihn auch in einem Schreiben vom 8. Februar 1881 an den Rezensenten des Buches in „Nord und Süd."

In seiner „Technik des Dramas" spricht Freytag über eine Steigerung der Wirkung, die auf der antiken Bühne durch eine seltsame Ausnützung der gewollten Armut von verfügbaren Mitteln, nämlich durch den Gleichklang derselben Schauspielerstimme in verschiedenen Rollen, herbeigeführt sein sollte. Eine Eigentümlichkeit der feststehenden Rollenverteilung im antiken Drama sei gewesen, „daß die Kontinuität des

1) Dr. Adolf Sellmann, Die Entstehung von Freytags Ahnen. Hamburger Nachrichten, Beilage, 27. Mai 1906. Vgl. auch Tempeltehs Anmerkung 2 zum 155. Briefe der von ihm herausgegebenen Sammlung, S. 245.

2) Am 30. November 1872 schrieb Freytag an Haupt (mitgeteilt bei Belger, S. 38 f.): „Vor Jahren, da ich mich mit den Bildern herumschlug, sagten Sie einmal, daß sie Studien sein sollten für einen historischen Roman. Es ist nun wohl so gekommen . . . Ich habe mich seit 67 damit getragen, aber reif ist die Geschichte mir erst unter den Eindrücken des Feldzuges von 70 geworden, und ich darf wohl sagen, es sind meine Kriegserlebnisse".

3) Am 4. Dezember 1880 (Briefwechsel, S. 401).

Darstellers bei seinen einzelnen Partien durchschien und als etwas Gehöriges und Wirksames auch vom Hörer empfunden ward. Der Darsteller wurde auf der attischen Bühne zu einer idealen Einheit, welche ihre Rollen zusammenhielt; über der Illusion, daß verschiedene Menschen sprächen, blieb dem Hörer die Empfindung, daß sie im Grunde ein und derselbe waren. Und diesen Umstand benutzte der Dichter zu besonderen dramatischen Wirkungen. Wenn die Antigone zum Tode abgeführt war, klang aus den Drohworten des Tiresias an Kreon hinter der veränderten Tonlage dieselbe bewegte Menschenseele heraus, und derselbe Klang, dasselbe geistige Wesen rührte in den Worten des Exangelos, welcher das traurige Ende der Antigone und des Hämon berichtete, wieder das Gemüt der Hörer. Antigone kehrte, auch als sie zum Tode abgegangen war, immer wieder auf die Bühne zurück. Dadurch entstand bei der Aufführung eine Steigerung der tragischen Wirkungen, wo wir beim Lesen einen Abfall bemerken. Wenn in der Electra derselbe Schauspieler den Orest und die Klytämnestra, Sohn und Mutter, den Mörder und die zu Mordende darstellte, so mahnte der Gleichklang der Stimme den Hörer an das gemeinsame Blut, die innere Verwandtschaft der beiden Naturen ... Wenn im Aias der Held des Stückes sich schon auf dem Höhepunkt tötete, so war das unzweifelhaft auch in den Augen der Griechen eine Gefahr des Stoffes, weil dieser Umstand ihnen in diesem Fall nicht die Einheit der Handlung verringerte, wohl aber das Gewicht zu sehr nach dem Anfang verlegte. Wenn nun aber unmittelbar darauf aus der Maske des Teukros dasselbe ehrliche, treuherzige Wesen heraustönte, nur jugendlicher, frischer, ungebrochen, so fühlte der Athener nicht nur mit Behagen die Blutsverwandtschaft heraus, auch die Seele des Aias nahm lebendig Teil an dem fortgesetzten Kampf um sein Grab." [1])

Vielleicht geht man nicht irre, wenn man vermutet, daß hier nicht weniger als in der „Verlorenen Handschrift" dem Dichter das Motiv der Blutsgemeinsamkeit, das ihn bereits in den „Fabiern" lockte, und

1) Technik des Dramas, S. 131 f. Vgl. auch S. 148. „Die Fortsetzung der Antigone selbst sind der Seher Tiresias und der Exangelos der Katastrophe." Besonders auch S. 156: Steigerung dadurch, daß wieder und wieder in der Stimme des dritten Schauspielers dieselbe Charakterforderung erhoben wird, nämlich der kluge Menschenverstand, wie er sich zunächst im Odysseus verkörpert, gegen die leidenschaftliche Befangenheit in zunehmender Gewalt sich vernehmen läßt.

das auch gelegentlich durch Ahnenerzählungen aus derselben Familie in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" nahe gelegt wurde zu der so eigentümlich fruchtbaren Anwendung gedrängt hat, die wir in dem großen Romanzyklus erblicken.

Wenn dieselbe Stimme den Geist einer bestimmten Rolle in einer anderen äußeren Erscheinung fortzusetzen scheint, so ist das eine heute kaum noch gepflegte alte Kunstwirkung,[1]) die durch die Ahnendichtung von Freytag gewissermaßen auf den modernen Boden des Romans verpflanzt worden ist. Denn in Ingo, Ingram, Immo und den anderen Söhnen des königlichen Geschlechts offenbart sich ein bluts-verwandtes Wesen, das mit dem vertrauten Klange einer gleichen Stimme dem Ohre das Geheimnis zu übermitteln scheint.

Man kann annehmen, Freytag habe aus der naturwissenschaft-lichen Strömung seiner Zeit, wie sie sich vor allem ja auch in Zolas Romanen spiegelt, die besondere Anregung erhalten, sich der Vererbungs-frage zuzuwenden, der Behandlung dieser Frage aber mit dichterischem Feingefühl eine eigentümliche Wendung gegeben, indem er die alte Poesie der Seelenwanderung in seinem Werke zart erklingen läßt.[2]) Ähnlich wie Lessing segnet auch Freytag den Schleier, der uns die Geheimnisse unseres — wenn man so sagen darf — Vorlebens in der Vergangenheit verhüllt. „Das eigene Leben würde angstvoll und kümmerlich werden, wenn wir als Fortsetzungen vergangener Menschen unablässig mit dem Segen und Fluch rechnen müßten, der aus der

1) Es wurde jedoch neuerdings (1906) in Berlin eine wirkungsvolle Aufführung der Elektra des Sophokles (in Adolf Wilbrandts edler Verdeutschung) und hinter-drein der Iphigenie Goethes versucht, wobei Orest jedesmal durch denselben Schau-spieler und die zur Untat aufhetzende Schwester Elektra, sowie die versöhnende Schwester Iphigenie eigentümlich wirksam durch dieselbe Künstlerin, Frau Pospischil, dargestellt wurden.

2) Vgl. dazu Die Erziehung des Menschengeschlechtes, herausgegeben von G. E. Lessing, Berlin 1780, S. 87 ff., §§ 94, 100. Über Anklänge an die Seelenwanderungsvorstellungen bei Schleiermacher und Novalis s. W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, S. 273 f. „Wer als ein Dichter dürfte den meta-physischen Zusammenhang des Lebens zu deuten unternehmen? Die wahre und strenge Philosophie verschmäht, da sie ein strenges Maß der Erkenntnis in sich enthält, in diesen dunklen Regionen mit ihm zu wetteifern. Sie vermöchte ohne-hin nicht, in solchem Halbdunkel, wie es hier uns umgibt, diesen Zusammenhang bald hervortreten zu lassen, als könnte man ihn mit Händen greifen, dann wieder plötzlich zu verbergen." Über Lessing und Bonnets Palingenesis s. ebenda S. 128 ff.

Vorzeit über unserer Lebensaufgabe hängt."[1]) Daß der Dichter in den „Ahnen", wiewohl er Erinnerungen der Familienüberlieferung benutzt hat, sich nicht selbst eine Ahnenreihe auf den Leib hat schreiben wollen, ist von ihm zu verschiedenen Zeiten klar ausgesprochen worden; daher braucht sich denn auch kein forschender Fleiß in diese Richtung zu verlieren.[2]) Auch eine Koburger Ahnengeschichte war von Anfang an nicht beabsichtigt, wie aus einem Briefe Freytags an den Herzog hervorgeht.[3]) „Es soll die Familie eines Privatmannes sein", schreibt er schon 1872, und das war ja auch im Vorworte angedeutet.

Im Jahre 357 trägt sich die Handlung der ersten Geschichte der Ahnen mit dem Helden Ingo zu. Eine furchtbare Schlacht hat bei Straßburg an der Römergrenze zwischen Franken und Alemannen stattgefunden. Der Cäsar, den sie Julianus nennen, hat den Sieg errungen.[4]) Es ist der 355 zum Cäsar ernannte Neffe Konstantins, der Bruder des getöteten Gallus, den die Geschichte später als den Abtrünnigen bezeichnete. Ihm war damals vom Kaiser der Schutz des Rheines übertragen. Den letzten Römersieg in Deutschland wählte der Dichter als Eingangspforte zu den Erzählungen.

---

1) Erinnerungen S. 4. Vgl. auch Schluß der Ahnen.

2) Wie im Jahre 1881 Otto Brahm fordert (Deutsche Rundschau, Bd. 26, S. 316) „. . . für den zukünftigen Freytag-Biographen wird es . . . nötig sein, die Frage zur Entscheidung zu bringen, ob das Buch nicht an Stelle von ‚Die Ahnen' besser ‚Meine Ahnen' hieße." — Des vortrefflichen Schriftstellers Vermutung war durchaus nicht unberechtigt, da von vornherein zu erwarten steht, daß alles Wirkliche und Wohlvertraute einem so gediegenen Künstler wie Freytag lockender scheinen muß als Luftgebilde der Phantasie. Es spricht auch deutlich für die Kunst Freytags, daß er in seiner Dichtung den Anschein persönlichster Zusammenhänge weckt. (Vgl. oben S. 7 ff., 62, 111, 136, ferner unten S. 336.)

3) Freytag an den Herzog, 2. Dezember 1872 (Briefwechsel Nr. 156, S. 255 f.)

4) Über diese Alemannenschlacht vgl. außer der Wiedergabe der Schilderung des Ammanius Marcellinus in Freytags Bildern Bd. 1. 5. 95 ff. — besonders S. 97: „der Drache, das Banner!" — die eingehende Studie von Felix Dahn in Westermanns Monatsheften, Bd. 48 (1880) S. 75 ff. Wilhelm Scherer findet in seiner Besprechung in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 31 (1873) S. 484, daß sich die Erzählung Ammians von dem gewöhnlichen Stile seiner Schlachtschilderungen nicht wesentlich unterscheidet. Freytag habe sie in den Bildern a. a. O. mit Künstlerhand leise verändert, und nun höre er aus der Überlieferung zuweilen die Verse eines deutschen Sängers im römischen Lager heraus. Darin liegen, wie Scherer glaubt, Keime zur Ingo-Dichtung. Zu den Namen Ingo und Ingram vgl. Bilder, Bd. 1. S. 38 und 296.

„Seit am Rhein der Krieg aufgebrannt ist, fliegen heiße Funken durch das Land, und mancher Gesell, der Gewalttat gelitten, schweift durch die Länder.“ Es kann nicht wundernehmen, daß in solcher Zeit gegen den unbekannten Mann zunächst Mißtrauen vorherrscht. Ingo muß es erfahren.

Aus seiner Heimat an der Oder ward er, der Sohn des Vandalenkönigs Ingbert, von seinem Oheim getrieben; doch haben treue Mannen ihn im Verborgenen auferzogen. Er wuchs zum Krieger heran. An der Alemannenschlacht nahm er teil und entrann den Verfolgern. Heimlich auf Wolfespfad zog er nun durch die Gaue der Chatten, um durch das Reinhardsbrunner Tal an den Hof des Herrn Answald zu gelangen, der als freier Grenzhüter in einiger Unabhängigkeit von dem Könige des Waldlandes der Thüringe haust. An den Abhängen des Inselsberges beginnt die Erzählung. Ein stimmungsvolles Bild der Landschaft wird uns geboten. Man sieht der Schilderung nicht an, daß sie dem Dichter schwer ward, wie er auf einem Notizzettel sich selbst gesteht.[1]) Wir leben hier noch in einer Zeit, in der der Gegensatz von Feld und Wald den Ausschlag gibt. Später lautet der Gegensatz Stadt und Land.[2]) Ein weiter Fernblick wird über die in vielen Reihen sich hinziehenden, langgeschwungenen Berghöhen des Thüringer Waldlandes geworfen.

Ingos Eintritt in das Reich des Fürsten Answald hat eine Verwandtschaft mit des Odysseus Landung und Aufnahme in Scheria bei den Phäaken Herr Answald ist der Alkinoos dieses Landes, und dessen lilienarmige Gemahlin Arete findet in der Fürstin Gundrun ihr Gegenbild. Vor allem aber ist es das Herrenkind Irmgard, die dem Fremdling lieblich wie Nausikaa begegnet, und der hellenischen Jungfrau Schatten scheint vorüberzuhuschen, wenn wir von den deutschen Blättern aufblickend der „wolkenlosesten“ Ferne gedenken. Tritt dann

1) Der betreffende Notizzettel ist wahrscheinlich niedergeschrieben, als Freytag in seinen Erinnerungen S. 346 ff. von dem Romanganzen rückschauend einige Rechenschaft ablegen wollte. Außer einem Verzeichnis aller Überschriften und gelegentlich noch kleiner Inhaltsangabe durch Stichworte, enthält das Blättchen ein paar Selbstbekenntnisse. So schreibt der Dichter, wenn wir recht gelesen haben: „sobald Bewegung leicht, Freude . . . Schilderung, Landschaft schwer“. Aber zum „Nest der Zaunkönige“ heißt es: „Klosterleben. Einleitung lang. Mit Behagen gemacht“.

2) Vgl. W. H. Riehl, Naturgeschichte des deutschen Volkes.

noch, dem Sänger Demodokos entsprechend, der Barde auf, so gelangt das Handlungsgefüge zu einer Zusammenstellung, in der die Erfindung des alten Epos neu dem Herzen nahe gebracht wird. Und niemand möge die Ähnlichkeiten als Armut schelten, da die einfachen Zustände der Vorzeit ja hier wie dort das nämliche hervorbringen und die Anforderungen des Wohlgefallens von dem Griechen bereits so glänzend erfüllt worden sind.

Freytag hat selbst in den „Bildern" [1]) auf die Ähnlichkeit der altdeutschen mit jenen „Verhältnissen der epischen Zeit, welche die reale Grundlage der homerischen Phantasie wurden" hingewiesen. Auch Beowulfs Ankunft beim Dänenkönig Hrodgar, der stilvolle Empfang, die Verspottung durch Hunferdh, dem Euryalos des angelsächsischen Epos — für Ingo spielt Theodulf eine ähnliche Rolle —, ist vielleicht dem Dichter, der sich doch an Vorbilder im echten Zeittone hat halten müssen, mit dem gleichen Rechte ein belehrender Anhalt gewesen. [2]) Auf dem mit den Schulausdrücken vorgepflasterten Wege zur Erzeugung der wohlgefälligen Wirkungen finden sich: Aristie des Fremden in hervorragender Leibesübung, Anagnorismos beim ruhmvollen Heldensange.

Dann wandelt der Poet andere Pfade. Ingos Laufbahn wird fortan bestimmt durch seine leidenschaftliche Liebe zu Irmgard, und diese Liebe bringt hier wie in allen folgenden Erzählungen die Handlung in Schwung. Das Gegenspiel der Eifersucht darf sich entfesseln, und nur klein scheint dagegen, was im Hintergrunde wie fernes Wettergrollen den Helden von den Vaterlandsfeinden bedroht.

Das Gegenspiel entspinnt sich dadurch, daß Irmgard noch von einem anderen als Ingo und daß Ingo noch von einer anderen als Irmgard geliebt wird. Dies ist das verhängnisvolle Leidenschaftsgespinst der Schicksalsfrauen. Und als dritte Gegenmacht sperrt der Römerdrache nach Ingo den begehrlichen Rachen auf, lauernd, ob die Freundschafts- und Liebesfäden, die ihn halten, nicht einmal zerreißen möchten.

---

1) Bd. 1, S. 54 f.

2) Noch manche Verwandtschaft in den Motiven mit der alten Dichtung hat Scherer a. a. O. zu beleuchten versucht, keineswegs um daraus einen Vorwurf zu schmieden, sondern im durchaus anerkennenden Sinne. Irgendwo müsse nämlich die Poesie fest mit der Wirklichkeit zusammenhängen und das sei, wo unmittelbare Beobachtung versage, die Überlieferung. Von hier aus finde sich der Dichter einen Eingang in die fremde Welt.

Ingo findet bei seinem späteren Verweilen an Bisinos Königshofe unwillkommene Liebesleidenschaft bei der Königin Gisela. Zwar gegen Römertücke gereicht das dem Helden zum Schutze. Als er aber später mit der entführten Irmgard auf der Idisburg haust, und Gisela, die ihren Gatten hat umbringen lassen, verschmäht, da zieht sich das Gewölk über den Häuptern des Paares zusammen, und im Gewitterstrahle fahren sie zu den Göttern dahin. Nur ihr Kind wird gerettet. Es ist aller Feindesverfolgung entkommen.

Man beachte in diesen Zusammenhängen die Lösung folgender Aufgaben: Irmgard muß ihr Herz dem Ingo schenken: Aller Glanz, der in den Augen einer germanischen Jungfrau des vierten Jahrhunderts einen Jüngling liebenswert erscheinen läßt, muß sich auf Ingo sammeln. — Hemmnisse müssen die Liebe steigern. Also Abschied von der Geliebten und Trennung, vielleicht auf ewig. Dies wird begründet durch Ingos Mißhelligkeiten am Hofe Answalds. Die Vandalen haben ihren Herrn wiedergefunden, können sich aber mit den Thüringen nicht vertragen. Theodulf hetzt im Zorne bei einer wie im Nibelungenliede verhängnisvollen Jagd gegen Ingo die Meute. Ein Zweikampf der beiden findet nach Art des nordischen Holmgangs statt. Ingo schenkt dem besiegten Nebenbuhler das Leben, muß nun aber Answalds Hof verlassen.

Jetzt gilt es, die Königin Gisela entscheidend einzuführen. Also muß am Hofe König Bisinos Gefahr für die Helden vorhanden sein. Der Franke Harietto, eine geschichtliche Gestalt, fordert Ingos Auslieferung an Rom. Wie zwischen Siegfried und Brunhild, zwischen Walther und Hildegunde hat zwischen Gisela und Ingo eine Verlobung bestanden. Durch die Gunst der Königin gelingt es den Vandalen, heimlich die Königsburg zu verlassen.

Die Schlußkatastrophe ist von dem gewaltig bewegten Leben der Erzählung an dieser Stelle (vgl. oben S. 167 f. ähnliches in „Soll und Haben") durch einen stilleren Zwischenraum getrennt, den die behaglichen Zurüstungen des ehelichen Nestbaues ausfüllen. Die Idisburg entsteht am Idisbache, — an der Itz —, in der Nähe des Mains. Es ist die Gegend, wo heute die Feste Koburg liegt.

Für Irmgard steigt die Gefahr jetzt am allerhöchsten. Sie soll den ungeliebten Theodulf heiraten. Da entführt Ingo sie und bringt

sie in sein eigenes Reich. Sie könnten dort glücklich leben und eines späten Todes sterben, wenn nicht allem häuslichen Glücke und Frieden der Groll der Eifersüchtigen ein jähes Ende bereitete. Fürst Answald, Theodulf und Gisela werden vor dem flammenden Untergange der Idisburg wirksam vereinigt.

Die Charakteristik der Gestalten ist von großer Sorgfalt, und nicht klein ist die Anzahl der redend und handelnd eingeführten Personen. Die Ratsversammlungen enthalten einen beträchtlichen Reichtum von malenden Zügen. Aus der Schar der für die Handlung im ganzen nebensächlichen Köpfe ragt Berthar hervor. Sein Treueverhältnis zu Ingo ist eine Schöpfung Freytags, die in gleicher Weise der Überlieferung wie dem Zuge seines Herzens gemäß ist.[1] Liebevoll wird auch der Sänger geschildert. Weniger erfreulich als dieser, in der Charakteristik jedoch eine der bestgelungenen Gestalten ist der König Bisino. „Deine Gedanken", sagt er zu Ingo, „eilen gerade vorwärts wie der Hund auf der Spur eines Hirsches; ein König aber kann nicht einfältig sein in Gunst und Rache, vieles muß er bedenken, niemandem kann er völlig vertrauen, und jeden Mann muß er zu gebrauchen wissen in eigenem Nutzen." Scherer bemüht sich, diese Gestalt vergleichend unterzubringen. Der Attila der grönländischen Nibelungenlieder scheint ihm zu ausgeblaßt; mit dem Charakter Ermenrichs in der deutschen Heldensage will es sich nicht besser verhalten. Der ge-

1) Scherer schreibt a. a. O. S. 492: „Hier steht Freytag ganz auf dem Boden der Tradition. Das Gefolge schildert Tacitus als eines der wichtigsten Institute für das germanische Kriegswesen und die germanische Gesellschaft. Die vielgerühmte deutsche Treue stammt aus diesem Verhältnis. Die deutsche Heldensage hat in ihren jüngeren Gestaltungen das Motiv stark verwendet. Dem Dietrich von Bern steht das Geschlecht der Wülfinge zur Seite; der alte Hildebrand erinnert an Ingos Berthar; der Wolfdietrich verherrlicht die gegenseitige Treue zwischen dem Herrn und den Mannen; in die Nibelungensage ist mit Rüdiger das Motiv gekommen, und auch der grimme Hagen wird zum Gefolgsmann. Der Beowulf entwickelt das Verhältnis in seiner ganzen Breite. Und ein besonderes angelsächsisches Gedicht schildert die Empfindungen des Gefolgsmannes, der von seinem Herrn getrennt ist. Die größte Weichheit, die ein germanisches Männerherz in sich birgt, kommt gegenüber dem Gefolgsherrn zu Tage. Und nur das Heimatgefühl kann an Intensität und Tiefe damit wetteifern." Vgl. dazu auch Karl Landmann (Darmstadt): Deutsche Liebe und deutsche Treue in Gustav Freytags Ahnen. Zeitschrift für den deutschen Unterricht (6. Jahrgang, Heft 2 und 3) 1892. S. 81 ff. und 146 ff. (über Treue besonders S. 95 ff. und 161 ff.).

schichtliche Attila ist vollends anders. Und dennoch ist Bisino „eine wahrhafte Schöpfung, der Geist der Geschichte selbst scheint sie eingegeben zu haben.“ Ihn erfreut das Schatzsammeln, wie Freytag es in den Bildern geschildert hat.[1]) Scherer zählt die Notizen zusammen und freut sich der Übereinstimmung. Dann wirft er jedoch die Sammlung über den Haufen, denn der helle Naturlaut der Bewunderung bricht hervor: „Was aber wollen alle diese Notizen sagen gegenüber der fertigen Schöpfung des Dichters? Die Notizen sind Fleisch geworden, Fleisch und Bein und Kopf und Herz und Wort und Miene, Gang und Gebärde. Mit einem Worte: der Kerl lebt“.

Im Jahre 724 spielt die zweite Geschichte, deren Hauptinhalt Ingrabans Bekehrung zum Christentume bildet. Herr Winfried, der Bischof Bonifacius, wird sein Bekehrer; aber um es zu werden, dazu muß er dem Heiden den Beweis erbringen, daß die alten Götter dem Christengotte unterliegen. Alles, was geschieht, dient daher zur Loslösung der Heldenseele von der Weltanschauung seiner Väter und zu ihrer Anschließung an eine Religion, der die Zukunft gehört.

In Treue hängt Ingraban, der Sohn Ingberts, ein Thüring aus König Ingos Geschlecht, am Heidenglauben. Als das Herz der Freunde im Zutrauen zu den überkommenen Lehren hat wanken wollen, hat er ausgerufen: „Ich aber will, bin ich auch nur ein einzelner Mann, in dem Götterstreit bei den guten Geistern meiner Ahnen stehen, ob sie siegen oder unterliegen. Lodert ihre Welt in Flammen, so will ich vergehen mit den geliebten, denen ich zeither gedient.“ — Was kann diesen Saulus zum Paulus machen? Nicht Worte jedenfalls, und auch nicht Tatenglanz, sondern das Licht der Einsicht in den Wert des Neuen. Ehe dies Licht ihm aufleuchtet, wandelt er lange in Finsternis. Nichts will ihm gelingen. Seinen Händen, die gewohnt sind, mit dem Schwerte dreinzuschlagen, entgleitet, was er halten möchte, während dem Boten des ausländischen Gottes alles gedeiht. Doch das gibt nicht den Ausschlag. Erst als dem Weisen Unglück zustößt, als er sich im Kampfe mit der Neigung zum Gehorsam als zu einem Siege hindurchringen muß, da erst lernt Ingraban den Gegner schätzen, da schmilzt alle Herzenshärtigkeit dahin in den Strahlen

1) Bd. 1, S. 180 ff.

der Liebe: „Jetzt erkenne ich," ruft er aus, „daß du in Wahrheit dem Gebote eines großen Gottes folgst, wenn es dir auch bitter und schwer wird."

Der Gegensatz von Heidentum und Christentum drängt sich wohl auf jeder Seite dem Leser in die Augen. Am reizvollsten erscheinen dabei jene Mischgestalten, die den Übergang vom Alten zum Neuen verkörpern. Es behagt dem Verfasser, zu zeigen, daß im Grunde nicht erst Fremde ins Land zu kommen brauchten, um den Deutschen treues Lieben zu lehren. Als Walburg den Diener Ingrams, Wolfram, bei seiner Seele und Seligkeit beschwört, zu bekennen, wo der Herr weile, da lautet die Antwort: „Für meine Seele und Seligkeit wünsche ich Günstiges, aber ich weiß nicht, ob sie gedeihen werden, wenn ich meinen Herrn verrate." — Trefflich ist der Christenpriester Meginhard, den sie Memmo nannten, gezeichnet. Er haust in unkirchlicher Sittenlockerheit mit Godelind, der zornmutigen Wirtschafterin, ehe sein Bischof kommt und ihn wieder an straffe Ordnung mit Nachdruck erinnert. Da muß er denn nun aller weltlichen Lust entsagen: die Schüssel mit dem Huhn wird zum Fenster hinausgeworfen; Godelind führt die Ferkel des Hofes davon. Nur sein Freund, der Stieglitz, bleibt zurück; und wie der arme Mönch ergeben das Haupt senkt, setzt sich der Vogel auf den kahlen Scheitel und zwitschert sein Trostlied. — Wohlgelungen ist auch Bubbo, der Landfahrer. In seinem rauhen Leben hat er die Götter zu fürchten verlernt. Da lockt ihn die Botschaft von Christus, der auch dem schicksalslosen Waldmanne einen Ehrensitz zuteile. Dem Geheimnis der goldenen Buchstaben in der Heiligen Schrift, die der Bischof ihm zeigt, traut er höhere Weisheit zu als der alten Lehre. Nach seiner Weise möchte er nun die eigene Seelenentscheidung davon abhängig machen, ob der Christengott den Bischof gegen seine Feinde schützen wird oder nicht. Hier haben wir im Nebenspiele eine feine Umkehrung der Melodie der Haupthandlung. — Die schönsten Seiten der neuen Herzensbildung bringt Gottfried zur Geltung. „Ein Krieger bin ich. Du merkst es nur nicht!" hat er einmal zu Ingram gesprochen. Dem will dies Wort nach dem Tode Gottfrieds nicht aus dem Sinne. Er hört die Glocken der Christenkirche läuten; sie scheinen ihn einzuladen: „Komm auch du!"

Wie die Handlung bis zu diesem Wendepunkte emporgeführt wird, steht zur voraufgegangenen Dichtung in reizvollem Gegensatze. Ingo

hatte sich die Braut in sein Nest, die Heimstätte am Idisbache, durch nächtlichen Einbruch geholt, hatte sie aus der Not befreit, einem ungeliebten Manne folgen zu müssen. Zu Ingraban geht Walburg hinaus, da er als Wolfsgenoß in den Wald verbannt ist. — Ingos Nebenbuhler, Theodulf, war ein wilder Gegner. Die Hunde hatte er auf den Helden gehetzt und war ihm als Todfeind im Kampfe auf der Aue begegnet. Der Mann, der neben Ingraban Verlangen nach Walburg empfindet, befehdet nicht den Reisegenossen, sondern den Feind in sich selbst; er ist ein Held der Selbstüberwindung; er fängt den Todesstreich auf, der Ingraban treffen sollte. — Ingo war, wie Odysseus bei den Phäaken, in den kriegerischen Spielen als Sieger aufgetreten und Irmgard hatte sich in den Helden, den der Sänger feierte, verliebt, wie Desdemona ein wenig auch darum, weil er Gefahr bestand. Ingraban verliert im Becherkampfe und Würfelspiele um die gefangene Geliebte sowohl deren Achtung wie die eigene Freiheit.

Doch nicht nur in solchen Gegensätzen zeigt sich die Zusammengehörigkeit der Erzählungen als Teile eines beide in sich fassenden Ganzen. Ingo und Ingraban sind, wie es der Plan des noch größeren Zusammenhanges forderte, durch Blutsgemeinschaft verknüpft.[1]) Dem Heldenpaare der Haupthandlung entspricht ein anderes Liebespaar in der Nebenhandlung hüben wie drüben: Wolf und Frida finden ihr Spiegelbild in Wolfram und Gertrud.

Unter den Thüringen begegnen uns die Nachkommen alter Freunde aus der ersten Erzählung. Da ist Gundhari, ein Abkömmling Rotharis, da Bruno, Bernhards Sohn, ein ansehnlicher Mann aus dem freien Moor, dessen Geschlecht seit alters mit dem Hofe Ingrams befreundet war. Er ist noch heidnisch wie dieser, doch „gewichtig" schien ihm des Bischofs Mahnung, daß man auch die Gesinnung eines Mannes bedenken solle; in seinen Reden kommt

1) Ingo ist dem Ingraban im Nebel der alten Familienerinnerungen noch verschwommen sichtbar (I, 281, 466 f.). Unter Walburgs sanfter Weisung trennt er sich von dem Talisman der Väter. Als Teufelswerk wird das Andenken an kriegerischen Ruhmesglanz verworfen, und rührend erklingt in Ingrams Herzen das Leid, einer alten Welt gleichsam die Treue zu brechen: bitter ist es ihm, von seinen Ahnen zu scheiden. Aber nun ist in ihm zur Ruhe gegangen, was nach feindseliger Vergeltung schrie; nun hat er die Einladung des Friedensgottes vernommen (I, 501).

der Zwiespalt zwischen dem alten und dem neuen Glauben ergreifend zum Ausdruck.

Sanghaft ist die Rede zu Ingos Zeiten, zahlreich sind die Gleichnisse, besonders aus dem Tierleben gewesen. In schweren, steifen Falten, vielleicht dem Eddastile nachgeahmt, hat sich die Sprache schleppend und rauschend daherbewegt, nur unbeholfen sich anpassend, aber würdevoll. Zuweilen ist es zu einer Art Stichomythie gekommen: Geistreiche Wortgefechte haben damals wohl auch in Ansehen gestanden.[1]) Frida und Wolf, Ingo und Theodulf haben Schlag auf Schlag Rede und Gegenrede getauscht, wie in einem Spiele der Ball herüber und hinüber fliegt. — Auch die Sprache Ingrams ist noch nicht viel von der seiner Vorfahren unterschieden. Spruchweisheit und liedartige Form treten zumal an den wichtigen Stellen hervor. Ein wahres Hohnlied singt Ratiz dem Ingram. Da, wo wir „Rede" setzen würden, wird, wie in den Schriften der Alten, oft von „Sang" gesprochen. Dennoch sind die Tage der unbedingten Vorherrschaft des Sängers vorüber. Eine neue Kunst vermittelt dem Menschen die Gedanken und schiebt die höchste geistige Kraftwirkung der alten Zeit sachte beiseite: Die Christen haben „den Zauber der lateinischen Sprache. In den Briefzeichen verkehren sie miteinander wie Landgenossen . . . Sie senden einander ihre Worte auf der Tierhaut zu, über Land und Meer. Mit einem Rohr schreiben sie Befehle, und die Worte stehen fest für alle Zeit . . . Was einer vor vielen Jahren geredet hat, bezeugen sie durch schwarze Buchstaben, sie schenken und begaben damit und entscheiden darnach über Mein und Dein."

Die Wirkung einer Briefvorlesung auf das versammelte Volk wird lebendig geschildert. In solchen Stücken hilft der Geschichtsforscher dem Dichter wirtschaften. — Eine Quelle der Poesie entspringt auch aus der Vorstellung, wie zum ersten Male die Glocken der Christenkirche in der Wildnis geläutet und wie bei diesem Klange die Raben der alten Götter haben davonflattern müssen.

Der zweite Band der „Ahnen" enthält die dritte um das Jahr 1003 spielende Erzählung: „Das Nest der Zaunkönige".

1) Vgl. den Briefwechsel mit Haupt (mitgeteilt von Belger a. a. O. S. 39 f.), wo auch besonders Kirchhoffs Freude über die neckenden, höhnenden und trotzenden Wechselreden geschildert wird.

Die Idee des großen Werkes, ein Geschlecht durch die Reihe der Jahrhunderte zu begleiten, bringt es mit sich, daß dem Dichter, je weiter er sich von der Vorzeit entfernt, die Schwierigkeit der Aufgabe einerseits wächst und andererseits sich ermäßigt. Sie wächst, insofern die Zunahme der geschichtlichen Überlieferungen, je näher wir der Gegenwart kommen, sich beschleunigt und im gleichen Verhältnis die Bewegungsfreiheit der erdichteten Gestalten sich verkleinert. Schwerer als früher wird es dem Dichter, durch das stets enger werdende Netz der beglaubigten Ereignisse seine Gestalten hindurchschlüpfen zu lassen. Die überragende Größe der Helden vom Stamme Ingos kann in den Folgezeiten nicht untergebracht werden. So müssen den königlichen Adlern die kleinen Zaunkönige folgen. Reguli werden sie im Spotte genannt; doch spricht sich in dem Scherzworte die Tatsache aus, daß man noch nicht das Gefühl dafür verloren hat, es sei auf den Häuptern der Nachkommen Ingos der Königsreif zu erblicken. — Aber auch leichter als früher hat es der Künstler fortan. Es war schwer gewesen, für die stilgemäßen Darstellungen aus weiten Nebelfernen das Verständnis des Lesers zu erwerben. An dem künstlichen Stile hatte nicht nur, wen Spottlust dazu eingeladen haben mochte, Anstoß genommen; auch Bedächtige hatten den unliebsamen Druck der Fesseln gefühlt, die das Unternehmen hier dem Schaffenden hatte anlegen müssen. Jetzt freute man sich dagegen der allmählichen Entfesselung der Zunge,[1]) der Entfaltung uns näher liegender Vorstellungen und Stimmungen. Neue Saiten wurden auf der alten Sängerharfe hinzugefügt.

Aus solchen Verhältnissen erklären sich die Vorwürfe und Lobsprüche, die dem Verfasser, je nach der Auffassungsweise der Kritiker, während des Erscheinens der langen Arbeit zuteil wurden. Wem die Geschmeidigkeit des Ausdrucks vor allem am Herzen lag, der wurde durch die altertümelnde Unbeholfenheit der Rede, das Starre und geflissentlich Formelhafte sehr gestört, und segnete bereits im voraus die kommenden Enkel des Geschlechts, die ja doch wohl einmal so sprechen würden, wie auch uns der Schnabel gewachsen ist. Wer jedoch das Hehre und Würdige des Heldensanges inniger schätzte, der mußte beklagen, daß das aufhellende Tageslicht der Geschichte jenem „Riesenmaße der Leiber“ nicht sonderlich günstig zu sein pflegt.

1) Siehe näheres in den Beilagen XXXVII.

Freytag wußte, daß derselbe Wind, der die dichten Laubkronen seiner Eichen entblätterte, doch auch Gutes und Segensreiches mit sich führte. Von jeher ein besonnener Liebhaber der scheinbar Kleinen im Volke wie des scheinbar Kleinen in der Kunst, erfreute er sich des Fortschrittes ins Kleine. (S. oben S. 58 f.) Mochte, was den einen als Aufstieg zu höheren Zeiten mit reicher entfalteten Daseinsformen erschien, andern einen Abstieg von glänzender Heldenherrlichkeit bedeuten: er selbst mußte beim Schaffen nachfühlen, daß, wie Rankes öfters erwähnte tiefsinnige Wendung es ausdrückt, jede Epoche ihr eigenes Verhältnis zum Göttlichen besessen hat, und so konnte des Verfassers Aufgabe in nichts anderem bestehen als künstlerisch wohlgefügte Erzählungen auszusinnen, die sich den geschichtlichen Bedingungen möglichst anpaßten.

Der junge Held der neuen Geschichte ist Immo, ein echter Sohn seiner kriegerischen Vorfahren. „Das Roß gehört zum Manne wie das Schwert," hatte Ingram geäußert; er dachte sich die verewigten Ahnen hoch zu Roß über den Wolkenstieg dahersprengen. Rührend war sein Leid beim Tode des geliebten Pferdes. Auch Immo denkt wie seine Väter. Es bedrückt sein Herz, daß er in Klostermauern eingesperrt ist, er, der lieber als Kriegsmann durch die Welt geritten wäre. Sehnsuchtsvoll blickt er durch das Schallloch des Glockenturmes auf die Höhen im Osten, wo seine Heimat liegt; er weilt in Gedanken bei der lieben Mutter, Frau Edith, und seinen sechs Brüdern. Der Mönch Rigbert, der sie sah, kann ihm gar nicht genug von ihnen berichten.

Rigbert rühmt Frau Edith. Immo aber bricht in unchristliche Klagen aus, daß sein Vater Irmfried, der mit dem jungen Kaiser Otto nach Italien gezogen war, in der Ferne gestorben ist, ohne daß ihn der Sohn zu rächen vermocht hätte; denn Immo wurde trotz seiner kriegerischen Erziehung zum Dienste des Altars bestimmt. Wir erfahren später, daß Irmfrieds Bruder, Gundomar, Frau Edith geliebt und sich tödlich mit Irmfried entzweit hatte. Die Geschichte erinnert etwas an die „Sühne der Falkensteiner". Statt des widerwillig im Kloster weilenden Scholastikus Immo, tritt am Ende, versöhnt, der seiner rauhen Kriegsfahrt müde Oheim in den Dienst der Heiligen.

Der Ahnherr Ingram hatte sich in starker Gefühlswallung auf den Boden geworfen. Die lebhafte Gebärdung beim Ausbruch von

Gemütserregungen ist auch noch dem späten Enkel eigen. Er springt wie ein wildes Tier auf den los, der ihm Unliebes meldet, und packt ihn an. Er wirft sich dröhnend gegen die Holzwand. Ein krampfhaftes Schluchzen erschüttert ihm die Glieder.

Mit Feinheit hat Freytag jedoch auch die beginnende Selbstzucht, wie sie für die späteren Geschlechter wohltätig geübt wird, anzudeuten verstanden. Als Immo bei den Seinen etwas Ärgerliches erblickt, schießt ihm das Blut nach dem Haupte. „Aber er bewältigte die Erregung in Mönchsweise, indem er schnell ein Vater Unser sprach; . . . dann ging er an das Roß und sprach ihm leise zu."

Ein Mönch Bertram gibt dem Immo vier Lebensregeln, die für den Bau der Erzählung die Aufgabe von Pfeilern zu erfüllen scheinen. „Die erste bedeutet, daß dem Manne nicht geziemt zu dienen, wo er gebieten darf; und sie lautet: Birg niemals in die Hand eines Herrn, was du allein behaupten kannst!" (Vgl. oben S. 2 f., 49.)

Immo hat der Beherzigung dieses Aufrufs zur Autonomie Heilsames zu danken und darf sich am Schlusse der Erzählung befriedigt sagen: „Mein Erbteil habe ich nicht in fremde Hand gelegt, darum stehe ich jetzt als froher Herr auf freiem Eigen."

Der zweite Spruch soll mahnen, mit unwillkommener Kunde nicht zu zögern, „Üble Botschaft auf der langen Bank macht dem Boten und dem Wirt das Herz krank." Dieser Lehre gehorchte Immo nicht, da er bei seiner Heimkehr der Mutter und den Brüdern seine Kriegslust allzu lange barg; hätte er sogleich „die ganze Wahrheit gesagt, so hätte der Zorn nicht wie ein verdecktes Feuer um sich gefressen, bis er die Freundschaft verdarb."

Hohe Bedeutung erlangt in Immos Leben Bertrams dritte Warnung. Sie lautet: „Mißachte den Eid, der in Todesnot geschworen wird! Wer dir Liebes gelobt, sich vom Strange zu lösen, der sinnt dir Leid, so oft er des Strickes sich schämt."

Als der Graf Gerhard, der Vater der Geliebten Immos, in schwerer Bedrängnis ist, — er soll als gerichteter Räuber mit einem Ringer nach des Königs Willen um sein Leben kämpfen —, da beschwört er Immo, ein Pergament, auf dem seine Sünden von einem Beichtvater niedergeschrieben worden sind, heimlich in den segenskräftigen Reliquienschrein des Königs zu stecken, auf daß er schnelle Fürbitte von den Nothelfern des Herrschers erlange. Graf Gerhard will dem

Immo alles Mögliche zum Lohne dafür versprechen. Er erinnert sich jetzt einer alten Verabredung mit Immos Vater, Irmfried, über die Verlobung ihrer Kinder. Vielleicht könnte daraus noch etwas werden. So spricht er und beobachtet lauernd den mit sich kämpfenden Jüngling. Immo aber hilft ihm aus reiner Barmherzigkeit. Er will nicht des Grafen Not zu einem Gelöbnis mißbrauchen. „Man hat mich gelehrt, von einem Manne in der Todesnot nicht Gabe und nicht Versprechen anzunehmen," antwortet er dem Könige Heinrich, als dieser ihn fragt, was ihm der Graf versprochen habe, damit er sich so kecker Bitte erdreiste. Der König ist unwillig über die mißliche Lage, in die er sich gebracht sieht. Wie sollen die hohen Gewaltigen des Himmels, die ihn schützend umschweben, zugleich Beschützer seiner Feinde werden? Immo hat sich gegen den Vorwurf der Verräterei zu verteidigen.

„Ich vernahm die hohe Lehre," versetzt er knieend, „daß der Himmelsherr gern Erbarmen mit dem Sünder hat, und wenn der König, der des Herrn Schwert auf Erden hält, hier den Schuldigen richten muß, so mag ihn doch in seinem Amte trösten, daß die Bitte seiner Heiligen den armen Sünder aus den Krallen des üblen Teufels errettet."

Ungnädig meint darauf der König, daß er keinen Wert darauf lege, den untreuen Grafen im Himmel wiederzufinden. — Man sieht, Freytag ist in der Charakteristik des Herrschers, der den Beinamen „Der Heilige" in der Geschichte führt, durchaus nicht engherzig. — Der König Heinrich schildert unumwunden die üble Stellung, worin er sich durch Immos Bitte befindet: Hilft er dem Flehenden, so ist es Hülfe, die er einem Feinde erweist. Hilft er ihm nicht, so könnten ihm die Heiligen zürnen, weil er unfromm handele. Das Beste dünkt ihn, den bösen Sündenbrief nicht anzunehmen. Immo möge ihn zu einem anderen Heiligtume tragen. — Doch auch diesen Ratschluß widerruft ein ärgerliches Bedenken. Der Bösewicht hat vielleicht in sein Sündenregister manches gesetzt, das ihm, dem Könige, selbst schadet, wenn die Heiligen darauf hören. So will er denn lieber vorher die Liste in Augenschein nehmen. Er liest, und zu seinem Verdrusse findet er allerhand, das, wie er wünscht, seine Heiligen gar nicht erfahren sollen: sie dürfen nicht lesen, daß des Königs Vater, Herzog Heinrich der Zänker — auch diese Bezeichnung empört ihn — gegen den Kaiser Otto sich verschworen hatte, denn sie würden den Frevel vielleicht noch

an ihm, dem Sohne, rächen. So gewährt uns der Künstler mit Klarheit einen Einblick in die labyrinthisch verschlungenen Gedankengänge eines mittelalterlichen Christen- und Fürstengemüts. Für Immo ist die nächste Folge seiner selbstlosen Handlung des Königs Ungnade; aber später klären sich die Dinge zum Guten. Der König erkennt Immos Redlichkeit. In der großen Gerichtsverhandlung am Schlusse [1]) ruft gerade der Umstand, daß Immo uneigennützig für den Grafen jenen kühnen Schritt getan hat, die entscheidende Wandlung in der Gesinnung des Richters hervor. Der Graf hat geäußert: „Keinerlei Gelübde hat der Räuber erhalten, und kein Schwur vermag ihm zur Entschuldigung zu gereichen." Der königliche Richter hat den Angeklagten gefragt, ob es sich in Wahrheit also verhalte. Da fühlt Immo, daß ihm die Lehre Bertrams, wie es den Anschein gewinnt, bittern Schaden gebracht hat: hätte er ihr nicht Gehör geschenkt; so wäre er vielleicht der Gefahr entrückt und glücklich. Und doch; er kann sich der Vorstellung nicht erwehren, daß das feierliche Flüstern des alten Mönchs ihm damals Gutes und Schönes in die Seele gegossen und sein Herz zu einer edlen Handlung befestigt habe. Und so ertönt denn der heilverheißende Trompetenton, wie im Fidelio, und bringt die Rettung: Immo gibt dem Grafen Recht, und dem Könige geht über Immos Edelsinn die Erkenntnis auf. (S. oben „Umschwung", S. 205.)

Bertrams vierter Spruch [2]) gebietet: „Deines Rosses letzter Sprung, deines Atems letzter Hauch sei für den Helfer, der um deinetwillen das Schwert hob!"

Immo befolgt ihn getreulich. Bei der Entführung seiner Geliebten hilft ihm ein Erfurter Bürger, der Goldschmied Heriman, der Immo wegen seiner liebevollen Pflege und Obhut nach einem räuberischen Überfall zu Dank verpflichtet war. Die Brüder Immos hatten die Entführte in Sicherheit zu bringen. Immo und sein Gespiele Brunico sind eben im Begriff, den gefährlichen Ort zu verlassen, wo sich bereits wilder Tumult erhoben hat. Die Bahn für schnelle Flucht ist offen. Da fleht Heriman um Beistand, und Immo fühlt, daß die Stunde gekommen sei, da eine Lehre des Mönches Gehorsam ver-

1) „Einzelnes gelobt zu hören", schreibt Haupt am 26. Dezember 1873 an Freytag, „ist einem Dichter wohl nie sonderlich angenehm; ich muß es aber doch sagen, daß ich die Gerichtsszene zu dem besten rechne, das Sie jemals gedichtet haben."

2) Ein feines Nachklingen hiervon noch im 5. Bande, S. 189. (S. unten S. 324.)

langt, trotzdem dies Gehorchen ihn von Glück und Freiheit scheidet. Allein der Ehre gedenkend kehrt er um und haut den Bedrängten heraus.

Heriman ist ein dankbarer Mensch. Hat er dem freundlichen Pfleger die Guttat von damals nicht vergessen, so behält er auch diese Rettung in treuem Gedächtnis. Wie König Heinrich Schmuck bei ihm kauft und ihn über die Stimmung im Volke bezüglich der Gewalttat Immos aushorcht, da bringt der Schlaue ihn auf günstige Gedanken. Der Herrscher schöpft zwar bei jeder Wendung Verdacht; er erkennt, daß er jemandem gegenübersteht, der seinen Sinn durch unverfänglich scheinende Äußerungen zu lenken trachtet. Oftmals will er sich abwenden und heißt den Händler seine Sachen zusammenpacken, aber wieder und wieder wird er durch die Rede des anderen herangelockt und entläßt schließlich in aller Huld den so geschickten Anwalt der Sache Immos.

Das Dankbarkeitsmotiv spielt eine bescheidenere Hilfsrolle auch noch in der menschenfreundlichen Handlungsweise Immos gegenüber dem Fuhrmanne Hunold. Auch diese Wohltat trägt ihre Frucht. Hunold kommt in die Lage, Immo seinen Dienst zu vergelten.[1])

Wichtigen Dank muß dem Helden aber nicht allein die Rückzahlung erwiesener Wohltaten durch die Tat, sondern auch das strahlende Abbild seines Wirkens im Liede bedeuten. Der große Name, der Ruhm in aller Menschen Munde, wird die Leistungen belohnen, die der Menschheit zur Freude gereichen. Der Spielmann Wizzelin erweist dem Helden Immo diese Ehre. Auch raunt er ihm heimlich zu, wo die Geliebte weilt, und zeigt sich in seiner Eigenschaft als vertrauter Freund der Liebenden von einer Seite, die wir bereits an seinem älteren Berufsgenossen Ingo gegenüber kennen gelernt haben. Doch die Stellung des fahrenden Sängers ist im Wandel der Zeiten eine andere geworden. Er ist nur noch ein friedloser Gaukler, den der Hund anbellt, obwohl er ein neues Gewand trägt, und dem heiligen Könige Heinrich ein ärgerlicher Anblick. Das Volk aber freut sich allenthalben, von ihm über die Abenteuer und Schicksale der fernen Angehörigen etwas zu vernehmen.

Zu den vier Lehren Bertrams hatte dessen Freund Sintram noch von seinetwegen eine fünfte Mahnung hinzugefügt: Immo möge dafür sorgen, daß er stets jemanden habe, der für ihn zum Himmelsherrn bete.

1) Ahnen, Bd. 2, S. 147 f., 334.

Als der Held von den grollenden Seinen geschieden ist, verstoßen von der Mutter, den Klosterbrüdern vielfach ein Gegenstand des Abscheues, da denkt er traurig auch dieser Rede und fragt sich, ob er wohl noch einen Fürsprecher habe. — Anders als er es ahnt, anders freilich auch als Sintrams Wortlaut hat vermuten lassen, findet er durch die Fürsprache des verklärenden Ruhmes den Weg zu den Seinigen zurück.

Gegenüber Bertrams der Form und dem Inhalte nach weltlichen Lehren birgt Sintrams Weisung unter der geistlichen Hülle einen Kern, der innerhalb der geschichtlich-religiösen eine allgemein sittliche Deutung zuläßt, und der gerade in der ethischen Deutung für die tieferen Zusammenhänge der Fabel entscheidenden Wert besitzt. Wer, wie der fromme Sintram es für Immo wünscht, auf der Erde stets treue Herzen, die für ihn zum Himmel beten, sein eigen nennt, ja, wem es gelingt, die Herzen durch sein Tun und Vollführen in Liebe für sich zu gewinnen, der ist mit dem echten Ringe, von dem Lessings Nathan spricht, begabt, und eine friedliche Welteroberung, die besser ist als jene mit Gewalt und Waffen, ist ihm beschieden. Erobert Immo nun auch nicht gerade alle Herzen — der von ihm mit der Geißel gezüchtigte Mönch Tutilo bewahrt ihm Groll im Herzen und rächt sich durch tückischen Verrat —;[1] so läßt sich doch eine stets zunehmende Ausbreitung seiner Herrschaft über die Herzen erkennen: Er erringt allmählich die Liebe und Achtung aller freundlichen Geister. Wo sie durch Mißverständnis für ein Weilchen verloren ging, da erhöht sich bei der Wiedererwerbung ihr Wert. Besonders ergreifend ist solcher Umschwung in den Gefühlen der Familie Immos zur Darstellung gebracht worden.

Die glättende Fabulierkunst unseres Schriftstellers zeigt sich vielleicht in keiner seiner Arbeiten in dieser technischen Hinsicht des Ausrundens auf einer solchen Stufe eigenartiger Vollendung, wie sie sich im „Neste der Zaunkönige“ vor uns entfaltet. Es ist deshalb einladend, der fesselnden Arbeit auf ihren verschlungenen Pfaden langsam nachzugehen und sich der wohlüberlegten Linienführung zu erfreuen. Wir sind bei einem ernsten Dichtwerke eigentlich an eine derartige Regelmäßigkeit des Planes kaum noch gewöhnt. Die Verwendung aller angesponnenen Fäden, die schließliche Vereinigung aller Hauptpersonen

---

1) Bd. 2, S. 86, 351 f.

zu entscheidender und an Überraschungen reicher Aussprache gehört ebenso wie die Durchführung der Spruchmotive nicht sowohl in die Kunstform des modernen Romans als der anmutigen Gebilde, die wir von den Lippen der orientalischen Erzähler vernehmen.[1]) Auch im Drama wird die Zusammenschließung aller Fäden zu einer einheitlichen Schlußwirkung besonders von der älteren Schule verlangt.

Bezüglich des geschichtlichen Hintergrundes zum „Neste der Zaunkönige" erhalten wir von Wilhelm Scherer wieder wertvolle Winke.[2]) Für das Motiv der Flucht aus dem Kloster wird an das Gedicht aus dem zehnten Jahrhundert „Ecbasis cujusdam captivi" erinnert. Zahlreichen Stellen in den „Bildern" entspricht im „Neste der Zaunkönige" eine poetische Verwendung.[3])

„Die Brüder vom deutschen Hause", der dritte Band der Sammlung, hat den Herrn Ivo von Ingersleben zum Helden; die Handlung trägt sich im Jahre 1226 zu und ist von all den Stimmungsgegensätzen erfüllt, die diese Zeit zu fühlen gibt. Die Kreuzzüge bringen die bunte, fremde Welt des Ostens wirkungsvoll nahe; neben den tiefen Orgelklängen religiöser und sittlicher Begeisterung, die aber doch meist wie schwermutsvolle Klagetöne über des Erdenlebens Mühsal und Not und voll banger Sehnsucht nach einem besseren Jenseits erschallen, hören wir das daseinsfrohe Gelächter, die schalkhaften Wechselgespräche und das modische Liebesgirren der zierlich-höfischen, weltlustigen Minnezeit. Man zuckt die Achseln darüber, daß ein Weib ihren eigenen Hausherrn liebt: denn nicht der angetraute Mann, sondern ein seufzender Anbeter erscheint als der würdige Gegenstand einer stilvollen Minne. Kaum jemals hat wohl im Umkreise der uns

1) Beispiele für diese Art einer alles harmonisch ausgleichenden, milden Melodiebehandlung finden sich daher z. B. in den Türkischen Erzählungen von Rudolf Lindau. Über Freytags namentlich wohl an Scott gebildeten Ansichten über die Technik des Romans s. näheres in den Beilagen XXXVIII.

2) W. Scherer, Kleine Schriften, Bd. 2, S. 22 ff.

3) Bilder I, 305: der wilde Sauhirt, „der wildeste Genosse des Hofes"; ebenda: Zucht der Rosse; der gezähmte Kranich; 307: Fürsprache der Heiligen; Reichsschutz durch Belehnung; 369: Empörung gegen den Abt; 407: die Zuchtpferde dem Kriegstüchtigsten vermacht; 412 f. (vgl. auch IV, 72 f.): gute Lehren gekauft, als persönlicher Erwerb angesehen; 436: Königskünste, die feinen Künste eines Schwachen von dem hochgestellten Manne gefordert.

nächsten Geschichte etwas, das wir heute Unnatur heißen, ein glänzender ausgearbeitetes System künstlicher Liebes- und Lebensart gezeitigt als in diesen Tagen der ritterlichen Turniere, da der Emporkömmling, der für etwas gelten wollte, sein Deutsch mit Entlehnungen aus dem Französischen schmückte und sein einfaches Herzensempfinden nicht aussprechen durfte, wenn er nicht dafür ausgelacht werden wollte. Das Übersittliche (vgl. oben S. 175) der „hohen Minne", das Anschmachten unerreichbarer Frauen schien dagegen zum guten Tone zu gehören. „Ihr mögt", sagt Ivos getreuer Ritter Henner zu seinem Zöglinge, dem jungen Lutz, — „ihr mögt eurem Berchtel oder wie sie sonst heißt, in Erfurt einmal eine seidene Borte kaufen oder einen Ring von Glas und Silber, und ihr mögt sie heimlich herzen soviel ihr wollt, niemand wird euch das verdenken; ja ihr dürft sie auch, wenn ihr erst in die Jahre gekommen seid und gewürdigt werdet, ein Hofgut zu erhalten, zu eurer ehelichen Hauswirtin machen und zur Mutter eurer Kinder, aber niemals werdet ihr euch einfallen lassen, sie als euere Frau zu rühmen, der ihr ritterlich dient. Das bringt euch arge Unehre".

Auch der junge Held Ivo macht die Mode des kavaliermäßigen Minnedienstes mit. Eine Nichte des Kaisers ist seine angebetete Herrin. Als Lanzenreiter sticht er einen ganzen Mantel aus den Wappenzeichen besiegter Gegner für sie zusammen. Er stellt das vollendete Vorbild eines vornehmen jungen Mannes dar, wie es der Modegeschmack seiner Zeit verlangte. Der Abkömmling des uralten Reckengeschlechts wird aber auch von neuen sittlichen Mächten, die zuvor noch nicht zur Geltung gelangt waren, aus der Höhe herabgezogen, um im Tale Mensch zu werden unter Menschen, und zwar zunächst sich als Deutscher unter Deutschen zu fühlen. Er soll die wahrhaft adelnde Kraft gemeinsamen Arbeitens kennen lernen. Zum ersten Male erklingt hier ein Wort von der Volksgemeinschaft der Deutschen.

Als Hermann von Salza den anfangs Widerstrebenden zum Kreuzzuge werben will, da ruft er das vaterländische Ehrgefühl in Ivos Seele wach; und diese nie zuvor angeschlagene Saite in seinem Innern gibt einen Klang, der den Jüngling seltsam erschüttert. Ihm ist, als erschaue er plötzlich auf dem Grunde eines tiefen Quells sein eigenes Bild. Kränkung der Ehre Deutschlands dünkt ihm Kränkung der eigenen Ehre. Er fühlt sich als Volksgenossen. — Mit einer

gewissen Feierlichkeit weiß Freytag das für die seelischen Grundvorgänge im Volksleben Bedeutsame gerade im Grenzübergange aus dem Unbewußten festzuhalten.

Ivo ist im heiligen Lande. Er sieht die Ordensbrüder, mit Schanzzeug und Baugerät bepackt und von einer langen Reihe von Lasttieren und Karren gefolgt, durch die Ebene ziehen. Da denkt er wieder daran, daß es Deutsche sind, die dort hinpilgern und schickt sich an, ihnen zu folgen. Der Zug ersteigt eine Höhe und macht oben Halt. Die Karren werden zusammengefahren. Man beginnt zu arbeiten. Zunächst sieht Ivo untätig zu. Als aber jemandem ein großer Stein abgleitet, legt er mit Hand an und hilft bald frisch bei der Arbeit. In der Rastzeit kündet er sich förmlich an als einen, der den Ordensleuten dienen will, und sein Anerbieten wird bedächtig angenommen: „Keine unrühmliche Arbeit ist es, edler Ivo, der ihr euch weiht!" — So beugt sich hier der kriegerische Nachkomme jenes Ingraban, den wir bei ähnlicher Tätigkeit haben erblicken können,[1]) dem christlichgesinnten Nachfolger des Herrn Winfried.

Zu den besonders durch gedankenvolle Kontrastwirkung sich auszeichnenden Stellen der Erzählung gehört die Einführung der ergreifend anschwellenden dunklen Orgeltöne mitten hinein in den hellen Weltklang des festlichen Lebens. Mitten hinein nämlich in die höfischen Lustbarkeiten, ins Turniergetümmel und die sorglos aufblühende Lenzesseligkeit des jungen Lanzenreiters erschallt, in tiefstem Ernste, eine Mahnung: vanitas! . . . Das menschliche Elend jener Zeit wird, wie auf alten poesieumflossenen Bildern, dicht neben den Glanz und die Hoffart herangerückt.

Von den fahrenden Leuten ist die Rede. Es wird erzählt, wie sie ein Freudengeschrei erheben, wenn Held Ivo von einem Rennen zurückreitet und sein Ritter Henner in die Geldtasche greift und Silbermünzen in den dichten Haufen wirft. Sie balgen sich beim Haschen nach den fallenden Geldstücken und belustigen die auf sie herabblickenden Herren. Als Ivo einmal so an den Schranken hält, „unter dem Helme tief atmend und sich mit einem Tuch durch die Helmlöcher Kühlung zuwehend", da begegnet sein Auge den matten Blicken eines alten Mannes in elendem Reisekleide, dessen Hand nichts zu fangen vermag, und er fragt ihn über die Schranken: „Wer bist du, Alter?"

1) I, 519 f., III, 230.

„Ein Elender, den der Hunger zwingt, während er sich nach der Heimat sehnt", klingt es leise zurück. Die anderen aber geben zornig zu verstehen, daß der Bettelmann nicht zu ihnen gehöre.

Ivo beschenkt den Unglücklichen. Im Klange seiner Stimme, in dem von Leidensfalten durchfurchten Angesichte hat etwas so Verzweifeltes gelegen — allein schon klingen wieder die Fanfaren! Ivo wendet sich ab, faßt nach dem Speere und hat die traurige Gestalt bald vergessen.

Bald soll er sie abermals erblicken. Als er nämlich, recht selbstzufrieden, daherreitet und mit Genugtuung auf das Bündel bunter Lappen blickt, die aus den Wappenröcken geworfener Ritter herausgeschnitten sind, um seiner stolzen Dame einen stattlichen Prunkmantel zu liefern, trifft er in der Umgegend von Erfurt unbekannte Bewaffnete. Ivo läßt alsbald die Posaune zur ritterlichen Herausforderung erschallen, allein die Antwort will ausbleiben.

„Sie schlafen", meint Ivo und wundert sich. „Blast noch einmal!" — Es wird noch einmal geblasen, aber es erfolgt kein Gegenruf. Henner reitet vor und erkennt das schwarze Kreuz an den Mänteln: es sind Brüder vom deutschen Hause in Jerusalem. Einige bekreuzigen sich. Ivo reitet an die Fremden heran. Die aber lehnen seine Herausforderung zum Kampfe, um eine irdische Frau zu ehren, mit dem Hinweise ab, daß es sich nicht zieme, die Himmelskönigin gegen ein Erdenweib herauszufordern. Alle Lockpfeile prallen an ihnen ab. „Unter den Christen ist unser Amt nicht, Wunden zu schlagen, sondern zu heilen. Wir üben hier Bruderpflicht", sagt der eine, tritt zurück und weist auf eine Gruppe am Boden. Da sieht Ivo, daß die Brüder einen entblößten und blutigen Mann in den Armen halten, während einer von ihnen mit dem Verbande beschäftigt ist. Er fragt, ob der Sieche von ihrer Gesellschaft sei, und meint, da sie ihm antworten, daß es ein beklagenswerter Landfahrer sei, der Mißhandlungen habe erdulden müssen: „Wer kennt das Schicksal, das der Arme sich bereitet hat; wer weiß, welchen Fluch er mit sich durch das Land trägt!"

„Einer weiß es, der uns Barmherzigkeit geboten hat", lautet die fromme Antwort. Da tritt Ivo näher und erkennt jenen Dürftigen, dem er vor wenigen Tagen eine Goldmünze in den Schoß geworfen hat. Daß er den Armen vor vielen neidischen Blicken reich beschenkt hat, ist vielleicht die Ursache seines jetzigen kläglichen Zustandes. So faßt den glücklichen Jüngling der Ernst des Lebens an und bildet

das weiche Herz zu edleren Entschlüssen, als er sie bis dahin getragen hat. Er begibt sich zu dem Dorfrichter, dessen Tochter Friderun ihm eine liebe Gespielin gewesen ist, um Obdach für den Armen zu erbitten. Die Begegnung hat ihn vorübergehend von dem Rausche des höfischen Wesens vollständig ernüchtert. Ja, er hat unerwartet noch einige Selbstüberwindung vonnöten, und da die Tugenden, wie die Laster, einander bei der Hand halten, zieht seine erste Regung der Nächstenliebe gegen den Armen auch weitere Güte nach.

Den Weckruf wahrer Leidenschaft aus leerem Träumen und Tändeln bedeutet für den Helden die Liebe zu Friderun, der Bauerntochter von Friemar, dem freien Moore der früheren Erzählungen. Sie ist alter Sagen kundig, die von der wunderbaren Errettung eines Ahnherrn Ivos durch ein Weib aus ihrem Stamme melden. Der Leser, der die im Geiste der Zeit umgewandelte Kunde[1]) von Ingos aus den Flammen gerettetem Kinde heraushört, hat Gelegenheit, die feine Art der Verknüpfung der fernen Vorgänge mit der neuen Handlung zu bewundern. Freytag ahmt mit sicherer Kunst die so mannigfaltig auf ihrem langen Wege sich verändernde Überlieferung, das schier unentwirrbare Durcheinander frei erfundener und dem wirklichen Geschehen entsprechender Beziehungen nach.[2])

Eine seltsame Stimmung überkommt wohl zuweilen den Wanderer auf seinem Wege durch Freytags Gebäude. Es ist, als wandle er auf schwindelerregenden Zugbrücken und Wendeltreppen von traulichem Gemache zu traulichem Gemache herüber. Hüben und drüben ist es warm und wohnlich, wir fühlen uns behaglich zuhause, da wir Einzelschicksale kennen lernen[3]) und das Ohr von wohlbekannten heimatlichen

1) III, 37, 310, 346, 401.

2) Vgl. darüber die Klarlegungen in der Abhandlung von Paul Lindau, Nord und Süd, Februar 1881. Über die Zeit, in der die Erzählung spielt, vgl. den zweiten Band der Bilder, und zwar besonders 18 (der Maigraf, auch I, 514); 27 (Beutejäger); 47 (der freie Bauer); 48 ff. (Dorflustbarkeit); 50 (Friderun); 179 ff. (der deutsche Orden, die „Bärtigen" 181); 183 (weltliche Angehörige); 69 (Stachelreden); ferner I, 516 (Bauernsohn, der Ritter wird). Zu den Stachelreden s. auch Grenzboten 1866, 3; Ges. W., Bd. 16, S. 226.

3) Wie aus dem Einzelleben, als der Zelle aller Geschichte, der Weg zu breiterem geschichtlichen Verständnisse führt s. Diltheys Einleitung i. d. G.: S. 41 f., 114, 487 f. und die, abgesehen von dessen etwas abstrusem Antisemetismus, unaussprechlich herzenstiefe Jugendgeschichte Hegels S. 24, 184, 196 f.

Klängen berührt wird; da vergessen wir das Ferne; aber gelegentlich fällt der Blick aus dem Fenster hinaus ins weite Land, und nun zeigt sich's, daß dies Gemach, in dem wir uns gerade aufhalten, von dem zuletzt betretenen durch eine tiefe Kluft getrennt ist, und wir werden inne, daß uns das Machtgebot der Dichtung über Jahrhunderte hinweggezaubert hat, daß wir uns in ganz neuen menschlichen Verhältnissen befinden.

Andere Zeiten, andere Lieder! Doch es sind letzthin fast dieselben Menschen, die Freytag uns in den weit voneinander getrennt liegenden Gelassen vorführt. Der Kaufmann König, dem wir zur Lutherzeit begegnen, ist ein Nachkomme jenes Königs Ingo, der vor über einem Jahrtausend in den Thüringer Wäldern sich die Ahnfrau des Geschlechts gefreit hat. Selbstverständlich können wir nicht glauben, daß für die natürliche Blutmischung die den Familiennamen allein fortpflanzende Manneslinie stärker in Betracht kommt als die beteiligten weiblichen Elemente. Wenn man daher die Generationen ein Jahrtausend lang zurückverfolgen wollte, so müßte man bei jedem Schritte in die Vergangenheit, eine Verdoppelung der Ahnenliste ansetzen. Rechnete man mithin etwa dreiunddreißig solcher Schritte für ein Jahrtausend, so hätte man eine ungeheuere zehnstellige Zahl gleich naher oder gleich ferner Blutsverwandten vor diesem Zeitraume in Deutschland lebend zu verzeichnen, was natürlich nicht stimmen kann, da die Voraussetzung der Rechnung, daß der Stammbaum aus lauter neuen, vorher noch gar nicht mit ihrem Ahnenanhange mitgezählten Kräften bestehen soll, falsch ist. Vielfaches Heiraten hat ohne Zweifel zwischen den Gliedern der langen Kette stattgefunden, wodurch die älteren Ahnenreihen stets wiederholt in Frage zu kommen haben. Jedenfalls dürfte jedoch der Zusammenhang des einzelnen Sprößlings mit dem einzelnen Vorfahren über ein Jahrtausend hinweg gleichsam nur als ein farbenschillernder Regenbogen am Dichterhimmel erscheinen.

Ins Jahr 1519 versetzt uns die in ihrer Schönheit rührende Erzählung „Marcus König“. Das Jahr fällt also mitten hinein in das Leben des großen Mannes, den der liebe Gott, wie es in Freytags Dichtung heißt, zum Ratgeber für angstvolle Gewissen bestellt hat. Des Volkes Liebling, Luther, ist da. Die deutsche Sprache hat wieder einen ihrer herrlichen Bändiger erhalten. All die beweglichen Streitfragen der Reformation leben und tummeln sich in den Lüften. Schon

hat auf einem Platze der Stadt neben anderen Händlern ein „Buchführer“ seinen Tisch aufgeschlagen und bietet Kalender und Prognostica zum Kaufe, für den Kenner und Liebhaber aber auch Fachschriften über diese und jene Kunst oder eine Beschreibung der Länder. Den Leuten, denen er Vertrauen schenken darf, weist er im geheimen Wittenbergische Schriften. „Sie sind alle von demselben Manne, von dem die Leute jetzt überall reden.“ Und er raunt dazu achtungsvolle Worte. — Im Lande aber ziehen bunte Söldnerhaufen mit eigentümlichen Soldatenbräuchen und Sitten einher, die frommen Landsknechte.

Der Dichter führt uns nach Thorn, der Kopernikusstadt am Ufer der Weichsel. Die Stadt, ein dreihundert Jahre altes festes Feldlager deutscher Arbeit an der Slavengrenze, hat sich der schlechten Herrschaft des verdorbenen deutschen Ordens entzogen und der Krone Polens unterstellt; allein die Bürger sind Deutsche geblieben und sehen mit wenig Freude auf die polnische Unordnung jenseits der Weichsel. Der angesehene Kaufmann Marcus König zumal ist kein Polenfreund. Unauslöschlich steht ihm vor der Seele, wie sein Vater, der tapfer zum deutschen Orden gehalten hatte und von der polnischen Partei zur Hinrichtung verurteilt worden war, auf dem Blutgerüste ihm ins Ohr flüsterte: „Du wirst mich rächen, Marcus!“

Dieser vaterländische Rachegedanke erfüllt den harten und ernsten Mann bis dicht ans Ende seines Lebens, und erst Luther bringt ihm schließlich versöhnliche Weisheit bei; es kommt hierbei zu einer kleinen Nachahmung des Lutherschen Belehrens; denn der Glaubensheld kündet dem Betörten, daß vor dem allmächtigen Gotte die Frage nicht so stehe: ob Deutscher oder Pole; sondern sie stehe so: ob echter Glaube oder teuflische Verblendung.

Ähnlich wie die Bekehrung jenes Helden Ingram vom Heidentume zu einer geläuterten christlichen Lebensanschauung als Grundmelodie in der älteren Erzählung erklungen ist, so erscheint auch hier eine Läuterungsgeschichte für den Teil der Doppelhandlung, der sich mit dem Vater Marcus König beschäftigt, als das Hauptanliegen.[1])

[1]) Heinrich Spiero schreibt in seiner Sammlung „Hermen“: „. . . es steckt in den ‚Ahnen‘ neben einem gehäuften Schatz an Humor eine starke Gestaltungsgabe, die in Konflikten, wie dem von Ingrabans Taufe, tief ans Herz greift, und im ‚Marcus König‘ ein Meisterwerk schuf“.

Daß der alte König von den Katholiken zu den Lutherischen herübergelangt, dazu veranlassen ihn die Erlebnisse seines strengen Herzens, in dem sich die Sorgen seiner Zeitstellung quälerisch wälzten und festlagerten. Er ist der düsterste Sohn des Reckengeschlechtes, den wir bisher kennen gelernt haben; doch fehlt es ihm nicht an Hoheit und Würde.

Zunächst ist sein Gemüt noch erfüllt von den äußerlichen Vergeltungsvorstellungen des mittelalterlichen Gottesdienstes. Der bedächtige Kaufmannssinn kann sich in dem sorgfältigen Abwiegen eines himmlischen Soll und Haben nicht verleugnen. Voll Aberglauben traut er allen Gliedern des geistlichen Standes die Macht zu, säumigen Schuldnern in diesem oder jenem in Leben gefährlich zu werden, und huldigt der Überzeugung, daß kein Großer der Erde ohne Fürbitte und Beistand der kirchlichen Beamten sich durchzuhelfen vermöge. Die verdienstlichen Werke spielen in seinen Augen eine sehr folgenschwere Rolle. Er gibt sich selbst sorgfältig Rechenschaft von den mannigfaltigen Hilfsmitteln, die er zur Seligkeit darangewandt hat; allein bisweilen kann ihn die Aufzählung von allen milden Spenden und Almosen und bruderschaftlichen Gebeten, die er hat flehen lassen, von den Zweifelsqualen nicht entlasten, wie denn die Heiligen selber solchen fraglichen Aufwand einschätzen möchten. Fest steht ihm, daß alles seinen Preis habe, und daß der Zoll, den die Seelen auf dem Wege in jenes Leben zu zahlen verpflichtet seien, nicht zu kärglich bemessen sein dürfe. So erhalten wir hier wieder aus gelegentlichen Äußerungen[1]) Einblick in das Gefühlsleben eines religiösen Mannes in einer wichtigen Übergangszeit und können spüren, wie wir uns der Neuzeit genähert und von dem roheren Zustande entfernt haben, den wir noch bei der Schilderung des Königs Heinrich im „Nest der Zaunkönige“ gewahr geworden sind. Der damalige Fetischismus ist einer gewiß noch abergläubischen, doch bereits sinnvolleren Abrechnung mit dem Jenseits gewichen.

Einiges im Wesen des Marcus König will nicht recht mit seinem friedlichen Kaufherrnberufe im Einklang stehen. Seine finstere Gestalt gleicht in gewissen Augenblicken der eines Kriegers. Kunstvoll verrät

---

1) Ahnen Bd. 4, S. 39, 50. Darüber, daß nicht im (harmlosen?) Unglauben, sondern im (an sich mit gefährlichen, ja schändlichen Bestandteilen durchsetzten) Aberglauben die fruchtbaren Keime menschlichen Fortschritts liegen, s. J. J. Rousseaus längste und fesselndste Note zum Émile (l. IV).

der Verfasser uns nach und nach die Abkunft seines Helden. Man erkennt, wie das Geschlecht Ingos, das die wilde Gebärdung dereinst mühsam bezwingen mußte, in diesem finstern Vaterlandsfreunde die stürmischen Gefühlswogen durch Redegewalt bändigen lernte. Der Kaufmann erklärt, der scharfe Eisendeckel seines Geldkastens möge ihm die Hand abschlagen, das wolle er gern erdulden, wäre dadurch die Schmach der Fremdherrschaft zu tilgen.

Wer indessen die Hand einbüßt, ist nicht der, der also spricht, und auch nicht der sich den Polen am Ende dennoch fügende Ordensgebieter, dem gegenüber die Äußerung gefallen ist, sondern einer, der dem Herzen des stolzen Kaufmanns näher steht, und der die Hand in der Feldschlacht verliert, Georg König, der Sohn des düsteren Mannes. Er ist der Held der Hauptfabel in dieser Doppelerzählung; denn, wie in allen früheren Geschichten bildet eine Brautwerbung auch diesmal den poetischen Inhalt der Handlung.

Im Hause des stillen Witwers ist der Sprößling des alten Geschlechts neben dem Vater, neben einem wunderlichen armen Teufel, Namens Dobise, und der Hausmagd Barbara als ein übermütiges, lebenslustiges Wesen aufgewachsen, in dessen Adern besonders etwas von des Ahnen Immo Blut zu rollen scheint. Wie dieser zeigt er sich früh zu allerhand lustigen Streichen aufgelegt, und wie Immo bekommt auch er die Ungunst einiger Elemente der Geistlichkeit zu kosten, die keinen solchen Spaß verstehen mögen. Eine Kette von Ritterlichkeiten bringt ihn in arge Ungelegenheit. Es fängt damit an, daß sich sein lateinischer Lehrer Fabricius ritterlich für verketzerte Lutherschriften ins Zeug legt; als das diesem nun aber übel bekommt, da nimmt sich Georg wiederum ritterlich des bedrängten Lehrers an. Polen und Katholiken hat er gegen sich und wird gefangen genommen, doch gelingt es ihm mit Dobises Hilfe zu entfliehen. — Später gerät er unter die Landsknechte, mit ihm des Lehrers Töchterchen, Anna Fabricius, die er in sein Herz geschlossen hat. Um die Geliebte vor Schande zu wahren, bietet er ihr eine wilde Feldehe an: als einen ärmlichen Unterschlupf, der doch aber, wie er zuredend meint, Obdach gewähre im schlimmen Wetter. Das Fahnentuch wird über den Neuvermählten geschwenkt, damit ihre Ehe „ehrlich" werde; so finden sie in der Bruderschaft der frommen Landsknechte Aufnahme. Doch der Jungfrau graut vor der Zuchtlosigkeit des Lagerlebens, und Georg

muß den Sinn der Geliebten ehren. Keusch und züchtig hausen sie nebeneinander mitten im fährlichen Welttreiben.

Über eine Menge lieblicher Einzelheiten wäre zu berichten. Ein nächtliches Ständchen vor dem Schulhause ist von überwältigender Komik. Hübsch sind besonders auch wieder die anmutigen Kennzeichen der erwachenden Liebesneigung geschildert, wobei wir den Poeten jene idyllische Kunst entfalten sehen, die zu bewundern wir schon so oft Gelegenheit hatten. Ungemein herzgewinnend ist das Kleine und Einzelne wiedergegeben. Wie z. B. Georg seinem lieben Mädchen, die arglos geäußert hatte, sie würde sich über ein Hündlein freuen, ein zottiges kleines Ungetüm von dunkler Farbe durch einen befreundeten Schiffer besorgen läßt, und wie es zunächst für eine Frucht ehelicher Untreue des Ratsdieners Lischke, der sich vergeblich mit „Wir vom Rate . . .“ gegen seine Frau zu verteidigen sucht, alsdann aber für ein teuflisches Wesen gehalten wird, bis es sich als ein Wachtelhund entpuppt; und wie das Hündchen seiner Zorneswut wegen Ajax getauft wird, obwohl es eigentlich nach dem Wunsche des Spenders den anzüglichen Namen des Gottes der Liebe hatte führen sollen; dies und ähnliches allerliebst Gelungene zeigt uns den Dichter auf den Bahnen seiner liebenswürdigsten, besonderen Begabung: den Eingebungen einer mutwilligen und behaglichen Laune folgend.

Hier bekommen die Einfälle wohl hie und da auch noch einen kulturgeschichtlichen Reiz, indem man sich z. B. bei der Schilderung der den Lateinschülern lauschenden Lehrerstochter erinnert, durch wie so andere Dinge in älteren Tagen die Helden dieses Geschlechts ihren Bräuten Wohlgefallen eingeflößt haben; oder es bringt sich der Zeitstil wohl auch wie eine längst verklungene Tanzweise in schelmischen Unterhaltungen der Verliebten zu Gehör, wenn sie in der holden Landschaft ihrer Lenzgefühle wandeln und die zierlichsten Reden austauschen.

Vor der reineren Frömmigkeit der Lutherischen Sächsin empfindet Georg die herzlichste Ehrerbietung. Wegen seiner ungebührlichen Fastnachtsscherze hat der wilde Knabe reuig ihre Entschuldigung zu erflehen gewünscht. Durch eine Teufelsmaske hat er einen armen Bauer erschreckt, der dabei durch allzu heftige Verteidigung in schlimme Händel gekommen ist. Es gelingt dem Georg, den einigermaßen unschuldig Leidenden vor üblen Folgen zu bewahren. Daß dabei aber von dem

„mundus vult decipi“ Gebrauch gemacht worden ist, kann das feinfühlige Mädchen, deren Gewissen über Recht und Unrecht des Liebenden mit Freytags zartester Goldwage richtet, nicht sogleich verwinden. Georg fürchtet, daß seiner Freundin demnächst Engelsflügel wachsen werden. Sie aber, ein sittsames Kind, die einen Widerwillen gegen rohe Tat empfindet, fühlt doch in ihrem Herzen — wie der Dichter mit einer an die „Verlorene Handschrift“ erinnernden ironischen Wendung zu verstehen gibt — die Liebe aufblühen, „weil ihr behender Knabe einen andern mit der Faust bewältigt hatte.“

Bewundernswert sind alle die vorbereitenden Hinweise auf Freytags Lieblingsgestalt in der Geschichte, auf Luther. Es geht ein verhaltenes Grollen über die widerwärtigen Auswüchse des Kirchenregimentes durch die Dichtung. Wir lernen die Bestechlichkeit der schlimmen Geistlichen kennen; und was wir sehen, erfährt durch Hinweise auf Ferneres eine Ergänzung. Daß der heilige Vater um Ablaßgeld die Himmelstüren öffnet, erregt dem Georg zornige Gedanken. Und in dieser Zeitstimmung erklingt nun mit einer in Deutschland so noch nie vorher gehörten Herzensberedsamkeit eine Predigerstimme, voll Mut und Stärke. Die Schriften der neuen Lehre schlagen ein wie zündende Blitze. Alles, was dieser Mann sagt und tut, scheint aus dem lauteren Gemütsbedürfnisse aller ehrlichen Wahrheitssucher hervorzustrahlen; er ist seinen Volksgenossen der Sprecher; sein liebes Angesicht ist den Deutschen durch Holzschnitte bekannt geworden; so sieht er aus, der da spricht, was vielen in schwachen Umrissen vor der Seele geschwebt hat, mit seinen deutlichen, warmen und kräftigen Worten!

Vortrefflich sind die Gestalten der Landsknechte, der Hauptmann Heinzelmann, Peter Meffert, Hans Stehfest und wie sie alle heißen mögen, ergötzlich auch die Ratsherren, Polen und Pfaffen, der alte Fabricius mit seinen gelehrten Parallelstellen, das sehr drollige Ehepaar Lischke, die Familien Hutfeld und Eske und noch manche andere. Vor allem aber möchten wir den wie einen seltsamen Hauskobold wirkenden Knecht des Hauses, Dobise, rühmen. Die Hinrichtung dieser possierlichen, mit sittlichen Urteilen viel zu streng behandelten Gestalt, der zwar ein Spitzbube ist, aber dabei so unschuldig harmlos zugleich, daß er wie ein Kind nicht ernst genommen hätte werden dürfen; —

diese Hinrichtung Dobises, des letzten von den alten Preußen, wie er sich nennt, hat einen Mischton von Weh und Possenhaftigkeit, der ergreifend wirkt. Dobise ist so flink und lustig bei der gar verzweifelt ernsten Sache. Lyrisch eindrucksvoll durch die Klangfarbe des Ganzen wirken daher seine Worte, wenn er von der Leiter hoch oben über das Gebälk auf den Himmel und die Flur blickt. „Alles blau und grün“, sagt er kopfschüttelnd. — Freundlich hat Dobise über den Henker früher schon geurteilt, und jetzt redet ihm dieser auch in guter Freundschaft zu, sich die Welt noch einmal ordentlich anzusehen, denn sie hätten keine Eile.

In der Erzählung treffen wir noch einen Nachkommen des wackeren Henner, der dem Ivo dereinst so treu ergeben war, den langen Henner von Ingersleben. Ihn lernen wir zuerst als eine lästig wirkende „Landfliege“ kennen, einen anspruchsvollen, wilden, adeligen Landstreicher. In dem Gedächtnis der Lebenden hat sich die Kunde vergangener Dinge gründlich verschoben. Der junge Henner glaubt, daß einer seiner Vorfahren der Gebieter und Herr über einen Ahnen aus der Familie König gewesen sei, während wir doch das umgekehrte Verhältnis gesehen haben. Henner leitet aus seiner Überlieferung das Recht her, „sich mit Georg zu schmeißen und ihn zu schlagen, so oft es ihm gefiele“. So scheint Freytag mit leisen Zügen die unbedingte Zuverlässigkeit der Adelstradition in seiner lächelnden Weise ein klein wenig zu verdächtigen. — Liebenswerter jedenfalls als beim Lämpchen einer solchen falschen Erinnerung enthüllen sich im Sonnenscheine der Wirklichkeit die Spuren ihres Treueverhältnisses. Den Henners muß die Anhänglichkeit an die Ingosöhne im Blute liegen. Auch dem Georg König erweist sich der lange Freund als ein treuherziger Lebensgeselle.

Von einem polnischen Streitkolben wird er gefällt. Seine letzten Worte lauten: „Gehab dich nicht weinerlich, Jörge!“ und freudig gesteht er sich, dem Treuen die Treue gehalten zu haben als ein deutscher Edelmann.[1])

So grüßen einander über die Jahrhunderte herüber, kraft der ihnen einverleibten Gebärdung, auch die begleitenden Gestalten in der

1) Des zu Tode verwundeten älteren Henner letzte Worte (an Friderun) lauteten: „Gehabt euch darum nicht pleurant!“

Heldenreihe der Ahnen, ohne selber davon etwas zu fühlen, dem das Ganze überblickenden Leser aber den geheimnisvollen Zusammenhang der Blutsäußerungen erblicken lassend. — Daß die Helden an die alten Örtlichkeiten, wo ihre Voreltern einst hausten, zurückgeführt werden, bleibt ihnen ebenfalls verborgen.

Henner steht bei Georgs Knaben, dem Stammhalter des Geschlechts, Gevatter. Die Darstellung des Wiedersehens mit Weib und Kind, die Georg so lange hat entbehren müssen, offenbart das tiefe Gemüt des Dichters.

Aus der Fülle des Herzens hat er diese Menschen alle geschaffen und vereinigt und sammelt die Strahlen seiner vaterländischen Begeisterung zu erhebender Schlußwirkung in Luthers Gestalt, zu dem er die ihm werte Familie in trauten Verkehr gesetzt hat.[1])

Von Thorn sind Nachfahren der Familie König nach Frankfurt am Main, von dort nach Nürnberg gekommen; doch in das Thüringerland, in dem die Phantasie des Dichters selbst durch langjährigen Aufenthalt zuhause ist, führen die Gespinste gern zurück. Dies ist sehr wohl begreiflich. Wem die Einbildungskraft durch tägliche Pflichten an Nahes und Nächstes festgeheftet ist, der begehrt sehnend die Abwechselung, das Fremde, Ferne, das, wie eine wohltuende Kontrastfarbe erfrischend auf das Auge, so belebend auf das Organ seines gewohnten Tuns zurückwirkt. Wer aber, wie der Geschichtsforscher, wie der Verfasser der „Ahnen", den Blick fort und fort in die weite, bunte Welt schweifen lassen und geflissentlich das Andersartige weit zurückliegender Zustände sich vergegenwärtigen muß, der wird sich freuen, wenn er etwas findet, das an das behaglich Nahe anzuknüpfen erlaubt. Er wird nicht vermeiden, sich von seinem Wohnsitze, seiner Umgebung, seinen eigenen Erlebnissen, Familienerinnerungen und Überlieferungen aus das Fernere nach Kräften heranzurücken, Brücken zu bauen vom Persönlichen zum Unpersönlichen herüber. Wir aber werden das Persönliche am besten nicht gewahr; denn der Dichter gleicht, wie Jean Paul einmal anziehend ausspricht, einer Saite, die unsichtbar wird, sobald sie schwingend erklingt.

Der fünfte Band der „Ahnen": „Die Geschwister" enthält zwei Erzählungen, deren jede die Schicksale eines Geschwisterpaares aus

1) Vgl. zu dieser Erzählung „Bilder" II, 321 ff., III, 32 (Gnadenmittel), III, 96 (Luther über die Ehe); 174, 196 f. (Eingreifen in Familien).

der Familie König zum Mittelpunkte hat. „Der Rittmeister von Alt-Rosen“ heißt die erste. Sie spielt im letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges hart vor dem Friedensschlusse. Königsmarks Erstürmung von Prag gelangt noch zur Darstellung; und während dann die Glocken schon den großen, heißbegehrten Frieden einläuten, fallen Bernhard König und seine Gemahlin Judith als Opfer einer persönlichen Rache. Bernhards Reiterbube aber sendet dem heimtückischen Feinde die letzte Kugel.

Die Doppelhandlung ist mit vollendeter Kunst aufgebaut. Starkes poetisches Leben durchströmt die Erzählung, und zugleich besitzt der Hintergrund eine geschichtliche Stimmungsfärbung, wie sie von dem genauen Kenner der Zeit allerdings erwartet werden durfte, in ihrer unaufdringlichen Echtheit und in ihrem künstlerischen Glanze jedoch fort und fort den Gegenstand der Bewunderung bilden mag. Deutschland erscheint uns hier wie der Lindenbaum, von dem gleich in den ersten Zeilen mit versteckter Gleichnisrede gesprochen wird: „Die Hälfte des Baumes war durch Feuer zerstört, und nackte Äste starrten zwischen dem Laube in die Luft; dennoch blühte der Baum, und würziger Duft mischte sich mit dem Brandgeruche, welcher aus der Niederung heraufzog“. Allenthalben spüren wir den Druck der fürchterlichen Landplage, obwohl uns in der harmonisch geschlossenen Dichtung die greulichen Einzelheiten wenigstens einigermaßen erspart bleiben. Wir sehen das gedrückte Landvolk, das sich vor den durchziehenden Plünderern in Schlupfwinkel verkriecht, dem einzelnen Schwachen dagegen in erbitterter Rachsucht gefährlich zu werden droht. Im Heere aber herrscht unter den narbigen Kriegern ein wildes, trotziges Wesen. Und dennoch weiß Freytag auf düsterstem Boden noch einiges Hoffnungsvolle und Erfreuliche liebreich zu schildern. Er zeigt die Schneeglöckchen, die dem Vaterlande nach langem Winterschlafe den Frühling einläuten. Er gibt uns unter den „Völkern“, den Kriegstruppen, eine mannhafte Gesinnung zu erkennen: eine beträchtliche Anzahl Soldaten wollen sich an Turenne nicht anschließen, sondern suchen nach einem Herrn, der für die deutsche und evangelische Sache zu Felde zieht. Ist's ein verlorener Ton in langer, banger Nacht oder die erste Note eines Liedes, das von da ab in dem Gemüte des Volkes erklingen soll? — Unter den Landesherren begegnet uns die lichte Gestalt des frommen Herzogs Ernestus von Koburg. Ihm wollen sich die Soldaten zunächst unterstellen, allein er mag ihre Verpflegung seinem armen Lande

nicht zumuten, das er geduldig zu Gebet, Gehorsam und friedlicher Arbeit zurücklenken und anhalten will. Er könnte sich aus dem zerstörten Lande vielleicht einen größeren Lappen zu seinem Fürstenmantel schneiden, aber er will das teuere Friedenswerk nicht verzögern. — Schalkhaft legt dabei Freytag dem Herzoge, als ihm Bernhard König eine Partei der protestantischen Fürsten zu bilden vorschlägt, die Äußerung in den Mund: „Die deutschen Fürsten konjungieren! Er kennt die Staatsraison nicht!“

Bernhard König, der Offizier des Regimentes Alt-Rosen, den die Truppen zum Koburger Herzoge gesandt haben, muß weiter zum schwedischen General Königsmark wandern und dort versuchen, seinen Soldaten den erwünschten Anschluß zu verschaffen. Hat er also bei dem friedlichen Herrn kein Gehör für sein Anliegen als Sendling seiner „Völker“ gefunden, so ist das Zusammentreffen doch in anderer Beziehung von glücklichen Folgen gewesen: Der Herzog nimmt sich nämlich Reginens, der zarten, etwas kränklichen und für das rauhe Kriegsleben wenig geeigneten Schwester Bernhards, freundlich an. Er hat davon gehört, daß sie zuweilen im Schlafe allerhand Weissagungen spreche. In Nürnberg habe die Geistlichkeit ein wahres Wunder aus ihr machen wollen. Das aber hat ihrer zurückhaltenden Bescheidenheit widerstrebt, und als ihr auch bei dem Hofprediger des Herzogs nahegelegt wird, ihren beklagenswert überreizten Seelenzustand zweckvoll zu verwenden, da bringt ihr am Ende ein unverhohlenes Traumbekenntnis über derartige Zumutungen (eine Leistung, die des Dichters Wohlgefallen an der Kleistischen Anmut in solchen Dingen bekundet) die Befreiung aus dieser peinlichen Bedrängnis. Daß diese ganze Geschichte vollkommen in den Zeitton hineinpaßt, da der Wunsch nach Zukunftsenthüllungen gerade in solchen Unglücksjahren das Menschengemüt besonders erregt, gehört zu den vielen Zügen, die feine Zeitkunde verraten.

Reginens Neigung gehört dem seelensguten Lizentiaten Hermann. Gleich in dem ersten Gespräche zwischen diesem und ihr, das in höflicher Wohlanständigkeit hat geführt werden sollen, kommt im Gegensatze zu der schönen Absicht bisweilen der natürliche Ton zum Durchbruche, und die beiden Menschen von jenem grundgütigen Schlage, den Freytag besonders liebenswürdig zu schildern versteht, werden bald, da das klare Auge der Frau Herzogin ihren Sinn erkennt, zu treuem Ehebunde zusammengegeben.

Wie ein reißender Wildbach zu einem freundlichen Talflüßlein verhält sich die Liebesleidenschaft Bernhards zu diesem sanften Zärtlichkeitsverhältnisse. Judiths herbes Wesen scheint den Geliebten zunächst rauh zurückzustoßen. Sie weist ihn zurecht, weil er sie „liebe" Jungfer genannt hat. „Mißbraucht eure Stimme nicht zu Geschwätz!" fährt sie ihn an. Man sieht, daß ihr das „lieb" ein gar heiliges, nicht unnützlich zu führendes Wörtlein ist, und so wird es denn später, als eine herzliche Annäherung stattgefunden hat, bedeutungsvoll zugelassen. Diese Annäherung geschieht zunächst durch ihre Wundenpflege, da Bernhard von dem Manne, der ihr den Vater erschlagen und sie um ihre Ehre zu bringen getrachtet hat, verwundet worden ist. In ihrem häuslichen Schalten für das Wohl anderer wird sie Bernhard lieber und lieber. Vor seinem Abschiede schließt er sie als Braut in die Arme. — Während er fern ist, bricht eine furchtbare Gefahr herein. Ein Eifersüchtiger hat sie in der Nacht Kräuter pflücken sehen und einen fremden Mann neben ihr, vermutlich den Satanas. Als einer Hexe soll ihr daher der Prozeß gemacht werden, denn alles stimmt gefährlich zusammen, um sie als solche erscheinen zu lassen, und der Unverstand droht der Unglücklichen ein Verderbensnetz zu stellen. Hier erreicht die Erzählung ihren Höhepunkt, sie sammelt alles zuvor Aufgezählte zu einheitlicher Wucht und gehört an drangvoller Gewalt an dieser Stelle zu Freytags stärksten Leistungen. Es ist pathetische Größe vorhanden, keineswegs nur idyllische Zierlichkeit und lächelnde Feinheit. Wie der Reiterbube zu Bernhard mit der schlimmen Meldung jagt, wie Bernhard mit einigen Getreuen gleich dem wilden Nachtjäger die Geliebte entführt, das ist mit einer so heiß auflodernden Leidenschaft zur Erscheinung gebracht worden, daß wir dem sausenden Reiter mit klopfendem Herzen folgen und den mächtigen Sturm der Empfindungen lebendig mitfühlen, wenn Bernhard der lieben Schwester erklärt, daß er für die, die um seinetwillen Leben und Seligkeit verwirken soll, seines Rosses letzten Sprung wagen müsse.[1])

Die zweite Geschwister-Erzählung: „Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht" ist im Vergleiche zu der ersten aus dem dreißigjährigen Kriege viel heiterer, ja lustspielhafter gehalten; nur daß die Tragödie jener grauenvollen Hinrichtung deutscher Evangelischer in Thorn, die

1) Vgl. oben S. 306: Immos letzte Lebensregel, Bd. 2, S. 32 f., 331, 416.

Freytag eingehend an anderer Stelle behandelt hat, hineinspielt und durch die furchtbare, doch von überlegenen Vernunftmächten wieder beschwichtigte Idee einer tief in den Seelen lebendig bleibenden Blutrache die unsittliche Höllenregion des durch Haß vergoltenen Hasses gestreift wird.

Die Brüder Georg Friedrich und Bernhard August König sind die Helden der im Jahre 1721 beginnenden Geschichte. Eine längere, sehr gemütlich ansprechende Einleitung führt den Leser in deren Elternhaus ein. Der gegensätzliche Charakter der beiden Knaben: des stillen fleißigen Fritz und des feurigen, den Frauen lieben August, wird in allerhand behaglich berichteten Kindheitsabenteuern deutlich gemacht. Da lernen wir auch schon Friedrichs spätere Braut, das kleine Dorchen von Borsdorf kennen, die zunächst freilich zu dem gleichalterigen August in einem vertraulicheren Verhältnisse steht als zu dem zurückhaltenden und ernsthaften älteren Bruder. Bald bringt das Schicksal die drei jungen Wesen auseinander. August dient unter dem preußischen Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I., Fritz studiert die Gottesgelahrtheit in Sachsen, und das Dorchen gerät in die polnische Fremde, bis es von dem tapferen, langaufgeschossenen Theologen Friedrich, nach dem die preußischen Werbeoffiziere, wie einst nach Freytags eigenem Ahnherrn, fahnden, in die Heimat zurückgeführt wird. — Der gute Vater der beiden Brüder stirbt, und die verwitwete Hausherrin bedarf dringend der hilfreichen Nähe eines Sohnes. Der Freikorporal August erbittet daher seinen Abschied aus dem preußischen Dienste; der wird ihm denn auch bewilligt, — es fehlt nur noch die Genehmigung der königlichen Majestät. Zwischen Sachsen und Preußen herrschen damals gespannte Verhältnisse; die sächsischen Offiziere überreden August, bei ihnen einzutreten, was August, da er sich von seinen preußischen Vorgesetzten entlassen weiß, wirklich zu tun wagt. Friedrich Wilhelm I. bewilligt ihm nun aber die Dienstentlassung nicht, und dadurch gerät der zwei vorübergehend feindlichen Staatswesen angehörende Soldat in eine üble Lage. Der Bruder will ihm heraushelfen, obwohl er für seine Person dem Kriegerstande gänzlich abgeneigt ist. Es kommt zu einer wundersamen Zusammenkunft vor dem Könige Friedrich Wilhelm, in der die Glättung aller Verlegenheiten mit Bühnenhexerei vollzogen und alle Verwickelung zu harmonischem Ausgleiche entwirrt wird. Lessings „Minna“ hat von dem Verfasser der „Technik des Dramas“ ein zartes Seitenstück in Romangestalt erhalten.

Augusts Lebensgefährtin wird die uneheliche Tochter seines Hauptmanns Spieß, deren er sich ritterlich angenommen und die auch ihm am sächsischen Hofe wichtige Dienste hat leisten können. Ein wunderlicher, für den Soldatenstand begeisterter Gelehrter, Namens Blasius, erkennt in ihr sein Schwesterkind und nimmt sie an Tochterstelle an; aus seinen Händen erhält der ehemalige Freikorporal eines preußischen Regimentes und spätere sächsische Offizier die geliebte Braut.

Die Hochherzigkeit der beiden Brüder, die beide vor dem Könige erscheinen, um jeder den anderen vor traurigem Lose zu bewahren, da der König einen von ihnen auf alle Fälle seinem Heere einzuverleiben wünscht, die etwas herb soldatische Lebensauffassung, die durch die Blätter weht, die straffe Manneszucht und der gesunde Geradsinn, der sich in dem Hohenzollernfürsten verkörpert, und im Gegensatze hierzu die düsteren Farben der polnischen Greueltaten in Thorn und das unsittliche Liebschaftswesen am Dresdener Hofe, die porzellanumgebene Lebensfeinheit und Bildung bei den Sachsen und die derbe, schmucklose Tüchtigkeit des preußischen Heeres auf der anderen Seite, das sind einige der vielen Farbentöne auf der Palette des Künstlers zu diesem reichen wie gefälligen Zeitgemälde.

Freytags Vorliebe für das harmonisch Regelmäßige begegnet uns auch in diesem Werke.[1]) Er liebt es, sich in säuberlichen Kleinigkeiten das Vergnügen eines ebenmäßigen Entsprechens der Glieder zu bereiten. Wie manche Philosophen, voran ja einer unserer allergenialsten Denker, der Architektur zuliebe in ihren Einteilungen und Tafeln den wilden Erdgarten der Natur ein wenig linienstreng behandelt haben, so auch unser kulturgeschichtlicher Schriftsteller. Teilweise kommt er ja hierin dem Geschmacke der geschilderten Zeit entgegen, wie etwa in der ersten Geschwistererzählung in der formelhaften Rede von den drei Federn des Reinbold oder bei den drei Bibelsprüchen, die sich der Lizentiatus Hermann aufgeschlagen hat; teilweise entspricht der Poet damit wohl aber auch einem ihm selbst innewohnenden, ordnungsliebenden Hange. Hierhin gehört, daß er Weissagungen gelegentlich aussprechen und auch in Erfüllung gehen läßt: in der ersten Erzählung Reinbolds Tod, in der zweiten drei wunderliche Warnungen,

---

1) Vgl. V, 15; — 265, 347; — 436; — 402, 268; und, um das gleich hier zu erwähnen: VI, 116, 280, 353; — 134, 284; — 332; — 353 f., 391.

daß er kleine Begegnisse unerwartet wieder in Erinnerung bringt oder auch wohl in schalkhafter Weise nur durch Anklänge ein wohlgefälliges Ebenmaß zu erzielen versteht.

Dergleichen artet keineswegs in belanglose und grillenhafte Spielerei aus. Es verrät jenen im großen tätigen Bauwillen auch in den kleinen Schnörkeln und Zierraten des Gebäudes. Ein ungewöhnliches Maß gewollter und bewußter, beinahe gelehrter Arbeit wird ja in jeder dieser Geschichten durch die dichterische Kraft zu organischen Gebilden umgewandelt und bewältigt, die den schönen Schein des Ungewollten und Unbewußten hervorbringen sollen.[1])

Auf einem kühnen Seeschiffe ist die Reise durch Deutschlands Jahrhunderte gegangen. Altes haben wir zusammenfallen und Neues erblühen sehen. Große Umwälzungen haben plötzlich und allmählich stattgefunden. Die Buchdruckerkunst hat den Teufel des Autoritätsglaubens mächtig bedroht. Kleine Dinge, die unscheinbar der verachtenden Torheit lange im Verborgenen gelegen haben, sind zur Wichtigkeit und Würde gelangt, denn der Geist des Fortschrittes hat sie angehaucht und Unvorhergesehenes aus ihnen zum Dasein heraustreten lassen.

In Thorn hat Kopernikus längst den Erdbewohnern gezeigt, daß es ein Planet ist, auf dem sie hausen; der göttliche Leibniz hat der mathematischen Weltgesetzlichkeit erschütternd groß ins Herz geschaut; in Königsberg hat Kant mit dem unvergleichlichen Nachdrucke seines Fühlens auf die tiefen Quellen einer ewigen Begeisterung hingewiesen; in Frankfurt am Main hat Goethe, der menschlichste Mensch, den die Deutschen hervorgebracht haben, das Licht der Welt wie kaum einer vor ihm erblickt und in Liebe aus sich ausstrahlen lassen.

Ja, wer auf dem Schiffe, das durch die Wellen der Zeit dahinfährt, mit klarem Auge Ausschau halten könnte, bewundernd, wie an tausend Stellen zugleich das große Geistesleben sich entwickelt, überall fortsetzend und über alle teilweisen Zusammenbrüche hinweg weiterschreitend, um das, was im tiefen Sinnen sich erhellt hat, zu verkörpern und aus den Verkörperungen neu zu lernen, was Pflicht geworden ist!

---

1) In den Bildern wäre zu dieser zweiten Geschwister-Erzählung Bd. 5, S. 184 ff. (lange Soldaten) und S. 272 (Thorner Blutbad) zu vergleichen. Über „die Tragödie von Thorn im Jahre 1724“ siehe auch: Im Neuen Reich 1872, 26; Bd. 1, S. 993 ff.; abgedruckt bei Elster Bd. 2, S. 59 ff.

Der Dichter läßt wohl zuweilen gern das Grenzenlose solcher Ausblicke auf sich beruhen. Er beschränkt sich auf den Einblick in die traute scheinbare Umschlossenheit des wohlgeführten Einzellebens.

Der letzte Band der „Ahnen“: „Aus einer kleinen Stadt“ enthält hauptsächlich Schilderungen aus den Jahren der Freiheitskämpfe gegen Napoleon. Der Arzt Dr. Ernst König, und später sein Sohn Viktor sind die Helden; doch sind Viktors Schicksale nur als ein bescheidenes Nachspiel dem Berichte über die lange Ahnenreihe hinzugefügt.

Ernst König verliebt sich in die Pastorentochter Henriette. Während der wilden Kriegszeit gerät sie in Gefahr, der Soldatenroheit zum Opfer zu fallen. Ein französischer Offizier Dessalle rettet sie vor schimpflicher Behandlung, indem er sich mit ihr verlobt. Es ist ihm dabei zu Mute, als habe er das alles schon einmal erlebt und gewollt.[1])

Henriette fühlt sich durch Dankbarkeit an den Retter ihrer Ehre gefesselt, aber ihr Herz gehört dem Arzte Ernst König. Zwischen den Nebenbuhlern kommt es zu einer beiderseits begehrten Kampfesbegegnung, indessen wird der feindselige Anprall bald abgeschwächt, da im Grunde beide Gegner edlen Herzens sind und keiner von ihnen einen Wehrlosen verletzen mag. Den kranken Dessalle hat Ernst als Arzt gepflegt, dem vom Pferde Gestürzten wird Ernsts Überlegenheit wiederum nicht verderblich, und auch Dessalle, der als Gefangener durch einen Wink seine Besieger, unter denen sich der glückliche Widersacher befindet, in die Luft sprengen kann, unterläßt den Wink, wie es sein wackerer französischer Pflegevater von ihm erwartet hat. Beide ritterliche Gegner sehen einander auch äußerlich ähnlich, und eben durch diese Verwandtschaft des Blutes, der Gesinnung und des Wesens wird der französische Offizier der geretteten Jungfrau ernstlicher gefährlich, als zuvor, soweit wir gesehen haben, irgend einer von einem Ahnen geliebten Vorfahrin ein anderer Held gewesen ist.

Schön wird das Gute in trüben Zeiten, das aufopfernde Helfen im Großen und im Kleinen liebevoll ans Licht gehoben. Da ist die erhabene Pflichttreue des Grafen Götzen, einer strahlenden Führergestalt von edlem Glanze, da das rührende weibliche Schalten der vater-

1) Bd. 6, S. 240. Vgl. dazu oben S. 290.

ländischen Helferin, des köstlichen Minchen Buskow, die der verständige Herr Köhler später ehelicht, da eine ganze Reihe wackerer Bürger, die in freudiger Begeisterung der gemeinsamen Sache mit Gut und Leben dienen. Und wie der Dichter in diesem von treuer Menschenliebe durchsonnten Werke einen Franzosen in ehrenhafter Haltung darstellt, so läßt er uns auch einen Polen in freundlichem Lichte erblicken.[1])

In feiner, sorgfältiger Stilisierung des Vortrags ist das Ganze gehalten. Man beachte, wie Freytag die nächtliche Wanderung Henriettens, die sich aufmacht, um den Geliebten vor Gefahr zu warnen, hinmalt, wie er kunstvoll die Wegbeschreibung mit der Schilderung ihrer Herzensgedanken abwechseln läßt, und wie diese zögernde Darstellung dem Leser den Genuß der atemlosen Spannung steigert, bis das Zusammentreffen der beiden Liebenden die willkommene Lösung und Befreiung bringt.

Warm wird einem aber das Herz nicht nur in den leidenschaftlichen Teilen der Erzählung, nicht nur durch das Heroische, das Freytag mit aller liebevollen Seelenkraft zur Geltung zu bringen sucht, es ist nicht nur die reine Höhenluft edler Taten, die uns zu beseligen geeignet ist, sondern vor allem auch wieder die Verklärung des Alltagslebens mit seinen schlichten Freuden und Lieblichkeiten. Die aus eigner Kindheitserinnerung heraus geschilderten bürgerlichen Zustände der kleinen Stadt besitzen einen solchen Zauber, daß wir den Klängen einer lang vergessenen Weise, die uns einmal lieb gewesen ist, zu lauschen glauben. An Sesenheims Pastorentochter Friederike, an Vossens Luise wird die Erinnerung wach. Die Einfachheit, Holdseligkeit und Reife des Ausdrucks erfüllen den Leser mit innigem Wohlgefühle.

Dabei zeigt Freytag zuweilen jenes Lächeln, das ihm so gut zu Gesichte steht; er kennt die Schwächen seiner Landsleute. Wenn er den Pfeifenduft der Pastorengemütlichkeit und den Mondschein über der Landschaft mit einem Herzen voll Innigkeit zur Darstellung bringt, so bleibt auch die Lust am Schelmischen nicht aus, und er hat Wendungen und Reize, die nur ihm gehören.

In solchen schönsten Augenblicken trifft alles zusammen, was sich der Schriftsteller in seinem Leben liebend angeeignet hat, um dem malenden Worte, der natürlichen Ausdrucksgebärde das unnachahmlich

---

1) Bd. 6, S. 291; 134 ff., 284 ff.

Persönliche zu verleihen. Er muß sich unter Menschen und in der Natur mit offenen Augen und offener Seele getummelt haben, muß seine Lust gehabt haben an den Dingen, die ihm begegnet sind, auf daß es nun klingend aus ihm hervorquelle wie Vogelsang aus der Kehle.

Das ist auch die Art der Freytag eigenen glücklichen Laune. Durch sie wird die Seelenkost zubereitet für uns Kinder der Prosawelt, denen ein Dichtersinn nottut, damit er mit seinen Sonnenstrahlen die alltäglichen Zustände zu dem, was wir poetisch nennen, beleuchten und verinnerlichen möge.

In dieser Gemütsstimmung klingt das große Werk aus. Das Behagen des Kaffeegärtleins erweist sich am Ende als des Dichters wahre Heimat, in der er uns lieb und teuer bleiben wird als „der bescheidene Hausfreund seines Volkes“. Doch in solchen sanften und holden Stimmungsausklängen ist wohl die volle Kraft des mächtigen Fahrzeugs, das über den Ozean der Jahrhunderte gefahren ist, nicht enthalten. Bei der Einfahrt in den Hafen wäre jede Prunkentfaltung gefährlich gewesen; ein stiller Lotse ist an Bord genommen worden, der allen Aufwand zu unterlassen anrät. Eigne Familienerinnerung darf hier helfen und soll es in aller Unauffälligkeit, so daß niemandem daraus Ärgernis erwachse. Langsam gleitet das Schiff vorüber an den ersten Erlebnissen, die das eigne Auge schon hat erblicken dürfen. Hier, in der nächsten Nähe der Ankerstelle, gilt es zuguterletzt noch allen Anstoß an Bauten und Nachbarschifflein sorgfältig zu meiden. Darum keine Schlußfanfare, keine Triumphgebärden, sondern ein bedächtiges Ende.

Viktor Königs Schwester Katharina kommt wieder mit einem von der Familie Henner zusammen. Vandalen und Thüringe geraten in Studentenhändeln spielend aneinander. Das königliche Geschlecht erweist sich, wie schon früher[1]) klar ausgesprochen worden ist, als gut bürgerlich und dem Adelshochmute dermaßen gram, daß es dem früher in eine Schauspielerin verliebten Ästhetiker Dr. Viktor König anfangs etliche Überwindung gekostet hat, darüber hinwegzusehen, daß seine künftige Gemahlin von adligem Geblüte ist. Die philosophischen Erörterungen der Humanität haben Zunge und Herz von langer Fesselung befreit.

1) V, 263. Über Freytags Ansichten von Bürgertum und Adel; siehe näheres in den Beilagen XXXIX.

Mit der Aufhebung der Preßbeaufsichtigung und einem freiheitsfreundlichen Vaterlandsdienste schließen die „Ahnen", wobei wir wieder einen Henner und einen König zusammensehen, diesmal verschwägert und gemeinsam das Volksgemüt regierend, nämlich als Journalisten.[1])

Da hält der Verfasser inne. Die Ankerkette rasselt nieder, just tief genug, dem Schiffe Halt zu gebieten. Daß Taten und Leiden der Vorfahren vielleicht eine Nachwirkung ausüben, daß es aber dem Lebenden durch weise Fügung erlaubt ist, ohne rückwärts blicken zu müssen, fortzusetzen, was aus weiter Ferne ihm herübergereicht worden ist, und daß die Gesamtheit des Volkes — oder sagen wir lieber: der Menschheit — mit dem einzelnen in der Wechselwirkung des Lebens steht, diese Gedanken liefern den Ankergrund, auf dem Freytags Fahrzeug die Ruhe findet.[2])

Der Leser aber grüßt, das Schiff verlassend, all die aufrechten deutschen Heldengestalten, all die lieblichen Frauen, die ihn der Dichter hat blicken lassen, nimmt Abschied von dem treuen Steuermanne selbst und dankt ihm für soviel Herz, soviel Liebe.

---

1) Zum letzten Bande der Ahnen vgl. Bilder V, 400 f. (Napoleons Flucht). In den verschiedenen Bänden werden zeitentsprechend, doch mit weiser Sparsamkeit Schriftsteller genannt, z. B. Virgil II, 64, 262, Horaz V, 103, 236; Opitz V, 103; Jean Paul VI, 19, 232, 354; Schiller VI, 153, Fichte VI, 154; Eugen Sue VI, 359; Boz VI, 360; Matthison VI, 7; Kleist VI, 327 f., 362; Goethe VI, 206.

2) Eines wunderlich in die Tiefe führenden Gleichnisses aus der Mathematik möchten wir hier gedenken. Das Verhältnis zweier Größen zueinander bleibt notwendig lebendig, auch wenn ebenso notwendig der Zusammenhang unsres Denkens ihr stetiges Verschwinden fordert, wo nämlich rechnerische Operationen den Begriff eines vergleichsweisen Nichts erforderlich machen. Ist in dieser folgerichtigen Anschauung nicht gleichsam ein Symbol der Unsterblichkeit enthalten, ähnlich wie es etwa im alten Schmetterlings-Seelengleichnisse und mit rührendem Anklange an das hier berührte gesetzmäßige Verhalten in der Legende von Philemon und Baucis uns zu Gemüte geführt wird, da deren treue Liebe auch nach ihrer Verwandlung ewig fortwirkt?

Vierzehntes Kapitel.

Rückblick.

On pourrait connaître la beauté de l'univers dans chaque âme, si l'on pouvait déplier tous ses replis, qui ne se développent sensiblement qu' avec le temps.
Leibniz, Principes de la Nature et de la Grace, fondés en Raison (L'Europe savante) 1718.

Wir werfen einen Rückblick auf Freytags vollendete Lebensleistung [1]). Nach der alten Sage versteht Siegfried die Sprache der Vögel, wie er den grimmen Lindwurm erlegt hat. Jedem Sterblichen beginnt die Außenwelt zu sprechen, wenn er den Giftdrachen innerer Unruhe in sich zum Schweigen hat bringen können. Dies Siegfriedsschicksal war Freytag beschieden. [2]) Die lauschende Vernunft, die die Dinge reden läßt, ohne sie mit voreiliger Gegenrede unterbrechen zu wollen, — die zuhört, was die Dinge erzählen, bis sie sozusagen zu Ende gesprochen haben, diese echte Vernunft war unserem Dichter zu eigen.

1) Was Freytag nach den „Ahnen" (die er im gleichen Alter wie etwa Locke, Leibniz, Kant ihre Hauptwerke schufen, schrieb) war meist ein rückwärts gewandtes, beschauliches Ordnen, Sammeln, Sichten und Befestigen für die Folgezeit: nämlich nach der Baudissin-Biographie (1880), die eigenen Erinnerungen als Einleitung in die 1886—1888 herausgegebenen gesammelten Werke (22 Bände) und die kleinen Schriften: Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone (1889) und Springer als Historiker und Journalist (1892). Näheres über Freytags Stellung zur Kaiserkrone s. in den Beilagen XL, über Freytags Freude am Sammeln — er hinterließ u. a. auch eine große Conchyliensammlung — s. in den Beilagen XLI.

2) Es ist, als sei diesem Dichter von Jugend an ein warnender Begleiter mitgegeben, hinter dessen ernstem Antlitze die göttliche Heldenfreundin Athene ihr strahlendes Angesicht verbirgt. Vgl. oben S. 49 und etwa, wie im 6. Buche der ‚Aventures de Télémaque' Fénelons die Göttin von dem Verhältnisse der weisen Besonnenheit zur Phantasiegefahr der Leidenschaft in der Seele des jungen Helden ihr Leben oder Sterben für ihn mit lieblichem Tiefsinne gleichsam abhängig erklärt. Aus demselben Buche im „Telemach", der „eine gar süße und wohltätige Wirkung" auf Goethes Gemüt übte, zog Schiller für das „Erhabene" eins seiner wundervollen Gleichnisse. Über die bedeutende Rolle, die, dem taumelnden Dionys gegenüber, gerade die Tugend der Besonnenheit in der besten klassischen Zeit spielte, siehe die durch Scharfsinn und tiefes geschichtliches Verständnis sich auszeichnende Studie von Max Wundt über den „Intellektualismus in der griechischen Ethik".

Wenn die Erfahrung in gefühlvoller Bearbeitung dem Poeten, in verstandesmäßiger Zusammenfassung dem Gelehrten etwas Reizvolles darbot, übte Freytag sich frühe schon in einer geschmackvollen Wiedergabe des Erblickten. Noch ist freilich zunächst die im Leben erworbene Sach- und Menschenkenntnis nicht groß, und erst recht fehlt es der wissenschaftlichen Bildung, die ihrer Natur nach nicht mit eins ins Haus fällt, an der gleichmäßigen Sicherheit und Reife. Indessen wird das schriftstellerische Handwerk von Anfang an resolut betrieben. Es geht rasch vorwärts von kleineren zu größeren wohlverdienten Erfolgen. An die Vorarbeiten des Schülers schließen sich fortschreitende Stilübungen des Studenten, Privatdozenten und Journalisten. Das zunächst wissenschaftlich erforschte Reich der Bühne tritt ihm allmählich in farbenheller Lebendigkeit entgegen. Wir sehen ihn den weltmännischen Schliff der Mode jener Zeit erwerben; er gilt als einer der poliertesten Schriftsteller, dessen Eleganz und Sorgfalt allen auffällt, angenehm oder unangenehm, je nach Geschmack der Zeitgenossen.

Uns wird die sittliche Tüchtigkeit der Gestalt heute wohl deutlicher als ihre gesellschaftlichen Tugenden und die Gewähltheit ihrer Ausdrucksweise vor der Seele stehen, wenn wir an den jungen Gustav Freytag, den Helden der Breslauer Festlichkeiten, den Verfasser der ersten zur Aufführung gelangenden Dramen, der „Brautfahrt“, der „Valentine“, des „Grafen Waldemar“ und an den kecken Politiker der „Grenzboten“ von 1848 denken, der mit Julian Schmidt zusammen ins Feld zieht.

Vielerlei Feldzüge ins Fremde hinein sind dem Menschen möglich, und es ist auch hier bezeichnend für sein inneres Wesen, wie er sich dabei verhält, ob das Fremde ihm sogleich gegnerisch erscheint und überwindungswürdig oder seine Beutelust reizt und zur Eroberung aufstachelt oder vielleicht kriegerischen Sinn überhaupt nicht erweckt, dagegen Bekehrungseifer oder ruhige Betrachtung, die jede Fahrt in eine wissenschaftliche Expedition verwandelt. Freytag ist nicht ganz so kriegerisch wie sein Freund Julian, aber auch nicht ganz so friedlich, wie einige der Gelehrten, die in Berlin Vorlesungen hielten, als unser Dichter andere Vorlesungen besuchte, Savigny und Ranke. Die tiefste Auseinandersetzung mit der Geschichte bringt in seiner Jünglingszeit das Drama „Der Gelehrte“. Da wiederholt sich die Fabel: Herkules am Scheidewege. Das Antlitz der Rankeschen Klio lächelt ihn verführerisch an wie Lionardos Monalisa, doch ihr Rätsellächeln wird

dem mannhaften, jungen Gelehrten verdächtig; er hält es lieber mit der rotwangigen Muse, die mit heller Stimme spricht, was wir in Goethes „Wanderjahren“ lesen: „Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugestehen werde!“

Wahrlich, Freytag hat viel aus sich gemacht; und er hat damit schnell begonnen. Was ein anfangs bescheiden anmutendes Talent durch etwas Tieferes als kluge, durch gewissenhafte, pflichttreue Ausnützung zu erreichen vermag, hat er sogleich zu zeigen gesucht und den erfreulichen Anblick eines Ackers dargeboten, der durch „intensive Kultur“ die reichsten Früchte bringt.

Vieles hat der Jüngling mit offenen Augen angesehen und beobachtet, das erst in späteren Jahren die dichterische Ausgestaltung erfährt. In Breslau sah er an der alten Ohle die finsteren Behausungen seiner Veitel Itzig und Löbel Pinkus. Heute ist das schmutzige Wasser längst zugeschüttet, aber die poetische Wirkung jenes Stadtviertels, die der Dichter von „Soll und Haben“ damals empfing, wird mit seinem Romane dauern. Auf dem Gute Wollup bei Koppe (1836—38) sammelte er Eindrücke lichter Art, und wir sehen später, besonders in der „Verlorenen Handschrift“, wie fruchtbar dem Poeten das dort Erschaute geworden ist. Die Kindheitserinnerungen an das Theater in Kreuzburg, sodann hauptsächlich auch die Bühneneindrücke in Breslau, Berlin, Leipzig, Dresden und der Verkehr mit Schauspielern und Regisseuren, alles wurde dem Fleißigen wertvoll und bedeutsam. Er eignete sich überall technische Kenntnisse und einen für den realistischen Dichter höchst wünschenswerten Einblick in die inneren Zusammenhänge menschlichen Schaffens und Leistens an. Sein Freund Theodor Molinari in Breslau erschloß ihm die Welt des Handels, durch die Tätigkeit für die „Grenzboten“ wurde österreichische Politik eine Zeitlang sein Fach, die Dozentenlaufbahn legte ihm den Wunsch nahe, eine große Arbeit über die Kulturgeschichte des Dramas zu schreiben; allenthalben gewann er gesunde Fühlung mit der Außenwelt, der kraftstärkenden Erde, die ihre arbeitenden Kinder vor fruchtlosen Hirngespinsten mit dem Farbenreichtume ihrer Wirklichkeit wahrt und in Schutz nimmt. (Vgl. oben S. 248.)

Wir sehen, Freytag gehört zu den liebenswürdigen Naturen, denen eine ursprüngliche Anlage zur Selbstzucht innewohnt. Sein Wirken

ist von früh an auf den Erwerb dauerhafter Kenntnisse, fester den vorübergehenden Zeitgeschmack überlebender Güter gerichtet. Ernste Sittlichkeit in diesem Sinne bildet den kernigen Grundzug seines Wesens. Der Vergleich mit Goethe ist nicht unerlaubt, wenn wir ihn vorsichtig gebrauchen und die Rücksicht auf sonstige Größenverhältnisse außer Augen lassen. Man wird nicht sowohl an den jenseits aller Philisterhaftigkeit aufgewachsenen Sohn der Frau Rat, als an den Goethe denken mögen, der erscheint, wenn der Vater in ihm hervortritt, bedächtig und gründlich, gescheit und kenntnisreich, nachdenklich und sinnig, ein treuer Hüter vieler Schätze.

Schalkhafte Laune kommt schon in den frühesten Darbietungen zum Vorscheine, kein zerstörender witziger Übermut, sondern meistens nur ein behagliches Schmunzeln guten Frohsinns, ein freundliches Lächeln, das eine gemütliche Wärme verbreitet.

Auch Eigentümlichkeiten des Stils werden bereits deutlich. Da ist auf die Dauer weder die stählerne Härte Lessings, noch der schmetternde Jubelton Schillers zu spüren, man könnte diesen zierlichen Stil wohl überhaupt mit metallischen Wirkungen schwerlich vergleichen. Er besitzt vielmehr das anmutig Ergötzliche seiner Holzschnitzerei. Das eigenwillige, aber liebliche Fasergeflecht des Holzes erlaubt seinem Bearbeiter und Verwerter andere Schönheitswirkung auf Auge, Ohr und Gefühl als Gold oder Stahl oder Marmor.

Freilich haben wir nicht die Michelangelosche Gebärdensprache eines gewaltigen Sturmgeistes, der aus Not der Seele heraus zur genialen schöpferischen Kraft wird; aber überaus früh ist bereits die wichtige Leitungsbahn, die das auffassende Organ mit der sprachlichen Mitteilung verbindet, in gelenkiger Übung, das Herz voller Empfänglichkeit und die Hand gehorsam. Wer sich der Ordnung, wie der junge Gustav Freytag mit Herz und Hand zu eigen gibt, den geleitet sie auf geheimnisvollen Sprossen von Wolken zu Wolken herüber ins Lichte.

Folgen wir dem Kräftespiele des Drinnen und Draußen dieser Erscheinung mit lernbegierigen Blicken! Von der Außenwelt erhalten hat Freytag zunächst Leib und Leben; und die Ahnenkette zeigt uns, daß ihm beides reichlich und trefflich überliefert ward. Er stammt, wie wir gesehen haben, aus einer kraftvollen, langlebigen und kinderreichen Familie, einem Geschlechte tüchtiger deutscher Grenzwärter. Slavisches Blut ist wohl nur in starker Verdünnung vorhanden. Polnische

Namen zeigt die Geschlechtstafel erst in größerer Entfernung von Gustavs Eltern. Es ist ein stolzer, selbstbewußter Menschenschlag, aus dem Gustav Freytag entsprungen ist, Männer und Frauen mit dem Selbstgefühle deutsche Bürger zu sein, redlich und tapfer. Die Gewissenhaftigkeit des einen Großvaters in seinen Predigten, sein zähes Ringen als alter Mann mit dem Räuber, die zur Zeit Friedrich Wilhelms I. gefährliche Körperlänge des anderen Großvaters werfen Licht auf die geistig wie körperlich rüstige Art dieses Geschlechtes.

Seine Zugehörigkeit zu Preußen und zur protestantischen Konfession hat Freytag in den „Erinnerungen" ebenfalls als eine Wohltat des Schicksals gepriesen, der er sich dankbar freue.[1]) Er hat sich die zuständlichen und äußeren Bedingungen seines Daseins durch liebevolles Erfassen vollständig einverleibt. (Vgl. S. 117 f., 255.)

Die Erziehung der Menschenseele durch Zustände geschieht in einem leisen, unaufhörlichen Einwirken stets in derselben Art und Weise, und es ist feste Naturarbeit, die sie leistet, der entgegenzuarbeiten dem Bemühen gleicht, wider einen starken Strom zu schwimmen[2]). Innerhalb der Zustände, die, von einer höheren Warte aus gesehen, Ereignisse von großer Dauer für ein Menschenleben darstellen, gibt es zahlreiche Ereignisse von geringerer Dauer, die erzieherisch auf den Erlebenden einwirken. Einige solcher Erlebnisse in Freytags Dasein sind uns durch ihn und andere bekannt geworden (S. 8 ff., 62 ff., 135 f., 148 ff., 278 ff.); ihre Tragweite als erziehende Mächte zu bemessen, fühlen wir uns gänzlich außerstande.

In Worten und Taten drückt uns Gustav Freytag seine Gesinnung aus. Wir suchen ihr Abbild noch einmal in einigen Zügen zu gewinnen, indem wir uns zunächst einiger ausgesprochener Lebensregeln und Winke erinnern.

---

1) Für unsern preußischen kleinen König Mithradates selbst hatte er allerdings gar nicht so viel übrig, dagegen seine Freude an jenem eigentümlich Preußischen, das Carlyle durch die Prise Schnupftabak Sophie Charlottens (1. Buch, 5. Kap. s. Gesch. Fr. d. G.) symbolisch festgehalten hat.

2) Man könnte, wie Leibniz einmal ausführt, nie einen Strick zerreißen, wenn nicht die leiseste Berührung schon zerreißende Kraft im Kleinen besäße. ‚Immortalis fieret ibi manens homo', wenn der Sterbliche unendlich zwingbar wäre. (Vgl. oben S. 197.) Oder ist dies vielleicht wirklich jenseits von aller Vernichtung der Erscheinung in einem übersinnlichen sittlichen Gesetze der Lebenssteigerung der Fall?

In der „Technik des Dramas“ fanden wir den Grundsatz, daß der Mensch Schwierigkeiten, die in der notwendigen Natur der Aufgabe liegen, nicht tändelnd behandeln, sich auch nicht durch Vogel-Strauß-Politik darüber hinweghelfen darf, sondern mutig gerade das Widerstrebende mit vollster Augen- und Seelenkraft in Angriff nehmen muß. Diesen Grundsatz als Regel aller Regeln voranzustellen, scheint uns geboten; denn er gibt am besten den klaren, hellen Mut unseres Dichters wieder. (S. 197 f.)

Die Künste des Vertuschens und Verschweigens, der Vortragsfeinheiten und alles dessen, was die Orchesterleiter etwa unter der „dynamischen Schattierung“ verstehen, kommen erst in zweiter Linie. Zunächst muß überhaupt rein gespielt werden und der Blick fest auf das Notenblatt der gegebenen Pflichtverhältnisse gerichtet sein.

So schreibt denn auch Freytag in den Grenzboten 1849 (3): „Wir müssen wahr werden, bevor wir schön sein können.“ Es geht seiner Ansicht nach nicht an, Luxusbedürfnisse vor Erfüllung der dringlicheren Anforderungen zu befriedigen. Gediegenheit ist ihm eine unerläßliche Voraussetzung gesunden Schaffens. Er fühlte sich darin sinnesverwandt mit Julian Schmidt, dessen scharfe Kritik sich hauptsächlich gegen romantische Sentimentalität, unklaren Idealismus und die Schwärmereien eines unsoliden, charakterlosen Weltbürgertums richtete. [1])

Zuerst ehrlich zu sein und dann feinfühlend ist eine andere besondere Mahnung dieser selben Gesinnung. Was in der preußischen Diplomatie durch Bismarck zur Herrschaft gebracht wurde, nämlich klare und entschlossene Behandlung der unverhüllten Machtfragen, das entsprach vollkommen der Gesinnung unseres Dichters. Die Gefahr, aus lauter Feinfühligkeit unehrlich zu werden, schien ihm bedrohlicher als die andere, in einem Übermaß von Ehrlichkeit einmal die Grenzen des zarten Geschmacks zu überschreiten. Man kann versprechen, die Wahrheit zu sagen oder doch das, was man dafür hält mit demjenigen Überzeugungsnachdrucke, wie er genau dem augenblicklichen Fühlen entspricht; aber man kann schwerlich durch ein schnelles Gebot des

1) Vgl. dazu oben S. 286 und die denkwürdigen Äußerungen von F. A. Lange in seiner Schillerrede 1859 (in der lesenswerten Einleitung zu Schillers Philosophischen Gedichten, herausgegeben von Ellissen 1905, S. VI f. — Vgl. Gesch. des Mat. I, S. 66.)

Willens[1]) sich die Wünschelrute in die Hand befehlen, die, dem Zartgefühle gleich, da mahnt und zuckt, wo verborgene Ströme fluten.

Ist einmal die Lauterkeit und Redlichkeit des Innern zu hohem Ansehen gelangt, so pflegt der Menschengeist jene Fälle mit Vorliebe zu beleuchten, in denen sich das gute Herz hinter rauher Schale, die treue Gesinnung hinter unbeholfener Äußerungsform halb versteckt, aber doch verrät; und die Vorliebe für den ausdruckskargen, biederen Ehrenmann kann wohl einmal zu einer falschen Verallgemeinerung führen, indem Ehrlichkeit mit einer geschmeidigen Gebärdung, weil sie nicht oft zusammen marschieren, für unvereinbar, dagegen Rauheit der Umgangsformen für ein untrügliches Kennzeichen der Ehrlichkeit angesehen wird. Einer solchen Überschätzung des Äußerlichen möchten wir Freytag nicht rücksichtslos beschuldigen (S. 118), noch sein Mitgefühl mit dem rauhen, ehrlichen Manne tadeln Die bärbeißigen Rührungsunterdrücker bilden einen angenehmen Menschentypus in seinem Personenregister, den er gern und wirksam ins Treffen führt. Auch hat Freytag die Vereinbarkeit einer edlen Ehrlichkeit und klugen Gewandtheit in seinen besten Gestalten zur Darstellung gebracht.

Ist es auch nicht möglich, Klugheit als Arznei ohne weiteres zu verschreiben, so versucht Freytag doch, was auf dasselbe herauskommt, die Diät anzuempfehlen, die von der Dummheit heilen soll. Dummheit ist, nach der Meinung eines Witzigen, Mangel an Phantasie. Das läßt sich verteidigen, aber auch das Gegenteil: indem ein Zuviel von Phantasie, von Furcht und Hoffnung, die allegorisch im Faust II durch die Klugheit gefesselt werden einen sinnlosen Kräfteverbrauch veranlaßt. Vielleicht läßt sich Phantasie, wo sie Schlimmes treibt, nur allmählich durch Phantasieeingebung selbst läutern. Die Geschichte der Wissenschaft, Philosophie und Religion scheint dergleichen Selbstreinigung der Einbildungen und Unterstellungen zu lehren: der Verstand im Dienste des Aberglaubens wird nach und nach übermächtig und setzt sich seine neue Herrin selbst: die Vernunft, das un-

---

[1]) Indessen wird doch z. B. in der Imitatio Christi und anderen herzerhebenden Schriften (von François de Sales, Nicole usw.) eine sittliche Anleitung der Seele zu reinstem und heiligstem Zartgefühle angeregt. — Die ästhetische Ausbildung des Unterscheidungsvermögens zu zarteren Empfindlichkeiten beschäftigt gelegentlich den nicht weniger erstaunlichen als entzückenden Schriftsteller Fontenelle in den Dialogen.

endliche Wahrheitsstreben der Liebe.[1]) Die rechte gestaltende Phantasie ist damit nicht vertrieben, sie muß jedoch dem edelsten Wirklichkeitssinne gehorchen lernen. Freytag neigt zu der Auffassung, daß eine Hauptgefahr des Menschen in seiner Hingabe an die verderblichen Einflüsterungen der Phantasie zu suchen sei. Er hat daher Warnung vor der freiheitsberaubenden Übermacht der Träume zum Leitmotive seiner Romane „Soll und Haben" und der „Verlorenen Handschrift" gemacht. Anton wird durch den Glanz des Adels, durch die blendende Herrlichkeit der aristokratischen Tanzstunde genarrt, bis er sich mannhaft zusammenrafft, Veitel Itzig aber von wild entfesselten Phantasiemächten in den Abgrund hinuntergezogen. In Wenzel Messenhauser sah unser Dichter die Natur eines ehrgeizigen, von unklaren Mächten verlockten Menschen lebendig vor sich. Er erlebte als zuschauender Gelehrter die Fälschungsgeschichte des Konstantin Simonides, und die Professoren Dindorf und Lepsius, denen gegenüber Tischendorf die Unechtheit der fraglichen Handschrift behauptete, bildeten dem Dichter wiederum ein Beispiel der Phantasiegefahr, diesmal auch im Gelehrtenkreise, da diese Feuerkrankheit der Seele nicht nur bei den Lassalle und Disraeli zu finden ist. Freytag hält sich gern von allem Radikalen fern; er erscheint besonnen und bedächtig in Worten und Werken, wenn er auch für den Schwung des jüngeren Treitschke ein offenes Herz hat.

---

1) Denn wie ein Tropfen auf schiefer Ebene abwärts rollen muß von A nach B, wenn B tiefer liegt als A, so muß sich des Menschen ruheloses Herz, wenn es dem Gesetze seiner Schwere folgt, ohne daß andere Kräfte entgegenwirken, stets aus einer weniger lustvollen in eine voraussichtlich lustvollere Lage wälzen. Der ethische Wille aber hat gleichsam die Fläche, auf der das Naturgesetzliche dahinrollt, nach einer gewissenhaft durchdachten Prüfung aller sichtbaren Möglichkeiten, so zu legen, daß in jeder Bewegung der spätere Ort B zugleich sittlich erstrebenswerter als A sei. Daß es bei solchen bewußten Umschaltungen der Fallebene bisweilen nicht ohne rauhe Erschütterungen im Sinnlichen abgeht, bildet die ehrwürdige Lebenserfahrung, aus der Kants kategorischer Imperativ den so hehren, strengen Ernst der Verneinung aller andern Einstellungen erhalten hat. Da jedoch auch der Weiseste dem Irrtum unterworfen ist, so muß es für jedermann jenseits dieser ganzen Eroica der Sittlichkeit noch einen andern Standpunkt geben. Das aus der Einsicht eines unendlichen Abstandes zwischen unserem jeweiligen Wissen von der Wirklichkeit und ihrer ideal unerschöpflichen Wißbarkeit entstehende religiöse Gefühl der tiefsten, grenzenlosen Demut läßt das Herz mitten in der Bewegung einen erholenden Atemzug der ewigen Ruhe trinken.

Sehr fein hat der Dichter die Phantasiegefahr der Bühne erläutert (in dem Aufsatze über Angelica Catalani und Henriette Sontag), auch zeigt der Briefwechsel an den Herzog von der freundschaftlichen Besorgnis Freytags, daß die Bühne dem Fürsten unheilvoll werden könne. Allen Künstlern wünscht er besonders, daß ihnen die leichte Erregbarkeit der Phantasie nicht im Leben arge Streiche spiele. Das wohltätige Feuer, das als Arbeitsmacht ja auch gerade unserem Dichter unentbehrlich war, mußte, wie Schiller sagt, „bezähmt, bewacht“ werden. Ohne Leidenschaft, ohne Erhitzung der Einbildungskraft kann sich das kalte Wasser der Erfahrung nicht in dichterisches Gewölk verwandeln. Solches Verfahren aber schafft im Leben gefährliche Träume, und die Klugheitsregel, sich vor dem inneren Kochherde zu hüten, kann dem Dichter der milden Herzenswärme und behaglichen Traulichkeit wohl als guter Rat gedankt werden.

Nicht zu heiß! lautet hier mithin die Warnung. Aber auch nicht zu kalt! läßt er sich in anderem Zusammenhange vernehmen. Nämlich der Geschichtsschreiber dürfe nicht zu viel innere Freiheit seinem Stoffe gegenüber besitzen, er käme sonst in Gefahr, gerade die Hauptsache verkehrt darzustellen. Er müsse das Herz auf dem rechten Flecke haben, nicht völlig als unbefangener Weiser zuschauen. Wir erinnern an den bereits erörterten Umstand, daß sich zu Ranke kein gemütliches Verhältnis hat anspinnen lassen, weil unserem Dichter hier die tieferen Mächte verborgen blieben.

Alle Lebensregeln, die einer gibt, spiegeln am Ende, insofern sie nicht unorganische Überlieferungen oder ebenso unorganische Künsteleien sind, den ganzen Menschen. Freytags Mitteilung einer mannhaften, frischen, tapferen Seelenstimmung in manchem guten Worte lassen wir hier aber außer acht, um uns den unausgesprochenen Gesetzen seiner Lebensführung zuzuwenden und aus den Taten die gegebenen Lehren oder Warnungen abzulesen.

Es ist in Freytags Leben auf der irdischen Landkarte ein Zug nach dem Westen, dem auf geistigem Gebiete ein ununterbrochenes Empor — „Komm'! hebe dich zu höhern Sphären!“ — entspricht: Von Kreuzburg nach Oels, von Oels nach Breslau, von Breslau nach Dresden, von Dresden nach Leipzig, von Leipzig nach Siebleben und von Siebleben nach Wiesbaden, wirklich eine regelrechte Wanderung durch Deutschland von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Der

gleichzeitige Aufstieg nach Oben vollzieht sich in der Weise, daß jede spätere Leistung in den voraufgegangenen ihre Unterlage findet. Bei wenigen Geistern läßt sich dies allgemeingültige Verhältnis so geradezu experimentell einfach erkennen wie bei Gustav Freytag.

Er fängt damit an, dem Theater, dessen Zauberwelt ihn als Kind fesselte, sich als schüchterner Liebhaber zu nähern. Er schreibt seine Doktorarbeit über die Anfänge des Dramas, seine Habilitationsschrift über die älteste Dramenverfasserin Hroswith, beides lateinische Arbeiten aus dem Gebiete der deutschen Altertumskunde, er plant ein zusammenhängendes Werk über die Geschichte des deutschen Dramas, ähnlich wie es Freund Devrient[1]) dann wohl als Theatergeschichte geschaffen hat; im Tischkasten schlummern die ersten Ritterdramen, Nachfahren des Götz, die noch geringe Bühnenkunst, aber federgewandten Fleiß und ansehnliche Ausdauer verraten.

In Dresden und Leipzig lernt er die Bühne näher kennen. „Die Valentine" und „Graf Waldemar" zeigen den sichern Techniker. Die erste Ruhmesstaffel ist erstiegen.

Anstatt hier nun weiter zu klettern und etwa ein deutscher Scribe zu werden, wird das empfängliche Gemüt auf seiner Bahn von einer herzlicheren Strömung ergriffen und wendet sich von den Brettern der politischen Weltbühne zu. Der Wirbelwind des „tollen Jahres" ergreift ihn. Die grünen Blätter bieten ihm Gelegenheit, den Drang nach nützlicher Wirkung in der Gegenwart zu befriedigen. Der Germanist und Bühnendichter wird zum erfolgreichen Journalisten.

In der Redaktionsstube der „Grenzboten" in Leipzig und in der „Guten Schmiede" zu Siebleben verrinnt nun Jahr auf Jahr fortgesetzt fleißiger Arbeit. Das Leben gibt ihm den Stoff, die Glanzleistung seines Humors, „Die Journalisten" zu schreiben. In der frischen Lebensfreude entsteht das Meisterwerk „Soll und Haben". Die Arbeit im Dienste der deutschen Wissenschaft schreitet in der Stille fort. So werden auch als Frucht der erstaunlichen Tatkraft eines gelehrten Künstlers die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" möglich, die auf einer höhern Stufe alle Jugendversuche reif und vollendet wieder-

1) Über Eduard Devrients Verhältnis zu Freytag s. die Würdigungen in den Grenzboten 1849, 1862, 1870 und den neuerdings von Hans Devrient veröffentlichten Briefwechsel.

holen. Mit ihnen hat der Breslauer Privatdozent, der durch die Kunst frei geworden ist, neben glanzvolle Leistungen der wissenschaftlichen Arbeit als ein nicht unebenbürtiges Geschenk die seine stellen können.

Sich solcher Würde bewußt, wagt er sein Letztes. Der Dichter will den Gelehrten noch einmal in sich überwinden. Die „Bilder" sollen in der Phantasieregion eine ideale Wiedergeburt erleben, in der alle irdische Not und Traurigkeit zu gereinigter Wirkung des schönen Ganzen verarbeitet sein soll, wie es den Bedürfnissen des Gemüts entspricht. Es soll kein finstrer tragischer Rest bleiben, „zu tragen peinlich". Die Dichtung nimmt den einzelnen heraus und stellt sein Einzelschicksal in versöhnlicher Andeutung des Gleichgewichts, das ihm innewohnt, und mit einer Wendung zur gemeinsamen Lichtsonne des Daseins hin vor die Seele. So entsteht Freytags Romanzyklus als eine nicht mehr zu überbietende Spende dieses Geistes und dieser Gesinnung. Aller Sonnenschein seiner Liebe und seiner Lebenslust soll aus den „Ahnen" warm und freundlich leuchten.

Wie ein Springbrunnen will uns die Arbeitsenergie dieses schön verteilten Menschenlebens scheinen, ein Springbrunnen, in dem das Wasser aus der Tiefe schnellend, Becken auf Becken in immer größerem Umkreise plätschernd füllt, als ein lebendiges Denkmal frischer, fröhlicher Tätigkeit. Kein Tropfen geht in nutzlosem Sprühregen verloren. Für alle vorhandene Kraft finden sich Sammelbecken in sinnreicher Anordnung, die das irgendwoher Gewonnene dem Ganzen wieder dienend zur Verfügung stellen.

Freytags Erfahrungen als Bühnenschriftsteller sind in der „Technik des Dramas" zu neuer Nutzleistung vereinigt, über persönliche Erlebnisse hat er belehrend und unterhaltend in den „Erinnerungen" Rechenschaft gegeben.

Das sorgfältige Hinstellen jedes Dinges an seinen Platz, dies Verwerten aller vorhandenen Kräfte zu dauerhafter Wirkung läßt uns in ihm, was des Menschen tiefste Schönheit und Sittlichkeit bedeutet, einen echten Willenskünstler bewundern, einen Künstler, der die Natur und Erfahrung unausgesetzt in ernste Arbeit genommen hat, der, wie der Psalmist in der Bibel Lust zum „Gesetze des Herrn" hat; er ist ein getreuer Haushalter seiner Gaben gewesen, und hat die Energie, die ihm zur Verfügung stand, nicht vergraben noch verschwenderisch vergeudet, sondern sparsam und würdig verausgabt.

Das deutsche Volk hat, wenn man es in einigen sinnbildlichen Verkörperungen seiner Kraft erblickt von Luther über Goethe und Schiller bis zu Bismarck sich entwickelt. Man darf hier ebensowenig von einem Aufwärts wie von einem Abwärts sprechen. Freytag ist, der Grundlage seines Wesens gemäß, bei dem ältesten der genannten Geisteshelden stehen geblieben. Nicht die mächtig zupackende Hand, nicht die selige Ruhe des Auges oder der hinreißende Seelenschwung, sondern das treue Herzklopfen des mutigen Mönchleins haben es ihm angetan, und es ist vielleicht etwas von Luthers bäuerischer Reaktion gegen den Geist der Renaissance in Freytags gelegentlich ablehnender Haltung gegen Goethe zu fühlen. Und doch lernen wir die Größe Goethes wie Bismarcks durch die Beschäftigung mit Freytags Werken noch inniger schätzen und entdecken vielleicht neue Gefühlswege, um den Wert dieser deutschen Heroen tiefer zu erfassen, die Quellen ihrer Kraft im allgemein Menschlichen deutlicher wahrzunehmen. Bei Goethe wird die Bedeutung alles Sammelns, — das den Gestalten Darwins und Fechners Verwandte in seinem Wesen, — durch Freytags lichte Würdigung, die aus der Richtungsgleichheit der Bestrebungen hervorging, fühlbarer als zuvor. Bismarcks mächtige Gestalt dagegen erscheint dem Leser der alten Grenzbotenklagen fortwährend in der Ferne sichtbar als der Vollstrecker vaterländischer Wünsche, der der rauhen Wirklichkeit ersehntes Traumland abgewinnt in täglichem Kampfe mit der entgegenwogenden ewig chaotischen Unvernunft der Elemente, die dem Willen noch nicht unterworfen sind. Und so spiegelte sich denn in der klaren Seele Gustav Freytags, je unbeirrter wir die zeitweilig verschleiernden Wolken zu durchdringen vermöchten, desto beseligender aus den blauen Himmelsfernen der Geschichte Stern auf Stern.

* * *

Das Familienleben unseres Dichters würde sich in knappen Zügen vielleicht so darstellen lassen: Die erste Ehe war lang und glücklich, aber kinderlos und zuletzt durch das tragische Schicksal der armen Frau eine schwere Prüfung; die zweite Ehe glich einem warmen Sommertage voll Sonnenschein und Vaterglück, zum ersten Male erlebte Freytag das Behagen des Hausvaters am eigenen Herde; in dieser Stimmung ist aus der Poetenseele eine der schönsten Erzählungen, die er uns

bescheert hat, entstanden, Marcus König, dann aber ereignete sich in tragischer Steigerung eine Wiederholung des Entsetzlichen: wiederum Erkrankung, ja unheilbares Leiden der teuren Gemahlin, dazu Verlust eines Kindes und endlich notwendige Trennung von der geistig umnachteten geliebten Mutter seiner Kinder. Wer so herbes Leid erfahren hat, pflegt nicht, wenn er wie Freytag geartet ist, der Welt mit seinen Tränen und Seufzern sich zu erschließen. Damals ahnte der verschlossene ernste Mann, wenn sein Blick mit weher Sorge auf den mutterlosen kleinen Sohn fiel, wohl kaum, daß ihm noch einmal das Glück einer großen Liebe werden sollte.

Doch kam dem Manne, der in der Jugend eine ältere Freundin gefreit hatte, im Lebensherbste durch die Heirat mit einer jungen Freundin noch ein verjüngender Lenz.

Im Briefwechsel mit dem Herzoge und der Herzogin finden wir ein Schreiben aus dem Monate Dezember 1869, in dem es heißt: „Meine arme Frau war diesen Sommer in Siebleben so krank, daß ich durch vier Wochen in schwerer Sorge lebte, es war ein recht schleichendes Nervenfieber, und sie hat noch jetzt ihre Kraft nicht wiedergefunden.“

Die Herzogin und der Herzog zeigten sich voll zarter Teilnahme. „In späteren Jahren,“ schreibt Freytag in den Erinnerungen, „wo ich durch Krankheit in meiner Familie veranlaßt wurde, mich still auf meine Häuslichkeit zurückzuziehen, bewährte sich noch besser die treue Gesinnung der vornehmen Freunde und ein mildes Wort meiner Fürstin: ‚Ich bin als Freundin brauchbarer für Unglückliche als für Glückliche.‘ Schweres, was ich im geheimen durchzukämpfen hatte, durfte ich dort vertrauend in die Seelen legen, und die wahrhafte Teilnahme, welche ich in jeder Lage fand, wurde mir oft ein Trost.“

Der Herzogin teilte er denn auch, noch bevor er an seinen Freund schrieb, den Tod, der die lange Jahre Leidende endlich erlöste, in folgendem Schreiben mit:

„Am 13. Oktober ist meine liebe Frau von mir geschieden. Sie starb sanft und schmerzlos und ließ mich ärmer an Pflichten und Liebe auf der Erde zurück.

„Als ich sie in ihrer Todesstunde in den Armen hielt und auf die zuckenden Lippen küßte, schrie die Richtern: ‚Lassen Sie

keine Träne auf sie fallen!' Die Abergläubische meinte wohl, daß die Tränen der Toten die Ruhe des Grabes stören würden. Denn so glaubt das Volk. Aber mein Weib schläft recht still und ruhig auf dem Friedhofe von Siebleben in kalter Erde, und sie ließ mich allein im öden Hause. Sie war ja lange krank, und es war vielleicht egoistisch, wenn ich sie mir noch länger zu bewahren suchte, doch ich wußte wohl warum. Denn die Sorge für sie war doch der beste Teil meines Lebens.

„In diesen Tagen eines weichen Schmerzes ist mir immer wieder der Gedanke gekommen, wie so freundlich und wie herzensgut Ew. Hoheit gegen meine Frau gewesen sind. Innig, recht innig danke ich Ihnen heute dafür.

„Haben Hoheit die Huld, unserem lieben Herrn von dem Tode meiner armen Frau zu sagen.

„Ich suche die Sammlung, um wieder arbeiten zu können. Das würde mir am besten über den bittern und scharfen Schmerz hinweghelfen. Und ich bleibe deshalb still in Siebleben. Denn hier ist mir jetzt am wohlsten . . ."

Marie Dietrich, die zweite Frau des Dichters, wurde am 2. November 1846 in Birkenfeld, Franken, als Bayerin also, und nahe der thüringischen Grenze geboren. Sie war ein armes Mädchen vom Lande, hatte reiche, natürliche Anlagen und war bestrebt, ihre Bildung nach jeder Richtung zu erweitern. Es scheint jedoch, daß das Gefäß nicht widerstandsfähig genug war, alle die Eindrücke und Pflichten der neuen Stellung aufzunehmen. Ihre Gesundheit war wohl schon immer zart. Es ist ungewiß, wieweit die Geburt der Kinder — Gustav 1876 und Waldemar 1877 — dazu beitrug, sie noch mehr zu erschüttern; viel hat der Mutter jedenfalls des kleinen Gustav Kränklichkeit in den ersten Kinderjahren zugesetzt. Ihr blasses, von dunklen Haaren umrahmtes Gesicht mit den milden braunen Augen steht ihm als Inbegriff aufopfernder Liebe vor der Seele.

Mit der Zeit wurde die Leidende immer nervöser und reizbarer, trotz der sorgfältigsten Pflege, so daß sie Anfang 1884 nach dem an Diphtheritis erfolgten Tode Waldemars, dessen Pflege sie schon nicht mehr vorstehen konnte, in eine rheinische Privatanstalt gebracht und dort bis zu ihrem am 4. März 1896 erfolgenden Tode bleiben mußte.

Das Jahr 1884 bildet wohl auch einen scharfen Absatz in Gustav Freytags Leben. Mit dem Sarge seines Söhnchens begrub der Dichter den Zauberstab schöpferischer Gestaltungskraft. Es löste sich der helfende Ariel der Phantasie auch von diesem Prospero und kehrte in das unbekannte Reich der Genien zurück.

Nun folgt die Zeit ruhiger Einkehr und rückwärts gewandter Beschaulichkeit. In Wiesbaden, der lieblichen Fremdenstadt, hatte er sich bereits seit einigen Jahren niedergelassen, um in wohlverdienter, würdiger Ruhe den Feierabend, den ihm das Schicksal noch gönnte, zu verleben.[1])

Freytags letzte Lebensjahre wurden ihm verschönt durch die Frau, deren Namen er dankbar über die Eingangspforte zu den „Erinnerungen" setzte, und die der Dichter gern nach der Heldin der „Verlorenen Handschrift" Ilse nannte: Anna geborene Götzel.

Als der Meister am 30. April 1895 nach kurzem Leiden das Zeitliche segnete, hinterließ er ihr einen Schatz von Briefen voller Liebe und Treue. Wenn diese einmal das Licht der Öffentlichkeit erblicken sollten, wird der Nachwelt vielleicht auch über Freytags Familienleben noch ein breiteres Urteil erlaubt und die Möglichkeit gegeben sein, ein Bild der noch lebenden Frau zu entwerfen, deren Liebenswürdigkeit der Verfasser die Anregung zu seiner Arbeit verdankt.

---

1) Der scharfsinnige Naturphilosoph W. Ostwald gibt in seinen „Leitlinien der Chemie" (S. 131 ff.) ein durch die Darstellung anmutiges, dem glücksbedürftigen Herzen aber betrübliches Lebensschema eines großen Mannes, ähnlich wie es sich auch in Freytags „Bildern" findet. Wollten wir nun wegen der Trübseligkeit solcher grübelnd in den Sand gezeichneten Figuren, die das scheinbar lieblose Spiel der Schicksalswellen abbilden, einen geharnischten Genius herbeiwünschen, der diese Zirkel zerträte, so vergäßen wir kleingläubig, daß die Erkenntnis und Erfüllung unserer Pflichten, also das allein praktisch Wesentliche im Leben, ganz unabhängig sein muß vom Stoffe einer entmutigenden Vergangenheitsbetrachtung, daß das erhabene Gesetz vom Wachstume der Werte (Wilhelm Wundt) in jeder sittlichen Leistung als ein Flammentrieb der idealen, lebensbejahenden Erhebung über alles Gewesene mit feurigen Armen zum Himmel trägt.

Schlußansicht.

Das vollständige Gemälde eines Menschenlebens kann ebensowenig wie das vollständige Gemälde einer Landschaft von einem Sterblichen seinesgleichen dargeboten werden. Der unmöglichen und daher falsch gestellten Aufgabe, durch eine überendliche Anzahl von Punkten in Raum und Zeit (je dichter, desto genauer) die Linie exakt zu konstruieren, die irgend ein Leben dem Allwissenden sichtbar beschrieben hat, steht eine andere vielleicht auch ideal unlösbare, doch aber fruchtbarere Aufgabe gegenüber: Kein Punkt der Vergangenheit ist an sich wertlos oder wertvoll, die Zukunft verleiht ihm erst für unsere Augen seine besondere Bedeutung; es gilt daher nach einem innerlichen Herzensverlangen, das aus dem Reiche der freien Zukunft stammt, als deren Soldaten wir unser Leben lassen, die große allgemeine Landkarte der geschichtlichen Werte zu entwerfen und auf ihr jedesmal den Ort zu bestimmen, wohin eine geistige Größe gehört. Je ausgebreiteter die Kenntnisse sind, je klarer und inniger wir von dem Werte aller der Dinge durchdrungen sind, die für die Lösung irgend einer engeren Aufgabe gar nicht in betracht zu kommen scheinen, desto fehlerfreier wird die Beurteilung ausfallen, desto höher erheben wir uns vom Boden einer blinden stofflichen Trunkenheit in die Gefilde der himmlichen Mathematik.

Wahrlich, noch leuchtet orientierend die Lanzenspitze der hochaufgerichteten Göttin Athene als einer gerüsteten Torhüterin am Eingange zum Heiligtume aller irdischen Erkenntnis. Keinen der Mathematik im tieferen Sinne Unkundigen läßt sie vorbei. „*Μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω*", man muß Rechenschaft ablegen, ob man durch Selbstbesinnung denn wirklich zu ihr gelangt ist aus dem dunklen Zauberwalde der Tierheit. Kein Lügner kann den Blick ihrer Augen ohne heilsamen Schauer aushalten, wenn ihr auch die Locken lindernd um das Antlitz wallen. Dennoch ist gewiß: die helläugigste Göttin hat allein das

liebevollste Herz im Busen — wenn anders wir uns solchen Rückschluß von der Beschaffenheit ihrer edlen Lieblinge auf die vollständige Beschaffenheit ihres göttlichen Wesens erlauben dürfen. — Erst aus der seelenvollen Durchdringung eines Maximums von begrifflich logischer Rechtschaffenheit mit einem Maximum von Lust und Liebe an allen wundertiefen Wirklichkeiten ergibt sich die unendliche Reihe der idealen Zukunftsaufgaben der Menschheit.

Bedeutende Historiker der allgemeinen Sittengeschichte haben darauf hingewiesen, daß sich in der übersehbaren Entwicklung unseres Geschlechts im ganzen zunehmende Verinnerlichung und Vergeistigung erkennen ließe. Diese Auffassung stimmt allzusehr mit einem tiefen Zuge unsres Herzens überein, als daß ihr gegenüber die aus einer falschen Spekulation entstandene und, wohl nicht zum letzten Male, von einer bezaubernden Persönlichkeit jüngst verkündete Lehre von der Wiederkunft des Gleichen sich erfolgreich behaupten könne. Wohl ist in der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit auch der Spielraum für Wiederholung von Erscheinungen nebeneinander, nacheinander und ineinander unendlich, und wird dieser Gedanke ohne weitere Besinnung ausgeführt, so ergibt sich allerdings unter unendlich vielen andern Fällen, von denen jeder unendlich oft vorhanden sein muß, auch die Wiederholung, die periodische Wiederkehr einer gleichen Figur. Wie anders wird aber das Bild, wenn wir die Einheit, die sich wiederholen soll, selbst ins Auge fassen! Was ist sie denn anders als das unendliche Universum in Raum und Zeit? So müßte mithin eine unendliche Reihe sich zugleich in einer noch höheren, unendlichen Reihe wiederholen. Damit aber hätten wir uns nicht nur aus der Euklidischen Mathematik, sondern aus aller Pascal-Kantischen Wirklichkeit überhaupt entfernt und den Satz des Widerspruchs verletzt, da eine unendliche Reihe nicht zugleich als abgelaufen, eine endliche Einheit nicht als unendlich vorgestellt werden kann.

Kehren wir also zur bescheidenen Wirklichkeitsbetrachtung zurück, die nicht trostlos ist, sondern allezeit wahrhaft aufbauend und großartig erbaulich, wie es die echten Kenner, ein Leibniz, Fechner, Wundt bekunden. Innerhalb ihres Bereiches bestimmt nicht der Umfang, sondern die Feinheit der Untersuchung den dauernden Wert unserer Leistungen: Der Dichter arbeitet mit anderen Mitteln als der Gelehrte, aber doch auch an der Welterhellung in unserm Geiste, ja

es ist, nach einem schönen Worte Robert Schumanns, jedes Künstlers Beruf, Licht zu senden in die Tiefen des menschlichen Herzens. Die kleine Kurve, die „la fine pointe de notre volonté“ als sittliche Lebenslinie im Unerforschlichen beschreibt, fesselt uns zumeist an den Orten, wo Willensströmungen sie zweifelnd erzittern lassen, wo nach dem berühmten experimentum crucis der Moral, das der kategorische Imperativ anstellt, bei der Wahl zwischen Pflicht und Neigung die leise Wendung zum Guten eingeschlagen wird. Die mannigfaltige, äußere Gestikulation, die dabei als Begleiterscheinung sinnfällig wird, kann wohl Gegenstand der Beschreibung und Erzählung werden, trägt doch aber zur Erklärung und Erleuchtung nicht das Entscheidende bei. Nicht sowohl das ungeheure Daherfahren und Überwinden äußerer Hindernisse, wie es z. B. der Heraklesmythus schildert, oder die drastische Zusammenstellung eines täppischen Riesen mit einem listenreichen David oder Odysseus, als die in solchen stark peripherischen Bildern sich ausdrückende innere Melodie bringt unser Gemütsleben wahrhaft anregend in Schwingung. Kleiner und enger mag daher der Kreis, in dem sich das sinnlich Anschauliche bewegt, werden, wenn nur die Anordnung der Kräfte leicht und richtig den Blick in tiefere Probleme lenken macht. Es ist das höchste Verdienst Gustav Freytags, in diesem Sinne an einer Verinnerlichung der schönen Literatur mit Hand angelegt zu haben, und es dürfte mindestens stilwidrig erscheinen, wenn eine Darstellung seines Wirkens, statt gleichfalls der Tiefe zuzustreben, nach sinnlicher Vollständigkeit und Veräußerlichung drängte. So ist es uns nicht beigefallen, Linien der Wirklichkeit zu kopieren, sondern in einigen Punkten wollten wir das Gesetz ihres Fortschritts lieb behalten.

„Il faut savoir s'asseoir“, pflegte der französische Landschafter Corot zu sagen. Es gilt allezeit den günstigsten Anblick, den, der sich der Mühe des Festhaltens allein verlohnt, herauszufinden. Das ist das Geheimnis der Liebe und Schönheit, daß die Erscheinung zu uns spricht: Bleib stehen und schau mich an, geh nicht weiter, Wanderer, denn in diesem Blicke zieht das Herz gen Himmel! Es öffnet sich ein vorher noch verschlossen Gebliebenes. Unaussprechlich aufwärts führt alles liebend rein Erschaute. Die Liebe ist ja nichts anderes als der sammelnde Ort für alle Punkte, von denen aus gesehen die Natur ohne Ende aus ihrer unerschöpflich tiefen Fülle linde Beseligungen gewährt. „Liebst du um Liebe, o ja, mich liebe!“ — Also

spricht wie in dem Liedchen Clara Schumanns jede fest umhalste, jede im Unaussprechlichen erschaute Erscheinung.

Aber diese Liebe sei keine dumpf unkritische Verliebtheit in ein Einzelnes und Kleines! Sie haben alle Gifte der Verneinung in Bereitschaft, um sich im eignen Busen gegen das zu verteidigen, das ihr die Unsterblichkeit verweigern wollte! Kritik bleibt der Götterschild, den eine vernünftige Liebe zum Leben überhaupt, in jedem einzelnen Falle, um sich Unsterblichkeit zu sichern, tragen muß. Ohne Kritik würde die Liebe das Einzelwesen zum Götzen einer falschen Anbetung verwandeln. Die kritische Liebe, wenn diese Wendung erlaubt ist, ist eine Liebe mit unverbundenen Augen, die in jedem Paradiese doch noch nach der Pforte ausschaut, um aus diesem Garten hinaus weiter in die unendliche Welt des Liebenswürdigen zu gelangen.

Es sind nicht die schlechtesten Geister, die zu irgend einer an und für sich großartigen geschichtlichen Erscheinung ein glückliches Verhältnis zu finden nicht vermochten, die wer weiß welche Strahlen durchzulassen nicht in der Lage waren. So kommt Cicero in Mommsens Geschichtswerke übel weg, so wird Jakob Burckhardt den Verdiensten Michelangelos nicht in gleicher Weise wie denen von Rafael oder Rubens gerecht, so hat sich das Judentum über eine höchst unglimpfliche Behandlung seitens des tiefsinnigen, kühnen Geschichtsphilosophen Hegel zu beklagen, und auch in der voraufgegangenen Darstellung ist uns ein irrationelles Verhältnis der Persönlichkeit Freytags zu Bismarck, zu Ranke, ja auch zu Goethe begegnet. Wie man sich einem solchen Phänomen gegenüber benehmen müsse, hat schon Sophokles' Antigone angedeutet: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Jedes Aburteilen mit Härte und ohne rücksichtsvolle Schonung ist nichts anderes als ein Todschlag im Reiche der eigenen Lebensfreudigkeit. Der Verbrecher zerstört, wie Hegel einmal anziehend ausführt, in seinem Übermute „die Freundlichkeit des Lebens“; er hat es in einen Feind verkehrt. Die Erlösung, die Versöhnung mit der Allheit des eigenen Lebens, ist alsdann nur durch Rückkehr zur Liebe möglich. Schiller hat, ähnlich wie Hegel, in einer ästhetischen Überwindung des Standpunktes strengster Gesetzesforderungen die Erlösungsreligion gefeiert. Schon der Wille zur Umkehr enthält alsdann die versöhnende Erfüllung des Gesetzes. „Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.“

Wir haben zuweilen von der Mathematik unzulängliche Gleichnisse entliehen und wollten gar gerne dies Verhalten abschließend entschuldigen, allein, im Verlangen nach einer hülfreichen Entschuldigung, wollen lastende Gleichnisse neu sich einstellen: Wie der Rechner sich nämlich zur Erleichterung seiner Operationen der Logarithmentafeln bedient, um durch einen Kunstgriff der Methode an den Stellen, wo in der gewöhnlichen Zahlenregion z. B. eine Wurzel gezogen werden muß, in einer gleichsam höheren Region an den entsprechenden Stellen einfach eine Division vorzunehmen, so kann der Mensch sich aus den wirrevollen Bedrängnissen und oft schwer übersichtlichen Verhältnissen des irdischen Lebens, die verwickelte, leidensschwere Anforderungen an ihn zu stellen scheinen, in eine Region der gläubigeren Klarheit allezeit erheben.

Von Platon bis auf Kurd Laßwitz haben Philosophen und Dichter dies bekannt, wenige aber so beredt ausgedrückt wie Schiller. Er nennt jenes Logarithmenreich mit verschiedenen Namen, bisweilen scheint ihm diese ganze ideale Region als eine dichterische Ausgeburt der Macht des Gesanges. Den unvergeßlichsten Ausdruck hat seine Vision wohl aber in dem bedeutenden Gedichte gefunden, das früher „Reich der Schatten“ hieß und später „Das Ideal und das Leben“ getauft wurde.

Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

In irrationellen, undurchschaulichen Verhältnissen findet, ach, „kein Anker Grund“. Doch wir glauben an eine Wahrheit, wir glauben an eine mathematische Gewißheit, die unendlicher Beruhigung reich ist. Cor nostrum inquietum, donec requiescat — — — in hoc signo!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Nicht der Anblick von „Wundern“, die den heiligen Gang der Naturordnung sinnwidrig durchbrächen, sondern der Einblick in das

eine, ewige Wunder der Mathematik, nicht die Vernunftwidrigkeit, sondern die über allen Menschenwitz unendlich hinausgehende Vernunftgemäßheit der Welt, wo immer wir zu einer Erkenntnis durchdringen, gewährt unserm Herzen unauslöschliche Beseligung. Kant hat auf den Sternenhimmel und das Gewissen in uns als ewige Quellen solcher frommen und reinen Begeisterung hingewiesen; er lehrte eine eigen tiefe Selbstbesinnung. Das große Rätsel fragt aber doch aus jeder Farbe, jeder Linie und ihre Beziehung zum Gefühle scheint aller Rationalisierung zu spotten.

Tous les corps offrent des contours,
Mais d'où vient la forme qui touche?
Comment fais-tu les grands amours,
Petite ligne de la bouche? (Sully-Prudhomme).

Wer könnte eine Erscheinung wahrhaft entziffern? — —

Wollten wir die Zeit mit dem schärfsten und spitzesten Instrumente der Analysis auseinanderfalten, wir fänden doch ein dichteres Zeitnetz dahinter ausgespannt und gelangten niemals aus der zeitlichen stetigen Ausdehnung gleichsam heraus in ein dahinter gelegenes Zeitloses. Wohin wir auch eilen, um die Wirklichkeit zu analysieren, die Synthesis der Anschauung ist eher da als wir; sie erwartet uns mit offenen Armen.

Der Gedanke, daß das begriffliche Prius der Erkenntnis in der Mathematik unser Werk und doch zugleich aller Willkür entrückt ist, darf vielleicht das erhabenste und herrlichste Vorbild der echten Notwendigkeit, die dem sittlichen Leben in der Richtung auf ein Ideal der Liebe hin voranleuchtet, in alle Ewigkeit bleiben.

Beilagen.



Zu Seite 3. I.

Auszug aus George Freytags Lebensbeschreibung:

„Ich George Freytag, Pastor und Senior in Constadt, bin geboren 1737 den 6. April und den 8. ejusdem in Schönwald getaufet worden.

„1745 im April ward ich nach Namslau zu meiner Mutter Bruder in die Kost gegeben, woselbst ich deutsch gelernet und die Anfangsgründe der lateinischen Sprache unter dem Rector Chlebus gefasset habe.

„1748 im April haben mich meine lieben Eltern nach Brieg gegeben. Ich ward unter dem Rector Theune inscribiret und nach Quarta gesetzet.

„1754, den 6. Mai kam ich nach Prima. Als aber 1755 im Januario einige Studenten vom Gymnasio zu Soldaten gewaltsam weggenommen worden, so war ich genötiget, aus Brieg zu entfliehen. Ich begab mich unter einem verdeckten Namen nach Breslau und wartete daselbst auf eine Landkutsche von Königsberg, mit der ich auch im März 1755 von da auf die Academie nach Königsberg gereiset bin. 1755, den 6. April, an meinem Geburtstage, bin ich nach Königsberg in Preußen angekommen und vom Rectore Magnifico Kowalewsky in die Zahl der Academisten aufgenommen worden.

„Meine Lehrer daselbst, von denen ich das meiste profitieret, waren Doctor Scholz, der die Dogmatik gelesen, und Doctor Arnold, der die Moral vorgetragen. Gott gebe ihnen dafür von seinem Throne noch heute eine größere Freud!"

Es folgen weitere Angaben über die Vorlesungen, denen der junge Theologe beigewohnt hat. Der Leser erwartet und findet unter so vielen vergessenen einen strahlenden Namen. Hier steht er neben Kypke und Amtsgenossen — Kant! Bei Immanuel Kant hörte George Freytag „Philosophica".

„Einige Proben göttlicher außerordentlicher Vorsorge über mir muß ich hier erwähnen.

„Als ein Kind von fünf Jahren bin ich außerordentlich krank gewesen, so daß meine geliebten Eltern mich in ihrem Gebet Gott übergaben und mir bereits das Sterbe-Hembde verfertigen lassen.

„In meinem siebenten Jahre bin ich des Winters in den Hälter, der im Garten ist, gefallen, als ich meinem Vater, der zu den Bienen gegangen, von weitem nachgefolget war und kam völlig unter Eis. Ein plötzlich Schrecken überfiel meinen Vater dieselbe Minute bei den Bienenstöcken, und da er desfalls aus dem Garten zu laufen anfing, so sah er das Eis im Hälter gebrochen und etwas weniges von meinen Kleidungsstücken.

„In meinem zehnten Lebensjahre fiel in der Ernte, als ich auf dem Tenne war und zur Scheune hinaufgehen wollte, ein Scheunentorflügel auf mich, ohne daß ihn jemand angerühret. Das Gesinde glaubte, ich müßte von dessen Schwere zerquetscht worden sein. Mir war aber nichts."

Es folgt die in den „Erinnerungen" S. 10 ff., Ges. Werke Bd. 1, S. 7 ff. berichtete ergötzliche Geschichte von der Soldatenjagd nach langen Kerlen, unter der, wie so viele hochaufgeschossene Jünglinge in jener Zeit, auch der Primaner George Freytag zu leiden hatte. In den „Ahnen" hat diese absonderliche Liebhaberei Friedrich Wilhelms I. noch ihre schalkhafte dichterische Verwertung gefunden. (S. oben S. 325.)

Was in Freytags Lebensbeschreibung aufgezeichnet ist, möge nun noch durch diese Ausführungen aus der alten Handschrift ergänzt sein! (Vgl. dazu Erinnerungen S. 14, Ges. Werke Bd. 1, S. 10 f.)

„Die Verfertigung meiner Predigten hat mich sehr viele Mühe gekostet, und ich habe mehrmals am Montag den Entwurf dazu angefangen und habe ihn immer durch die übrigen Tage der Woche wieder vor mich genommen. War er einmal fertig, dann war ich in einer Stunde die Predigt abzulegen bereit. Ich habe keine Predigt von Wort zu Wort aufgeschrieben.

„Ich habe bei meiner Meditation der Predigten niemalen anderer Arbeiten benutzen können, außer daß ich fleißig die Bibel gelesen. Und ob ich gleich ein großer Freund von guten Predigten bin, so haben sie mich zerstreut, wenn ich sie vor Ablegung meiner Predigt gelesen. Ex post nahm ich sie gern zum Durchlesen."

Zu Seite 4. II.

Auszug aus Ernst Christoph Zebes Lebensbeschreibung:

„Ich, Ernst Christoph Zebe, bin geboren im Jahre 1754, den 26. Februar zu Kaulwitz im Namslauer Kreise, woselbst mein Vater Ernst Gottfried Zebe Prediger gewesen. Er war geboren 1722, den 2. Januar in Pitschen. Sein Vater ist gewesen Johann Christoph Zebe, Konditor in Pitschen und seine Mutter Marianne, geb. Kosen. Meine Mutter Johanne Esther, geb. Sassadius, geb. 1727, den 13. August, eine Tochter des weil. Carl Wenzel Sassadius, gewesenen Senators in Pitschen, war vorher verehelicht gewesen mit dem Accis-Einnehmer Schöffler in Pitschen, von welchem sie einen Sohn Daniel Gottfried Schöffler geboren, der anjetzo in Tarnow im Österreichischen ehemaligen Polen als Caffetier etabliert ist und eigentlich der Apotheker-Kunst in seiner Jugend sich gewidmet hatte . . ."

In dieser Weise geht es fort. Es sind gründliche Angaben über die Verzweigung des eigenen Hauses. Hier in gebotener Verkürzung nur einige der wichtigsten:

„Ich bin der älteste Sohn aus der zweiten Ehe meiner Eltern, habe noch acht jüngere Geschwister gehabt . . .

„Meine Erziehung und ersten Unterricht erhielt ich von meinem Vater, der mich im Jahre 1768 auf das Herzogl. Seminarium nach Öls tat, woselbst ich mich zu der Academie vorbereitete.

„Im Jahre 1774 an Ostern verließ ich das Seminarium und reiste auf der Oder von Breslau bis Stettin, von da auf der Ostsee bis Königsberg. Dorten studierte ich vorzüglich unter Dr. Lilienthal und Dr. Reccard Theologica. Außerdem habe ich die Hörsäle des Dr. Stark, Dr. Pysanski, Professor Kant . . . frequentiert, um in anderen Wissenschaften meine Kenntnisse zu vermehren."

Er wurde Hauslehrer in der Nähe von Königsberg beim Amtmann Hamilton, wo er „viele Freundschaft genossen". Dann kehrte er nach der Universität zurück und beschäftigte sich vorzüglich mit repetieren und demjenigen, was zur vollkommenen Vorbereitung zu dem gewählten Stande noch fehlte.

In Breslau bestand er die Prüfung und reiste darauf nach Resewitz zu den Eltern. Dort war der Vater jetzt Geistlicher. Unter dessen Leitung übte er sich in der polnischen Sprache. Dann heißt

es weiter: „Trat in das Gräfl. v. Dyhrnsche Haus zu Resewitz in Condition."

In Adelnau bei Zduny hielt er seine Probepredigt.

„Gleich nach derselben drangen die Ältesten der Gemeinde und Vorsteher mit der Bitte in mich, ihr Seelsorger zu werden, begleiteten mich nach Zduny zurück, und sogleich wurde mir die Vocation unterm 7. August des Jahres 1780 ausgefertigt . . .

„Im Jahre 1782, den 16. April verehelichte ich mich in Stampen im Ölsnischen Fürstentume mit Jungfrau Christiane Gottliebe Raschke, des Senioris und Pastoris zu Stampen und Bohrau ältesten Tochter. Sie war in Öls, wohin ihre Mutter wegen der russischen Kriegsunruhen geflüchtet war, geboren im Jahre 1761, den 1. August. Ihre Frau Mutter war Christiane Helena, geb. Scholzen, des weil. Senioris und Pastoris Herrn Christian Gottlieb Scholz zu Jackschenau Tochter."

Nun folgt die Aufzählung der Kinder. — Im Jahre 1785 wurde er nach Wüstebriese versetzt. „1787, den 8ten Juli wurde mir abermals geboren Henriette Albertine . . ." Dies ist Gustavs Mutter. Der Großvater fährt in seiner Familienbuchführung fort. Geburtsfälle, Krankheiten, Verehelichungen und Todesfälle werden aufgeschrieben, eine lange Reihe. Einmal bestätigt er sich behaglich — bei der Geburt von Emil Lebrecht (1815) —: „Es ist dieses nun der siebente Sohn, den mir meine zweite Frau gebar und überhaupt der zehnte in meinen beiden Ehen und das fünfzehnte Kind, so ich in diesen beiden Ehen gezeuget."

Unter den zahlreichen, gleichförmigen Meldungen lesen wir dann auch:

„1816, den 13ten Juli wurde meine Tochter H. A. Freytagen in Creutzburg von einem Sohne entbunden, welcher den 24ten ej. getauft und Gustav benannt worden."

Als Gustavs Bruder Reinhold zur Welt kommt, heißt es dann wieder:

„1820, den 30ten Januar wurde meine Tochter, die verehelichte D. Freytag zu Creutzburg des Abends von einem gesunden Sohne entbunden."

Die friedlichen Angaben erhalten eine betrübliche Schlußwendung. Das Letzte, was der zweiundsiebzigjährige Schreiber berichtet, ist ein

Johanni 1826 gegen ihn gerichteter Überfall. Drei Räuber bedrängen zu mitternächtiger Stunde den Greis, der in seiner Studierstube im Giebel gen Westen allein schlief. Er erkennt in dem Führer Carl Alt, den Sohn eines entlassenen Hausmannes und ungetreuen Hirten. „Man bemühte sich durch Drosseln mein Schreien zu verhindern. Weil aber nur der Alt als Rädelsführer Hand an mich legte, so vermochte er nicht mich zum Schweigen zu bringen, doch unter stetem Ringen.“

Zu Seite 6.

III.

Einige Sätze aus dieser Urkunde lauten folgendermaßen:

(§ 6) „Die Aufsicht über die Straßen und deren gute Beschaffenheit, die Aufsicht über die öffentlichen Plätze, Denkmale, Spaziergänge, Anpflanzungen, Brücken, Brunnen, Wasserleitungen u. s. f., deren Reinigung und Erhaltung, ferner die Aufsicht über Straßenerleuchtung, insofern solche stattfindet, über Nachtwachen, die Anstalten für die Pflege der Gesundheit, die Aufsicht über die Feuersicherheitsinstrumente u. s. f. — erfordern seine unausgesetzte Aufmerksamkeit.“

(§ 12) „Die Reinigung der Straßen ist seiner besonderen Aufsicht anempfohlen. Er muß darauf achten, daß niemand Unrat und Mist auf die Straßen führe, daß die Rinnstöcke nicht verunreinigt, sondern so wie die Straßen selbst von den Bürgern gehörig gereinigt werden, und daß sich kein Vieh auf den Straßen umhertreibe. Auch die Verengung der freien Passage durch Anhäufung von Baumaterialien, durch ordnungswidriges Zusammenfahren der Wagen auf den Straßen und Marktplätzen muß er nach Möglichkeit hindern . . .“

§ 29 enthält das so wichtige Zuhilferufen der persönlichen Einsicht, ähnlich wie nicht das Gesetz allein, sondern das Gesetz und die Richter dem Volke sein Recht schaffen sollen oder das Heer, wie es im „Prinzen von Homburg“ so schön heißt, nicht zum blinden Werkzeuge werden darf. Nämlich: „Wenn der Magistrat einem Bezirksvorsteher einen sein Amt betreffenden Auftrag gibt, so muß er demselben auch zugleich eine möglichst bestimmte Anweisung zur Ausführung desselben erteilen, und ist der Vorsteher sodann verbunden sich danach pünktlich zu richten. In allen anderen Angelegenheiten, zu deren Besorgung es keines besonderen Auftrages bedarf, kann man von ihm erwarten, daß er als ein verständiger und rechtlicher Haus-

vater überall mit Vorsicht, Einsicht und Sparsamkeit zu Werke gehen und das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen werde."

Zu Seite 6. IV.

Es lohnt sich, bei der Straßenordnung zu verweilen. Aus den vergilbten Blättern steigt die alte Stadt vor den Augen der Leser herauf.

Die am 19. Dezember 1842 von der Königlichen Regierung in Oppeln bestätigte Straßenordnung enthält 61 Paragraphen, die in drei Abschnitte übersichtlich geordnet sind. I. Reinlichkeit der Straßen und öffentlichen Plätze (§§ 1—27), II. Wegsamkeit der Straße, Ordnung, Ruhe und Sicherheit auf derselben (§§ 28—57), III. Folgen der Übertretung dieser Straßenordnung (§§ 58—61).

Wir haben da eine ungemein eingehende von biederer Fürsorge zeugende Arbeit vor uns. Sie wirkt an und für sich angenehm ergötzlich; auch wenn sie in keinem Verhältnis zu der Familie Freytag stünde, würde sie als belehrend für die damaligen Verhältnisse fesseln.

Hier nur wenige Proben. Zunächst die Entrüstung des reinlichen Deutschen an der polnischen Grenze, wenn die Bürger gegen den geforderten gesellschaftlichen Anstand in einer schamlosen und unflätigen Weise freveln wollen.

§ 18. „Das schamlose Verunreinigen der Straßen und Plätze durch Befriedigung der Notdurft ist bei strenger Strafe untersagt und wird jedermann hierdurch aufgefordert, einen solchen Frevler der Polizeibehörde anzuzeigen und ihn wo möglich gleich zu übergeben. Derselbe soll außer der ihn treffenden Polizeistrafe auch noch angehalten werden, den Unrat sogleich wieder fortzuschaffen. Die Eltern haften in einem solchen Falle für ihre Kinder."

§ 19. „Die Besitzer der Grundstücke, auf deren Reinigungsterrain solche Unflätereien vorkommen, haben das nächste Interesse daran, die Frevler der Polizei zu übergeben oder möglichst genau zu bezeichnen, denn sie bleiben verpflichtet, die verunreinigten Stellen sofort wieder reinigen zu lassen, insofern diese nicht sogleich dazu angehalten werden können."

Ferner: § 36. „Niemand darf auf den Straßen oder öffentlichen Plätzen schneller als höchstens in kurzem Trabe fahren oder reiten."

Schließlich § 51. „Mutwillige Menschen, welche auf den Straßen oder sonst Unruhe erregen oder das Publikum belästigen, haben Verhaftung, Gefängnisstrafe oder angemessene Züchtigung zu gewärtigen."

Zu Seite 17. V.

Das Zeugnis der Reife für den Zögling des Gymnasiums zu Öls Freytag lautet folgendermaßen:

„Gustav Freytag, aus Creutzburg, 18 3/4 Jahr alt, evangelischer Konfession, Sohn des Burgemeisters und Doctoris medicinae Herrn Freytag zu Creutzburg, war sechs Jahre auf dem Gymnasium zu Öls, 2 1/2 Jahr in der ersten Klasse.

I. Sittliche Aufführung gegen Mitschüler, Vorgesetzte und im allgemeinen. Mit seinen Mitschülern lebte er in einem freundschaftlichen Verhältnisse und liebte ihren Umgang. Gegen seine Lehrer zeigte er stets bescheidenen Gehorsam und liebevolle Achtung, und sein Widerspruch überschritt nicht die Schranken guter Sitte; überhaupt war sein Betragen anständig bescheiden und wohlgefällig.

II. Anlagen und Fleiß. Bei guten Anlagen richtete er seinen Fleiß auf alle Unterrichtsgegenstände, besonders die beiden klassischen alten Sprachen. Nur bisweilen war derselbe weniger eindringend und etwas flüchtig, weil er sich zuviel zutraute, bisweilen durch Kränklichkeit und dadurch veranlaßte Stundenversäumnis gestört. In seinen Schulleistungen war er größtenteils pünktlich.

III. Kenntnisse und Fertigkeiten.

1. Sprachen. a) In der deutschen ist sein Vortrag sehr gebildet und gewandt und sein Denken scharf und gründlich eindringend. Mit der vaterländischen Literatur ist er vertraut und hat mehrere deutsche Schriften mit Sinn und Verstand gelesen. Nur war er in Interpunktion und Orthographie nachlässiger.

b) In der lateinischen ist sein mündlicher und schriftlicher Ausdruck fertig, auch im lateinischen Sprechen geübt, echt lateinisch und ohne grobe Verstöße. Vorgelegte Stellen übersetzte er aus dem Lateinischen richtig und mit Geschmack; und hat dabei gute antiquarische und literarhistorische Kenntnisse, die er mit Leichtigkeit bei der Prüfung zeigte, so daß er hierin wie auch

c) in der griechischen Sprache mehr als das Geforderte leistet; denn auch aus dem Griechischen übersetzte er unbekannte Stellen mit leichter Übersicht, Verstand und Geschmack. Auch ist er mit Grammatik, Metrik und Dialektlehre wohl bekannt.

d) In der französischen Sprache zeigte sich Unbehilflichkeit im Sprechen. Aus dem Deutschen übersetzte er ziemlich grammatisch-

richtig und geläufig. Sein Übersetzen aus dem Französischen befriedigte durch Richtigkeit und Fertigkeit noch mehr.

e) In der hebräischen sind seine Kenntnisse kaum befriedigend, wobei ihm auch manche Vokabeln und Wortformen abgingen.

2. Wissenschaften. a) In der Religion hat er gute Kenntnisse. Bei der Prüfung zeigte er sie in der Religionsgeschichte.

b) Mathematik. Er ist meist sicher in den Elementen und zeigte Sicherheit und Gewandtheit in den schwereren trigonometrischen Berechnungen und überhaupt hinlängliche Bekanntschaft mit allen Teilen des genossenen Unterrichts.

c) In Geschichte und Geographie hat er eine gute Übersicht der Geschichte, auch in ihrem Zusammenhange, und sein Wissen sehr in Bereitschaft.

d) In der Physik zeigte er klare Einsicht in die Hauptlehren und in der Naturbeschreibung gute Bekanntschaft mit dem System.

e) Philosophische Propädeutik ist ihm in den Grundlehren sehr geläufig.

3. Fertigkeiten. a) Im Zeichnen hat er glückliche Fortschritte gemacht und mit Lust und Geschmack gearbeitet.

b) Am Gesange hat er teilgenommen.

Die unterzeichnete Prüfungs-Kommission hat ihm demnach, da er jetzt das hiesige Gymnasium verläßt, um in Breslau Philologie zu studieren, das Zeugnis der Reife erteilt und entläßt ihn unter den besten Wünschen und mit der Hoffnung, daß er auf dem rühmlich begonnenen Wege fortfahren werde.

Öls, den 30ten März 1835. Königliche Prüfungs-Kommission. Dr. Vogel, Königlicher Kommissarius. Seeliger, Königlicher Superintendent. Körner, Direktor Gymnasii und K. Professor. Lindau, Prorektor. Kiesewetter, Konrektor. Bredow. Dr. Coll. Dr. Kampmann.

Zu Seite 19.

VI.

„Wir Rektor und Senat der Königlich Preußischen Universität zu Breslau bekunden durch dieses Abgangszeugnis, daß Herr Gustav Freitag (sic), geboren zu Creutzburg, Sohn des Bürgermeisters und Doctors med. Herrn Freytag, zu den akademischen Studien auf dem Gymnasium in Öls vorbereitet, auf den Grund des Zeugnisses der Reife des gedachten Gymnasiums, am 11. Mai 1835

bei uns immatrikuliert worden ist, sich seitdem bis zum Schluß des Sommersemesters 1836 als Studierender hier aufgehalten und sich der Philologie beflissen hat.

Während dieses Aufenthaltes hat derselbe bei unserer Universität nach den vorgelegten Zeugnissen die nachstehend verzeichneten Vorlesungen gehört.

I. Im Sommersemester 1835.

1. Platos Staat	beim Herrn Professor	Schneider	fleißig.
2. Encyklopädie der Philologie 3. Aeschylus Sieben gegen Theben	" " "	Ritschl	sehr fleißig.
4. Hodegetik	" " "	Wachler	fleißig.
5. Theorie des Lichts und der Wärme	" " "	Pohl	fleißig.
6. Encyklopädie der Kameralwissenschaften	" " "	Schön	fleißig.
7. Logik	" " "	Elvenich	mit [vielem Fleiß.
8. Römische Altertümer	" " "	Ambrosch	ausgez. [fleißig.

II. Im Wintersemester 1835/36.

1. Platos Staat	beim Herrn Professor	Schneider	gemeldet.
2. Römische Altertümer	" " "	Ambrosch	ausgez fleißig.
3. Plautus miles gloriosus	" " "	Ritschl	fleißig.
4. Handschriftenkunde 5. Geschichte der deutschen Philologie	" " "	Hoffmann	ganz ausgez. fleiß. m. dem erspreßl. Erf.
6. Geschichte der Jahre 1813—15	" " "	Stenzel	sehr fleißig.

III. Im Sommersemester 1836.

1. Geschichte der deutschen Philologie 2. Mittelhochdeutsche Grammatik	beim Herrn Prof.	Hoffmann	gemeldet.
3. Reineke Vos	" "	Dr. Geyder	rühml. fleißig.
4. Einleitung in die Archäologie	" "	Prof. Ambrosch	ausgez.
5. Geschichte der griechischen Philosophie 6. Grundzüge der Kantschen Philosophie	" " "	Braniß	sehr fleißig.

Hinsichtlich seines Verhaltens ist in sittlicher und ökonomischer Hinsicht nichts zu bemerken. Einer Teilnahme an verbotener Verbindung unter Studierenden ist derselbe nicht verdächtig worden.

Zu Urkund dessen ist dieses Zeugnis unter dem Insiegel der Universität ausgefertigt und von dem zeitigen Rektor, auch von dem gegenwärtigen Dekanen der philosophischen Fakultät eigenhändig unterzeichnet worden.

Breslau, den 29. Oktober 1836. D. Bernstein, z. Z. Rektor; Elvenich, z. Z. Dekan d. phil. Fak.; Behrends, Universitätsrichter.

Zu Seite 21.

VII.

„Wir Rektor und Senat der Königlichen Friedrich Wilhelms Universität zu Berlin bekunden durch dieses Abgangszeugnis, daß Herr Gustav Freytag, geboren zu Kreuzberg (sic) in Schlesien, Sohn des noch lebenden Bürgermeisters Freytag daselbst, zu den akademischen Studien auf dem Gymnasium zu Öls vorbereitet, auf den Grund des Zeugnisses der Reife des gedachten Gymnasii vom 30. März 1835 und des Abgangszeugnisses von der Universität zu Breslau vom 29. Oktober 1836, am 5. November desselben Jahres, bei uns immatrikuliert worden ist, sich seit dem bis zum Schlusse des Wintersemesters 1837/38 als Studierender hier aufgehalten und sich der Philologie beflissen hat.

Während dieses Aufenthaltes hat derselbe bei unserer Universität nach den vorgelegten Zeugnissen die nachstehend verzeichneten Vorlesungen gehört.

I. Im Wintersemester 1836/37.

1. Gothische und deutsche Grammatik mit Berücksichtigung des Sanskrit	beim Herrn Prof.	Bopp	fleißig.
2. Deutsche und nordische Mythologie 3. Tristan und Isolde	„ „ „	v. d. Hagen	sehr fleiß.
4. Geschichte der deutschen Poesie	„ „ „	Lachmann	fleißig.
5. Einleitung in die Philosophie	„ „ „	Gabler	sehr fleißig.

II. Im Sommersemester 1837.

1. Deutsche Grammatik 2. Catull und Tibull	beim Herrn Prof.	Lachmann fleißig.
3. Logik und Metaphysik	„ „ „	Trendelenburg ebenso
4. Sanskrit-Grammatik	„ „ „	Bopp besucht.
5. Sachsenspiegel	„ „ „	Homeyer sehr fleißig.

III. Im Wintersemester 1837/38.

1. Nibelungen	beim Herrn Prof.	Lachmann fleißig.
2. Griechische Altertümer	„ „ „	Boeckh ebenso.

Hinsichtlich seines Verhaltens auf der hiesigen Universität ist in disziplinarischer und ökonomischer Rücksicht nichts Nachteiliges vorgekommen. Einer Teilnahme an verbotener Verbindung ist derselbe bisher nicht beschuldigt worden. Zu Urkund dessen ist dieses Zeugnis unter dem Insiegel der Universität ausgefertigt und von dem zeitigen Rektor und von dem Richter, auch von dem gegenwärtigen Dekan der phil. Fak. eigenhändig unterzeichnet worden.

Berlin, 31. Juli 1838. Boeckh, Kraus, v. d. Hagen.

Zu Seite 28, 30, 58.

VIII.

Aus der großen Fülle hier nur eine ungefähr hinlängliche Zahlenzusammenstellung; Gleichnisreden mit Vögeln und Vögelschilderung finden sich u. a.: in der Brautfahrt (Dramatische Werke, Bd. 1) S. 5, 6, 7, 12, 13, 14, 17, 22, 37, 42, 45, 63, 98, 107, 109. (S. unten XVII.)

In Soll und Haben: Bd. 1, S. 11, 13, 16, 35, 40, 64, 81, 160, 168, 171 ff., 192, 195, 229, 252, 253, 297 ff., 328, 376, 472, 522, 534, 536, 557.

Bd. 2, S. 40, 64, 71, 78, 164, 168, 174, 183, 207, 252, 348, 398.

In der Verlorenen Handschrift: Bd. 1, S. 25, 47, 92, 93, 97 f., 126, 165, 191, 205, 230 f., 256, 320, 328 usw.

In den Ahnen: Ingo: S. 32, 211, Ingraban: S. 270, 308 f., 321, 373, 422, 513.

Nest der Zaunkönige: S. 20, 31, 48, 69, 75, 101, 106, 113, 119, 130, 146, 158, 181, 188, 198, 279, 302, 350, 353 f., 360, 381 f., 397 ff., 408.

Brüder vom deutschen Hause: S. 13, 17 f., 60, 84, 97, 99, 154, 181 f., 229, 305, 343, 346, 374, 376, 389, 411, (Vergleiche:) S. 29, 33, 96, 126, 143, 145, 184, 243, 267, 281, 320, 337, 359, 379, 386, 397.

Marcus König: S. 89 f., 103 ff., 107, 110, 126, 145, 162, 176, 188, 288 f., 297 f., 305 f., 311, 352, 356, 389, 409 f., 413, 433, 442; (Vergleiche:) S. 45, 106, 137, 231, 247, 250, 299, 304, 308, 322, 374, 384.

Der Rittmeister von Altrosen: S. 45, 48, 63 f., 67, 70, 76, 79, 103, 167, 169, 193, 229; (Vergleiche:) S. 10, 20 f., 46, 92, 192, 210, 217, 219.

Der Freikorporal bei Markgraf Albrecht: S. 269 f., 296 f., 314.

Aus einer kleinen Stadt: S. 34, 40, 53, 87, 117, 165, 190, 200, 225 f., 305, 337, 343; (Vergleiche:) S. 15, 32, 57, 116, 177, 229, 250, 252, 270, 283, 300, 382.

Schließlich Erinnerungen: S. 33, 36, 37, 38, 99, 107, 224, 315, besonders aber S. 51 ff., wo von Matz, dem geistigen Stammvater dieser zahlreichen zwitschernden Gesellschaft unseres „Gustav von der Vogelweide“ die Rede ist. (S. oben S. 11 f., 43, 48, 76, 79, 96 usw.)

Es würde also zuviel Raum beanspruchen, hinter den Seitenzahlen auch den reizvollen Wortlaut hier zur Vergleichung folgen zu lassen. Wenn übrigens von anderer Seite geltend gemacht wird, daß Freytag einen bilderarmen Stil schreibe, so ist diese Behauptung doch zutreffender, als sie nach der obigen Zusammenstellung scheint. Einen nur umso größeren Prozentsatz nehmen mithin die Tier- und Vogelvergleiche in Anspruch.

Zu Seite 40.

IX.

Im vierten Akte spricht ein Priester zum Volke in folgenden Wendungen: „. . . ich sage euch, der Herr hat auch sie gezeichnet, daß ihr sie erkennt, denn sie tragen Röcklein von Sammet und weißem Pelzwerk, und wenn ihr sie streichelt, so fühlen sie sich weich und haarig an wie die Katzen. Nun sehet ihr seligen Kinder des Herrn, dadurch sind sie gezeichnet, daß sie sich anfühlen wie die Katzen, und um deswillen heißen sie Ketzer; denn warum hat der Herr sie nicht benannt: Füchse oder Esel oder Wölfe? Aber sie heißen Ketzer von der Katze und sind treulos und verflucht wie diese." Und dann später: „. . . Hört aber weiter, was ich euch vom Kelche verkünde. Die Schrift nennt den Becher „calix". Calix bedeutet Becher des Abendmahls. Dies heilige Wort hat aber der Herr euch zum letzten Zeichen so zusammengefügt: „Cave" heißt zu deutsch „Hüte!" und „lex"! „das Gesetz". Cavalex, calix: „Hüte das Gesetz des Herrn!" Und so sagt der Herr: „Hütet mein Gesetz! . . ." Vgl. dazu den allerdings eine spätere Zeit behandelnden Aufsatz über theologische Disputierer im Volke: Grenzboten 1864, 18; Bd. 2, S. 172 ff.; Ges. W., Bd. 16, S. 471 ff. Auf den jugendlichen Dichter hat vielleicht auch Schillers glänzende Kapuzinerpredigt als allernächstes Vorbild eingewirkt.

Zu Seite 51.

X.

Cur recitationes et orationes publicae habentur et juvenibus literarum studiosis commendantur?

Adest, auditores maxime venerandi! adest rursus dies, quo hic locus in nostra dicendi exercitatione frequentia ac dignitate vestra ornatur. Hanc publicam exercitationem a majoribus institutam et nostris temporibus servatam, non sine certo quodam et justo consilio ex tam longo temporis spatio celebrari, quisque intelligit. Neque vero earum consilium est, ut ii, qui nostrae scholae praesunt, sua bonarum artium et humanitatis studia, quibus juvenes

erudiendi sunt, ostentent; non est ut ii, qui hoc ex loco verba faciunt, de honore, quod coram vobis, et de praestantia, quod prae aliis tanto hominum humanissimorum conventu dicunt, glorientur et superbiant atque ingenium, cultum, studia sua expromant et jactent; non denique hoc est, ut audientes garriendi, halucinandi, vituperandi causa adeant, nam tum hic actus oratorius praeceptoribus indignus, dicentibus perniciosus, audientibus inutilis esset. Multo vero gravior et sanctior fere est, qui hac exercitatione appetitur, fructus. Utilitas enim magna quaeritur, quae et dicentem et andientem juvet. Primum ii, qui huic scholae praesunt, hac exercitotione suis conatibus, ut juvenes erudiantur, voluntatem civium parare conantur. Verius enim quam jucundius est, multos homines nostrae scholae studia minus utilia et ab humanitate abhorrentia putare et majorem sic doctrinam, quam humanitatem effici. Quam opinionem non solum falsam, sed etiam contrariam veritati esse ex eo, quod juvenes neque cantus et musicae suavitatis, neque recitandi et dicendi artis se rudes esse ostendunt atque audienti inquirendi occasionem praebent, magna ex parte demonstratur et docetur.

Alius fructus ex hac solemni declamatione, ut ego quidem puto, etiam in audientis animum proficiscitur. Quid? fortasse quispiam dicit. Num tu superbia tam elatus es, ut discipulorum conatus auditorum humanitati satisfacere posse putes? Tantum abest, ut hac arrogantia ducar, ut venia et voluntate audientium nobis opus esse bene intelligam, et nos longe a studiis arte perfectis abesse persuasum habeam. Nihilominus tamen etiam audientibus non omnino inutilis esse talis dicendi exercitatio videatur. Nam primum multi eorum, qui hic adsunt, filios propinquos, amicos inter eos ipsos, qui dicunt, habent; quos in tam amplo conventu dicentes andire, jucundissimum iis esse puto. Parentes enim filii verba animo attento et oculis ori ejus quasi infixis audiunt, quod jam e cathedra vel in eccelesia docere ipsis videtur; atque laude, quam is fortasse re bene perfecta sibi parat cum summa animi laetitia ut sua quasi pascuntur.

Jam vero audientes multa et pulcra et utilia ex dicentium sermone haurire possunt, quia non omnia juvenili ingenio et doctrina composita et perfecta sunt. Nam sive poetae artificium dulce,

cujus suavitatem non noveratis, ad mentem et sensum vestrum adducitur, sive locus scriptoris cujusdam laudabilis, qui in pedestri oratione ad laudem et virtutem adpetendam adhortatur, animum excitat et sensum movet, utrumque animos suaviter occupat. Gratissimo denique sensu omnes illi viri venerandi afficiuntur, qui pro viribus nostrae scholae salutatem servant et augent, si etiam hac in exercitatione communem quendam juvenum ad altiora progrediendi ardorem animadvertunt et strenuum praeceptorem in animis discipulorum erudiendis studium. Quodsi igitur, quae proposui, respicitis, actus noster oratorius etiam vobis, a. m. v.!, non est plane inutilis.

Sed multo major utilitas juvenibus ipsis, qui dicunt, hac exercitatione oritur. Multi corum, qui scholam frequentant, nostrae civitatis incolis, praesertim cum nec generis nobilitate, neque divitiarum magnitudine excellant, ignoti sunt, qua de causa multis illis commodis et beneficiis aegre carent, quae benevolus vester animus et incredibile studium multis nostrum tribuit. Publica vero ejusmodi exercitatio eos vobis ostendit, quo efficitur, ut, praecipue si vel ingenio vel cultu excellunt, animum vestrum capiant et vestram gratiam sibi concilient; quod et in praesens tempus magno iis commodo est, et in futurum graves utilitates parare potest.

Sequitur nunc alterum commodum, quod ex solemni declamatione juvenibus petitur: quod publice dicendi ratio progredientibus majorem virium confidentiam et liberiores in loquendi voces parat et tribuit, quam ei sunt, qui nunquam publice verba fecit. Sunt enim juvenes, qui praesertim cum raro vel nunquam in magna hominum societate vel conventu versantur, timidi et pavidi, ita ut ne unum quidem adspicere possint, evadant et nisi postero tempore major hominum usus accesserit, totam per vitam maneant. Timiditas vero ista semper noxia et perniciosa est. Nam ejusmodi homines quacunque occasione ad verba publice facienda progressi, tantopere turbantur et quasi implicantur, ut saepe desinere cogantur. Quae modo dixi, ea nonnullis forsitan rem praeter veritatem augere videntur, revera autem non ita sunt dicta, quod multa exempla hominum probant, qui de suggestu cultus nostri divina praecepta edituri timore quodam subito correpti, perturbati et impediti, adeo

relinquere suggestum et ordinem, quem elegerant, coacti fuerint. Ac non modo oratori sacro sed cuique eruditiori homini usus quidam dicendi et peritia opus est. Num medicus, qui ipse tremens aegrotum vel ejus propinquos consolari studet et vix praecepta edere potest, auctoritatem aliquam et amorem eorum, qui morbo vexantur, sibi parabit? Num juris consultus litigantibus aequa et justa clare et dilucide explicabit et sententiam feret, si publice dicendi plane inscius est? Praeceptor denique, qui vel in literarum universitate e cathedra verba facit, vel in scholis juvenes erudit, num ullo modo iis, qui scholam suam frequentant, prodesse potest, si cogitata sua bene et ita, ut intelligi possint, non profert? Atque eodem modo omnes reliqui, qui humanitatem appetunt, publice dicere coguntur, ita ut verba facere non posse maximo dedecori sit, et inscitiae suspicionem iis efficiat. In hac vero exercitatione, quae quotannis instituitur, facultas, usus, facilitas dicendi petitur, ut juvenis ad verba facienda et ad sententias edicendas expeditior existat.

Sic magna esse commoda, quibus non solum retinenda, sed etiam omnibus viribus ad juvanda est haec dicendi exercitatio ostendisse mihi videor. Adjuvatur vere praecipue, a. m. v.!, vestra voluntate et favore. Qua de causa etiam nunc animo benevolo, quae recitabuntur, audite ut vestra benignitate ad meliora appetenda impellamur. Dixi.

Zu Seite 52.

XI.

Diese erste Autobiographie Freytags lautet folgendermaßen:

„Gustavus Freytag a. III. Id. Sext. an. MDCCCXVI Cruciburgii in Silesia natus sum. Patre Doct. med. et civitati praefecto, matre e gente Zebiana, utroque adhuc vivente gaudeo. Primis literarum initiis ab avunculo meo, Viro Summe Reverendo Neugebaur, qui orator in sacris est, imbutus sum. Tum inter Olsnensis gymnasii discipulos a Viro Illust. Koerner directore receptus, ibique sex annos commoratus, Universitatem Literariam Vratislaviensem an. MDCCCXXXV m. April. adii et a Viro Illust. Unterholzner t. t. Rectore Magnifico civibus Academicis adscriptus, et apud Amplissimi philosophorum ordinis Decanum, Virum Illustr. Schneider nomen professus, per unum et dimidium annum Virorum Illustr. Elvenich, Ambrosch, Hoffmann, Ritschl, Schneider, Stenzel, Wachler, Geyder, Pohl, Braniss, scholis adfui. An. MDCCCXXXVI m. Oct.

Berolinum profectus, a Viris Illustr. Heffter t. t. Rectore Magnifico, et Lachmann, Amplissimi philosophorum ordinis Decano in numerum civium academicorum receptus sum atque per unum et dimidium annum Virorum Illustr. Boeckh, Bopp, Gabler, ab Hagen, Lachmann, Trendelenburg, Homeyer lectiones frequentavi."

Zu Seite 53. XII.

Bilder Bd. 1, S. 368, 370 ff., Bd. 3, S. 202 f.

J. L. Klein beschäftigt sich im dritten Bande seiner „Geschichte des Dramas" eingehend und liebevoll mit Hroswitha, die er als die „Stammesgenossin zugleich und klosterjungfräuliche, sechshundertjährige Bühnen-Urmutter des Angelsachsen Shakespeare" in feuriger Beredsamkeit feiert (S. 665). Nach Erwähnung der Gottschedschen Herausgabe der ersten deutschen Übersetzung (1760) vom ersten Teile des Gallicanus schreibt Klein (S. 674 f.): „Erst 79 Jahre später trat wieder ein Schriftchen, ein äußerst dünnes, über unseren „Clamor validus Gaudes hemensis", unsere nicht genugsam zu feiernde Dichterin-Nonne, in Breslau ans Licht. 131 Jahre hatte die Geschichte der Hroswitha gebraucht, um von Schurzfleischens Quartformat zu einem so dünnen Oktavschriftchen abzumagern, dessen Dünne jedoch nicht sein kleinstes Verdienst ist. Das Schriftchen erschien 1839 und ist betitelt: De Hroswitha Poetria etc. Dissertatio quam etc. defendet auctor Gustavus Freytag Dr. philos. Den geschichtlichen Fortschritt gegen die früheren trägt das Büchlein an der Stirne. Der Name der Dichterin hat an Bedeutung nahmhaft gewonnen: Derselbe erschien hier (S. 7) zum erstenmal etymologisch gekennzeichnet durch das t, womit ihn Jakob Grimm (1838) [Hrotsvitha] . . vervollständigt hatte. Im übrigen enthält das verdienstliche Werkchen von Gustav Freytag manches Urteil, worin man bereits seine „Technik des Dramas" in herba wachsen und sprießen hört. Und enthält außerdem sämtliche Notizen über Hroswithas literarisches Soll und Haben (S. 3—6): über die Ausgaben ihrer Werke nämlich und deren Einnahmen an Lobpreisungen „a permultis viris doctis". Und enthält auch noch, als Markknochen-Beilage, einen Wiederabdruck, nach Celtes Ausgabe, von Hroswithas vierter Komödie Abraham (S. 31—42), ‚zum Frommen Solcher, die nicht vor rohen Klosterversuchen zurückschrecken': qui ab incultis studiis monasticis non abhorrent (S. 30)." Klein meint, daß das kritisch bedeutendste Denkmal der ruhmwürdigen Klosterdichterin

von dem französischen Gelehrten Charles Magnin (1845) gesetzt worden sei.[1]) Wenn Freytag glaubt, daß von einer szenischen Darstellung der Komödien durchaus nicht die Rede sein könne (p. 21), wenigstens nicht per histriones, durch herumziehende Schauspieler: nam compositae sunt (fabulae), quae in monasteriis legerentur, so folgt Klein (S. 677) dem entgegengesetzten Urteile Magnins. — Eine Hymne auf den Humor der Hroswitha s. ebenda S. 705 f.

Zu Seite 58. XIII.

Pauca, quae hoc loco de veteribus Germanorum solemnibus dixi, sufficiant ad originem et naturam explicandam. Saltationes fuerunt, cantus, personae et mimicae actiones nonnunquam sermonibus alternis conjunctae (Maria et Rupertus). Ex iis scenicae artis initia, mysteria et joca paschalia orta esse puto. Exstant praeterea alia festa, quae vetera et propria videntur, ut ea, quae nunc novissima ante nuptias celebrandas vespera fiunt, personae enim et joca. Medii aevi tempore hoc modo orta sunt, ut laetitia, qua initio in principum et nobilium nuptiis multitudo exsultabat, in civitates et vicos descenderet, praesertim cum joca paschalia usum et consuetudinem dedissent . . .

Zu Seite 63 ff. XIV.

Erstes Buch. Die Seele des Volkes.

1. Die Natur als formend.

a) Das Urweben der Natur (gegen mechanisches Wirken. Erdseele zu konstruieren. Stellung zur Erdseele. Menschenseele-Erdseele). b) Die Entstehung des Menschen. c) Das Heraustreten des Menschen aus der Natur.

2. Das Individuum als formend:

a) Die Natur, b) sich, c) das Volk. α) Familie. β) Stamm. γ) Volk.

3. Das Volk als formend:

a) Das Individuum, b) sich selbst, c) das Menschengeschlecht. [An den Rand geschrieben und unterstrichen]: Zweck.

Doppelte Betrachtungsweise des Volkes.

---

1) Théatre de Hrotsvitha, son temps, sa vie et ses ouvrages. Auf Seite XXIX werden in dem Werke, das neben dem lateinischen Texte die französische Übersetzung der Dramen enthält, die Forschungen Gustav Freytags erwähnt.

I. Der Geist des Volkes ist

A. als Organismus (subjektiver Geist).

I. denkend. Anschauen und Fühlen (Seele), Vorstellen und Einbilden (Bewußtsein), Denken (Geist).

Dazu wird am Rande noch näher ausgeführt:

1. an die Objekte gebunden, Aufmerksamkeit.
2. produktive Phantasie. Schaffen.
3. die Phantasie in der Zucht des logischen Denkens. Gelehrsamkeit.

[Daneben die entsprechenden Stichworte, rot unterstrichen:] recipierend, bildend, denkend.

II. wollend (praktisch).

(Seele)	Reiz und Trieb	— Begierde	—	sich ausbreitend.
(Bewußtsein)	Gemüt	— Erwerb	—	erwerbend.
(Geist)	Glückseligkeit	— Besitz oder Genuß	—	erhaltend.

B. Der Geist sich realisierend durch Verbindung mit den Objekten

I. in unmittelbarer Totalität. Aneinandersein des Geistes und der Welt. (1.) Sprache.

II. sich realisierend im Gegensatz zwischen theoretischem und praktischem Geist. a) als theoretischer Geist. (2.) Religion, (3.) Kunst, (4.) Philosophie.

[Am Rande Hinweis auf Hegel.]

b) als praktischer Geist. (5.) Sittlichkeit (Moral), (6.) Sitte, (7.) Recht.

III. in bewußter Totalität. Letztes Ineinandersein des Geistes und der Welt. (8.) Staat.

II. Das Leben der Volksseele.

A. Das Individuum als Reflex des Volkes.

I. Das Individuum als Schein des Volkes.

II. Die Reflexionsbestimmungen zwischen Individuum und Volk.

1. die Identität. 2. der Gegensatz. 3. der Widerspruch.

III. Der Grund beider.

B. Die Erscheinung des Volkes.
I. Die Existenz des Volkes an sich.
II. Die Erscheinung des Volkes in der Geschichte.
III. Das wesentliche Verhältnis.
1. Das Verhältnis des Volkes und der Individuen.
2. Das Verhältnis der Kraft und ihrer Äußerungen
3. Verhältnis des Inneren und Äußeren.
C. Die Wirklichkeit des Volkes.
1. Das Absolute. Menschengeschlecht. Sein höchster Zweck.
III. Die Volksseele in ihrer Bestimmtheit.
A. Bestimmtheit durch Natur.
I. Die Bestimmtheit der Volksseele durch die Erde selbst. Tellurisches Leben. Gang von Ost nach West.
1. Klima. 2. Terrain. 3. Vegetation (Nahrung, Kleidung).
II. Bestimmtheit durch Rasse.
1. Neger. 2. Malayen. 3. Amerikaner. 4. Mongolen. 5. Kaukasier.
III. Bestimmtheit durch Anlagen. 1. Temperament. 2. Anlage. 3. Empfindung (Sinne) [hier ist in der Einteilung viel verändert].
B. Bestimmtheit durch das Menschengeschlecht.
I. Basen. 1. Untergelegte Völker als Basen.
2. Vergangenheit als Basis der Bildung.
3. Der Prozeß des Verarbeitens. Die Mischung.

So weit reichen die vorhandenen Aufzeichnungen auf diesem Blatte. Wäre nicht an der Handschrift so viel herumverbessert, man möchte zunächst glauben. daß es sich gar nicht um eine eigene Arbeit Freytags handeln könne, so sehr weicht das nervös durchdachte Anordnen der Dinge von der Verfahrungsweise ab, die wir bei dem behaglich schaffenden Poetengemüte erwarten. Jeder Zweifel an der Echtheit des interessanten Planes wird aber vollends entfernt, wenn wir des weiteren noch eine Menge von Ausführungen im einzelnen entdecken, die der obigen Hauptgliederung des Stoffes sich anschließen.

So findet sich eine gedrängte Skizze des zweiten Buches, das die Völker der Geschichte behandeln sollte. Im dritten Buche erst kommen die Germanen zur Darstellung. (Alfred Dove wußte nur von dem engeren, auf S. 375 mitgeteilten Plane.)

„Bild: Anziehen, Abstoßen, Atmen. 1. Der Prozeß des Vorstellens, Einbildens. 2. Der Prozeß des Nach-Auswärtskehrens. Sprache, das erste freie Schaffen des Menschen.

„Die Sprache in ihrer Erscheinung a) nach Völkeranlage, b) nach Weltlauf des Volkes, c) Sprache der Einzelnen.

„Übergang: der Bildungstrieb bleibt nicht stehen. Die übrigen Künste.

„Das poetische Schaffen. 1. In Vorstellungen. A. Mächtiges Hervortreten der Vorstellungen, Begeisterung. a) Innere Wahrheit — Wirklichkeit. Freiheit. b) Einheit. Kristallisieren. Hingebung. c) Bildlichkeit. Freude, Genuß. 2. In der poetischen Sprache. A. Energie der Sprache. Begeisterung. a) (Wahrheit-Wirklichkeit) Kurze Sätze koordinieren. Der poetische Satz. Freiheit. b) (Einheit) Streben nach bestimmten Einheiten. Rhythmus. Hingebung. c) (Bildlichkeit) Farbe der Sprache, Bilder, Wohlklang, Spielen, das Melodische. Genuß. 3. In seiner Erscheinung. a) nach Völkeranlage, b) nach Weltlauf des Volkes, episch, lyrisch, dramatisch, c) die Poesie des Einzelnen."

Auf einem anderen Bogen lassen sich die Anlagen zur Ausführung einer allgemeinen Kunstlehre der Dichtung entziffern. Es heißt:

I. Allgemeiner Teil. Definition des Poetischen. Dichterische Vorstellung. Ideen und Ideale. — Ausdruck der Idee. Material und Form. Das poetische Kunstwerk. — (1) Der Dichter. Das naive Schaffen. Das Eindringen der Dichterindividualität. Die künstlerische Ausbildung der Dichterindividualität.

II. Idee und Ausdruck. (2) Die dichterische Idee. a) Ihr Umfang. Das allgemein Menschliche. Nationalität. Individualität. b) Ihr Walten. 1. Die Erlösung des Wirklichen zum Wahren. [... das Land, wo die Zitronen blüh'n?] 2. Das Partikularisieren des Allgemeinen.

III. Der Ausdruck der Idee. a) Material. Die poetische Sprache. 1. Laute und Wort. 2. Vorstellung. 3. Periodenbau. — b) Form, Maß, — Klang, Reimlehre. — Verbindung beider, Verslehre."

Ein späteres Buch soll „Das Kunstwerk in Gattungen" behandeln. In Stichworten findet sich eine Skizze der deutschen Literaturgeschichte auf demselben Bogen aufgezeichnet. Opitz, Gottsched, die Einwirkung der Antike und der neuen Volksgruppen wird in raschem Zuge gestreift und ein Entwicklungsbild flüchtig hingeworfen.

Wiederum als ein besonderes, selbständiges Werk scheint ein Buch ins Auge gefaßt worden zu sein, das den Titel führen sollte: Die Formen der deutschen Poesie in ihrer geschichtlichen Entwickelung aus der Volksseele. Der Titel ist mit der Unterschrift versehen: „von Dr. G. Freytag“. Das Blatt enthält u. a. folgendes:

Zuschrift. Einleitung. A. Althochdeutsche Zeit. a) Deutsche Künstlerindividualität. b) Deutsche Sprache. I. Der älteste Vers der Deutschen. Epos. Alliteration. II. Der althochdeutsche Vers mit Reim. Vierzeilige Strophe. III. Roheit der Übergangsperiode. B. Mittelhochdeutsche Zeit. a) Deutsche Künstlerindividualität. Gegensätze: Volk, Gebildete. b) Sprache. c) Deutsche Stoffe. I. Gebildete Poesie. a) Der epische, ritterliche Vers. b) Die ritterliche Lyrik. Lied. II. Volkspoesie. a) Der epische Volksvers. b) Das Volkslied.

* * *

Eine unveröffentlicht und, wie es scheint, unvollständig gebliebene Schrift aus dem Jahre 1842, auf deren Titelblatte wir lesen: Die deutsche Sprache und Literatur als Bildungsmittel auf höheren Unterrichtsanstalten — liefert wertvolle Ergänzungen zur Vervollständigung des Bildes, das wir uns von dem jungen Gelehrten machen können. Die Arbeit ist dem Landwirte Koppe gewidmet, an den sich denn auch gewisse Gleichnisse persönlich zu wenden scheinen.

„Sie sind kein Freund müßiger Theorien, welche haltlos in der Luft umhertreiben und sich endlich in kaltem Regen verlieren. Aber Sie ehren und lieben die Wissenschaft. Ihre eigene literarische Tätigkeit ist das Resultat einer starken Verbindung zwischen Denken und Tun, und wenn ich Sie auf Ihren Feldern stehen sah, über Ihnen blauer Himmel, unter Ihnen der fruchtbare Grund, kam mir oft das Gefühl, wie sich in Ihnen ein recht tüchtiges und festes Menschenleben darstelle, in dem rechten Verhältnisse zu den beiden Gewalten unserer irdischen Existenz, dem Wissen und Wollen. Dies Buch nun soll Ihnen ein Stück meiner Erde skizzieren, zuerst den blauen Himmel meiner Wissenschaft, dann den grünen Boden meiner Lehrertätigkeit. Das war die Logik meiner Einteilung, und ich habe Grund, Sie darauf vorzubereiten. Denn man macht den deutschen Büchermännern nicht ohne Grund den Vorwurf, daß sie zu vieles sagen, wo etwas besser

wäre, und lieber ihre Rede mit Lieblingsmeinungen und schönen Ansichten putzen, als den Nagel durch einfache kurze Schläge auf den Kopf treffen. Auch meinem Buche können Sie diesen Vorwurf machen ..."

An den Landwirt richtet sich in der Arbeit nun besonders das Folgende:

„Manche Völker scheinen geradezu nur Substrat für andere zu sein. Die unteren Kasten Indiens und des alten Ägyptens geben Belege dafür; andere erhalten ihre volle Kraft erst durch Mischung mit fremden Nationalitäten; noch andere sind Vorläufer der Stärkeren und verschwinden für uns spurlos, sobald die mächtigere Nation ihren Raum einnimmt. Noch andere treten als Hebel auf, welche Fremdes in Bewegung setzen, ohne selbst eines selbständigen Fortschrittes fähig zu sein, z. B. die Steppenvölker Asiens im Beginn der Völkerwanderung. Unwillkürlich denkt man hier an die organischen Gebilde der Natur, welche in überraschenden Analogien dasselbe Verfahren beobachtet. Auch in der Natur gibt es ganze Reihen von niederen Gestaltungen, welche nur dazu vorhanden scheinen, um höhere Organismen vorzubereiten und entwickeln zu helfen. Und Sie, der Landwirt, denken an die Erde selbst. Unfruchtbarer, loser Sand wird zuerst durch Befestigungsgräser stillgelegt und fähig gemacht, Humusteile in sich aufzunehmen; dann wurzeln vielleicht verkrüppelte Nadelhölzer oder Birken in ihm. Die Blätter fallen und verwesen. Der Schatten des Baumes hält die dörrenden Sonnenstrahlen ab. Moose schießen auf und formen eine Decke, welche die Feuchtigkeit bewahrt, und so bildet sich im Laufe der Jahrhunderte über dem Sande ein Boden, welcher imstande ist, ihm goldene Körner zu tragen und die höchste Kultur zu erreichen. Gerade so ist das Verhältnis der verschiedenen Völker zur Kultur des Menschengeschlechts. Auch hier finden wir eine lange Kette von untergeordneter, stiller Tätigkeit, bevor ein Herrenvolk aufgehen und Frucht tragen kann.

„Unter allen Völkern, deren Weltlauf uns sichtbar ist, zeigen sich nur drei, welche imstande waren, die Elemente der Weltbildung so in sich aufzunehmen und fortzubilden, daß sie in ihrer Zeit als Mittelpunkte erscheinen, um welche sich alle übrigen Völker herumlegen, für uns als Konzentrationen der Kraft des Menschengeschlechts, als die eigentlichen Bewahrer und Leiter des Weltbewußtseins. Alle drei gehören derselben Menschenrasse an, dem stärksten und begabtesten

Völkerstamme der Erde, welche wir den kaukasischen nennen. Die drei Völker sind: Griechen, Römer und die Geschlechter der Germanen."

Unter der vielversprechenden Überschrift: „Erster Brief" begegnen uns Gedankengänge, die zunächst eine weitreichende kulturgeschichtliche Umschau bezwecken. Die Frage lautet: welches sind die Grundelemente der Bildung, die die Gegenwart fordert?

„Sie wissen, daß die Bildung des einzelnen Menschen nichts Zufälliges, Willkürliches ist, dessen Elemente nach Belieben aus der Welt des Bestehenden zusammengetragen werden können, sondern daß sie bedingt wird durch die Stellung des Individuums in Zeit, Volk und Staat. Die Bildung eines Mannes von 1842 ist sehr verschieden von der seines Großvaters im Jahre 1742 und durchaus anders als die seiner Vorfahren im Jahre 42 nach Christus. Die Bildung des Gelehrten ist eine andere als die des Landmannes, des Handwerkers. Ja, jede einzelne Persönlichkeit wird durch Anlage, Temperament, Erlebnisse, Gesellschaft auf eigentümliche Weise ausgebildet, so daß nicht zwei Individuen auf unserer Erde streng genommen ganz dieselbe Bildung haben. Und doch hat alle Bildung der einzelnen etwas Gemeinsames, was sich in jedem Individuum als das Höchste und Beste kundgibt, als das Band, durch welches seine Existenz an die seiner Mitmenschen gefesselt wird. Dies Allgemeine, Große, von welchem jede Bildung der Individualitäten ausgeht, und in welches sie zurückkehrt, nennen wir die Bildung der Zeit, in unserer Zeit die Bildung der Gegenwart. Das gesamte Menschengeschlecht, die höchste und letzte Individualität, welche der menschliche Geist zu erkennen vermag, ist Träger und Darsteller dieser Bildung, und jede einzelne Persönlichkeit ist nur eine Brechung ihres gewaltigen Strahls, ein Blatt an dem ungeheueren Baume des menschlichen Daseins. Aber ebenso wie die Bildung des einzelnen ist auch die Bildung einer ganzen Zeit oder die Bildung des Menschengeschlechts nichts Zufälliges, Willkürliches, sondern etwas Notwendiges, nach bestimmten Gesetzen Geformtes, welches eingeschlossen und gehalten wird von den beiden Faktoren Raum und Zeit, und dessen letzte Ursache die Urkraft alles Lebens, die Bewegung ist, die Bewegung, durch welche das Menschengeschlecht heraufgebracht wurde aus dem Dunkel der Urzeit durch Jahrtausende hindurch bis auf unsere Tage. Die Bildung des Menschengeschlechts

ist nämlich das Produkt, die Frucht seiner Vergangenheit. Ohne Vergangenheit ist keine Bildung denkbar, und sie gestaltet sich aus dem Gange des Menschengeschlechtes genau ebenso wie beim einzelnen Menschen, indem jede Zeit seiner Existenz ein Moment seiner Kultur bildet. Sie ist das Bleibende, der Zweck der Vergangenheit, die Manifestation des Gottes in dem Geschlecht der Erde, welches sich immer aufs neue inkarniert und jede neue Inkarnation organisch aus den vorhergehenden entwickelt. Jede Menschengeneration, ja jede einzelne Existenz bildet so ein Glied in der großen Kette unserer Kultur, welches den doppelten Zweck hat, das Gefüge vorhandener Bildung zu tragen und durch seine eigene Existenz einen neuen Ring zuzufügen, an welchen sich wieder die nächste Nachkommenschaft schließt. So wird die Bildung des Menschengeschlechts sein Bewußtsein, die Erkenntnis seiner selbst und seiner Stellung in der Welt, die Erkenntnis seiner selbst in Gott und des Gottes in sich selbst. Und so ist die Bildung der Gegenwart ein Bau, welcher zu seiner ungeheueren Grundlage die ganze Vergangenheit des Menschengeschlechts hat, in welchem wir fest und sicher stehen mit freiem Blicke nach der Tiefe, mit der Ahnung eines höheren Standpunktes in späterer Zeit, in dem beständigen Bestreben, durch unsere eigene Existenz das Vorhandene zu überbauen. In diesem Sinne ist es untunlich zu sagen, daß die Gesamtbildung irgend einer Vergangenheit eine höhere und größere war als die unsrige, denn eben darin, daß wir dieselbe zu übersehen und zu beurteilen vermögen, liegt der Beweis, daß wir über sie hinaus sind. Nur ist diese Wahrheit nicht falsch anzuwenden, denn allerdings hat jede Periode der menschlichen Kultur in ihrem Organismus einzelne Seiten aufzuweisen, welche in derselben Schönheit und Vollkommenheit bei veränderter Struktur nicht wieder erscheinen können, gerade so wie manche Schönheiten des Kinderkörpers am Jünglinge und Manne vermißt werden, obgleich der ganze Körper größer und mächtiger geworden ist. (S. 245.)

„Das Ungeheuere der gesamten menschlichen Bildung erscheint uns aber wieder organisch aus einzelnen Teilen gegliedert und die größten erfaßlichen Einzelheiten, welche sich als Teile des Ganzen geltend machen, sind die Völkerindividualitäten. Das Menschengeschlecht als Ganzes ist uns nicht vollständig übersehbar. Es kommt aus der Ewigkeit und geht in die Ewigkeit. Das Volk aber können wir nach

seiner Ausdehnung in Raum und Zeit messen und nach der Kraft seiner Individualität schätzen. Jedes Volk nun erscheint uns dem Allgemeinsten, dem menschlichen Geschlechte gegenüber als eine sehr bestimmte, begrenzte Einzelheit, in dessen geistiger Tätigkeit, so unendlich verschieden sich diese auch bei den verschiedenen Völkern ausprägt immer das Allgemeine, Größte — aber immer in veränderter Form — kund wird, jedoch dem einzelnen Individuum gegenüber als ein Ganzes, Höheres, welches alle Strahlungen der einzelnen Geister in gemeinsamem Mittelpunkte vereinigt. Religion, Sitte, Recht, Sprache, natürliche Anlage sind die Potenzen, welche das Volk als Organismus zusammenhalten und sowohl inbezug auf das ganze Menschengeschlecht als auch gegen das Einzelwesen die nationale Bildung als eine Mittelstufe zwischen dem Allgemeinsten und Speziellsten darstellen.

„Da wir nun die Bildung des gesamten Menschengeschlechts durch das Medium der Völkerbildung auffassen, so ist es von der höchsten Wichtigkeit, die Stellung der einzelnen Völker gegen die allgemeine Bildung zu beobachten. Zuerst nun ist nicht zu verkennen, daß die einzelnen Völkerindividualitäten, ebenso wie die einzelnen Menschen, in Kräften und der Fähigkeit, die Weltkultur in sich aufzunehmen und fortzutragen, sehr verschieden ausgestattet sind, und es liegt für uns in der innersten Natur eines jeden Volkes etwas Unbegreifliches, zuweilen Dämonisches. Ganze Völkergruppen erscheinen in der Geschichte des Weltbewußtseins als durchaus schwach und untüchtig, andere sind zu spröde und unbiegsam, nur sehr wenige so stark und gottvoll, daß sie sich an die Spitze stellen und alle Momente der Weltkultur in sich aufnehmen können. So war der celtische Stamm offenbar schwächer als der germanische. Schon Tacitus erkannte das (vergleichen Sie z. B. Germ. cap. 28, 29, Agric. cap. 11.) So sind die Kinder der äußersten Polarländer nach menschlicher Beurteilung für immer ausgeschlossen von den Fortschritten des übrigen Menschengeschlechts. So charakterisieren sich alle semitischen Stämme, welche bis jetzt ihre Individualitäten geltend gemacht haben, Chaldäer, Juden, selbst die Araber, als durchaus spröde und zu eng beschränkt, weil sie trotz der kräftigsten Anstrengungen die Weltkultur zwar an sich zu ziehen aber nicht zu tragen vermochten und durch ihre innerste Natur immer wieder zur Isolierung und Absonderung getrieben wurden, eine Nötigung, welche ebenfalls als Beweis organischer Schwäche

gelten muß und, wenn ihr nachgegeben wird, allmähliches Versteinern zur Folge hat, wenn das Volk ihr widersteht, wie von den Mauren in Spanien geschah, die äußere Zerstörung des Volkes verursacht. Ähnliche Schwäche brachte die Inder und Chinesen zur Isolierung und dadurch zur Verwesung. Auf dieselbe Weise erscheinen die gesamten Urvölker Amerikas in einem Zustande der Destruktion und inneren Abschwächung, welcher schon längst begonnen hatte, ehe der erste Europäer einen Fuß in ihr Land setzte, und welcher uns im Gegensatze zu der Tüchtigkeit einzelner Individualitäten ihres Stammes zuweilen als tragisch ergreift."

Dazu die Anmerkung: „Es ist kein sicheres Zeichen nationaler Kräftigkeit, wenn ein Volk viele bedeutende Persönlichkeiten hervorbringt, wohl aber wenn seine Natur eine große Mannigfaltigkeit der Charaktere entwickelt. Oft liegt für ein Volk der Keim seines Verderbens gerade darin, daß seine Natur untüchtig ist, sich in verschiedene Formen zu gießen, deren Gestaltung bei einer gewissen Höhe der Kultur Bedingung weiteren Fortschritts ist . . ." (S. oben S. 170.)

Von den Deutschen wird zuletzt gefordert: „Unsere Aufgabe in der Kulturgeschichte der Erde ist Fortschritt durch unaufhörlichen Kampf und unaufhörliche Vereinigung mit dem Fremden. Und es ist nicht zu fürchten, daß wir in diesem Kampfe je unterliegen werden; denn wie oft uns das Fremde auch zu Boden geworfen hat, durch den Fall selbst verdoppelten sich jedesmal unsere Kräfte wie die des alten Riesen Antäus. (S. 252 u. 405 ff. vgl. u. a. W. Schlegel, J. G. Fichte.)

„Als die Germanen die Herrschaft Europas durch die Völkerwanderung gewannen, wurde die Bildung des Altertums, die geistige Habe der Griechen und Römer, sogleich Gegenstand des stillen, heiligen Kampfes. Und obgleich sich seitdem im Laufe von fast zwei Jahrtausenden auch andere Bildungselemente aus Ost und West, aus dem Orient und den Weltteilen hinter dem Weltmeere in den Kampf hineingemischt und für unser geistiges Leben hohe Bedeutung gewonnen haben, immer noch ist die Welt der Griechen und Römer und ihre Verbindung mit unserer Existenz bei weitem die wichtigste Grundlage für unsere Fortschritte und muß es ewig bleiben, weil sie und sie allein es war, welche die menschliche Bildung zu uns gebracht hat. Sie bildet unsere Vergangenheit, auf sie werden wir in allen Richtungen unseres Lebens als auf die befruchtende Quelle unserer Existenz hingeführt."

* * *

Für die Art wie Freytag seinen Stoff mit Hinblick auf das Leben der eigenen Zeit zu behandeln strebt, ist vielleicht diese Probe bezeichnend.

„Zur Vorrede" lautet die Überschrift, und in einer Ecke des Blattes steht: „Gesch. der dramat. Poesie". Es handelt sich wieder um das damalige Lieblingsgebiet des Dichters.

„Von allen Überresten des Schauspiels aus der Zeit, welche ich in diesem Bande bespreche, hat — eins oder zwei ausgenommen — keines einen sonderlichen poetischen Wert. Die meisten würden sehr kläglich dastehen, wenn man sie unter das Gartenmesser unserer ästhetischen Kritik bringen wollte, aber dem ungeachtet haben sie gerade für uns und unsere Zeit einen bedeutenden Wert. Sie zeigen nämlich gerade alles das, was unserer Literatur fehlt. Fromme und kindliche Abbildung und Darstellung des Heiligen, derben, volksmäßigen Ton, eine göttlich behagliche Breite und doch soviel Anspruchslosigkeit und Treuherzigkeit, daß man auch über ihre Unarten nicht böse werden kann. Sie sind arme ungebildete Kinder des Volkes, zuweilen zart und fromm, oft bengelhaft ungezogen, aber es ist Natur und Kraft und Art in ihnen. Man hofft allerlei Gutes von ihnen, wenn sie erst werden groß und stark geworden sein. Sie sind roh, sehr roh. Ihr Witz ist plump und herbe. Die höchste Komik wird durch Prügeleien und unflätige Reden hervorgebracht. Von dramatischer Kraft sind nur wenige Spuren. Die äußere Form ist sehr unbeholfen. Die Aufführung mag größtenteils karikiert gewesen sein. Aber kein Zweig am Baume unserer Nationalliteratur zeigt so deutlich Blüten und Früchte der echten, ungepfropften und ungezogenen Volkskraft als dieser. Die Kunst hat wenig an ihnen getan. Bei uns tut Kultur und Kunst alles. Wahrlich, es stünde besser mit der modernen Literatur, wenn das Geschick uns etwas von dieser alten volkstümlichen Derbheit gelassen hätte."

* * *

Zu Seite 64. XV.

1. „Meine Herren, zu keiner Zeit waren Vorträge über deutsche Literatur auf deutschen Universitäten von solcher Bedeutung wie gegenwärtig und noch nie so viel Veranlassung, sie mit Freude und Begeisterung zu halten wie jetzt. Der Geist der Gegenwart, welcher wie

ein Sturmwind durch die Völker und Länder fährt, hat eine Menge alter Spreu, alten Staubes, der den Deutschen in Herz und Hirn saß, weggefegt. Überall regt sich ein neues, junges, frisches Leben, oft ungeschickt, viel verdächtigt, aber doch Leben und Wachsen an Orten, wo sonst nur winterliche Öde und Unfruchtbarkeit war. Die Wissenschaft hat ihre Bücherschreine und Gelehrtenstuben aufgetan und schleudert ihre Lehren mit keckem Mut auf den Markt des Lebens. Die Poesie ist aus den Dachstuben, Salons oder einsamen Mondscheinwäldern hineingeflogen in die Mitte des Volkes. Sie versucht die Leiden und Freuden, den Enthusiasmus und Zorn des lebenden Geschlechts in ihren Klängen darzustellen. Das Volk selbst fühlt, daß eine Zeit gekommen sei, zu handeln, zu tun und leiden, wie es dem Manne geziemt. Es ahnt ein Ziel und erkennt den Weg, den es zu gehen hat. In keiner Zeit war das kommerzielle Leben, das politische Bewußtsein des deutschen Volkes so wach und tätig wie in der Gegenwart. Wir alle sind davon ergriffen. Ein stilles, unsichtbares, aber starkes Band verbindet die jungen Geister. Sie, meine Herren, wir alle fühlen das!

„Wir sind jung und haben deshalb das Recht und die Pflicht, fröhlich und fest in die Gegenwart, sorglos und getrost auf die Zukunft zu blicken. Wir haben in dem Gefühl unserer Kraft, in der Überzeugung der Wahrheit und Heiligkeit alles dessen, was wir glauben und verteidigen, eine sichere Garantie für das Gedeihen und Reifen unserer Wünsche und Bestrebungen. Und hat einer Grund und Ursache, der Gegenwart und Zukunft seine besten Gefühle und Wünsche zu widmen, so ist es der deutsche Student.

„Man hat von mehreren Seiten allerlei versucht, die Stellung der deutschen Universität zum Leben der Gegenwart zu verdächtigen, nicht ohne Grund eine Anzahl Schäden und Gebrechen an den Pranger der Öffentlichkeit gestellt, den abgeschlossenen Kastengeist der Lehrer und Hörer, das Unzureichende, Einseitige der gelehrten Bildung, das Hängen am Geschriebenen, Überlieferten — aber alle diese Vorwürfe haben einen großen, unendlich großen Vorzug der Universitätsbildung nicht verleugnen können, das feine und zarte Gefühl für das Rechte und Schöne als Folge des freien bildenden Verkehrs mit der Wissenschaft, und, was wenigstens für die Gegenwart gilt, ein tiefes Gefühl für die Pulsschläge der Zeit. Die deutschen Universitäten sind nicht mehr der Kaufmannsladen, in welchem allein gestempelte preußische oder uni-

verselle Bildung zu kaufen ist, aber sie sind noch immer die Wohnung, oft das Asyl des Freiesten, Edelsten und Sublimsten, was das Jahrhundert schafft, und der deutsche Akademist, sei er Lehrer oder Hörer, noch immer am meisten befähigt und deshalb am meisten verpflichtet, der Schüler, Freund und Schützer des Besten, was die Welt in sich faßt, zu sein.

„Das richtige Erkennen der Zeit und des Zeitgemäßen ist aber zum Teil abhängig von dem Grade der Bekanntschaft mit der Vergangenheit. Die Geschichte ist die Erklärerin der Gegenwart, die beste Sibylle für die Zukunft. Die Literaturgeschichte nun, meine Herren, ist die Geschichte des geistigen Lebens der Menschheit, soweit sich diese in Sprache und Schrift ausgeprägt hat, die Literaturgeschichte des deutschen Volkes die Geschichte des innersten heimlichsten Lebens unserer Nation. Der Literaturhistoriker hat die Pulsschläge des deutschen Herzens, den Strom des Lebensblutes des deutschen Volkes darzustellen, soweit dies ein Mensch imstande ist."

2. „Meine Herren, Verhältnisse, deren Herr ich nicht bin, zwingen mich, dies Sommersemester meine Vorlesungen schon jetzt zu schließen. Wie unerwartet mir selbst diese Notwendigkeit kommt, mögen Sie daraus schließen, daß ich erst heute Ihnen sagen kann, daß diese Vorlesung meine letzte sein muß . . . Indem ich wegen der späten Anzeige und der Ihnen daraus erwachsenen Unbequemlichkeiten um Verzeihung bitte, gehe ich zu dem über, was notwendig die letzte Stunde dieser Vorlesung umfassen muß . . ."

Es folgen abgekürzte Bemerkungen zur Unterlage des Vortrags über die Stellung der deutschen Poesie in der Gegenwart. Es heißt da vom Drama: „ein scheinbar totes, unbegrenztes Meer, und doch tauchen hin und wieder grüne Eilande aus dem Nichts heraus, die uns ein neues Leben, neue Kraft versprechen. Ein großes Talent ist es, was uns not tut. Gutzkow ist es nicht, und nirgend sieht das Auge ein solches . . ."

— Vom Romane: er sei „das modernste, liebste Kind der Poesie, ein Schoßkind des deutschen Genius, für das er am ersten was tun wird."

— Von der Tendenzdichtung: „Die deutschen Jahrbücher wollen, des Dichters Hauptsache sei in unserer Zeit die Gesinnung; er habe die Aufgabe, die äußeren Interessen zu idealisieren, dem Volke das

innerste Leben mit dem äußeren zu verbinden . . . Lassen wir uns durch das Ehrenwerte, ja Edle solcher Gesinnung nicht blenden und täuschen. Die Poesie, die reizendste, aber auch launigste aller Himmelstöchter, erträgt keine Fesseln, keine, selbst solche nicht, welche ihr Vaterlandsliebe und philosophische Richtung vorschreiben . . . Die Poesie kennt nur einen Himmel, den der Schönheit, nur einen Boden, das Lachen und die Träume des Unbefangenen. Jeder Zwang, jeder Druck scheucht sie zurück . . . Die Kunst ist keine Dienerin, nicht einmal eine zuverlässige, hausbackene Freundin . . . Ich bitte, mich hier nicht falsch zu verstehen, als wenn die Dichter keine Gesinnung haben sollten. Er ist ein Kind, ein begabtes Kind seiner Zeit, mit feinem und nervösem Gefühl für die Empfindungen seines Jahrhunderts. Er soll sein Volk, seine Zeit lieben, lachen und weinen; ja es wird, soll und muß sich dieser Strom von Gefühlen und Ansichten durch seine Schöpfungen ergießen, bei den besten vielleicht am meisten. Aber der Dichter hat auch . . . jene Ruhe über den Wellen; sie ist sein höchstes und kostbarstes Gut, ihm nötig vor tausenden, weil sonst sein übersprudelndes Gefühl ihn tiefer als andere, ja unrettbar in die Wirbel und Strudel des irdischen Lebens hineinstoßen würde. Diese Gabe ist sein Freiheitsbrief. Sie muß ihm frei, unverkürzt und unbeschränkt bleiben. Deshalb wagen wir nicht, nie, zu prophezeien: So muß das Talent, der Dichtergeist dem deutschen Volk sich äußern, so nicht! Es ist das ein Zwang, den kein treues Dichtergemüt leiden darf und wenn es die Kleider, welche man ihm anlegen möchte, auch noch so liebt. Wir wollen still und erwartungsvoll hoffen und schauen, wie und in welcher neuen Gestalt sich das Göttliche uns in der nächsten Zukunft verkörpern will, und unser letzter Ruf soll sein: Freiheit! — Freiheit auf Erden und Freiheit im Himmel — auch im Himmel des Dichters!" (Vgl. S. 238 f.)

Zu Seite 67, 124.

XVI.

Im literarischen Nachlasse von Agnes Franz (Herausgegeben von Julie von Großmann; Berlin 1845, Bd. IV, Agnes Franz' Leben und brieflicher Nachlaß). S. 289 An Frau Professor H., Breslau 1842.

„. . . Besonders rührte mich ein Gedicht, das der Freund und Hausgenosse Dr. Freytag ganz heimlich gedichtet und einigen jungen Freundinnen eingeübt hatte. Ich sende es an meine Schwester und so werden Sie es vielleicht schon mit diesem Briefe zugleich erhalten,

denn lesen müssen Sie es bei Ihrer treuen Teilnahme an meinem Leben und Walten und weil es dem Herzen eines höchst genialen jungen Mannes, den ich als Sohn betrachte, alle Ehre macht, so sinnig in weibliches Weben und Wirken einzudringen, obgleich in bezug auf mich selbst alles in dem Gedicht viel zu schön gesagt ist." Darüber ferner an Frau v. Eb . . ., Breslau, Frühlings-Anfang 1842, S. 292 . . . „Ohne Einladung fand sich am Nachmittag ein Kreis von 24 Personen zusammen, und nun begann die Haupt-Überraschung, ein allerliebster dramatischer Aufzug, den ein Hausgenosse und Freund von uns, Dr. Freytag, gedichtet und ganz heimlich den Meinen eingeübt hatte. Die Aufführung war höchst gelungen, besonders gewann Anna von Liers, meine Pflegetochter, die als Poesie eine wirklich ideale Erscheinung war, alle Herzen. Die Kinder stellten Frühlings-Vögel vor und zwitscherten ihr Liedchen und umschwärmten mich mit ihren Flügeln im bunten Tanz. So ging der 8. März fröhlich vorüber, nur daß die viele Freude mich ein wenig angegriffen hatte . . ."

Zu Seite 72. XVII.

Tiervergleiche: I, 2: Kampfstier, Edelhirsch, Affe (S. 6), Ratze (S. 7), Dachs, Wolf (S. 8), Wurm (S. 9), Spinngewebe (S. 12), Ameisenhaufen (S. 14), I, 3: Löwe (S. 19), Maus (S. 20), II, 1: Bienenkorb (S. 24), Maulwurf (S. 28), Wolf (S. 32), II, 2: Katze (S. 37), Stier (S. 38), Mops, Karpfen, Affen (S. 40), Roß (S. 41), III, 1: Eber (S. 48), Ochsen, Bär, Affen (S. 55), Spinne, Goldkäfer (S. 58), III, 3: Bremsen (S. 65), Holzmäuse (S. 66), Katze mit Schellen (S. 68), IV, 2: Viper, Blindschleiche (S. 81), Fuchs (S. 89), Maikäfer (S. 91), V, 1: Biene (S. 94), V, 2: Mäuse (S. 99), Bär (S. 102); besonders auch wieder Vögel (vgl. VIII. S. 365): I, 2: Bergadler (S. 7), Nachtigall (S. 12), I, 3: Huhn (S. 22); Tauben IV, 2 (S. 90), V, 3 (S. 107), Adler III, 3 (S. 69); Vögelvergleiche ferner: I, 2 (S. 11, 13), I, 3 (S. 14), III, 2 (S. 63), V, 2 (S. 98), V, 3 (S. 109); Tiervergleiche in Liedern: I, 2 (S. 12), I, 3 (S. 17); sonstige Vergleiche: I, 2: Irrlicht (S. 70), Schelle und Steinchen (S. 8), Brand aus dem Feuer ziehen (S. 8), Rose (S. 10, 12); auch: I, 3 (S. 17), V, 2 (S. 98). Mondlicht (S. 13), I, 3: Münze (S. 16), Jakobsleiter (S. 22), II, 1: Baum (S. 30, 40), II, 2: Gläserklang (S. 44), III, 1: Pilze (S. 52),

Sonnenlampe (S. 53), Nessel (S. 53), Frucht (S. 53), IV, 2: Äpfel (S. 82), V, 3: Tanne (S. 108).

Zu Seite 114. XVIII.

Als die Kurandasche Zeitschrift für Politik und Literatur „Die Grenzboten" in die Hände von Gustav Freytag und Julian Schmidt überging, veröffentlichten die neuen Leiter eine Erklärung (1848, 27; zweites Semester, Bd. 3), in der sie den Lesern ihre Absichten enthüllten. Darin heißt es: „Die Unterzeichneten haben vom 1. Juli die Redaktion der Grenzboten übernommen, nachdem der eine von ihnen (Julian Schmidt) seit einem halben Jahre die interimistische Leitung des Blattes gehabt hat . . . Wir werden die Grenzboten in dem Sinne fortsetzen, daß sie zur Versöhnung der Gegensätze in Deutschland, zur Verbrüderung aller deutschen Stämme mitwirken sollen . . ." Als politisches Glaubensbekenntnis gilt: „den Regierungen gegenüber entschiedene Demokraten, gegen die Launen und den Unverstand der Masse, die Aristokratie der Bildung und des Rechts vertreten." Ein scharf durchgeführter Plan wird nicht festgelegt, denn: „die Zeit ist größer als der Einzelne mit seinen Überzeugungen und Systemen . . ." Wenn die Grenzboten ihr Volk „demokratisch organisiert sehen, soll es ihnen wenig darauf ankommen, ob seine Führer einen weißen Filzhut oder einen goldenen Reif tragen." Als Datum trägt dies Vorwort: „Leipzig, den 7. Juli 1848." — „Es war selbstverständlich ein ganz verschiedenes Publikum, an welches sich die Redaktion jetzt halten mußte, und es war auch für die Existenz des Blattes selbst eine äußerst gefährliche Klippe, die nur durch die äußerste Geschicklichkeit zu umschiffen war. Indessen spricht vielleicht nichts so sehr für die in der Tat große politische Befähigung Freytags und seines Freundes Julian Schmidt, als daß es den beiden im publizistischen Fahrwasser recht unerfahrenen Lotsen gelang, die ‚Grenzboten' rasch zu einem der angesehensten Blätter streng nationaler Richtung zu erheben." — So schreibt Ottokar Lorenz in seiner Arbeit über Gustav Freytags politische Tätigkeit. Staatsmänner und Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts, S. 334.

Zu Seite 118. XIX.

Grenzboten: 1866, 35. Die Annexionen, Bd. 3, S. 327 f.

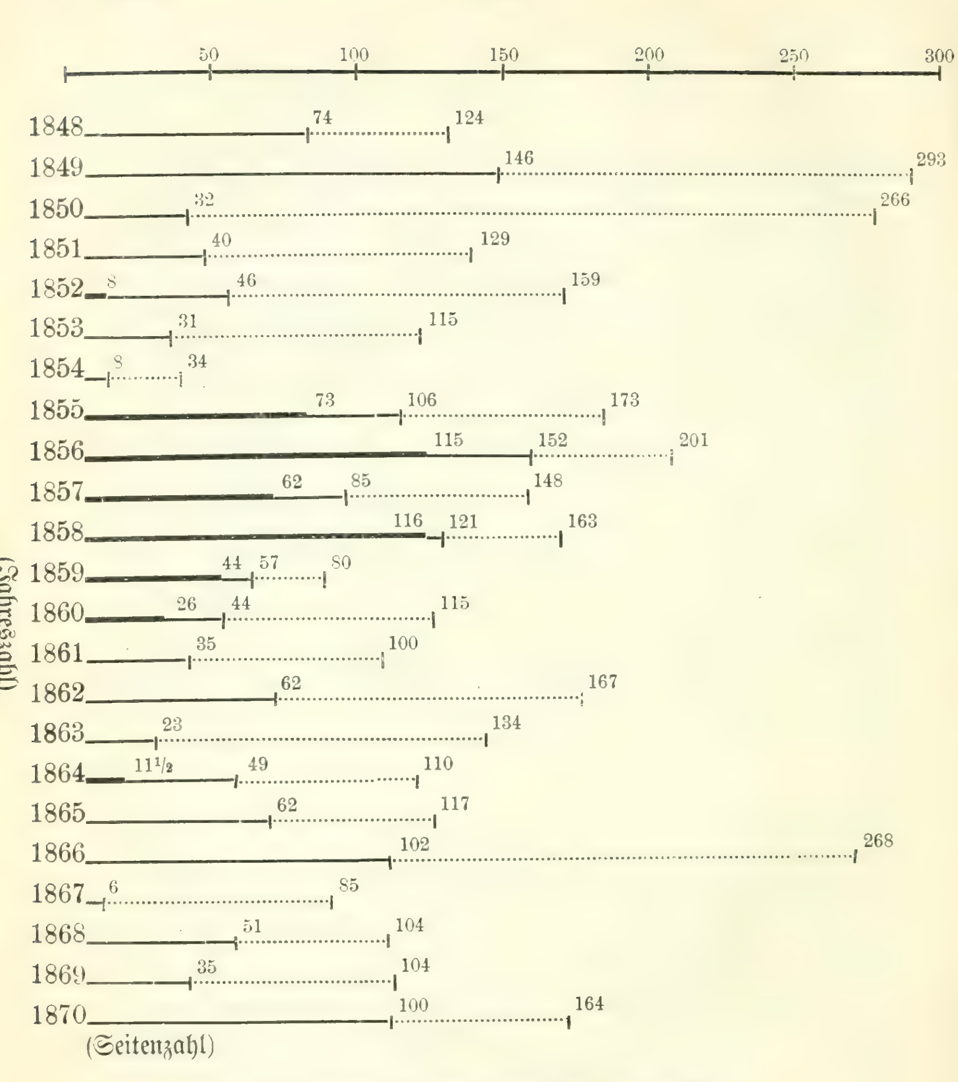
„Zu den Ideen, welche das Jahr 1849 und die Reichsverfassung im Volke zurückgelassen haben, gehört auch die Übertragung der deutschen

Kaiserkrone an den König von Preußen. Schon damals war der Gedanke kein glücklicher. Es war wenigstens kein gutes Omen, daß man ernste Männerarbeit durch einen alten Titel lebendig machen wollte. Indes hatte die poetische Stimmung doch noch einige Opportunitätsgründe für sich. Seitdem haben die Franzosen und sogar die Mexikaner erlebt, daß ihre neue Dynastie die Kaiserwürde wiederherstellte, in Deutschland aber ist durch die lyrischen Dichter und andere politische Tenore der arme verschlafene Kaiser Barbarossa so oft in seiner Ruhe gestört, heftig ermahnt und mit seinen Raben zur Rettung Deutschlands zitiert worden, daß die Kaiseridee wirklich recht abgenutzt ist. An sich ist es nur Trödelkram. Die größte Monarchie der Welt trägt auch nur eine Königskrone. Wenn die Hohenzollern sich jetzt mit einer neuen Art von Goldreif schmücken, so wird Italien und am Ende auch Spanien nicht zurückbleiben . . ." „Dem norddeutschen Sinn . . . stört die Erinnerung an die elenden Zustände des heiligen römischen Reiches den romantischen Schimmer, der etwa noch an der Krone des abgestorbenen Reiches hängt. Es ist ein moderner Bau, den wir aufführen, und auf neuen Grundlagen; die altpreußische Zucht, welche in ihm zu Ehren kommt, wurde unter der Königskrone erworben; haben wir überhaupt eine Pietät für altes Königsritual, so haben wir sie dafür, daß der erste König von Preußen sich selbst die Krone vom Kissen nahm und auf das Haupt setzte." (S. oben S. 336.)

Zu Seite 125.

XX.

Die angegebenen Zahlen sollen einen ungefähren Anhalt für die Veranschaulichung bieten, sind aber keineswegs völlig genau, da mindestens drei Fehlerquellen dadurch entstanden sind, daß erstens die redaktionellen Bearbeitungen von fremden Aufsätzen quantitativ nicht ganz richtig berechnet werden konnten, zweitens die Anzahl der enggedruckten Grenzbotenseiten nicht peinlich exakt in die entsprechende Anzahl der breitgedruckten überall umgerechnet wurde, und dies schon deshalb nicht, da drittens abgesehen davon, daß der Zweck nicht genügende Wichtigkeit hat, um solchen mühevollen Arbeitsaufwand geboten oder auch nur gerechtfertigt (S. oben S. 250) erscheinen zu lassen, die zu Grunde gelegte Aufstellung aus dem Nachlasse selber auf tadellose Durchführung überhaupt keinen Anspruch machen dürfte.



Grenzboten-Tabelle (1848—70).

▬▬▬ Bilder aus der deutschen Vergangenheit, ——— wieder abgedruckt in den Werken, ………… nicht wieder abgedruckte Aufsätze.

Zu Seite 150. XXI.

Briefwechsel Nr. 19, S. 32. Freytag dankt in seinem Schreiben vom 23. September 1854 zunächst für seine Anstellung, dann bittet er für Hartmann sogleich mit großer Wärme. „Möge . . . Eure Hoheit nicht zürnen, wenn ich dieselbe fürstliche Huld, welche mir soeben zum Heile gereicht hat, gleich wieder für einen andern zu erbitten wage, dessen Schicksal im Ernst traurig und erschütternd ist. . . . Sie sind gewißermaßen der natürliche Beschützer deutscher Poeten geworden." Der Brief schließt mit der Wendung: „Da ich den Moritz Hartmann in den Grenzboten oft tüchtig gerauft habe, so würde es mir willkommen sein, wenn meine Befürwortung seiner Angelegenheit bei Ew. Hoheit Geheimnis bleiben könnte. Es wäre wegen künftigem Kritisieren bequemer." Hier kommt das verborgen gehaltene „Taschenherz" des Konrad Bolz zum Vorscheine. Wie leid es Freytag tat, das preußische Bürgerrecht einbüßen zu müssen, zeigen die Briefe an Salomon Hirzel (a. a. O. S. 10 und 12). Wie er über seine Hofanstellung dachte, zeigt der Brief vom 18. September in lustiger Weise: „Ich habe dem Herzog vorgeschlagen, mich entweder bei seinen Zigarren anzustellen oder zum Büchsenspanner zu machen. Was er zustande bringen wird, weiß ich nicht und bin auf alles gefaßt, da ich in der Tat keine Wahl habe. Nur eine Beschäftigung beim Theater — natürlich nur nominelle — habe ich mir ehrerbietig verbeten, und doch fürchte ich, gerade hierin wird seine Phantasie geraten. Da es möglich ist, daß Sie in diesen Tagen durch die Zeitungen erfahren, daß ich in irgend einer Qualität Höfling geworden bin, so bitte ich Sie, mein treuer Freund, mir bei Lektüre dieser Notiz alle die Gefühle zu gönnen, welche bei solcher Veranlassung einem Mitmenschen nicht versagt werden dürfen." Vgl. auch Nr. 40, (1. Juli 1858) S. 66 f. In den Erinnerungen (S. 260) heißt es, der Herzog habe gütig aus der Verlegenheit geholfen, „indem er mich zu seinem Vorleser ernannte. Seitdem war ich Hofrat, nicht parceque, sondern quoique." Der Kladderadatsch vom 1. Oktober 1854 hänselte den beliebten Dichter in sanfter Weise. „Also Freitag ist Koburgischer Hofrat geworden! Daß er es noch einmal so weit bringen würde, hätte ich doch nicht gedacht!

Robinson der Jüngere."

Ferner: „An die Journalisten von Gustav Freytag:

„Ehrt Euren Vater stets und folgt ihm allezeit,
„Und werdet, was er ist! — Er war einst, was Ihr seid!"

Zu Seite 157.

XXII.

Bezeichnend für die herzliche Freundschaft des Herzogs zu Gustav Freytag ist auch die Tatsache, daß er dem Freunde bereitete Freude wie eine ihm selber bereitete Genugtuung aufnimmt. Ein Brief vom 7. Februar 1881, den er an Paul Lindau nach dessen Aufsatz über die „Ahnen" gerichtet hat, wirft hierauf Licht. Es heißt darin: „Ihren Essay über Freytags ‚Ahnen' habe ich mit warmer Teilnahme gelesen.

„Sie haben recht, wenn Sie mir schreiben, daß das Werk, von seinen poetischen und wissenschaftlichen Vorzügen abgesehen, für mich noch ein besonderes, gewissermaßen landschaftliches Interesse haben müsse. Ich möchte nur hinzufügen: auch ein persönliches. Denn der Dichter ist mir seit langen Jahren ein lieber und werter Freund.

„Um so mehr werden Sie begreifen, wie sehr Ihr liebevolles Eingehen auf den Gesamtbau und die organischen Teile dieses anderthalb Jahrtausende unseres Volks umfassenden Romans mich gefesselt hat. Über Einzelnes in der Dichtung wird man ja immer verschiedener Ansicht sein dürfen; unbeschadet der vollen Anerkennung für daß große Ganze. Jedenfalls glaube ich, daß es dem Schöpfer des Werkes ungemein wohltuend sein muß, wenn so kundig und mit soviel Scharfsinn und Geist, wie in Ihrer Abhandlung geschieht, seinen Intentionen nachgegangen wird . . ."

Zu Seite 159.

XXIII.

Freytags politische Zukunftsblicke überraschen bisweilen durch ihre Kühnheit und gelegentlich erstaunliche Schärfe. So lesen wir nach dem Kriege in den Grenzboten 1867, 18; Bd. 2, S. 167 (Der Reichstag und die Kriegsverfassung des Bundes) folgendes: „Wir stehen im Beginn der größten politischen Umwälzungen, welche nach menschlichem Ermessen ohne großen Waffenentscheid nicht durchgeführt werden; wir stehen wahrscheinlich vor einem Kriege mit dem mächtigsten Staat des Kontinents. Es ist sicher, daß in dieser Zeit einer gewaltigen Revolution, welche sich in den Staatsverträgen vollziehen wird, die Stellung Preußens zum Auslande und zu seinen Bundesgenossen, daß auch das Verhältnis der preußischen Regierung zum Volke große Veränderungen erfahren wird. Voraussichtlich wird am Ende des Jahres 1871 die innere und äußere Lage des Staates eine sehr andere sein, ebenso die Finanzlage des Staates, das Verhältnis der

Regierung zur Volksvertretung, auch die Stimmungen und die politische Bildung des Volkes selbst. Wir sind innig überzeugt, daß am Ende des Jahres 1871, wenn nicht früher, auf der einen Seite das Mißtrauen der preußischen Volksvertreter gegen die militärischen Forderungen und absolutistischen Wünsche der Regierung unter dem Drange neuer Zeiten geschwunden sein wird und ebenso die spröde Abneigung der Regierung, den Freiheitswünschen des Volkes gerecht zu werden. Die Bedürfnisse des neuen Staates und die politischen Perspektiven sind schon seit dem Sommer vorigen Jahres sehr verändert; der neue Großstaat wird in den kriegerischen Wehen, welche seiner Geburt vorhergehen, jedem einzelnen von uns die politischen Forderungen modifizieren. Wie die Schlacht bei Sadowa uns den Reichstag notwendig gemacht hat und den gegenwärtigen Verfassungsentwurf, so werden neue Erfolge oder Mißerfolge uns neue Programme unserer Zukunft, andere repräsentative Versammlungen und im Drange einer harten Zeit größere Rechte der Volksvertretung geben."

XXIV.

Zu Seite 197.

I. Antike.

1. Aeschylos.
   a) Orestie: Agamemnon 68, 144.
      Choephoren 149.
      Eumeniden 25, 140.
   b) Hiketiden 37, 122.
   c) Perser 122.
   d) Der gefesselte Prometheus 50, 144.
   Aeschylos im allgemeinen: 21, 25, 37, 50, 66, 68, 97, 101, 122 f., 126, 128, 137, 140, 144, 149.
2. Sophokles.
   a) König Oedipus: Unwahrscheinlichkeiten 45; Peripetie 88, 90; vorherrschendes Gegenspiel 94; Jokaste und Hirt, Entfernung an der Akropolis 126; Prolog 127; Rollenverteilung 133; Inhalt 136; Aktivität 145; Anfang 146; Bau 148 f.
   b) Oedipus auf Kolonos: Erwähnung 5; Einheit 42; Großartiges Finale 127; Länge 128; Stimmenfortsetzung 133; Rollenverteilung 133; Inhalt 136; keine Umstimmung 138; Humanität 139 f.; Bau 150 ff.

II. Neuzeit.

des Hexenmotivs 72, 107; guter Anfang 103; Bankettszene 111 f.; Nachtwandel 116; Moment der letzten Spannung 117; Entschlossenheit 138; Zersplitterung 160; innerer Kampf 161; zweite Hälfte 162 f.; Dolch und Bankett 219; Länge 302.

l) Othello: Idee 11; machtvoll dramatisch 23; Humor 39; Variationen: Jago und Rodrigo 72; Katastrophe 87; Geführtwerden des Helden 93 f.; erregendes Moment 105; Wiederholung 107; Höhenpunkt 112; treibendes Gegenspiel 214; Jago: 215, 260 f.; zweite Hälfte 219; Einleitung 265; Länge 302.

m) Richard III.: machtvoll dramatisch 23; musterhafter Bau 36; Erscheinungen 52; Wiederholung der Brautwerbung 72 f.; guter Anfang 103; erregendes Moment 105; Moment der letzten Spannung 117; Länge 128 f., 302; die zweite Hälfte schwächer 161; Szene mit Margareta 195; Kampfszenen 208; Tiefe 215; Anna 217; Charakter 255 f., 260 f.; Einleitung 265.

n) Romeo und Julia: Erwähnung 5; machtvoll dramatisch 23; zu Grunde liegende Erzählung und hineingearbeitete Kausalität 27—32; schöne Einzelheiten 43; Tod auf der Bühne 67; verschiedene Behandlung der Szenen je nach ihrer Stellung 70; Wiederholung des Zweikampfes, Gleichklang und Kontrast 72; tragisches Moment 83 f.; drei tragische Momente 86; Höhepunkt und tragisches Moment 87; guter Anfang 103; erregende Momente 105 ff.; Steigerung in vier Absätzen bis zum Höhepunkte 109 f.; Julias Monolog vor dem Schlaftrunke 116; Paris' Tod 116 f.; Moment der letzten Spannung 117; nicht so einfach wie Sophokles 144; Bühnenbilder 158; zweite Hälfte 162; Liebesszene 193; Brautnacht 219; Liebespaar als Held 257; Zufall 263 f.; Einleitung 265; Länge 302.

o) Timon von Athen 54 f.

p) Troilus und Kressida 257.

Ein abfälliges Urteil über „Maß für Maß" und „Wie es euch gefällt" Grenzboten 1865, 19. Die Lustspiele kommen der Absicht der „Technik" gemäß nicht in Frage, auch „Die Zähmung der Widerspänstigen" nicht, die neuerdings von Herman Jacobson (William Shakespeare und Käthchen Minola 1903) ihres lustigen Anscheins stark entkleidet worden ist.

Wallensteins Tod: letzter Akt 68; Bau 173 ff.; erregendes Moment 175 f.; Höhepunkt 177; Zufall 263 f.

Abfälliges Urteil über Fiesko: Grenzboten 1865, 19.

Schiller im allgemeinen: 2 f., 8 ff., 35, 39 f., 43, 53, 64, 67 f., 71, 83 f., 93 f., 96, 101, 103 f., 106, 108, 110, 112 ff., 168, 170 ff., 188 ff., 193 f., 201 ff., 219 f., 222 ff., 228 ff., 251, 257 ff., 263 ff., 272, 277, 286, 291, 296 f., 301 f.

4. Kleist:

a) Käthchen von Heilbronn: 101.

b) Prinz von Homburg: Vortreffliche Schlachtschilderung 61; Feigheit des Prinzen, unvermittelte Stimmung 61 f.; Schauspiel, nicht Tragödie 98; das somnambule Ende im Widerspruche zu der schönen Klarheit der letzten Akte 119; Apathische Versunkenheit verglichen mit Max Piccolomini 202; wohltätige Verssprache vorbildlich 272; Länge 302.

Kleist im allgemeinen: 61 f., 71, 98, 101, 119, 202, 219, 272, 278 f., 302.

5. Immermann: Alexis 273.

Außerhalb der abgeschlossenen Arbeit über die Technik des Dramas, aber mit ihrem Inhalte vielfach in Berührung stehen noch folgende Arbeiten:

a) über einzelne Dramen.

Grenzboten

1850, 4, Bd. 1, S. 132 ff. Neue Dramatiker. S. 132 werden Kleist, Lenau, Hebbel erwähnt. Von Dramatikern wird gefordert: erstens unverzerrtes Spiegeln der Außenwelt, zweitens Fähigkeit, das bewegte Innenleben zur Darstellung zu bringen, drittens Vertrautheit mit der Technik. S. 134 ff. Besprechung von Maximilian Robespierre, einem Drama des Prof. Griepenkerl. S. 136 eine vielversprechende „Waldtragödie" von Otto Ludwig läge im Manuskripte vor. Es ist dies der

1850, 5; Bd. 1, S. 195 ff.; (teilweise abgedruckt Ges. W. Bd. 16, S. 22 ff.) besprochene „Erbförster" von Otto Ludwig.

1850, 8; Bd. 1, S. 293 ff. Der Genius und die Gesellschaft. Trauerspiel. — Der Name des Verfassers ist nicht genannt. Es soll

eine Dame sein. Freytag glaubt, Ähnlichkeit mit Gutzkows Stil zu finden. Lord Byron wird auf die Bühne gebracht.

1850, 28; Bd. 3, S. 41 ff; Elster Bd. 1, S. 70 ff. Volkstheater in Frankfurter Mundart. Namentlich Karl Malß wird behandelt: Der alte Bürgerkapitän, Herr Hampelmann im Eilwagen, Die Landpartie nach Königstein, Herr Hampelmann sucht ein Logis, Die Bauern (in wetterauer Mundart), Die Jungfern Köchinnen. S. 46 wird Holteis gedacht: Wiener in Berlin, Berliner in Wien, Wiener in Paris, Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg.

1852, 4; Bd. 1, S. 127 f. Armin von Hermann Grimm.

1852, 8; Bd. 1, S. 315 ff. Austin. Oper von H. Marschner; im Gegensatze zu sonstigen Verbildungen der Oper rühmend hervorgehoben.

1852, 20; Bd. 2, S. 235 ff. Magnetische Kuren von Hackländer. S. 236. Patkul von Gutzkow kurz erwähnt; S. 236 f. Wie man Häuser baut, ein Drama aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. von der Birch-Pfeiffer. S. 237. Der Ruf von Benedix.

1853, 1; Bd. 1, S. 4 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 29 ff. Die Makkabäer von Otto Ludwig. — Das Trauerspiel wird unter dem Titel „Die Makkabäerin" bereits 1852, 18; Bd. 2, S. 198 erwähnt.

1853, 7; Bd. 1, S. 277 ff.; Elster Bd. 1, S. 268 ff. Tannhäuser von Richard Wagner (über R. Wagner s. auch 1866, 1; Ges. W. Bd. 16, S. 316 ff. Fürst und Künstler; 1869, 22, Ges. W. Bd. 16, S. 321 ff.; Der Streit über das Judentum in der Musik; Ges. W. Bd. 16, S. 336). Vgl. auch Briefwechsel des Herzogs von Koburg mit Freytag Nr. 178 (30. Juni 1875) S. 270.

1853, 18; Bd. 2, S. 161 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 265 ff. Ehre und Geld von F. Ponsard (dort wird „der große alte Taschenspieler" Scribe doch als das bedeutendste Talent der Lustspielliteratur bezeichnet).

1855, 6; Bd. 1, S. 230 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 274 ff. Der Fechter von Ravenna von Halm.

1869, 5; Bd. 1, S. 161 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 285 ff. Sophonisbe von Emanuel Geibel (dort Beispiel der Umwandlung einer geschichtlichen Anekdote in eine dramatische Idee).

1869, 19; Bd. 2, S. 201 ff.; Elster, Bd. 1, S. 66 ff.; Der dramatische Dichter und die Politik.

1869, 40; Bd. 4, S. 26 ff.; Elster Bd. 1, S. 78 ff; Die Gräfin von Kruse.

Im neuen Reich

1871, 1; Bd. 1, S. 17 ff.; Elster Bd. 1, S. 89 ff. Colberg von Paul Heyse.

1871, 2; Bd. 1, S. 65 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 296 ff. Wullenwever von Heinrich Kruse.

1872, 5; Bd. 1, S. 198 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 326 ff. Grillparzer (S. 198, Ahnfrau; goldenes Vließ; S. 199 Ottokar; S. 200 Sappho; Meeres und der Liebe Wellen; S. 199 Diener seines Herrn).

1874, 52; Bd. 4, S. 998 ff.; Elster Bd. 1, S. 94 ff. François Coppée (Baudissin).

b) über Theater im allgemeinen (Schauspielkunst, Gesetzgebung, Geschichte).

Grenzboten

1848, 38; Bd. 3, S. 499 f. Aus Leipzig. Der Schauspieler August Wohlbrück (vgl. dazu Erinnerungen S. 184 ff. Beckmann, Scholz, Nestroy).

1849, 4; Bd. 1, S. 128 ff.; Elster Bd. 1, S. 274 ff. Vergangenheit und Zukunft unserer dramatischen Kunst. S. 276, Mysterienspiele, Volksschauspiele, burleske Masken, Heidentum. S. 280 f., Bücherdramen.

1849, 4; Bd. 1, S. 134 ff. Eduard Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst (3 Bde, 1848) und seine Reformschrift (Das Nationaltheater des neuen Deutschland 1849). Einfluß der Bühne.

1849, 23; Bd. 2, S. 381 ff.; Elster Bd. 1, S. 299 ff. Über das Leipziger Theater (An Heinrich Marr in Hamburg; Wagner als Uriel, Unzelmann, Gey, Hofrichter, Keller, Eicke, Henry, Guttmann).

1849, 27; Bd. 3, S. 11 ff. die erwähnte erste Abhandlung: Die Technik des Dramas. Es wird dort S. 16 Uhlands gedacht (Ernst von Schwaben, Ludwig der Bayer); ebenso 1853, 52; Bd. 4, S. 518.

1849, 28; Bd. 3, S. 57 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 247 ff. Zwei Sängerinnen (Catalani, Sontag).

1850, 37; Bd. 3, S. 408 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 256 ff. Rachel und das Spiel des Théâtre français.

1853, 8; Bd. 1, S. 281 ff.; Die deutschen Theater und der Bühnendichter (Heinrichs Almanach, 17. Jahrg.; Schluß der Technik des Dramas).

1853, 11; Bd. 1, S. 437 f. Londoner Macbeth-Aufführung im Prinzeßtheater. — J. G. Weiß († 17. II. 1853) Nachruf.

1853, 20; Bd. 2, S. 276 ff. Gegen Sommertheater (S. 278).

1853, 48; Bd. 4, S. 356 ff. Gesetzentwurf zum Schutz dramatischer und musikalischer Werke.

1855, 13; Bd. 1, S. 506 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 308 ff. Bogumil Dawison (Ludwig Devrient, Schröder, Seydelmann).

1855, 23; Bd. 2, S. 374 ff.; Elster Bd. 1, S. 308 ff. Verfall der deutschen Stadttheater. (Schlechter Einfluß der Sommerbühnen.)

1857, 9; Bd. 1, S. 345 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 251 ff.; Agnese Schebest.

1861, 1; Bd. 1, S. 16 ff.; Der Schillerpreis und die projektierten Statuten in Berlin. Vgl. dazu Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und Eduard Devrient (Westermanns Monatshefte Bd. 91, S. 199 ff.).

1861, 17—19; Bd. 2, S. 136 ff., 180 ff., 219 ff. Das Schaffen des dramatischen Dichters.

1862, 2, Bd. 1, S. 67 ff.; Elster Bd. 1, S. 287 ff.; Eduard Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst (Bd. 4).

1868, 24; Bd. 2, S. 409 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 331 ff.; Das neue Stadttheater in Leipzig. (Gefahren der großen Bühne, des großen Hauses; Eckhoff, August Wohlbrück.)

1869, 6; Bd. 1, S. 201 ff.; Elster Bd. 1, S. 319 ff. Heinrich Laube, Burgtheater.

1870, 18; Bd. 2, S. 161 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 354 ff. Eduard Devrient (Karlsruher Hofbühne).

Im neuen Reich

1871, 46; Bd. 4, S. 779 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 348 ff. Theaterbrände (Helmerding, Knaak).

1872, 15; Bd. 2, S. 578 ff.; Elster Bd. 1, S. 325 ff. Karoline Bauer.

1872, 34; Bd. 3, S. 318 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 304 ff. Emil Devrient.

Zu Seite 224.

XXV.

Die Behandlung der Hofwelt und besonders die Schöpfung des Oberhofmeisters wurde von jeher bewundert. Vgl. Eduard Devrient an Freytag am 24. August 1865 (Westermanns Monatshefte Bd. 91, S. 511): Er findet „in dem Oberhofmeister stilistische Feinheiten und Subtilitäten, die Varnhagen überflügeln. Alle diese Dinge, dazu die Professorenwelt, sind geradezu vollkommen, die Persönlichkeit aber des Dichters leuchtet aus allem in einer menschlichen Schönheit und Würde hervor, daß man von dem Buche das Beste hat, was ein Kunstwerk zu bieten vermag.“ Vgl. auch Stosch, Denkwürdigkeiten. S. 67. An Gustav Freytag, am 7. Januar 1865:

„Ich habe Ihren letzten Teil mit hohem Interesse gelesen und denke daraus mancherlei für Beurteilung des Lebens wie des Dichters gelernt zu haben. Der Mann soll in allen Beziehungen zur Welt sich selbst vergessen, sich aber sofort in den Vordergrund stellen, sobald das innerste Interesse der Familie berührt wird. Die beste Lösung des Konfliktes zwischen der Welt und dem eigenen Hause bildet das Kind, auf dem die eigene Glückseligkeit beruht; dieses Band haben Sie dem Ganzen als richtigen Abschluß gegeben.

„Erstaunt war ich, daß Sie den feudalen Oberhofmeister als die entschieden edelste Natur des ganzen Buches hingestellt haben, indem Sie ihm allein das klare Urteil und die volle Aufopferungsfähigkeit gaben. Der edle Aristokrat ist auch entschieden das fruchtbarste Geschöpf der Weltgeschichte und bis jetzt für die freie soziale Entwickelung ein unbedingt notwendiges Element. Auch der gelehrte Stand enthält viel Aristokratisches, nur fehlt vielen seiner Jünger die eigene freie Persönlichkeit . . .“

Adolf Stern schrieb 1890 in Westermanns Monatsheften (Bd. 68, S. 346 f.): „Die vollste Meisterschaft, die Kunst, mit unmerklichen Mitteln seine Bilder in neue Beleuchtung zu rücken, offenbart sich auch in Episoden des Romans „Die verlorene Handschrift“, die flüchtige Leser den Hauptteilen nicht hinzuzurechnen pflegen. Solche Episoden sind z. B. die Unterredung, in welcher der Fürst den Kammerherrn von Weidegg gefügig zu stimmen sucht, die Auseinandersetzung zwischen Professor Felix Werner und dem alten Obersthofmeister Hans von Ottenberg gegen den Schluß des zweiten Teils. Im Vergleich mit der Mehrzahl der gleichzeitigen Romane haben beide

Freytagschen Werke („Soll und Haben“ und „Die verlorene Handschrift“) einen weit höheren Anspruch, als Weltbilder zu gelten, und bergen Elemente dauernder Wirkung in sich, die auch bei der „Verlorenen Handschrift“ sich schon ein Vierteljahrhundert bewährt hat.“

Freytag schreibt über sein Werk am 31. Dezember 1864 an den Herzog (Briefwechsel Nr. 121) S. 199 f.: „. . . Es sind einige Streiflichter auf die alte Hofwirtschaft und ihre nachteiligen Folgen für unsere regierenden Herren, und auf die Verkümmerung und den innern Verderb, welchen die Absperrung vom Volke auf unseren Thronen hervorgebracht hat.“

Zu Seite 230. XXVI.

Bei Krause, „einem kühlen Orte in Leipzig“ (S. Belger S. 67 und 35) saßen Haupt und Gustav Freytag, tranken Wein, plauderten und ließen die Phantasie schweifen. Haupt war einer verlorenen Handschrift des Livius auf die Spur gekommen. Er hat darüber in den Berichten der K. S. Ges. der Wiss. berichtet (S. den Abdruck in Mauricii Hauptii Opuscula, 1875, vol. I, p. 303). Auch Mommsen hatte die Hand dabei im Spiele. Mommsen schrieb nämlich dem Freunde eine Stelle aus der unveröffentlichten Nachschrift eines Briefes an den im Gefolge Karls IV. in Lübeck (Oktober 1397) weilenden Jost ab, „scripsisti quondam te Titum Livium, librum quidem per maximum, reperisse . . .“ Nach Haupts Meinung konnten vielleicht noch Reste von der alten Benediktiner-Klosterbibliothek (Cismar) der Lübecker Diözese, wo Jost die Liviushandschrift fand, im Besitze eines knurrigen, unzugänglichen Herrn vorhanden sein; an dem sollte Freytag Bolzische Verführungskünste zur Ablistung des Schatzes üben. Vgl. in den Erinnerungen S. 293 f.

Zu Seite 234. XXVII.

Die 62 Briefe zwischen Freytag und Heinrich v. Treitschke, die Alfred Dove 1899 herausgegeben hat, zeigen uns den Dichter wenn auch nicht in überraschend neuer Beleuchtung, so doch wiederum das Bild vervollständigend, das wir uns von ihm als einen vaterländisch begeisterten und seinem Journalisten-Helden Bolz an klugem Zartgefühle gleichenden Manne machen müssen. Treitschke hatte ihm über das in der Gesinnung so entschieden kleindeutsch-preußische Aufsätzewerk geschrieben: „Von allen Menschen, die das Buch kränken wird, ist nur

einer, dessen Urteil mir Wert hat. Mein Vater wird leider sehr unglücklich sein über das Buch" — der Vater Eduard (1796—1867) war sächsischer General ohne Preußenfreundlichkeit, von 1859—1866 Gouverneur von Königstein —. Freytag antwortete: „Über etwas, die Empfindungen Ihres lieben Vaters vermag ich Ihnen nur zu sagen, daß ich mit dem Gedanken an ihn jede Zeile Ihrer Kraftstellen gelesen habe. Wüßte ich doch ein Mittel oder eine Gelegenheit, wie man dem ritterlichen Manne irgend ein Liebes erweisen könnte, das ihm wohltäte und ihm den Gedanken nahelegte, daß auch er Ursache hat, auf den Freiburger stolz zu sein. Was etwa aus unserem Lager versucht werden könnte, das würde ihn doch leicht mehr verletzen als erfreuen. Wissen Sie etwas, so wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie mir's schrieben." — In Treitschkes Brief vom 27. Dezember 1864 lesen wir nun (S. 38 f.): „Wirklich ergriffen hat mich, was Sie über meinen Vater sagen. Es ist hart, am eigenen Leibe zu erfahren, wie rasch die Welt sich dreht . . . Freundlich und natürlich mit dem Vater zu verkehren, das ist für uns das einzige Mittel, ihm Freude zu machen."

Zu Seite 240.

XXVIII.

Die ausführlichste Darlegung dieser Gesichtspunkte: Grenzboten 1862, 10 (Bd. 1, 390 ff.) bei Gelegenheit der Geschichte Götz von Berlichingens; bei Elster Bd. 2, S. 272 ff. In gleichem Sinne: Grenzboten 1862, 28 (Bd. 3, S. 55 ff.); bei Elster Bd. 2, S. 142: „Wir sollen den Mann nach Bildung und Moral seiner Zeit und seine Zeit nach Bildung und Moral der unseren beurteilen." Derselbe Satz findet sich auch auf S. 242 der Technik des Dramas (1863) und im Anschluß daran ein tiefsinniges Bekenntnis unseres Nichtwissens in geschichtlichen Dingen. In gleichem Sinne endlich heißt es „Im neuen Reich" 1872, 16 f.; bei Elster Bd. 2, S. 55: „Den einzelnen Mann soll man schätzen nach dem Maß der Bildung und Sittlichkeit seiner Zeit, zugleich aber die Bildung und Sittlichkeit seiner Zeit nach dem Maßstabe der Gegenwart." (Abhandlung über Nicolaus von der Flüe.) Vgl. ferner Grenzboten 1868, 41 (Bd. 4, S. 68 ff.); bei Elster Bd. 2, S. 247 f.: „Bekanntlich ist die Aufgabe des Historikers, das geschichtlich Gewordene nach dem Maß der Kenntnisse und des Verständnisses, welches ihm seine Zeit und sein Volk an die Hand gibt, zu beurteilen. Die ethischen und politischen Gesichtspunkte, nach

denen er urteilt, ja seine ganze Auffassung eines fremden Volkstums sind in dem letzten Grunde abhängig von dem Ethos und der Einsicht, welche ihm sein eigenes Leben unter seinen Zeitgenossen vergönnt hat." Auch hier dann wieder die Mahnung, daß „der Geschichtsschreiber zwar die Menschen nach dem Maßstabe ihrer Zeit und Kultur, jede Zeit aber nach dem Maßstabe der eigenen Zeit und Kultur zu richten" habe. — Daß ein Hinblick auf die Zukunft, die einem üblen Verfahren nachträglich den Berechtigungsnachweis verschaffen könnte, nicht am Platze sei, wird bei Gelegenheit des Staatsstreichs von Louis Buonaparte in den Grenzboten 1851, 50 (abgedruckt in den Ges. W. Bd. 15, S. 187 ff.) folgendermaßen ausgesprochen: (S. 189 f.) „Wir sind nicht allwissend und allweise und vermögen die Zukunft nicht zu durchdringen, wir haben einfach und bescheiden die Tat darnach zu beurteilen, wie sie sich zu den sittlichen Grundsätzen unseres gegenwärtigen Lebens verhält. Einen anderen Maßstab gibt es für das Gegenwärtige, Geschehende nicht, und alle sogenannten höheren Standpunkte führen nur zu Sophisterei und Trugschlüssen."

Zu Seite 245.

XXIX.

Bilder, Bd. 1, S. 85 (Andeutung des Todes durch einen Gruß der hohen Schicksalsfrau). Es vergegenwärtigt uns den Zeitton ohne besondere Erklärung, wenn etwa (Bd. 1, S. 8) gesagt wird: „Der besuchende Junker erscheint als alamode Galan im Tressenkleid und Perücke und wechselt mit den Frauen vom Haus weitschweifige Komplimente, er ist der untertänigste Sklave der tapferen ansehnlichen Dame, rühmt die Tochter als englische Gestalt und Herzensbezwingerin und hört mit unwürdigen Ohren." Die Wirkung wird auch hier durch kunstvolle Kontrastierung noch verstärkt, da 1560, 1660 und 1760 nebeneinandergestellt werden (S. 7, 11, 13), vgl. auch Bd. 5, S. 141 und „Verlorene Handschrift", Bd. 2, S. 32. Von der Gewohnheit, auf diese Weise zu wirken, sind auch viele altertümliche Worte oder ist eine ungewöhnlich gewordene alte Gebrauchsweise gewisser Worte in Freytags Stil übergegangen. „Hold" und „unhold", „artig", „ärgerlich" und „unerhört" werden von ihm durch die Sonderbarkeit der Wendung auffallend, doch gelegentlich reizvoll angewandt. „Jeder Schriftsteller," schreibt Freytag in den Grenzboten, „welcher Einfluß auf die Mit- und Nachwelt gewinnt, ist zugleich ein freier Verwalter

des Sprachschatzes. Er vermag seltene Habe aus dem Altertum zu bewahren, fast Verschollenes wieder zu beleben und Fehlendes ganz neu zu erfinden.“ (Grenzboten 1860, 41; bei Elster Bd. 1, S. 369.)

Zu Seite 249 f. (vgl. auch S. 382). XXX.

Die Aufsätze in den „Grenzboten“, die als Vorarbeiten zu den „Bildern“ besonders in Frage kommen, sind der Reihe nach folgende: 1852 (32) Vor zweihundert Jahren und jetzt; 1855 (23) Der Reitersmann im schwarzen Bär zu Jena; (24) Leben der Geishirten in der Schweiz; (45) Badeleben in alter Zeit; (48) Braut und Bräutigam im 16. und 17. Jahrhundert; (50) Fahrende Schüler im Anfang des 16. Jahrhunderts; 1856 (1) Der Wasunger Krieg; (3) Ein preußischer Deserteur; (5) Stillleben eines deutschen Studenten; (21) Seelenkämpfe eines Jünglings; (40) Helene Kottauer; (41, 42) Die Schlesier und ihr toller Herzog Heinrich (I und II); (44) Aus dem Hussitenkriege; (48) Brief eines Hamburger Bürgermeisters; 1857 (6) Ein junger Arzt; (13) Gaukler und Abenteurer; (27) Eine Familie von aufsteigender Lebenskraft; (34) Kipper und Wipper im dreißigjährigen Krieg; 1858 (1) Die Dörfer und ihre Geistlichen im dreißigjährigen Krieg; (2) Martin Bötzinger; (8) Deutsche Fürsten auf einem Reichstage; (10) Deutscher Adel im 16. Jahrhundert; (23) Der Teufel im 16. Jahrhundert; (51) Jesuiten und Judenkinder; (30—32) Soldaten des dreißigjährigen Krieges; 1860 (22) Fortuna eines Bürgerlichen nach dem dreißigjährigen Kriege; (27) Krippenreiter und Pfeffersäcke; 1864 (22) Ein Luftballon aus Nürnberg.

Zu Seite 252. XXXI.

Aus dem Jahre 1842 nämlich scheint — nach Freytags eigner Vermutung (die Blätter enthalten diese Bleistiftnotiz von seiner Hand: 1842?) eine Arbeit über deutsche Metrik zu stammen. Wir lesen daselbst:

„Die Metrik, diejenige Wissenschaft, welche den technischen Teil der Poetik oder die Verslehre umfaßt, beruht auf den Gesetzen des unendlichen, ewigen Lebens, welche die Nationalität und den Charakter der einzelnen Völker bilden. Ihre Gesetze sind verschieden nach der Individualität der Völker, doch so, daß ein gemeinsamer Ursprung und das Walten desselben vernünftigen Geistes sich aus allen ihren Formen erkennen läßt; und wie alle Wissenschaften, welche zu ihrem Boden

das geistige oder äußere Leben der Völker haben, wird auch sie wie ein kristallner Spiegel, aus welchem der Kundige die Wandlungen und organischen Metamorphosen des Geistes beobachten kann, gerade wie bei dem Insekt oder der Pflanze. Die deutsche Metrik nun, oder die Lehre von der deutschen Verskunst läßt uns das Eigentümliche deutscher Nationalität oder die Beschaffenheit des Kleides, welches der Weltengeist in unserem Volke angezogen hat, und die Art und Weise, wie er dasselbe Gewand in den verschiedenen Zeiten umgeformt hat, erkennen.

„In diesem kurzen Abriß nur weniges hiervon.

„Die Stellung, welche der deutsche Stamm in der Welt einnimmt, ist ganz verschieden von der Situation der klassischen Völker, der Griechen und Römer.

„Den Griechen war es vergönnt, aus sich selbst, ohne bemerkbares Einwirken fremdartiger Elemente eine eigentümliche, höchst originelle Blüte des Volkslebens emporzutreiben. Alle ihre Tätigkeit im Staatsleben, in der Wissenschaft und Kunst hat deshalb eine Einheit, Zweckmäßigkeit und Harmonie, eine organische Vollendung und Schönheit, welche nie wieder in der Welt erschienen ist und auf unserer Erde nicht wieder erscheinen kann. Aber ebendeshalb mußte die Zauberpflanze auch ohne Rettung dahinsinken, als die Originalität des griechischen Geistes durch äußere Einwirkung beengt wurde. Die politische Unterdrückung Griechenlands bezeichnet zugleich den Verfall der Kunst und Wissenschaft.

„Ganz anders waren die Römer, ein zähes praktisches Volk, dehnbar und doch nicht biegsam, ohne tieferes Gemütsleben, aber hart, stark, dauerhaft. Sie wurden nach den Griechen das Königsvolk der Erde und nahmen die griechische Bildung in sich auf, ohne sie bei aller Selbständigkeit ihrem Wesen als etwas Organisches einverleiben zu können. Sie hatten vor den Griechen größere Fähigkeit, Fremdes sich anzueignen voraus, doch nur äußerlich; in ihrem Leben fehlte die Kraft und der Reichtum der Innerlichkeit. Deshalb mußten sie untergehen, als die Masse des Fremden, welches sie an ihren alten starken Kern geschnürt hatten, diesem die Luft benahm; sie wurden erdrückt und verwesten.

„Dagegen waren die deutschen Stämme von je stark und kräftig wie die Römer, dauerhaft, aber reicher an Gemüt als das gesamte Altertum, so reich und innig in ihrem Seelenleben, daß sie alle fremden

Bildungselemente wie spielend in sich aufnahmen und in sich und mit sich zu einem Ganzen, Neuen verarbeiten konnten; es fehlte ihnen freilich die schöne Grazie und Geschmeidigkeit des griechischen Geistes, aber sie besaßen dafür eine Anerkennung und Achtung des Fremden, welche schon in der frühesten Zeit hervortritt und eine höchst merkwürdige Erscheinung war. Ein solches Volk war notwendig dazu gemacht, der Erbe des Altertums zu werden, und daß das germanische Volk zugleich mit seinem politischen Hervortreten auch der Weltträger des Christentums wurde, war nur die erste Manifestation eines wunderbaren Völkergeistes, vor dem die Römer in richtiger Ahnung schon einmal über 100 Jahre vor Christus gezittert hatten. Seit dieser Zeit ist das germanische Leben in dem direkten Gegensatze gegen das Altertum geblieben, daß es gerade daraus sein Leben zog, woraus das gesamte Altertum sich seinen Tod holte, aus dem Herbeiziehen fremder Bildungselemente. Alle Völker, alle Zeiten, alle Zonen hat der germanische Stamm (oder Europa und Nordamerika, denn die Slaven sind noch Kinder, und die Romanen [Unteritaliener und ein Teil Spanier] sind ewig schwach als ein Mischvolk) an sich und in sich hereingezogen und mit sich zu verbinden gewußt, und merkwürdig, jedes neue Zusammenstoßen mit einem solchen Anderen, Fremden ist eine Lebensbedingung für sein Fortschreiten: das Christentum, die Reformation, die Entdeckung von Amerika usw. Und je mehr und inniger wir das Fremde aufnehmen, um so stärker werden wir selbst; harmonischer, schöner wird unsere Bildung, desto tiefer unser Gemütsleben.

„Wir sind dazu bestimmt, an einem anderen und durch ein anderes uns selbst kennen zu lernen, Selbstbewußtsein zu erlangen, daher auch das Lieben des Deutschen ein ganz anderes tieferes, innigeres und nötigeres ist als das der Griechen. — Daher nun kommt es aber auch, daß wir in allen Richtungen unseres äußeren und inneren Lebens bei einer Wanderung auf Fremdes stoßen, d. h. auf solches, welches nicht bei uns geboren, sondern erst unser geworden ist, doch so, daß es uns jetzt ganz, als etwas Organisches, ein integrierender Teil gehört, z. B. alle unsere Kunstausdrücke in unserer Sprache, Mode usw. usw. Recht schlagend sind hier z. B. unsere Taufnamen, nur daß bei ihnen die romanische Form etwas zu sehr prävaliert.

„Diese skizzenhafte Andeutung allgemeiner Weltverhältnisse soll bei einer Darstellung der Grundzüge deutscher Metrik dazu dienen,

die eigentümliche Verbindung des deutschen mit antiken Elementen zu erklären. Freilich wird Ihr Geist die großen Lücken und das Mangelhafte dieser flüchtigen Darstellung ergänzen müssen. Dafür habe ich auch in diesem kleinen Loch, aus dem ich Ihnen schreibe, keinen Schatten einer Vorarbeit und schreibe was mir in die Feder kommt."

Zu Seite 252.

XXXII.

Dahin gehört die Hervorhebung, daß alle Arbeit im Sommer und Winter „mit ernstem Brauch geschmückt" war, daß an jedem bedeutsamen Tage des Jahres eigentümliche Gewohnheiten hingen und um jede große Funktion des Lebens, um jedes Fest in überreicher Fülle standen (Bilder Bd. 1, S. 19), „die achtungsvolle Laune, mit welcher der Deutsche das Tierleben betrachtete" (Ebenda S. 409), das Behagen, das der Deutsche bei jeder rühmlichen Arbeit erwies, wenn er grüßte und sprach, wenn er festsetzte, was Recht sein sollte, wenn er träumte und dichtete (Ebenda S. 406 f.). Vgl. auch S. 184: „Germanenart, welche auch den praktischen Vorteil mit sinnigen Gedanken umzog." Vgl. ferner die große Charakteristik der Germanennatur in der Geschichte S. 35 f.; liebevolle Beurteilung, S. 46: er zahlte mit ehrlichem deutschen Gewissen seine Buße; S. 51: er nahm und gab Geschenke als ein hochsinniger Mann, dem nicht nur der Wert der Sache am Herzen liegt, sondern auch die wohlwollende Meinung; S. 78: die herzliche Freude an seinen Erträgnissen als Ackerwirt; S. 201: die Sehnsucht: Liebe und Treue in der Welt zu finden, und das Bedürfnis: edle Empfindung in öde Wirklichkeit hineinzutragen, ein Grundzug der germanischen Natur; S. 288: sie trieben die aussprechende Tätigkeit des Schatzsammelns, wie ihre Art war, mit einer gewissen gemütlichen Hingabe und mit Poesie, welche sehr dazu beitrug, ihnen diese Liebhaberei dauerhaft zu machen; S. 348: (Karl der Große) ein Deutscher von Kopf bis zu Fuß, stahlhart und kindsweich, von milder Klarheit des Urteils und behaglicher Hingabe an die Stunde; S. 405: die sinnige Ruhe der altheimischen Anschauung; S. 409 ff.: Höflichkeiten; S. 481: das Treugefühl des Deutschen wurde durch feste Sitte und ruhige Bedächtigkeit gerichtet, seine Hingabe war von einer milden dauerhaften Wärme. Ihn riß wohl einmal das heftig wallende Blut fort, aber er war gar nicht gemacht, sich widerstandslos auf die Länge großen Eindrücken hinzugeben. Die

hochgespannte Einseitigkeit des Fanatismus war nicht national. Vgl. ferner Bd. 2, S. 107, 168, Bd. 4, S. 152, Bd. 5, S. 252; auch Technik des Dramas S. 216, 244 f.; Karl Mathy S. 57 f.; ferner im Kriegsberichte von 1870 und 71: Ges. W. Bd. 15, S. 412, 465 f. Doch ist Freytag auch nicht blind für schlechte Seiten seines Volkes; s. Bilder Bd. 4, S. 251, 363; noch blind für Vorzüge anderer Völker.

Schwedenfreundliches Urteil: Bilder Bd. 4, S. 187; Lob der Ahnen Englands Bd. 1, S. 133: „daß sie ein gescheutes, gedankenreiches Volk waren von einer rührenden Innigkeit der Empfindung, lehrt die edle germanische Poesie der Angelsachsen in den nächsten Jahrhunderten; den Angeln möchte man aus dieser Poesie die sinnvolle Betrachtung des Lebens, größere Zartheit und höhern Gedankenflug zueignen als den kernhaften Sachsen." Vgl. dazu Grenzboten 1864, 16 (Die Reden des Prinz-Gemahls von England) Bd. 2, S. 81 f. „Wenn der Deutsche einen eigentümlichen Vorzug unter den Nationen Europas beanspruchen darf, so ist es gerade der, daß ihn auch der wärmste Schlag seines Herzens . . . nicht unbillig, nicht gewissenlos und nicht unempfänglich gegen die Tüchtigkeit Fremder macht . . ."

Es findet sich übrigens auch schon 1849, 13 und 1852, 7 in den Grenzboten die Sinnigkeit oder Gemütlichkeit des Deutschen eindringlich geschildert (Ges. W. Bd. 15, S. 162 ff., 195 ff.). Sie gilt unserem Dichter nicht als ein Zustand trägen Beschauens, sondern als ein Schaffen. „Die Seele des Deutschen öffnet sich, sie spinnt ihre Fäden um alle, welche sie erreichen kann und genießt fröhlich die Beziehungen, die sie zwischen sich selbst und den fremden Dingen geschaffen hat" (S. 167 f.). Auch auf die Gefahr der Gemütlichkeit will der warnende Politiker seine Landsleute aufmerksam machen. „Zu groß ist das Bedürfnis des Deutschen, die Welt zu genießen, indem er das darin Vorhandene an sein Herz zieht, als daß er nicht oft an den Unrechten kommen sollte. Seine Phantasie überzieht ihm so schnell alles Mögliche mit ihrer bunten Seide, daß er auch den Feind . . . nicht erkennt . . ." Im gleichen Sinne wird die Vertrauensseligkeit in Freytags Jugenddrama „Dornröschen" warnend geschildert. In den Erinnerungen (S. 211 f.) wird die Bewegung von 1848 auf Mangel an Liebensmöglichkeiten (das deutsche Verehrungsbedürfnis unbefriedigt) zurückgeführt; so stark wirkte diese Idee Freytags auf seinen

geschichtlichen Blick. Auch in einem Grenzbotenaufsatze des Jahres 1865 (25; Bd. 4, S. 1030). Nach dem Tode des Königs Leopold lesen wir: „Wenn wir nicht lieben und ehren können, werden wir leicht klein und ärgerlich; und nie war die Sehnsucht nach politischen Charakteren, welche deutscher Redlichkeit und Energie nach jeder Richtung wohltun, so groß wie jetzt. Bewirkt doch dies Bedürfnis zu ehren, daß die Hoffnung sich immer wieder hier und da anrankt, und keine Enttäuschung vermag, diese liebenswürdigste Eigenschaft des Deutschen, in der sowohl ihre Größe wie ihre Schwäche liegt, zu verderben." — Dazu Grenzboten 1866, 40; Ges. W. Bd. 15, S. 319 f.: „Der Trieb zu lieben und zu verehren ist von unserem Volke von je so unwiderstehlich gewesen, daß die Deutschen sich ein Objekt ihrer Hingabe erfinden müssen, wenn sie zufällig keins haben. Sie umgeben dann leicht den Erwählten mit aller Poesie ihres warmen Gemüts, und ihnen ist alsdann lästig zu prüfen, ob das Original in Wahrheit ihrer Hingabe wert ist. Das war schon in Urzeiten so. Dies Gefühl hat durch zwei Jahrtausende die Treue des Gefolges an den Herrn, die Hingabe des Frommen an seinen Heiligen, die Diensttreue des Vasallen hervorgebracht, noch jetzt ist dasselbe Gefühl ebensooft ein Quell sittlicher Empfindungen als eines gedankenlosen Bedientensinnes."

Zu Seite 265, 268.

XXXIII.

Oft begegnen uns in den Briefen Freytags und seiner Freunde Urteile über den großen Staatsmann. Hier nur einige Beispiele.

Am 31. März 1863 schreibt Freytag in einem Briefe an den Herzog, daß es in der Tat mehr Glück als Verdienst wäre, wenn der Kaiser die Regierung Bismarcks nicht benutzen sollte, um die Schlappen von Mexiko vergessen zu machen.

Auf die am 1. Juni 1863 von Bismarck erlassene Preßordonnanz anspielend, schreibt Freytag am 5. Juni 1863: „Dieses hartgesottenen Biscocti oder Zwiebacks letzte Taten sind seltsam. Dieser scheußliche Zwieback tritt aus dem Bannkreise der Zivilisation in den Urwald riesiger Missetaten. Es ist aber ganz gut so." Ähnliches findet sich in einem Briefe vom gleichen Tage an Salomon Hirzel. Am 31. Dezember klagt Freytag dem Herzoge, daß man vielfach mit Bismarck wenigstens in der Stille zufrieden sei, wenn er nur eine Kraft zeige, und am gleichen Tage wird in einem Schreiben an Frau Anna Hirzel

der Wunsch ausgesprochen, daß sich der unbequeme Mann auf sechs Wochen von der Welt zurückziehen möge.

Am 21. Februar 1864 an Salomon Hirzel: „Sicher ist, daß Bismarck im Grimme über die Mittelstaaten — welche den Heroismus von Hasen haben — auf einen Schlag denkt. Der Gesandte berichtet, daß etwas Wildes im Werke sei, er weiß nicht was. Österreich reibt sich die Hände.“

In einem Briefe an Treitschke vom 14. September 1865 heißt es: „Bismarck ist ein sehr erfindungsreicher Kopf, aber er ist ein wenig zu frei von Bedenken.“

Am 2. Oktober (an Salomon Hirzel) werden Zweifel über die Erfolge von Bismarcks Politik erörtert. Und am 19. November heißt es wieder in einem Briefe an Treitschke: „Wenn es dem preußischen Ministerpräsidenten gelingt, durch ein halbes Dutzend guter Anekdoten, in denen sich Bonhomie und Kraft erweist, den Deutschen vertraulicher zu werden, so kann der Haß gegen Preußen wohl einer anderen Stimmung weichen; denn, ach, das deutsche Bedürfnis, zu lieben und zu verehren, ist übergroß.“ (S. oben S. 409 f.)

Am 13. März 1866 schreibt Stosch an Freytag: „Man ist . . . nicht sicher, wie weit Bismarcks Neigung va banque zu spielen imstande ist, die Friedensliebe des Königs zu überwinden. Im einen wie im andern Falle scheint Bismarck am Ende seiner Laufbahn angelangt zu sein.“

Am 7. Juli 1866 meint Freytag in einem Briefe an Treitschke: „Jetzt hat Bismärckchen Gelegenheit zu zeigen, wie seine diplomatische Arbeit in schwerer Zeit ist.“ Aber am 19ten: „Leider ist Bismarck in allem, was Behandlung der öffentlichen Meinung betrifft, ein Kindskopf.“

Lustig gehalten sind auch die Äußerungen vom 15. September an S. Hirzel: „Nach der Rückkehr Bismarcks ließ sie (die Kronprinzessin) ihn kommen, in dem Wunsche, sich innerlich mit ihm zu versöhnen. Aber da sprach der Racker so rücksichtslos und weltverachtend von dem Liberalismus der Deutschen, daß ihr doktrinärer Sinn und ihr ernsthaftes Wesen sich wieder empörten.“

Das allgemeine Wahlrecht bezeichnet Freytag in einem Schreiben an den Herzog vom 21. Januar 1867 als das leichtsinnigste aller Experimente, welche Graf Bismarck jemals gewagt hat. Und auf das

Wahlrecht bezieht sich auch der scherzhafte Ausruf in dem Briefe vom 30. Januar: „Pfui, Bismarck, das war kein Meisterstreich!“ Einen Tag später redet er von der dräuenden Miene des „écorcheur Bismarck“ am 15. März aber, nach der gewaltigen Rede Bismarcks vom 11. März über Geist und Wesen der Bundesverfassung, die mit den bekannten Worten endet: „Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel! Reiten wird es schon können!“ — einer Rede, der Freytag selbst als Abgeordneter beiwohnte, — spricht unser Dichter von Bismarcks „schönem Talent zur Debatte“. Stosch, dessen uns in seinen Briefen an Freytag vorliegende Urteile der Größe Bismarcks vielfach gerecht werden, schreibt am 6. Mai 1867 an Freytag: „Von Bismarcks Kriegslust zu sprechen ist falsch. Er wird den Krieg fest fassen, wenn er unvermeidlich, aber er wird ihn gern vermeiden, wenn es unsere Machtstellung irgend zuläßt.“

Am 4. Dezember 1867 schreibt Freytag an den Herzog: „In dem Verhalten Bismarcks zu der preußischen Volksvertretung fühlt man recht empfindlich die kalten Schatten, welche aus seiner und seines Ministeriums Vergangenheit in unsere Gegenwart hineinfallen . . . Der Mensch wird nicht ganz neu durch das große Neue, das er schafft.“

Das Urteil des Generals von Stosch wird dagegen doch allmählich besser. Er spricht am 7. September 1868 Freytag gegenüber die Ansicht aus, „daß für die Entwicklung Deutschlands Bismarcks Autorität dem preußischen Partikularismus gegenüber dringend nötig ist.“

Und in einem Briefe vom 4. Oktober 1868 lesen wir: „Sie beurteilen Bismarck ungerecht. Sie sagen, der Grundton seines Charakters sei Mangel an Ehrfurcht. Ich möchte ihn so darstellen: er ist frisch und keck in Gedanken und klar in dem, was er will; seine Ziele wird er nie über das hinausstecken, was ihm zu erreichen möglich. Den Liberalismus und die Verfassung gebraucht Bismarck nur, um den König und die Konservativen zu leiten und zu biegen, nie aber als ein berechtigtes Machtelement. Bismarck will ein einiges, monarchisches Deutschland, und diesem Ziele streben auch Sie zu. Also lassen Sie ihn gewähren!“

Die Behauptung, daß Bismarck kein berechtigtes Machtelement in den genannten Dingen gesehen habe, geht ein wenig zu weit. Bismarck wußte wohl nur der Berechtigung schwererer Gewalten recht-

zeitig die Aufmerksamkeit zuzuwenden. „Ich habe," äußerte er am 27. März 1867, „niemals in meinem Leben gesagt, daß ich der Volksfreiheit mich feindlich entgegenstellte, sondern nur gesagt, und natürlich unter der Voraussetzung „rebus sic stantibus", meine Interessen an den auswärtigen Angelegenheiten sind nicht nur stärker, sondern zur Zeit allein maßgebend und fortreißend . . . Das schließt nicht aus, daß auch ich die Überzeugung teile, daß den höchsten Grad von Freiheit des Volkes, des Individuums, der mit der Sicherheit und gemeinsamen Wohlfahrt des Staates verträglich ist, jederzeit zu erstreben, die Pflicht jeder ehrlichen Regierung ist." (Vgl. oben S. 278.) [1])

Am 9. März 1869 schreibt von Stosch: „Ohne Bismarck gibt es keinen Fortschritt auf dem Wege zum Reich, das ist festzuhalten." — Freytag dagegen äußert sich dem Herzoge gegenüber am 20. Juni 1869 folgendermaßen: „Diese Wirtschaft Bismarcks, das ewige Interimisticum wird unerträglich, am meisten in Preußen. Es ist recht schön zu trösten, daß jetzt das Hauptinteresse nach außen gekehrt sein müsse, Rüstung, große Politik. Aber das ist nicht wahr. Hauptsache ist in Friedenszeiten stets das Innere. Die Miserabilitäten des Systems quetschen das Volk unaufhörlich wund. Was wir immer behaupteten, daß 1866 nirgend schwerer zu überwinden sein werde, als in Preußen selbst, das kommt jetzt zum Bewußtsein. Zunächst nur bei den Führern. Und seine immense Popularität wird noch eine Weile stützen. Aber daß er uns aus diesem Chaos nicht befreit, scheint mir sicher. Es wird sich sammeln und noch einen großen Ruck im Innern geben, und ich besorge, daß diese Explosion erst unter der nächsten Regierung eintritt."

Am 5. August schreibt er an S. Hirzel: „In Politik still. Aber es zieht sich langsam in Preußen wieder das Gewitter zusammen, das durch den Sturm von 66 auf einige Jahre zerstreut war . . . Die Kritiker Bismarcks behaupten, daß er den Sturm mit Freuden sehe, und bei seiner Aufgabe des Präsidiums keine andere Tendenz habe,

---

1) Vgl. dazu in Goethes Gespächen (herausgeg. von Biedermann) Bd. 10, S. 27 das lustige Unsterblichkeits-Duell mit Wieland. Alles komme auf die Dosis an. Hier wird nun das von Leibniz unaufhörlich beleuchtete Gesetz der stetigen Übergänge im Staatsleben angewandt. Alle Werte werden gegeneinander fein flüssig erhalten, ein durchaus billigenswertes Verfahren, da überhaupt doch nichts als die Richtung auf Liebe um der Liebe willen sittlich feststeht.

als dem König und den Kollegen zu beweisen, daß es ohne ihn gar nicht geht . . . Aber in der Bewegung, die jetzt in Preußen beginnt, vermag auch Bismarck nicht zu helfen . . ."

Stosch mag ruhig schreiben (5. April 1870): „Bismarck verfolgt unausgesetzt sein großes Ziel, die Einigung Deutschlands . . ." — unser Dichter läßt sich nicht beirren; er fährt fort zu klagen. Am 1. Juli 1870 lesen wir in einem Briefe an den Herzog: „Der Ausschluß Süddeutschlands, der im Jahre 1866 von den meisten gebilligt wurde, und den ich immer für die fehlerhafteste Maßregel Bismarcks gehalten, beginnt seine dunkeln Folgen zu betätigen. Es ist nicht wahr, daß die Südstaaten uns allmählich genähert werden, sie werden uns notwendig fremder, je weiter die Gesetzesorganisation im Norden vorschreitet. Sogar die Badenser verzweifeln, über die nächsten Landtagswahlen hinaus festhalten zu können. Und was dann? Zweiteiligkeit in sempiternum, es wird eine allmähliche Entfremdung.

„Es scheint mir, daß Bismarck das Bittere seines Fehlers in der Stille bedrohlicher findet als das patriotische Publikum. Folge davon war das Spekulieren auf einen Gewaltcoup, das Hervorsuchen der alten Kaiseridee für die Hohenzollern. Dies ist ein Punkt, wo der Spaß aufhört. Die abgestandene Kaiseridee von 48 würde, jetzt realisiert, keine der Folgen haben, welche man in Berlin hofft, sie würde aber allgemeine kühle Abneigung bei dem Volk, auch in Preußen, finden, und was das schlimmste wäre, sie brächte uns auf einmal einen ganzen Schwall von neuen Prätensionen, Hofstaaten, Verbindlichkeiten, neuen Eindringlingen in den Weg, die neuen Kaiser würden viel schwerer finden, sich in die Zeit zu fügen, was doch nötig sein wird. Denn trotz aller Schwächen der Liberalen gehört die nächste Zukunft doch dem Liberalismus. Kaiser! Der unglückliche Herr in Mexiko sollte doch jedem ehrlichen Fürsten diese prätensiöse Krümmung seines Goldreifs verleiden." (Vgl. oben XIX, S. 386 f.)

Nun hatte zwar Bismarck selbst gegen die Frankfurter Krone entsprechende Abneigung bekundet. „Die Frankfurter Krone," erklärte er am 10. April 1849, „mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde." Jetzt

lag die Sache doch aber anders. „Die Annahme des Kaisertitels durch den König bei Erweiterung des Norddeutschen Bundes war ein politisches Bedürfnis, weil er in den Erinnerungen aus Zeiten, da er rechtlich mehr, faktisch weniger als heute zu bedeuten hatte, ein werbendes Element für Einheit und Zentralisation bildete; und ich war überzeugt, daß der festigende Druck auf unsre Reichsinstitutionen um so nachhaltiger sein müßte, je mehr der preußische Träger desselben das gefährliche, aber der deutschen Vorgeschichte innelebende Bestreben vermiede, den andern Dynastien die Überlegenheit der eignen unter die Augen zu rücken." (Gedanken und Erinnerungen, Bd. 2, S. 115.)

Am 22. Juli 1870 schreibt Freytag an S. Hirzel: „Mir wurde, dies aber vorläufig nur für Sie, die Anfrage gestellt, ob ich in das Hauptquartier des Kronprinzen gehen wolle, für Berichte, Proklamationen usw. Ich habe nicht abgelehnt, aber Bedingungen gestellt, die aus Kenntnis der Personen hervorgehen und nötig sind, mir eine respektable Wirksamkeit zu sichern. Die Sache wird wahrscheinlich dadurch zu nichte werden, daß solche politische Tätigkeit nicht gut unabhängig von Bismarck vor sich gehen kann, daß Bismarck sich nicht füglich einem Volontär überlassen kann, und daß ich wahrscheinlich einer der letzten wäre, die sein Herz begehren würden . . ." Alfred Dove fügt hinzu: „Freytag entschloß sich zur Annahme und bestellte sich am 27. Juli bei H. ‚für eine Kriegsbibliothek' sehr frei von chauvinistischen Erwartungen: Pierers Lexikon, Bädekers Deutschland I und II, eine Landeskunde von Bayern und Württemberg . . ."

Am 20. Juni 1871 schreibt Freytag an den Herzog: „Die neue Organisation des heiligen römischen Reiches ist ein so seltsam durchlöcherter Bau, daß selbst Fürst Bismarck nicht auf die Länge darin hausen kann. Und käme einmal ein Sturm, so mag das provisorische Gebäude zerworfen und zerblasen werden, als wäre es nie dagewesen. Im Zuge ritt der Fürst — den seine Gegner den künftigen Reichsfürsten von Elsaß und Lothringen nennen —, genau wie Wallenstein, trotzig und beifallslustig. Er konnte sichs nicht versagen, lange vor den andern auf das Tempelhofer Feld zu reiten und wieder allein reitend vor dem Ende sich von der Festlichkeit zu lösen, um in einsamer Größe durch die jauchzende Menge zu wirken. Uns andern bleibt nichts übrig, als sorglich zuzusehen, denn gegen Warnungen ist er unzugänglich. Es steht zu fürchten, daß er die Klugheit verliert, den Kaiser zu be=

handeln, und daß es plötzlich einmal in kleiner Sache zum Bruche kommt." Die Ursache des auffälligen Benehmens, die von Freytag hier in einer so lustigen Weise einfach als Freude an der Darstellung der eignen Person gedeutet wird, mag in der damals dem Publikum unbekannten Erledigung politischer Geschäfte zu suchen sein. Durch eine telegraphische Drohung wurden nämlich französische Absichten in der Zone von Lilas, Raincy und Romainville eingeschüchtert. Vgl. Fedor von Köppen, Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler. Zweite Aufl. 1878, S. 587.

Mit andern Gefühlen als Freytag hat Adolf Wilbrandt den großen Zeitgenossen in ähnlicher Lage betrachtet und geschildert, nämlich beim Einzuge der siegreichen Truppen im September 1866 in Berlin. „Ich saß," schreibt Wilbrandt in seinen Erinnerungen S. 238 f., „auf einer der großen Tribünen des Pariser Platzes; durch das Brandenburger Tor ritten sie in der weichen, warmen Südluft heran, hinter dem König Wilhelm seine Paladine; Bismarck zwischen Moltke und Roon, im Waffenkleid wie sie. Eine ergreifende Blässe deckte sein Gesicht, denn er hatte mit einem starken Unwohlsein zu kämpfen; er saß aber aufrecht und fest, wie aus Stein gehauen, mit den fernwirkenden, gewaltigen Brauen und dem mächtigen Knebelbart, in ehernem Ernst, als ritte der Geist der Geschichte durch das Tor der Zeit. Da sah ich den Helden, den germanischen, wie das Herz ihn träumte."

Wilbrandts kleiner Aufsatz „Beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruh" gehört wohl zum Vorzüglichsten, was über die Wirkung der großen Persönlichkeit von einer empfänglichen Seele festgehalten ward. —

Die Denkwürdigkeiten des Generals von Stosch bringen sodann am 18. September 1871 in einem Schreiben an Freytag diese Äußerung: „. . . Übrigens habe ich ihn (Bismarck) im Kampfe (mit Manteuffel) noch höher schätzen gelernt, und man muß die Sicherheit seiner Handlungsweise bewundern. Er manövriert zum Entzücken schön und von langer Hand mit großen Gesichtspunkten."

Zum Kulturkampfe schreibt Freytag am 20. Juni 1872 an den Herzog: „Dieser konfessionelle Krakeel ist nichts für den Fürsten Bismarck . . . mit den Ultramontanen ist nicht durch einzelne kühne und herausfordernde Akte fertig zu werden, sondern durch langjährige feste Arbeit der Schule und Beamtenmaschine. Und beide versagen den Dienst. Beide neu zu organisieren und zu heben ist nicht das Genre des Ge-

bieters im Sachsenwald.“ Weitere Äußerungen, teilweise auch freundlicher gehaltene, aber nicht sonderlich Neues bietende, finden sich noch im Briefwechsel mit dem Herzog unter Nr. 175, 21. Dezember 1874, S. 267. Nr. 196, 25. Juni 1880, S. 289 der große Kanzler. Nr. 294, an die Herzogin, 4. Dezember 1883, S. 405. Nr. 232, an den Herzog, 4. Januar 1889, S. 325. (Verfolgungseifer des Kanzlers) Nr. 238, äußert sich der Herzog am 30. Juni 1890, ohne gegen den Entlassenen Partei zu nehmen, S. 334; aus dem Briefwechsel mit Hirzel wäre noch zu der oben (S. 235) erwähnten Charakteristik Treitschkes, „er wandelt durch diese Welt in heroischem Nachtwandel“ die Fortsetzung hier nachzutragen: „was übrigens nicht hindert, daß er hier und da sehr gute Augen erweist; nur mein Bismärckchen hat er sich zum Engel hergerichtet.“ Vgl. über Bismarck an Salomon Hirzel ferner Nr. 130, 19. September 1873, S. 205 f. (Wernersche Affaire) Nr. 135, 22. August 1874, S. 211 f. (ebenfalls). Bismarcks politische Klugheit wird gerühmt Nr. 147, am 4. Januar 1877. — An Heinrich Hirzel schreibt F. am 13. Dezember 1881: „Mir war das N. R. in den Artikeln, welche Springer nicht geschrieben hat, in der letzten Zeit zu sehr Bismarck. Wir werden noch lange daran zu tragen haben, daß die politische Kraft der Nation sich durch 1½ Jahrzehnt in einem Manne personifiziert hat. Und mit dem großen Glück und Fortschritt dieser Zeit auch den Schaden tragen, welcher sich an solche Herrschaft eines Einzelnen heftet.“ Am 25. Dezember 1884 heißt es in einem Briefe an H. Hirzel gelegentlich der Verweigerung der 20 000 Mark, Bismarck dürfe sagen, „der Himmel erhalte mir solche Feinde, sie sorgen besser als der Reptilienfond für seine Popularität. Aber es ist in Wahrheit eine Freude, zu erfahren, wie er die Kolonialfrage angepackt hat. Von allen seinen diplomatischen Aktionen war dies nicht die größte, aber die anmutigste, und mit einer Meisterschaft behandelt, die aus dem humoristischen Gefühl sicherer Überlegenheit und größter Praxis entspringt.“ — Weniger freundlich lautet das Urteil über Bismarck in Sachen Geffcken Nr. 186 an H. Hirzel am 5. Oktober 1888. — Versöhnlich heiter kann das Verzeichnis der Stellen über Bismarck mit einer Äußerung vom 28. November 1894 an Georg Hirzel abschließen. Freytag schreibt, daß er in seinem alten Pierer gefunden habe, „daß Bismarck (1857) nur mit wenigen Zeilen und falschem Geburtsjahr als großer Reaktionär erwähnt wurde. „Da fühlte ich doch, daß ich hinter der Zeit zurückgeblieben war.“

Zu Seite 278.

XXXIV.[1])

Grenzboten: 1865, 5; Regierung und Abgeordnetenhaus in Preußen, Bd. 1, S. 195: „Die preußische Thronrede, ein sorgfältig gearbeitetes Schriftstück mit mehreren glänzenden Stellen, hat doch in den beiden großen Streitfragen, der schleswig-holsteinischen und der innern, nichts enthalten, was eine schnelle und befriedigende Beendigung der Konflikte wahrscheinlich macht. Wenn wahr ist, was preußische Korrespondenzen verraten, daß der Ministerpräsident im Konseil einen anderen Entwurf vorgelegt habe, welcher das Budgetbewilligungsrecht der Häuser zu Gunsten der Opposition interpretierte und zweijährige Dienstzeit empfahl, so wäre tief zu beklagen, daß solche Konzessionen an dem Widerspruch der übrigen Minister gescheitert sind . . ."

S. 196: „Daß der Ministerpräsident Preußens vorzog, lieber mit Österreich über die Rechte Preußens an den Herzogtümern zu vereinbaren als schnell die Sezzessionsfrage zu erledigen und mit dem neuen Fürsten zu verhandeln, das wird, so fürchten wir, zu langwierigen Verwicklungen führen, aus denen weder schneller Entschluß noch späte Resignation zu befreien vermag . . ." „Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, was Herrn von Bismarck gehindert hat, zu seiner Zeit den kürzesten Weg einer direkten Verbindung mit Kiel einzuschlagen . . ." S. 197 f.: „In einem aber, vertrauen wir, wird der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in Preußen höheres Urteil erweisen als einzelne Stimmen der preußischen Presse, welche vorschnell die Knöchlein des Vogels verteilen, den man leider noch gar nicht in der Hand hat. Wenn der Ministerpräsident auf dem eingeschlagenen Wege die Einverleibung nicht durchzusetzen vermag, so wird er das künftige Bundesverhältnis der Herzogtümer zu Preußen doch so fassen, daß Land und Volk sich nicht in neue Bande eingeschnürt und nicht als Vasallenprovinz empfinden . . ."

S. 189: „Freilich wenn Herrn von Bismarck gelungen wäre, mit Unterstützung der liberalen Partei die schleswig-holsteinische Sache zu Ende zu führen, könnte das Ziel ein höheres, das Resultat für Preußen und Deutschland förderlicher gewesen sein.

---

1) Vgl. zum Folgenden H. Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland"

Der Geist dieses Staatsmannes ist elastisch und fruchtbar an Plänen, aber auch ihm wird Schicksal das System, mit dem er heraufgekommen, und die Bundesgenossenschaft, welche er nicht entbehren kann. Man frohlockt in Preußen noch über die Erfolge, welche das gegenwärtige Ministerium errungen hat; wir wünschen sie dem Staate, aber wir sehen sie nicht ..." S. 200: Die Regierung fühle sich jetzt sicher, aber es seien Mißerfolge zu fürchten und nach einer zu frühen Siegesfreude werde der Ärger über getäuschte Erwartungen um so empfindlicher werden. Freytag wünscht, der kurze Aufschwung durch militärische Erfolge möge zur kräftigen Durchführung der Marinepläne und schnellen Ausführung des Kanalbaues zwischen Nord- und Ostsee führen. „Könnten wenigstens diese großen Interessen des Staates nach der Erfahrung der letzten Jahre die Regierung und die Opposition zu gemeinsamem Handeln vereinigen!"

1865, 8; Die Trias und Frankreich, Bd. 1, S. 317. „Dies Blatt hat durchaus nicht den Beruf und Wunsch, die Gedanken des preußischen Ministerpräsidenten zu verteidigen, aber es zeigt doch wenig Kenntnis der regierenden Persönlichkeiten und des Volkes in Preußen, wenn man die Abtretung irgend eines Landesteiles, und sei er noch so klein, bei den gegenwärtigen Verhältnissen für möglich hält . . ."

1865, 9; Das preußische Abgeordnetenhaus und die Bankfrage, Bd. 1, S. 357 ff. Freytag spricht von der Gefahr, durch systematisches Widerstreben gegen die Regierung, wenn dieses Widerstreben auch höchst berechtigt sei, zugleich die Fortschritte des Staates zu gefährden. „Diese Gefahr ist allerdings nur dann vorhanden, wenn die Opposition, wie jetzt die der Preußen, in der ganz unerhörten und unparlamentarischen Situation festgehalten wird, daß sie zwar durch die ihr gehörende Majorität die Handlungen der Regierung zu lähmen vermag, aber nicht die Kraft besitzt, die regierenden Minister selbst zur Abdikation zu veranlassen. Die Verfassungsgeschichte der größeren modernen Staaten hat wenig Analogien eines solchen Mißverhältnisses . . ."

1865, 14; Preußen und Schleswig-Holstein, Bd. 2, S. 36 f. Preußens Forderungen, dazu Freytag: „Man darf von Herzen damit einverstanden sein." . . . „Der Weg, die Annexionsversuche des

Herrn v. Bismarck durch Betonung des Partikularismus in den Herzogtümern zu bekämpfen, führt zu keinem Ziele ..."
1865, 31; Politische Korrespondenz, Bd. 3, S. 193 ff. Dazu die Fußnote der Redaktion (Dr. Moritz Busch): „D. R. nimmt diese Korrespondenz auf, bedauert aber, sich nur teilweise zu den darin über Schleswig-Holstein geäußerten Ansichten und Erwartungen bekennen zu können." Die Korrespondenz ist mit dem Zeichen Freytags ♀ versehen. — S. 194: „Es wäre nicht gerecht, dem Ministerpräsidenten alle Fehlgriffe, welche preußischerseits in den Herzogtümern gemacht sind, zuzuschreiben. Ohne Zweifel empfindet Herr v. Bismarck manche derselben sehr peinlich. Sie sind Folgen seiner Parteistellung, denen er sich nicht mehr entziehen kann. Aber auch seine Maßnahmen, soweit sie durch seine eigenen Erklärungen dem öffentlichen Urteil unterbreitet sind, erschweren ihm bei jedem Schritt guten Erfolg mehr und mehr. Er hat die Forderungen, welche Preußen an die künftige Regierung der Herzogtümer zu machen hatte, nach langem Zögern öffentlich formuliert. Einige derselben waren allerdings für jeden künftigen Landesherrn strenge Zumutungen ... Der Herzog von Schl.-H. erklärte in einigen Hauptpunkten seine Bereitwilligkeit und machte bei anderen — immerhin vorsichtige Vorstellungen. Sofort gab man ihn in sehr entschiedener Weise auf; Herr v. Bismarck sprach sich vor dem Abgeordnetenhause rückhaltlos gegen die Kandidatur des Hauses Augustenburg aus und publizierte das Memorial über jene vielbesprochene Unterredung mit dem Herzoge.

„Wohl durfte ein Anhänger Preußens sich fragen, was war der Zweck solcher offenherzigen Äußerungen, wie sie in schwebenden Geschäften ziemlich unerhört sind. Man konnte dem Publikum die Überzeugung nicht beibringen, daß der Kampf gegen Dänemark mit dem überlegten Plane begonnen sei, um die Herzogtümer durch Krieg von Dänemark zu lösen, und es blieb noch zweifelhaft, ob die Zurückhaltung des Augustenburgers bei jener berühmten Unterredung nicht vielleicht durch Äußerungen des Herrn v. Bismarck selbst hervorgerufen sei, welche derselbe in seinem Memorial nicht aufgezeichnet hat. Wenigstens sprach man nach jener Unterredung von einem Memorial des Herzogs,

welches die Unterredung weit anders darstellen sollte, und daß ein Hauptpunkt, auf dem Herr v. Bismarck damals bestanden, Aufhebung der Verfassung Schleswig-Holsteins von 1848/49 gewesen sei, weil man in Berlin nicht dulden könne, daß im Norden Deutschlands ein zweites Koburg etabliert werde ..." „Es ist nach allem, was versehen worden, vielleicht unmöglich, die günstige Stellung wieder zu gewinnen, welche Preußen nach dem Friedensschlusse hatte ..." „Der diese Zeilen schreibt, hat als guter Preuße die Ereignisse der letzten Jahre mitgelebt; er würde einen Erwerb der Herzogtümer durch Preußen, wenn er nicht in irgend einem Stücke der Okkupation Hannovers im Jahre 1805 gleicht, für das größte Glück halten, aber er hat, seit österreichische Truppen neben den preußischen über das Dammwerk zogen, keine Stunde an die Möglichkeit eines solchen Glückes geglaubt."

1865, 33; Bd. 3, S. 279 und 1865, 36; Bd. 3, S. 397 wird von Freytag die Vermutung ausgesprochen, daß von der preußischen Regierung kein Krieg mit Österreich zu erwarten sei. Zur Unhaltbarkeit der bestehenden Bundesverhältnisse sagt er: Herr v. Bismarck habe selbst eifrig das Seine getan, die Nichtigkeit des Bundes zu erweisen. Im folgenden Jahre

1866, 4 lesen wir „zur preußischen Thronrede" Bd. 1, S. 154 alte Parteiklagen; es sei fast nur Zufall, daß gerade die Militärfrage als Erisapfel zwischen Volk und Krone geschleudert ward. „Der Kampf geht nicht um eine einzelne Organisation, es ist ein tiefer und unsühnbarer Gegensatz, und dieser heißt: hier persönliches Regiment, dort verfassungsmäßige Regierung. Nur ein gründlicher System- und Personenwechsel vermag den preußischen Staat den inneren Frieden zurückzugeben."

S. 155: „Wir (nämlich die Liberalen der preußischen Partei) sind vor allem Preußen. Wie wir auch über die Persönlichkeit des Ministerpräsidenten und die Wege, welche er eingeschlagen hat, denken mögen, alles, was er getan, fällt nicht nur auf sein Haupt zurück, auch auf den Staat. Was er in Schleswig-Holstein wagt, ist für Preußen; was ihm fehlschlägt, droht auch Ehre und Macht des Staates zu beeinträchtigen. Es mag ein schweres Unglück sein, daß es so ist; wir aber dürfen

uns dieser Konsequenz nicht entziehen. Ein Weg ist betreten, Preußen hat sich engagiert, und kein Preuße, wer er auch sei und wie er auch persönlich in dieser Frage empfinde, hat noch das Recht, direkt oder indirekt dem entgegenzuarbeiten, was bereits zur Tatsache geworden.

„Soweit sind wir alle gebunden. Wie weit der einzelne Liberale die Politik des Ministeriums tätig unterstützen wolle, wird seinem Gewissen überlassen bleiben . . ."

Dann S. 156 lesen wir hier den bedeutsamen Satz:

„. . . Preußen ist in Wahrheit gar nicht mehr ein Stück von Deutschland, sondern es ist bereits Deutschland selbst, wenn auch in sehr unvollkommener Organisation."

1866, 15; Krieg oder Frieden? Bd. 2, S. 64 ff.

„Jeder Tag bringt neue Nachrichten über die Rüstungen der beiden Großmächte des deutschen Bundes gegeneinander; der friedliche Verkehr ist gestört, bereits sind in den letzten Wochen Millionen verloren worden, in banger Sorge lauscht das Volk auf offizielle Äußerungen von Berlin und Wien. Schon übertreibt die Furcht . . . Das sind die Früchte des Vertrags von Gastein. Als er seiner Zeit in diesem Blatte beurteilt wurde wie er es verdiente, stand der ausgesprochenen Ansicht von der Hilflosigkeit und Zweckwidrigkeit dieser Maßregel noch eine hoffnungsvolle Zuversicht unserer Parteigenossen gegenüber. Jetzt werden wohl auch die Vertrauensvollen gründlich enttäuscht sein. Unterdes ist man in Berlin bemüht gewesen, zu den Schwierigkeiten, welche der Vertrag brachte, neue zu häufen.

„Erst in den letzten Wochen hat man erkannt, daß auf dem betretenen Wege nicht weiter zu kommen ist, jetzt faßt man in der Verlegenheit an das Schwert. Und wieder beurteilt man die Gegner unrichtig, und ebenso täuscht man sich über die Bedeutung der eigenen Entschlüsse. Wollte man im Ernst durch die Vorbereitung zum Kampfe oder durch den Kampf selbst etwas erreichen, so mußte man nicht hoffen, durch Aufstellung einiger Armeekorps einen Gegner zu zwingen, dessen Bedeutung und Tendenz man schon an dem Tage unterschätzt hat, wo man sich mit ihm gegen Dänemark verbündete. Jetzt

ist die ganze Situation **eine** große Verlegenheit. Denn in Wahrheit sind sowohl die preußische wie die österreichische Regierung ihrer inneren Lage nach nicht imstande, einen großen Krieg so zu führen, daß ein immerhin mächtiger Feind niedergeworfen wird. Und die Gefahr unserer Lage besteht tatsächlich nur darin, daß persönliche Gereiztheit und der Stolz, welcher begangene Fehler nicht eingestehen will, von einem Entschluß, der in der Bedrängnis des Augenblicks gefaßt wird, zum anderen treiben, bis endlich das Ungeheure unvermeidlich wird, bis die Blüte des preußischen Volkes auf große Schlachtfelder geführt und Erfolge dem ehernen Würfelspiel der Schlachten und der Einmischung des Auslandes überlassen werden, welche so sicher sein konnten, daß sie durch keine Macht zu verhindern waren.

„Nun ist allerdings von den ersten Vorbereitungen zum Kriege noch ein weiter Weg bis zum Losschlagen, und es ist wahrscheinlich, daß sich in beiden Staaten noch das Mißverhältnis zwischen dem, was man auf das Spiel setzt, und dem, was man im Augenblick gewinnen kann, geltend machen wird. Indes lehrt die preußische Zirkulardepesche vom 24. März, daß man zur Zeit in Berlin noch weit davon entfernt ist, die eigene Lage unbefangen zu würdigen. Dies Schriftstück ist in vieler Beziehung merkwürdig und wird in der Zukunft als besonders charakteristisch für den Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Preußens betrachtet werden. Es ist gut geschrieben, wie die meisten Noten, welche durch den Grafen Bismarck verfaßt oder redigiert werden. Aber wer hinter den Stil auf den Inhalt sieht, wird doch eine sehr unbehagliche Empfindung nicht abweisen können. Die Depesche beschwert sich vor den Regierungen des deutschen Bundes zuerst über die Rüstungen Österreichs. Die Rüstungen aber waren eine unmittelbare Folge jener vielbesprochenen Konseilsitzung in Berlin. Ohne Zweifel hat die Diplomatie Berlins wenige Stunden nach jener Sitzung doch so viel davon erfahren, daß sie ihren Höfen mitteilen konnte, man habe darin die Eventualität eines Krieges mit Österreich verhandelt. Welcher unbefangene Preuße kann sich wundern, daß der Gegner bei den lebhaften Einfällen, welche im auswärtigen Amt nicht unerhört sind, und bei dem hochgestiegenen

Mißtrauen Vorsichtsmaßregeln traf. Vollends bei den deutschen Regierungen wird doch durch solche Beschwerde keine Wirkung hervorzubringen sein, da durch den Ministerpräsidenten selbst wiederholt ausgesprochen wurde, daß in der Herzogtümerfrage Preußen der um sich greifende Teil ist. Wenn man wirklich annektieren wollte, so war ein Gebot der gewöhnlichen Klugheit, still dafür zu arbeiten, nicht herausfordernd davon zu sprechen. Aber die stille Arbeit war dem System unmöglich, es war fast ausschließlich beschränkt auf Schritte, welche Anstoß gaben und aufregten, ohne zu fördern.

„Noch auffälliger ist der zweite Teil der Zirkulardepesche. In demselben Schreiben, in welchem die Mitglieder des Bundes auf Grund der Bundesakte aufgefordert werden, ihren Anschluß an Preußen zu erklären, wird ausführlich deduziert, wie ungenügend, ja unerträglich die Verfassung des deutschen Bundes geworden sei, und daß Preußen nicht nur in der Herzogtümerfrage sich mit Österreich auseinanderzusetzen, sondern auch den deutschen Bund zu reformieren genötigt sei. Welche Wirkung erwartet man von solcher Mitteilung im gegenwärtigen Augenblicke? Die Wirkung kann doch keine andere sein, als die Schwachen und Unsicheren, welche bei einer Aufhebung des Dualismus im Bunde ihre eigene Stellung tödlich bedroht sehen, — und das ist fast bei allen deutschen Bundesstaaten der Fall, — in das Lager des Gegners hinüberzutreiben. In der Stunde, wo man die Freundschaft eines anderen sucht, ihm zu sagen: ich habe auch mit dir und deiner Existenz abzurechnen, — ist doch sicher nicht ratsam. Doch vielleicht verzichtete die Depesche bereits auf den guten Willen der Regierungen, und sie wollte über dieselben hinweg sich an die Sympathien wenden, welche in der Nation für eine Bundesreform sind. Dann ist dieser Passus leider nutzlos, denn das gegenwärtige Ministerium muß gänzlich auf das verzichten, was man moralische Eroberungen nennt.

„Charakteristisch aber ist die Depesche deshalb, weil sie die politische Persönlichkeit des Mannes, welcher zurzeit die Geschicke Preußens mehr als ein anderer bestimmt, sehr deutlich zeigt. Mit dem Rückhalt, welchen die gegenwärtige Stellung,

nicht gewöhnliche Begabung und eine edle Anlage auch dem politischen Gegner auferlegen, weisen wir auf seine Art, die, seit den ersten Wochen seines Ministeriums erkennbar, jetzt dem Deutschen und dem Auslande in Sorgen verständlich wird. Es ist ein geistvoller Mann von unübertrefflicher Elastizität, um Auskunft nicht verlegen, bereit, sich persönlich einzusetzen, kurz entschlossen, dem Vernehmen nach im persönlichen Verkehr wie in seinem Privatleben von großer Liebenswürdigkeit. Aber diese Vorzüge werden überwogen durch einen Mangel, der verhängnisvoll für ihn selbst und ein Unglück für Preußen zu werden droht, ihm fehlt eine unbefangene Auffassung der Dinge; die Eindrücke, welche die Welt in seine Seele sendet, werden ihm zu schnell verzogen; was der gemeine, gesunde Menschenverstand leicht findet, entzieht sich ihm. Auch seinem Entschluß, wie energisch er erscheine, fehlt die nüchterne Stetigkeit. Wir Liberale vermissen an ihm außerdem andere Eigenschaften, welche wir an einem Staatsmanne nicht entbehren können. — Bei solchem Mangel wird sogar seine reiche Begabung ein Hindernis für Erfolge; er wird in seiner politischen Tätigkeit immer aufregen, ärgern, Einzelne an sich fesseln, aber er wird ewig in Gefahr sein, die unrichtigen Mittel auch für ein gutes Ziel zu verwenden, sich über die Schwierigkeiten und über seine Hilfsquellen gröblich zu täuschen, statt mit sicherem Entschluß einen Plan zu verfolgen, sich an der Produktion zu befriedigen, welche ihm eine Reihe montierter Situationen gibt. Die innere Freiheit, mit welcher er die Personen beurteilt, und die Flüchtigkeit, mit welcher er Tatsachen behandelt, die Behendigkeit, mit welcher er sich aus der Befangenheit des Moments heraushebt, und der Eigenwille, welcher sich eine Sachlage einbildet, Verachtung der Gegner und Ungeduld bei Hindernissen, das Selbstgefühl adeliger Ehre gegenüber bürgerlicher Gewissenhaftigkeit sind Eigenschaften eines Politikers, der aus dem preußischen Junkertum heraufkam. Es ist ein blendendes, vielleicht fesselndes Wesen, es sind einige von den höchsten Eigenschaften eines preußischen Ministers darin, aber ihr Segen wird in das Gegenteil verkehrt durch dilettierende Unproduktivität und durch den Mangel an festen inneren Schranken, welche ihm die Willkür bändigen.

„Es ist vergeblich, Vermutungen anzustellen, wohin der Kriegsapparat den preußischen Staat und die Deutschen treiben könne. Zum Frieden mahnt die Erwägung, daß der erste Kanonenschuß zwischen Preußen und Österreich auch den deutschen Bund zersprengt . . . Es ist eine Signatur der Verlegenheit, in welche Preußen gekommen ist, daß die deutschen Mittelstaaten tatsächlich eine Bedeutung gewonnen haben, die ihnen nie seit dem Pariser Frieden weder von Preußen noch von Österreich gegönnt wurde. Dahin hat die Politik der Großmächte geführt, daß von den 120 bis 150 000 Mann, welche die Binnenstaaten des deutschen Bundes zu stellen vermögen, und von der einmütigen Politik ihrer Kabinette zum großen Teil die Frage: Ob Krieg, ob Frieden? abhängt. Denn ihre Kontingente sind — zumal bei dem Mangel an bewährten militärischen Talenten in den höchsten Befehlshaberstellen der Großstaaten — ein so bedeutender Teil deutscher Kraft, daß die Entscheidung der Mittelstaaten für die eine oder die andere Seite auch entscheidend für die militärischen Operationen werden kann. Es ist schon jetzt nicht mehr zweifelhaft, auf welche Seite sie sich im äußersten Notfall schlagen werden, und die preußische Zirkulardepesche hat das ihrige getan, den Entschluß der Bundesstaaten zu beschleunigen.

„Nicht unmöglich ist, daß man sowohl in Berlin wie Wien immer noch für nützlicher halten wird, sich untereinander zu verständigen, als die Entscheidung in die Hände der Kleinen zu legen. Und der Trost bleibt, daß in unserer Zeit schwer wird, einen großen Krieg gegen den Willen des Volkes zu beginnen. Daß man ihn gegen den Willen des Volkes zuverlässig nicht zu führen vermag, das freilich ist ein schlechter Trost, denn diese Wahrheit schützt nicht vor schicksalsschweren Schritten."

1866, 17; Die neuen Aussichten auf Bundesreform, Bd. 2, S. 156 ff. „Eine Woche voll großer Überraschungen ist vergangen, die Kriegsfrage ist wenigstens für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt durch einen neuen Erisapfel, welchen der preußische Ministerpräsident in das Land geworfen hat, durch die Forderung einer Reform an Haupt und Gliedern des deutschen Bundes.

„Man läßt dem Grafen Bismarck wohl nicht Recht widerfahren, wenn man diese Forderung für einen plötzlichen Einfall hält, durch welchen er sich aus einer Lage herausheben wollte, die voll von Verlegenheiten ist, selbst auf die Gefahr, die mißlungenen Anläufe seiner Politik durch einen neuen zu vermehren. Es ist vielmehr Grund anzunehmen, daß das Bundesreformprojekt ein alter Lieblingsplan desselben ist. Wenigstens wurde im Jahre 1862 erzählt, daß H. v. Bismarck seinem König ein ähnliches Projekt vorgelegt habe, und zwar damals mit bestimmten Hintergedanken für die inneren preußischen Verhältnisse . . .“

S. 157. „. . . was das Schlimmste wäre, dem Ministerpräsidenten Preußens wird jede Versammlung, mit welcher er über reale Interessen und praktisch ausführbare Ideen einen Kompromiß zu schließen hat, lästig und zuletzt unerträglich dünken, und er wird durch keinen Wahlmodus und durch keine Vorlagen einen parlamentarischen Körper in Deutschland zusammenbringen, welcher seinen Projekten mit anderer Stimmung entgegenkommt als mit dem größten Mißtrauen und mit scharfer Kritik.“

1866, 21; Bd. 2, S. 136 f. Die politische Lage. „. . der kaiserlichen Regierung war ein Krieg gegen Preußen und zugleich gegen Italien eine unlösliche Aufgabe, wenn ihr nicht gelang, die tätige Bundesgenossenschaft der deutschen Mittelstaaten zu erhalten. Dafür hat der preußische Ministerpräsident gesorgt, als er den Reformantrag in der Weise wie geschehen, herauswarf, und die kaiserliche Regierung säumte nicht, diesen Fehler zu benutzen.“

S. 318 f. „Als der preußische Ministerpräsident den Bundesstaaten die Aufforderung zugehen ließ, sich für Zusammenberufung eines deutschen Parlaments zu entscheiden, begegnete ihm wieder, was ihm seit Antritt des Ministeriums jeden dauernden diplomatischen Erfolg verdorben hat, daß er sich über die Wirkung seines Antrages Illusionen machte.“ „. . . der Glaube an seine Fähigkeit, eine wirkliche Reform der deutschen Verhältnisse durchzuführen, ist (nämlich in der öffentlichen Meinung in Preußen und Deutschland) nicht größer geworden.

„Aber der Gedanke, unter Waffen mit gerüsteten Heeren über eine neue Organisation Deutschlands zu beraten, oder genauer gesagt, das nationale Bedürfnis darnach in solcher Zeit zugunsten Preußens zu verwerten, ist überhaupt ein fruchtloser. Dem Ministerpräsidenten kann nicht länger entgehen, daß das System, dessen Hauptträger er bis jetzt gewesen, völlig freundlos in Europa steht . . .“

S. 320. „Ein Systemwechsel bedeutet in Preußen . . . vor allem eine andere Stellung der Minister zur Krone, und die Frage, ob Graf Bismarck geeignet ist, einem neuen Ministerium die einzig richtige Grundlage zu geben, auf welcher es bestehen kann, muß verneint werden . .“ „. . Sollte das Unvermeidliche unvermeidlich werden, dann wird es bei dem Heere stehen, die Fehler der preußischen Diplomatie wieder zu sühnen.“

1866, 22; Bd. 2, S. 324. Das deutsche Volk solle sich durch Bismarcks Unpopularität nicht hindern lassen, die Reformvorschläge zu ergreifen. S. 236 f. indessen: „Wer von der liberalen Opposition in Preußen fordert, daß sie zustimmend der Politik ihres Ministerpräsidenten folge, solange die Zeit ist zu widersprechen, der vergißt, daß willenlose Beistimmung uns in die Gefahr versetzt hätte und noch immer setzen kann, einen Krieg zu führen, der diplomatisch verloren war, bevor er anfing.“

Besonders dramatisch fesselnd ist der Aufsatz

1866, 24; Partei oder Vaterland? Bd. 2, S. 401 ff.; denn er enthüllt uns den inneren Zwist in der Seele des vaterländischen Mannes; unter dem Titel „Partei oder Vaterland“ und mit dem Zusatze: „Ein Wort an die norddeutschen Liberalen“ war nämlich eine kleine Flugschrift mit offenbar verständigen Grundsätzen erschienen. Unser Dichter schreibt: „Der Verfasser greift . . . die Taktik der preußischen Liberalen an, der Presse wie des Abgeordnetenhauses, er macht dem preußischen Liberalismus, d. h. der großen Majorität des preußischen Volkes, den schweren Vorwurf, daß sie durch ihren Haß gegen das System verleitet worden sei, Opposition gegen den Grafen Bismarck zu machen, wo eine Unterstützung desselben patriotisch gewesen wäre, und den schweren Vorwurf, daß sie durch falsche Taktik sowohl in Wien als bei den feindlichen Mittelstaaten die Ansicht genährt

habe, der Moment sei günstig, Preußen zu demütigen; die liberale Partei habe im letzten Grunde die gegenwärtige Krisis verschuldet. Und dieser verkehrten Politik wolle man jetzt dadurch die Krone aufsetzen, daß man in der Person des jetzigen Ministerpräsidenten ‚die einzige Person beseitige, welche seit fünfzig Jahren dem dynastischen Partikularismus einen heilsamen Schrecken einzuflößen verstanden hat'. Die Zukunft werde die Führer unserer liberalen nationalen Partei vor ihren Richterstuhl laden."

Was antwortet Freytag? „Es ist nicht ganz leicht, gegenüber solchen Vorwürfen den Ernst zu bewahren, den die Schwere des Vorwurfs und die Ereignisse der letzten Wochen uns auferlegen. Der unbekannte Verfasser hat zuverlässig eine politische Gesinnung rein wie Gold und eine so innige Liebe zu der Idee des preußischen Staates, daß man ihm dafür die Hand drücken möchte, aber Ungeduld und wogende Sorge haben ihm das Urteil geblendet; er selbst ist schwerlich ein Preuße. In der Sehnsucht nach einem Helfer aus der Verwirrung hat er sich das Bild seines Helden, wie deutsche Art ist, ein wenig poetisch zugerichtet ..." Die liberale Opposition sei nicht auf Beseitigung Bismarcks, sondern des feindlichen Systems gerichtet. — Der Aufsatz endet mit mannhaften Worten über die gehobene pflichtenfreudige Stimmung des Patrioten in der kriegerisch bewegten Zeit. Vgl. nun Ges. W. Bd. 15, S. 294 f. (Grenzboten 1866, 26).

1866, 26; Neues Handbuch für Diplomaten. „... wir Deutsche haben in diesem Jahrhundert noch keinen Grund gehabt, mit irgend einer größeren Leistung deutscher Diplomatie zufrieden zu sein."

Dann aber

1866, 31; Die Friedensverhandlungen: „Es ist ein kräftiger, scharfsinniger und zum Äußersten entschlossener Mann, welcher jetzt die auswärtigen Geschäfte Preußens verwaltet. Die Sachlage gestattet ihm gerade jetzt, alle starken und bedeutenden Seiten seines Wesens geltend zu machen. Die Mittel, durch welche er sein hohes Ziel zu erreichen sucht, sind die einer sehr selbstwilligen und souveränen Natur; unnütz ist die Frage geworden, ob sie die möglichst besten sind, denn sie sind in eherner

Zeit, unter ungeheuren Verhältnissen, die allein möglichen. Darauf aber darf man vertrauen, daß er, wie er sich auch jetzt anstelle, keinen Fuß breit Landes aufgeben wird, den er zu behaupten imstande ist, und daß er an keiner Stelle deutsches Landgebiet als Tummelplatz fremder Einflüsse neben Preußen dulden wird. Wir fürchten nicht, daß der deutsche Staat der Zukunft mit der Mainlinie endet."

Und nun:

1866, 32; Die Stimmung vor dem Frieden, Bd. 3, S. 202. „Es war Heldenarbeit. Aber sie wurde getan nach dem großen Plane einzelner, welche kalt oder feindlich der öffentlichen Meinung gegenüberstanden, sie wurde ausgeführt durch den Gehorsam und die tüchtige Kraft des preußischen Heeres, nicht nach Wunsch und Willen des preußischen Volkes. Die Deutschen außerhalb Preußen, das gesamte übrige Europa blickten besorgt oder mißtrauisch, mit Kummer oder Abneigung auf die ersten Schritte der kühnen und rücksichtslosen Politik, deren Erfolge wir jetzt als den größten Fortschritt empfinden, welchen die deutsche Sache seit 1813 gemacht hat."

Ebenso:

1866, 35; Die Annexionen, Bd. 3, S. 324 f.

„. . . das Volk verdankt einen großen Fortschritt dem Zufall, daß ein talentvoller und mutiger Mann die auswärtigen Geschäfte sehr patriotisch und sehr eigenwillig leitete. Er besaß das Vertrauen seines Fürsten, nicht das seiner früheren Parteigenossen, noch weniger das Vertrauen des preußischen Volkes. Es ist natürlich, daß die Resultate, welche seine Diplomatie nach den Siegen des Heeres sichert, und daß die Organisation des künftigen Bundesstaates, welche er sich erfunden hat, anders nüanciert sind, als wenn er von allgemeinem Zutrauen gestützt, in engem Verkehr mit den namhaften Vertretern unserer Volkswünsche, sein Programm gebildet hätte. — Aber zu groß darf man sich den Unterschied doch nicht denken. Die Tätigkeit des Diplomaten ist gerade in den größten Momenten, wo es sich um Krieg und Frieden, um Landerwerb oder Verlust handelt, von höchst diskreter Natur. In dem eigenen Geist und Charakter muß er seine Hilfsquellen finden; seine Erfolge hängen davon ab, ob er in

schnell vorübergehenden Stunden die Einwürfe und die geheime Meinung eines Gegners oder Verbündeten richtig erfaßt hat, ob er die Kräfte seines Staates und der feindlichen sicher würdigt, ob er das Wesen seines Fürsten genau versteht und zu beeinflussen weiß, und vor allem, ob er nach langen Reibungen und nach vielen Kompromissen noch unbefangene Frische, Geistesgegenwart und Festigkeit hat. Niemand als er übersieht die zahlreichen Fäden, in denen die größten Interessen laufen, und niemandem vielleicht als seinem Herrn darf er Mitteilung von den letzten Motiven machen, welche sein Handeln bestimmen . . ." — „. . . jeder Preuße erkennt auch, daß jetzt mitten in der größten Arbeit der Baumeister nicht gestört werden darf, den uns das Schicksal oktroyiert hat; er hat sich dem Staate Preußen so nötig gemacht, daß nach gemeinem Urteil das Gedeihen des Werkes, wie es einmal begonnen wurde, mit ihm steht und fällt. Es ist auch in diesem Augenblick ganz untunlich, eine Kritik seiner Person und seiner Tätigkeit auszuüben, denn wir wissen viel zu wenig, was Menschenkraft überhaupt durchzusetzen vermochte." „. . . Natürlich wir haben das Recht, eine abweichende Auffassung vor ihm zu vertreten, aber nur in der Weise, wie der Advokat seine Partei vor dem Richter vertritt, denn wir sind in Wahrheit nicht zum Urteilsprechen befugt; ja wir haben nicht einmal das Recht, Enthüllungen von ihm zu fordern, und er wahrscheinlich nicht das Recht, sie vollständig zu geben . . ."

Und wieder —

1866, 37; Der Friedensvertrag mit Österreich, Bd. 3, S. 402 — gedenkt Freytag „der mutigen Politik des Grafen Bismarck . . . Er selbst hatte sich in völlig neuen Situationen zurechtzufinden; ihm hatte vor dem Kriege die Rücksicht auf Frankreich in erster Linie gestanden, und er hatte wohl bei jeder Verstärkung Preußens eine Cavoursche Nachgiebigkeit gegen Frankreich für unvermeidlich gehalten. Jetzt wurde ihm das Glück, daß die Energie der preußischen Siege über diesen Standpunkt erhob. Wenn auch er sich nach der Schlacht bei Königgrätz nicht sogleich von den alten Vorstellungen, die ihn durch Jahre beherrscht hatten, befreite, so haben wir kein Recht mehr, ihm

daraus einen Vorwurf zu machen. Denn er hat seitdem schnell und vollständig die Gunst der Situation zu benutzen gewußt und ungeheure Schwierigkeiten, welche auch das Publikum zu ahnen vermag, mit einer vortrefflichen Mischung von Festigkeit und Nachgiebigkeit überwunden. Das oft gesagte Wort gilt von ihm in ausgezeichneter Weise: er ist größer geworden mit seinen Zielen. Und wir erfüllen nur eine Pflicht des Patriotismus und loyaler Kampfweise, wenn wir einem früheren Gegner die warme und herzliche Anerkennung zollen, welche der Mann verdient, dem vergönnt war, so viel für Preußen und Deutschland zu tun."

Damit ist der Höhepunkt der Umstimmung erreicht. Der Sieg von Königgrätz zog den Sieg Bismarcks über die Herzen der Partei nach sich. Wenn wir jedoch das interessante Verhältnis weiter verfolgen, so sehen wir, daß Freytags Bewunderung, die hier ein hoher Augenblick so schön freilegt, auf die Dauer doch nicht in der gleichen sonntäglichen Feierstimmung sich erhalten kann und den bitteren Nachgeschmack alter Leiden hinwegzuspülen nicht allezeit völlig imstande gewesen ist.

Zu Seite 278.

XXXV.

Zahlreich sind die Äußerungen über Napoleon, den Freytag mit immer neuer Beobachtungslust auf seinem ganzen Lebenswege seit dem Staatsstreiche des Jahres 1851 verfolgt. Im Jahre 1873 widmet er ihm einen schön abwägenden Nachruf. Die ersten Äußerungen aber sind von einem entschiedenen Mißtrauen gegen die Gestalt des abenteuerlichen Emporkömmlings durchzogen, der ihm nach dem Wortlaute des Gesetzes geradezu als Hochverräter und Verbrecher an Frankreich erscheint. Wohl sei es dem Ursurpator vielleicht möglich, sein Unrecht zu sühnen. „Diese Sühne würde darin liegen, daß er seinem Unrecht einen glänzenden, für das Land segensreichen Erfolg zu geben weiß, indem er sich selbst und das Land gut und groß regiert . . ." Er muß vergessen machen, auf welchem Wege er Herr wurde. Solche Bemühung glaubt denn auch Freytag fortwährend zu bemerken. Er spricht von einer gewissen „Gemütlichkeit" der Napoleonischen Politik. Es komme dem Kaiser sehr darauf an, sich eine gute Meinung zu gewinnen. Er empfinde ein Bedürfnis, Liebe und Vertrauen einzuflößen, sei auch zuverlässig,

ja zuweilen weise und großartig. Wie er sich gegen die Deutschen verhalten würde, das, meint Freytag, sei in hohem Maße davon abhängig, ob ihm die Deutschen Achtung vor ihrer politischen Willenskraft einzuflößen wüßten. In Frankreich herrsche, und dafür will Freytag keineswegs Napoleon allein verantwortlich machen, kein sicherer Rechtszustand. Es sei unter Napoleons III. Regiment im Innern kein Segen zu finden; Paris gäbe mit zum Teil wenig würdigen Mächten den Ton an. Die Politik des Kaisers nach außen aber hält Freytag gelegentlich für klug und seinem Lande förderlich; der Wohlstand steige, Heer und Flotte seien kriegstüchtig und stünden in Ansehen. Auch die Möglichkeit, daß es einmal mit diesem Herrscher zum Kriege komme, faßt Freytag ins Auge. Er ist ihm im Auslande offenbar die fesselndste politische Persönlichkeit. — Der Umschwung in der Beurteilung tritt ein, als der große Schweiger Napoleon einmal als Schriftsteller den Mund öffnet und statt der erwarteten Weisheit Dinge, die der wissenschaftlichen Kritik große Angriffsflächen bieten, äußert. Wegen der Schrift über Cäsar geht Freytag scharf mit dem Verfasser ins Gericht. — Vgl. über Napoleon hauptsächlich in den Gesammelten Werken Bd. 15, S. 538 ff. und in Elsters zweitem Ergänzungsbande S. 108 ff. Ottokar Lorenz schreibt in seinem Aufsatz eüber Freytags politische Tätigkeit (Staatsm. und Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts, 1896; S. 345):

„Er hatte von Louis Napoleon eine klare und lebhafte Vorstellung, welche es ihm auch noch in späteren Jahren und als er das Schlußurteil über dessen Leben zog, ermöglichte, ein Bild von dem Manne des zweiten Dezembers zu entwerfen, das zu den besten und treuesten unserer Literatur zu zählen ist."

Im einzelnen ließen sich etwa folgende Stellen vergleichen:

Louis Buonaparte und die öffentliche Meinung. Grenzboten 1851, 50; Bd. 4, S. 427 ff.; Ges. W. Bd. 15, S. 187 ff.

Deutscher Trost (nämlich, daß es bei uns schön sei im Vergleiche zu Frankreich): „Diese merkwürdige Veränderung unserer Stellung verdanken wir der kurzen, aber außerordentlich ehrenwerten Tätigkeit von Monseigneur le Prince Louis Napoleon." Grenzboten 1852, 7; Bd. 1, S. 267 ff.; Ges. W. Bd. 15, S. 193 ff.

Kaiser Napoleon III. und sein Schicksal. Grenzboten 1855, 51; Bd. 4, S. 441 ff.

Napoleon III. auf der Höhe seiner Macht. Grenzboten 1857, 31; Bd. 3, S. 161 ff.; Ges. W. Bd. 15, S. 206 ff.

Die Pläne des Kaisers Napoleon III. Grenzboten 1857, 48; Bd. 4, S. 321 ff.

Napoleon III. und die italienische Frage. Grenzboten 1859, 23; Bd. 2, S. 361 ff; Ges. W. Bd. 15, S. 216 ff. Vgl. auch im Briefwechsel mit dem Herzog Ernst Nr. 65, S. 111 ff.

Napoleon und die Stimmung in Deutschland. Grenzboten 1860, 16; Bd. 2, S. 81 ff.

Die Preußen und Kaiser Napoleon. Grenzboten 1862, 1; Bd. 1, S. 1 ff.

Die Woche der Thronreden. Grenzboten 1863, 46; Bd. 4, S. 277 ff.

Preußen und Schleswig-Holstein. Grenzboten 1863, 52; Bd. 4, S. 442 f.

Frankreich und England in der deutschen Frage. Grenzboten 1864, 13; Bd. 1, S. 518 f.

Die letzten Wochen deutscher Politik. Grenzboten 1864, 43; Bd. 4, S. 151.

Die Trias und Frankreich. Grenzboten 1865, 8; Bd. 1, S. 317 ff.

„Wer Leben und Regierung des Kaiser Napoleon unbefangen betrachtet, wird der ruhigen Politik, welche er gegen Deutschland angenommen hat, keine unergründlichen Hintergedanken zuschreiben. Napoleon der Dritte hat in der glücklichen italienischen Kampagne die Erfahrung gemacht, daß er zwar einige schätzenswerte Eigenschaften des Feldherrn besitzt, daß er aber kein Schlachtenführer ist. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten seiner auffallenden Persönlichkeit, daß ihm, dem ausdauernder Mut und Entschlossenheit im entscheidenden Momente von niemand bezweifelt wird, doch die Schrecken des Krieges, der furchtbare Anblick des Schlachtfeldes und die Nervenspannung in den Stunden großer kriegerischer Katastrophen widerstehen ..." [1]) (S. 318) „Der Kaiser ist ein liebevoller, zärtlicher Vater; die Sorge um die Zukunft seines Sohnes ist vielleicht die herrschende Stimmung in seinem nachdenklichen, grübelnden Geiste . . ."

1) Vgl. Germain Bapst, Canrobert t. III, p. 293, 308, 333, 354, 365, 384, 387 f., 435, 443; darüber s. Nord und Süd, Februar 1905.

Geschichte Julius Cäsars von Napoleon. Grenzboten 1865, 19; Bd. 2, S. 201 ff.; Elster Bd. 2, S. 108 ff.

Besonders bezeichnend auch der Brief Freytags vom 20. April 1865 an den Herzog von Koburg (Briefwechsel S. 201 f.).

„Seit dies Buch erschienen", schreibt Freytag, „wird mir zweifelhaft, ob er bei längerem Leben sich auf dem Thron behaupten wird."

Die Abtretung Venetiens an Kaiser Napoleon. Grenzboten 1866, 29; Bd. 3, S. 81 ff; Ges. W. Bd. 15, S. 304 ff.

Preußen und Frankreich. Grenzboten 1866, 34; Bd. 3, S. 281 ff.

Der Friede und Sachsen. Grenzboten 1866, 36; Bd. 3, S. 398 f.

Die Großmächte und Deutschland. Grenzboten 1866, 43; Bd. 4, S. 123 ff.

Während der Wahlbewegung. Grenzboten 1867, 5; Bd. 1, S. 195 f.

Der Streit um Luxemburg. Grenzboten 1867, 18; Bd. 2, S. 176.

Konferenz und Landtag. Grenzboten 1867, 20; Bd. 2, S. 243.

Paris und der Main. Grenzboten 1867, 24; Bd. 2, S. 405.

Napoleon und der norddeutsche Bund. Grenzboten 1867, 46; Bd. 4, S. 279 ff.

Der norddeutsche Bund und Prinz Napoleon. Grenzboten 1868, 12; Bd. 1, S. 477 ff.

Die Rüstungen des Kaisers Napoleon. Grenzboten 1868, 20; Bd. 2, S. 241 ff.

Die politische Lage. Grenzboten 1870, 6. und 13. Mai; Ges. W. Bd. 15, S. 345, 348 f.

Kriegsberichte. Ges. W. Bd. 15, S. 382, 396, 398 ff., 409 f.

Der Tod des Kaisers Napoleon. Im neuen Reich 1873, 4; Bd. 1, S. 121 ff., Ges. W. Bd. 15, S. 538 ff.

Zu Seite 278 f.

XXXVI.

Wenn wir in den alten Jahrgängen der Grenzboten blättern, eine sehr lehrreiche und unterhaltende Beschäftigung, so wird uns im ersten Bande des Jahres 1867 eine Anmerkung (auf S. 441) begegnen

---

1) Vgl. dazu Eduard Laskers Charakteristik Napoleons, Deutsche Rundschau Bd. 20 (1879), S. 237 f. (Wort und Tat).

die den Gang der sachlichen Mitteilungen durch eine persönliche Notiz angenehm unterbricht, nämlich folgenden Inhalts:

„Der Unterzeichnete hält sich während der Dauer des Reichstages als Mitglied desselben nicht für geeignet, ja nicht für berechtigt, über Personen, mit denen er kollegialisch zusammenwirken soll, oder über die Geschäfte, an denen er Mitwisser und Teilnehmer geworden ist, öffentlich zu berichten. Das Referat über die Wochenereignisse im Reichstag ist deshalb einer Feder der Journalistenloge übertragen worden."

G. F.

Einer Feder? Vermutlich auch einem Kopfe; denn die folgenden Berichte lesen sich nicht wesentlich schlechter als die voraufgegangenen. Wir aber haben beim Lesen dieser weltgeschichtlichen Beratungen nun immer noch die kleine Nebenfreude, unseren Dichter mit dazwischen zu wissen. Wenn ein großes, ihm selber aus der Seele gesprochenes Wort fällt, stellen wir uns wohl unwillkürlich die besondere Wirkung dieses Wortes auf sein uns näher bekanntes Gemüt vor und genießen in dieser vielleicht fast unbewußten Reflexion den Eindruck des Wohlgelungenen im verstärkten Maße.

Noch von Freytag rühren sicherlich her die in der Reichstagschronik gebotenen einleitenden Schilderungen der Eröffnungsfestlichkeiten, des Gottesdienstes in der Schloßkapelle, die Ablesung der Thronrede im Weißen Saale am 24. Februar 1867.

Diese Thronrede enthält von Anfang bis zu Ende die herrlichste Dynamik, um gesunder und überlegener Vernunft die Wege zu ebnen. Es wird gleichsam die Mathematik der Praxis in ihren unauslöschlichen Schriftzügen erkennbar, wenn wir von der Notwendigkeit lesen, „die Einigung des deutschen Volkes an der Hand der Tatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern."

„In diesem Sinne haben die verbündeten Regierungen, im Anschlusse an gewohnte frühere Verhältnisse, sich über eine Anzahl bestimmter und begrenzter, aber praktisch bedeutsamer Einrichtungen verständigt, welche ebenso im Bereiche der unmittelbaren Möglichkeit wie des zweifellosen Bedürfnisses liegen."

Und dann die wichtige Mahnung, die durch alle vorangehenden Gedanken aufs kräftigste vorbereitet ward: „Heute kommt es vor allem

darauf an, den günstigen Moment zur Errichtung des Gebäudes nicht zu versäumen; der vollendetere Ausbau kann alsdann getrost dem ferneren vereinten Wirken der deutschen Fürsten und Volksstämme überlassen bleiben."

— — —

„Nach der Thronrede (lesen wir in den Grenzboten) und dem Abschiedsgruß des Königs erklärte der Ministerpräsident den Reichstag für eröffnet. In langen Reihen fuhren die Wagen aus dem Schloßportal. Im Schauspielhause wurden am Abend ‚Die Journalisten' gegeben."

* *
*

Wie ist Freytag in diesen Reichstag gekommen? Nähere Umstände geben die Briefe an den Herzog, die Gesinnungsursache schlicht und einfach die „Erinnerungen" zu erkennen.

„Meine Wahl", schreibt der arme Kandidat an seinen Landesherrn am 21. Januar 1867, — „meine Wahl in Erfurt ist nichts weniger als gesichert. Es tut mir leid, daß in Gotha durch die intendierte Wahl Seebachs ich verhindert worden bin, mich zu bewerben, denn hier hätte ich lieber agitiert und mit Hilfe meines lieben Herrn vielleicht mich durchgesetzt. Das Landvolk wenigstens würde ich mit Hilfe eines weisen Schulzen wohl für mich gestimmt haben."

Dann: Leipzig, 30. Januar 1867.

„Mein teurer gnädigster Herr!

„Es findet gegenwärtig ein so allgemeines Wahlfieber statt, und die Stilübungen der Wahlkandidaten machen sich in der Presse so unbillig breit, daß ich meines lieben Herrn Geduld wahrscheinlich stark in Anspruch nehme, wenn ich von demselben Thema zu berichten wage.

„Da meine liebe Hoheit aber so gütig sich für meine Kandidatur interessiert haben, will ich doch zuerst von einer lustigen Fahrt dorthin erzählen. Nach manchen Vorverhandlungen fand sich endlich, daß die Konservativen Graf Keller, die Liberalen außer mir noch Dr. med. Lucius, Rittergutsbesitzer, . . . zur Wahl gestellt hatten. Das souveräne Volk von Erfurt sollte über uns entscheiden. Ohne innere Dankbarkeit für die lästige Situation, in welche mich

das Komitee erst nach meiner Annahme gesetzt hatte, fuhr ich von Leipzig zum Volksfest nach Erfurt. Empfang durch das Komitee auf dem Bahnhofe, neugierig sahen wir einander an, sie mir fremd, ich ihnen. Marsch nach einem großen wüsten Saal, in welchem die Wähler rauchend und Bier trinkend ehrbar saßen. Bereits lag ein gewisser blauer Nebel über der Versammlung. Das Komitee nahm auf einer Erhöhung in großer Nische Platz, Kandidat erhielt dort ebenfalls ein Stühlchen. Ich sah, daß unsere Tribüne das Podium eines ausgeräumten Theaters war, und über mir hing der zusammengerollte Vorhang. Diese Entdeckung war für meinen Rivalen ungünstig, denn die Geister dieser Stätte standen in meinem Dienst. Hr. Lucius selbst war kein gewöhnlicher Mensch, noch jung, von festem, einfachem Wesen, längere Zeit in England gelebt, auf der Thetis um die Welt gesegelt, Freiwilliger im dänischen und böhmischen Feldzug, er gefiel mir, und ich gedachte erst seine Rede abzuwarten, dann mich für ihn oder für mich zu entscheiden. Aber sein Debüt als Kandidat war nicht gut. Er war zu grün in politischen Dingen und unsicher in Tatsachen und den rechtlichen Verhältnissen, wie sich bei den Interpellationen ergab. Dazu merkte ich, daß die Liberalen ihm nicht trauten, weil sie argwöhnten, er wolle Landrat werden, Karriere machen und sie täuschen.

„Während seiner Rede hatte es zuweilen zornig an eine kleine Tür gedonnert, die aus unserem Bühnenraum in den Vorsaal führte. Als geöffnet wurde, drang ein Haufe trotziger Wähler in den heiligen Raum des Komitee und stellte sich drohend im Halbkreise hinter uns auf, wie der antike Chor in der Tragödie; es waren haarbuschige Gesellen aus der Bande Krackrügges und rotbärtige freche Lassallianer. Einer von ihnen begann sogleich unverschämte Interpellationen des Kandidaten und ärgerte unter dem Jauchzen und den Zurufen einer aufgeregten Galerie das Komitee so sehr, daß ich bereits dachte, die Aktion würde enden wie der dritte Akt der Afrikanerin. Endlich wurde durch das Publikum abgestimmt, daß dieser Kandidat abtreten könne und der zweite Fechter seine Streiche zu führen habe.

„Mit dem Bewußtsein, einen schwarzen Frack und graue Hosen anzuhaben, also gerade die richtige Mischung von Hochachtung und Vertraulichkeit, begann ich meinen Punsch zu rühren, mit Gemüt,

aus alten vielerprobten Sätzen der Grenzboten, mit tiefsinnigen Betrachtungen über Menschenleben und Schicksal. Das gefiel den guten Kerlchen, aber noch mehr, daß ich mein Recht als Solospieler gebrauchte und auf die Interpellationen durch den erwähnten Chor gegen den Chorführer grob wurde. Die Grobheit entschied die Sache, der Stern Lucius ging unter, ich wurde mit großem Geschrei und Händeschütteln als Erwählter proklamiert; ein Bildhauer erbot sich, mich zu modellieren, ein Hofphotograph forderte Sitzungen, der Verleger der Thüringischen Zeitung erklärte, seine Frau sei entbunden und ich als Gevatter wünschenswert, ein Bauer aus Windisch-Holzhausen hielt mir eine kleine Rede und sprach den Wunsch aus, ‚Soll und Haben' zu besitzen, er könne sichs recht wohl kaufen, aber ihm sei lieber, wenn ichs ihm schenke. Und über uns baumelte freundlich die alte Theatergardine.

„Am andern Tag brachte ich die Hekatomben, welche ich am Abend gelobt hatte, ich vertröstete den Bildhauer, saß dem Photographen, nahm ein Vize-Gevatterfrühstück bei dem neuen Vater ein und sandte dem Bauer das Buch, während mein Komitee mit Löwenkühnheit vorging.

„Der Wahlkreis, der mich wählen soll, besteht aus allen kleinen Lappen von preußischem Tuch, welche in Thüringen und Franken aufgenäht sind. Suhl und Schleusingen, dann Ziegenrück und Ranis in einer wenig bekannten Wildnis, wohin dem Vernehmen nach nur Saumpfade führen, dann Gefell und andere Enklaven an Bayern, endlich Wandersleben. Von allen Seiten kommen die Forderungen meiner Herren Wähler, daß ich zu ihnen komme und ihnen eine Abendunterhaltung schaffe, und die Korrespondenz mit einflußreichen Rechtsanwälten und Gastwirten wird riesenhaft. Ach, dies allgemeine Wahlrecht ruiniert den Charakter, fünfzig Jahre habe ich mich um Popularität nicht gekümmert, und jetzt sende ich einen Blumenstrauß an eine Wöchnerin, von der ich nicht weiß, ob sie einen Jungen oder ein Mädel taufen läßt, und schüttle hundert guten Freunden die Hand, deren Namen ich nicht weiß und nie erfahren werde."

In einem späteren Briefe erfahren wir dann noch einiges über seine „Wühlangelegenheiten", wie er scherzend schreibt, „fern von Leipzigs Ebenen in pfadlosem Gebirge".

Der Herzog antwortet am 1. Februar 1867:

„Teuerster Freund!

„Herzlichen Dank für beide werte Schreiben. Ich bin hoch erfreut, daß Sie nun in eine so rege politische Tätigkeit sich gestürzt haben und emsig für Ihre Kandidatur wirken. Ich glaube und hoffe, daß Sie siegen werden."

Am 5ten schreibt Freytag aus Leipzig neue scherzhafte Meldungen über seine „Wühlerei" für die Wahl. Er werde sich den 6ten und 7ten „in der Gegend von Ziegenrück — Lage noch nicht genau festgestellt —" aufhalten, am 8ten Gotha berühren, am 9ten nach Schleusingen fahren. Man sieht also, welche Unruhe das Abgeordnetenwesen in Freytags ruhigem Dichterdasein hervorrief.

Dann ist er in Berlin, verkehrt dort mit dem kronprinzlichen Paare. Stosch schreibt an Holtzendorff, daß er mit Freytag bei den jungen Herrschaften zusammen gewesen sei. Am 15. März berichtet er dem Herzoge über den Reichstag. In dem Briefe heißt es:

„Erst jetzt hat das Haus und seine Parteien Physiognomie erhalten, noch sind die Mitglieder nicht einmal alle im Hause gesammelt, und die Stärke der Parteien ändert sich täglich. Die nationale Fraktion hat sich gut konsolidiert, Bennigsen ist ihr Vorsitzender geworden, sie zählt 72 Mitglieder und wird im Lauf der Verhandlungen wohl auf ein Drittel des gesamten Hauses steigen, zählt wohl die meisten Talente und hat ihre Rechte und Linke. Die erstere besteht aus den neu annektierten Abgeordneten (Braun, Miquel), die Linke aus den Berlinern (Twesten, Lasker, Unruh), Bennigsen hält die Mitte. Auch Schwerin hat sich angeschlossen. Ihre Stellung zum Ministerium ist gut, man will sie gewinnen und behandelt ihre hervorragenden Mitglieder mit besonderer Rücksicht."

Im Norddeutschen Bundes-Reichstage hat Freytag nur einmal das Wort ergriffen, nämlich in der 17. Sitzung am 21. März 1867 (Stenogr. Ber. Bd. 1, S. 311). Wie der einstige Breslauer Privatdozent in den „Bildern", so sollte in gewisser Weise auch der Reichstagsabgeordnete nach einer zuvor vergeblichen Leistung erst später einen nachträglichen, aber umso nachhaltigeren Beitrag „zur Sache" liefern (in den „Geschwistern").

Bismarck hatte eben gesprochen.

Vize-Präsident von Bennigsen: Der Herr Abgeordnete Dr. Freytag hat das Wort.

Abgeordneter Dr. Freytag: Wie nötig und wünschenswert eine Einwirkung des Reichstages schon bei der gegenwärtigen Regelung der militärischen Angelegenheiten des Bundes sein kann, möchte ich Ihnen, meine Herren, aus einem einzelnen Beispiele vorführen. Ich nehme mein Recht als Mitglied dieser Versammlung in Anspruch, wenn ich eine Petition, welche vor einiger Zeit von Leipzig aus an den hohen Reichstag gesandt und an den Präsidenten desselben adressiert wurde, aufnehme und dieselbe vor dem hohen Reichstage vertrete.

(Stimmen: Zur Sache!)

Ein Anzahl angesehener Bürger aus Leipzig hat sich veranlaßt gesehen, dem hohen Reichstage eine Bitte vorzutragen. Diese Bitte bezieht sich auf die Antwort, welche das Sächsische Kriegsministerium auf eine Eingabe von Leipziger Studenten erteilt hat.

(Wiederholte Rufe: Zur Sache!)

Diese suchten um die Erlaubnis nach, in dem preußischen Truppenkörper, welcher in Leipzig steht, ihr Dienstjahr abzutun.

(Erneute Rufe: Zur Sache!)
(Glocke des Präsidenten.)

Vize-Präsident von Bennigsen: Meine Herren, ich bitte die Versammlung, dem Herrn Redner einen Augenblick Zeit zu gewähren, daß er durch die Ausführung der Tatsachen uns davon überzeugt, ob er ihrer bedarf, um seine Ansicht über den jetzt zur Beratung stehenden Gegenstand zu begründen.

(Sehr richtig!)

Abgeordneter Dr. Freytag: Das Sächsische Kriegsministerium hat sich veranlaßt gesehen, in der Antwort diese Genehmigung zu verweigern, ohne Angabe von Gründen. Nun, meine Herren, hofften wir bei der neuen Organisation des Bundesheeres, daß die Ableistung des Freiwilligendienstes in jedem Truppenkörper des Bundesheeres, welcher dem Freiwilligen gerade bequem ist, eine von den wertvollen Errungenschaften des letzten Jahres sein würde. Die Interessen von Tausenden junger Leute und von vielen Familien, welche ihre Söhne aus dem Schutz des väterlichen Hauses entlassen und in die Fremde gesandt haben, werden auf das heftigste alteriert, wenn ihnen nicht gestattet wird, den Freiwilligendienst bei jedem Truppenteile des

Bundesheeres abzuleisten. Wir mußten glauben, daß nach der Regelung der Verhältnisse, wie sie durch den Friedensvertrag mit Sachsen und die damit zusammenhängende Militärkonvention eingeleitet wurde, es auch den Sachsen möglich sein würde, in einem preußischen Truppenkörper zu dienen, so wie umgekehrt einem Preußen in dem sächsischen Kontingent, welches ihm etwa nahe lag. Wir sehen jetzt, daß das eine Täuschung war. Es ist in den letzten militärischen Verträgen eine Lücke, und es ist eine Bundesregierung offenbar bemüht, alte Traditionen gegenüber einer neuen Zeit aufrecht zu erhalten.

(Stimmen: Das ist nicht zur Sache!)

Ich meine, meine Herren, ich spreche zur Sache.

(Lebhafter Widerspruch. Glocke des Präsidenten.)

Vize-Präsident von Bennigsen: Meine Herren, ich glaube allerdings, daß der Herr Redner insofern zur Sache spricht, als er, wenn ich ihn recht verstehe, diese Tatsachen anführen will, um daraus zu folgern, daß eine Bundesgesetzgebung hinsichtlich des Militärwesens erforderlich ist.

Abgeordneter Dr. Freytag: Herr Präsident, ich möchte mein Recht in Anspruch nehmen, um eine Petition von allgemeinem Interesse, welche auf die jetzt streitige Frage Bezug nimmt, dem hohen Hause angelegentlichst zu empfehlen. Nur von diesem Standpunkte aus und um dies zu tun, habe ich um das Wort gebeten. Die Petition . . .

Vize-Präsident von Bennigsen: Dann bedaure ich, den Herrn Redner unterbrechen zu müssen. In der formellen Lage befindet er sich nicht, jetzt diese Petition, die nicht einen Gegenstand der Tagesordnung bildet, für seine Person aufzunehmen und dem Hause zu empfehlen. Ich habe geglaubt, daß er aus den in dieser Petition angeführten Tatsachen nur folgern wollte, daß seine Ansicht richtig sei, wenn er mit dem Twestenschen Amendement die Gesetzgebung auf diesem Gebiete in Anspruch nimmt. Eine formelle Behandlung dieser Petition kann ich dem Herrn Redner nicht gestatten.

(Bravo!)

Abgeordneter Dr. Freytag: Dann muß ich auf das Wort verzichten; denn ich hatte es für mein Recht gehalten, die Petition dem hohen Hause nach ihrem Hauptinhalte vorzutragen und die Bitte der Leipziger an das Herz zu legen.

Vize-Präsident von Bennigsen: Ich bedaure, daß der Herr Redner im Augenblicke sich nicht in dieser Lage befindet; er wird aber nach unserer Geschäftsordnung jedenfalls später die Möglichkeit haben, die Petition zur Kenntnis des Hauses zu bringen in der Weise, wie es die Geschäftsordnung zuläßt.

Abgeordneter Dr. Freytag: Dann also behalte ich mir dies vor.

Die Beziehungen Sachsens zu Preußen waren für Freytag, der ja in Leipzig sein ständiges Winterquartier hatte, ein Gegenstand oftmaligen Nachdenkens. So hat er auch im Jahre 1866 eine kleine Schrift „Was wird aus Sachsen?“ (Leipzig, Wigand) geschrieben, die zu einer allerdings etwas radikalen Lösung, nämlich Einverleibung des seiner Selbständigkeit zu entkleidenden Königreichs in das Königreich Preußen, gelangt. (S. oben S. 120.)

In den „Erinnerungen“ hat Freytag zusammenfassend über seine kurze Abgeordnetenzeit geurteilt. „Die Tätigkeit eines Abgeordneten lag außerhalb des Kreises, in welchem mich mein Wesen festhielt, auch außerhalb des Gebietes, in welchem mein Ehrgeiz nach Erfolgen zu ringen hatte.“ — Dennoch hat er dem ehrenvollen Vertrauen seiner politischen Freunde pflichtgemäß entsprochen und sich der Wahl unterziehen lassen, weil, wie er schreibt, man damals noch nicht übersehen konnte, wie sich in der Versammlung die Parteiverhältnisse stellen würden, und weil in solcher Zeit jede Stimme, die das Gelingen des Verfassungswerks eifrig forderte, ihren Wert besitzen mochte.

Zu Seite 302.

XXXVII.

Die ersten Erzählungen haben beim Publikum eine gemischte Aufnahme gefunden. Engere Fachgenossen Freytags aus dem Lager der Germanisten haben sich mit ihm über Einzelheiten behaglich auseinandergesetzt, am Ganzen ihre Freude gehabt und die Schwierigkeiten der Aufgabe nicht verkannt. Aber viele Leser haben an der Sprache Ärgernis genommen, deren Eigenart ihnen gesucht und schwerfällig erschienen war.

Für die Tatsache des abebbenden Gebrauchs der Anstoß erregenden seltsamen Wendungen hier ein Beispiel: Statt von der „Erde“ zu sprechen, sagt Freytag in den alten Erzählungen: a) Männererde, b) Menschenerde oder auch c) Erdgarten, und zwar a) in Ingo: S. 45, 69, 83 f., 96, 99, 104, 122 f., 155, 165, 190, 192, 235, 239; in Ingraban: 314, 325 f., 369, 384, 402, sogar in christlicher Predigt!

415 f., 437, 483 f., 493, 506; dann ist a erloschen; b) in Ingo: 142, 164, 173, 212, 233; in Ingraban: 278; dann ist auch b erloschen; c) in Ingo: 145; in Ingraban: 287; im Nest der Zaunkönige: 101, 325; schließlich noch in den Brüdern vom deutschen Hause: 314. Schwerer als das Schelten oder Lächeln über die altertümelnde Sprechweise[1]) wiegt der Vorwurf, den Scherer gegen die Dichtung gerichtet hat: sie sei zu idyllisch; die Leidenschaften seien weniger veranschaulicht, als begrifflich vorausgesetzt. Er hat ferner auszusetzen gehabt, daß die Liebe des Helden Ingo nicht ganz stilgemäß gehalten sei; in jener Zeit lasse sich eine solche Zartheit in den Gefühlen des Mannes zum Weibe nicht finden; dagegen sei es schließlich wieder ein Vorurteil Freytags, die Lyrik so spät anzusetzen, daß Irmgard noch unter dem Zwange der überlieferten Sang-Erzählung „episch gebannt" ihre Gefühle ausdrücken müsse. — Eine sophistische Widerlegung Scherers wäre leicht zu führen: Es bekämpft sich Vorwurf 1 mit Vorwurf 2 und 3, die beide voraussetzen, was 1 vermißt; indem nämlich über die Art, wie die Liebesleidenschaft, anders als sie dargestellt worden ist, hätte dargestellt werden müssen, nur unter der Voraussetzung gestritten werden kann, daß sie überhaupt zur Anschauung gebracht worden ist. Vorwurf 2 und 3 befehden sich aber wieder untereinander; nämlich einerseits lasse Freytag die geschichtliche Ferne nicht genügend zur Geltung kommen, andrerseits lasse Freytag die geschichtliche Ferne gar zu ängstlich zur Geltung kommen: vom Manne zum Weibe sei das Gefühl nicht stilgemäß, weil nicht altertümlich genug, gehalten, vom Weibe zum Manne sei das Gefühl nicht stilgemäß, weil allzu altertümlich gehalten. Bei solcher Sachlage, würde der Verteidiger Freytags schließen, ist zu hoffen, daß sich die Vorwürfe bereits untereinander ein wenig werden aufgefressen haben, ehe sie dem mit ihnen Bedrohten gefährlich werden. In Wahrheit widersprechen sich die Vorwürfe allerdings nicht so vollständig. Möge aber lieber ein allen diesen Vorwürfen entgegentretender Lobspruch desselben Mannes beachtet werden. In Scherers Kleinen Schriften, Bd. 2, S. 35 (1878) lesen wir: „Die Art, wie diese Menschen reden, wie sie sich anreden und begrüßen, die Anspielungen, die sie machen,

[1]) Das Absonderliche hat Gelegenheit zu einigen Nachahmungen gegeben, bei denen wie bei zeichnerischen Karikaturen das, was wir unabsichtlich stets tun, geflissentlich und dadurch harmlos vollzogen wird — nämlich Vergröberung des Auffälligen.

die Gedichte, die sie zitieren, die Tracht, die sie tragen: alles ist stilgemäß. Und, was die Hauptsache, die Charaktere selbst sind stilgemäß. Jede Epoche erzeugt neben allgemeinen Typen, die sich ohne namhafte Veränderung wiederholen, ihre besonderen, ihr allein eigenen Charakterformen: das hat Freytag stets sorgfältig beachtet und verwertet."

Zu Seite 161, 309. XXXVIII.[1])

Freytag hatte im Sommer 1853 den Siegespfad des Dramas plötzlich verlassen und war in die Bahn der erzählenden Dichtung übergeschwenkt. Da erhebt sich wohl die Frage, was dieser Formwandel zu bedeuten habe. War sein Sinn nicht dem Epischen von frühester Jugend an zugewandt? War er damals, als er „Soll und Haben" schrieb, erst wieder zurück in die eigentliche Geistesheimat gedrungen? Oder dürfte für ihn gelten, daß doch das dramatische Wesen auch in seinen Romanen überall durchglänzt? — Man kann vielleicht beides zugeben, ohne daß es sich in Wahrheit widerspricht; denn dieser Mann, den die Berliner Universität (30. Juni 1888) mit Treitschkes Worten als Vorbild eines denkenden Künstlers feiert, hat beide verwandte Ausdrucksformen mit gleicher Sicherheit beherrscht und ist imstande gewesen, das Innere, je nachdem der Stoff es verlangte, im Drama wie im Romane zu offenbaren. Dabei hat freilich die dramatische Zucht und Willensübung seine Romanform eigentümlich beeinflußt. Über die dramatische Innenseite des Romans lesen wir in Vischers Ästhetik 3. Teil, 2. Abschnitt, 5. Heft, § 880, S. 1309 folgendes: „Man hat den Roman ein verwildertes Epos, eine Zwittergattung genannt. Wir halten zunächst unseren in § 872 an die Spitze gestellten Satz fest, daß er eine wahrere Erscheinung ist als alle Heldengedichte nach Homer, die der Kunstpoesie entsprossen sind; denn er will gar kein Epos sein, sondern stellt sich diesen als Produkt einer ganz anderen Stilrichtung auf klar getrenntem Gipfel gegenüber. Aber dieser Gipfel ist viel niedriger als der, worauf das Epos seine Stelle hat. Warum? Weil der Stil, der das Recht des tieferen Griffes in die härteren Bedingungen und Züge der Wirklichkeit aus der vertieften Innerlichkeit der Weltauffassung schöpft, seine wahre Heimat in einer anderen Dichtart haben muß, in derjenigen nämlich, welche die Welt als eine von innen, aus dem Willen be-

1) Vgl. zum Folgenden Dr. Paul Ulrichs besondere Abhandlung.

stimmte darstellt, also der dramatischen. Er ist kein Epos mehr und doch kein Drama, er mag in diesem Sinn eine Zwittergattung heißen; ein verwildertes Epos aber kann man ihn nicht nennen . . ."

Freytag hat in solchem Sinne keine rein epischen Werke, aber auch keine erzählten Dramen, sondern echte Romane und Novellen geschrieben. Wir müssen Alfred Dove beipflichten, wenn wir in dessen Vorworte zum Briefwechsel zwischen Treitschke und Freytag lesen: „Es gehört zu seinem klaren, ordnungsliebenden, selbstbeherrschten Wesen, daß er die Gattungen seiner Geistesarbeit nicht miteinander vermischte; seine Vielseitigkeit ging Hand in Hand mit objektiver Stilgerechtigkeit."

Und das stimmt auch mit dem überein, was Ottokar Lorenz über die reinliche Trennung der Freytagschen Dichtung und Staatssorge ausspricht.

In einem Briefe an Eduard Devrient hat Freytag am 29. September 1855 (s. Westerm. Monatshefte Bd. 91) über den Roman ‚Soll und Haben' geschrieben: „Mir war es Bedürfnis, ihn zu schreiben, nebenbei um zu untersuchen, wie man einen Roman macht, und vor allem um einen Stoff loszuwerden, den ich anderweitig von mir nicht ablösen konnte . . ." Da sieht man also ganz klar, wie sich dem Dichter für den Gestaltungsdrang in einem besonderen Falle die Romanform aufdrängte.

Wie wohl er sich in dieser Form fühlte, geht am deutlichsten aus der hohen Vollendung der Werke hervor. Doch auch persönliche Äußerungen, namentlich in den Erinnerungen (S. 298 ff.), vervollständigen diesen Eindruck. Wenn dort der Verfasser an die Lebensarbeiten zurückdenkt, will ihm scheinen, daß er als deutscher Romanschriftsteller gerade in der Richtung tätig war, in der die Gestaltungskraft seiner Zeit ihre reichste Ausprägung erfahre. „Der Roman, viel gescholten und viel begehrt, ist die gebotene Kunstform für epische Behandlung menschlicher Schicksale in einer Zeit, in welcher tausendjährige Denkprozesse die Sprache für die Prosadarstellung gebildet haben." Ähnlich schreibt Freytag bereits im Jahre 1856 in den Grenzboten (Ges. W. Bd. 16, S. 214): „Für die kunstmäßige Darstellung solcher Ereignisse, welche in unserem Leben wurzeln oder doch von uns modernen Menschen in ihren inneren Motiven und ihrem Zusammenhang am leichtesten verstanden werden können, hat sich im Roman eine neue Form der Poesie entwickelt . . ." Er meint, eine Abkehr

von der Lyrik und Hinneigung zum Epos, besonders auch zur Verserzählung, damals zu beobachten. Dazu lade namentlich die glänzende Färbung, der längere Fluß und der, wenn auch lockere, doch mit einiger Berücksichtigung des gesunden Menschenverstandes zu ordnende Zusammenhang einer epischen Begebenheit ein. Die Anschauungen der Dichter führen nicht mehr vorzugsweise auf den kurzen Wegen persönlicher Empfindungen daher, sondern zeigten sich in längerer Strömung, in gestaltenreichem Erfinden. Doch zur Versbehandlung sei Einfachheit des Stoffes und verhältnismäßig geringer Umfang der erzählten Begebenheit nötig. Eine gewisse schwungvolle Skizzierung und tönende Worte würden Mangel an innerer Wahrheit kaum verhüllen. Der Vers unterstütze in großartiger Weise das richtig Empfundene, den Mangel durch Geklapper zu ersetzen vermöge er nicht. Reine Umrisse und einfache, große Züge werden gefordert. Eine einheitliche, abgeschlossene Handlung! Freytag hat sich darüber zu verschiedenen Zeiten im ähnlichen Sinne vernehmen lassen.

So lesen wir in einem Aufsatze über Alexis aus dem Jahre 1854 folgende Ausführungen: „Jede Abweichung von dem bisherigen Brauch der Komposition in historischen Romanen soll dem Verfasser gestattet sein, wenn es ihm gelingt, für die Nichtbeobachtung alter Kunstgesetze durch Erreichung neuer, größerer, kunstgemäßer Wirkungen zu entschädigen.“ Allein die alten Gesetze des Epos, meint unser Dichter, sind nicht willkürlich aus der Luft gegriffen, sondern notwendig, um dem behandelten Stoff beim Leser Wirkung zu sichern. In diesem Sinne fordern wir vom Romane, „daß er eine Begebenheit erzähle, welche in allen ihren Teilen verständlich, durch den inneren Zusammenhang ihrer Teile als eine abgeschlossene Einheit erscheint. Diese innere Einheit, der Zusammenhang der Begebenheit in dem Roman muß sich entwickeln aus den dargestellten Persönlichkeiten und einem logischen Zwang der zugrunde liegenden Verhältnisse.“

In ähnlichem Sinne: Im neuen Reich 1872, 2: Für junge Novellendichter. Ges. W. Bd. 16, S. 217 ff. Die kleine Abhandlung verdankt, ähnlich wie die Technik des Dramas, ihre Entstehung dem Umstande, daß Freytag vielfach von jüngeren Kollegen und Kolleginnen Anfängerarbeiten zur Prüfung eingesandt wurden.

Auch schon im Jahre 1853 hat Freytag in einer Besprechung Bodenstedts verschiedene allgemeine Regeln für das Epos aufgestellt.

Eine starke Steigerung sei geboten, da die gehaltene, langatmige und verhältnismäßig einfache Darstellung leicht ermüde. Durch zweckvolle Häufung der Begebenheiten und deren erhöhte Wichtigkeit werde diese Steigerung hervorgebracht. Ferner spiele die ganze Umgebung der Hauptpersonen beim Epos eine andere Rolle als beim Drama. „Beim Drama," hebt Freytag hervor, „sind es einzelne Individualitäten, aus deren innerstem Gemütsleben die Handlung herausgeht, lebendige Menschen, welche sichtlich vor unseren Augen erstehen, und denen gegenüber wir Auge gegen Auge unser Sittengesetz und die Grundgesetze, welche unser Leben regieren, aus klarer Empfindung zur Geltung gebracht wissen wollen. Beim Epos wird viel mehr von der Welt, welche die Einzelnen umgibt und bestimmt, dargestellt." Also wie in der Malerei der Körper auf der Bildfläche zugunsten des größeren einheitlichen Zusammenhanges, den die Lichtwirkung schafft, an plastischem Eigenwerte einbüßt und gleichsam nicht mehr Selbstzweck ist, sondern untertaucht in das größere Ganze, so auch der dramatische Einzelvorgang im epischen Gemälde. Homers Gesänge, das Nibelungenlied und Walter Scotts Romane dienen dem Theoretiker als Musterbeispiele guter epischer Kunst.

Daneben freilich wird dem Herzlichen und Fröhlichen, das sich etwa in den Schöpfungen eines Boz und Reuter so vernehmlich ausspricht, die freudigste und innigste Anerkennung gezollt. Mit Dickens ist Freytags Muse seit alters befreundet. (Erinnerungen S. 129 f., 171 f., Grenzboten 1870, 2; Ges. W. Bd. 16, S. 239 ff.) Die gesunde Auffassung des Lebens, das Behagen, der wackere Sinn des warmfühlenden Engländers berühren ihn ungemein wohltuend. Hier spürte er die Verklärung der alltäglichen Wirklichkeit durch das liebevolle Gemüt eines echten Dichters. „Vornehmlich durch ihn wurde uns englisches Wesen heimisch und vertraulich." Was Freytag selbst so auszeichnet, nämlich daß er den Menschen die Lebensfreudigkeit steigert, das fand er auch hier recht deutlich. In solcher Gesinnung schreibt er den jungen Novellendichtern im Jahre 1872: „Der epische Dichter bedarf vor allem ein starkes und freudiges Gemüt." Er soll an den Erscheinungen des Lebens unverbittert Freude haben. Heiteres und Rührendes, das aus dem Alltagsdasein herauswächst, erhält in der dichterischen Erzählung höhere Weihe. So wird, wie Freytag ausführt, was in uns als stille Empfindung lag, etwa von einem Fritz Reuter zum reichen, seelenvollen Ausdrucke erhoben. Unser Urteil über uns selbst und

die Menschen, die uns umgeben, wird plötzlich freier und sicherer. „Das ist der Wert aller epischen Poesie, welche auf wirklichem Volksleben ruht.“ (Gr. 1866, 36; Ges. W. Bd. 16, S. 204 f.)

Von allen Dichtern hat Walter Scott wohl Freytag am meisten beeinflußt, Scott, dessen theoretische Arbeiten über das Drama auch vielfach an die verwandte Art unseres Landsmanns erinnern. Wieder und wieder hat dieser auf jenen Meister der Darstellung hingewiesen. „Wer die Gesetze epischer Komposition an Schöpfungen moderner Kunst studieren will, der möge sich vor allem an Walter Scott halten, der darin ebenso originell als kunstvoll zu Werke geht“ (1853). — Zwei Jahre früher hören wir in den Grenzboten Freytags Klage, daß bei den deutschen Dichtern das Talent zu komponieren, „die höchste Eigenschaft einer männlichen Dichtkraft“, so sehr selten vorhanden sei; und dann rät er: „Fast jeder Roman von Walter Scott kann ihm als Muster dienen, wie der Romanschreiber das Interesse des Lesers zu spannen und zu befriedigen hat.“ Im Jahre 1868 bei Gelegenheit der Besprechung eines Buches von Otto Jahn greift Freytag weiter zurück; er findet es merkwürdig, daß der Roman von Sophron und Petronius bis zu Walter Scott fast zwei Jahrtausende brauchte, ehe er das innere Recht gewann, als Kunstgattung seinem älteren Bruder, dem Epos, ebenbürtig an die Seite zu treten. Denn erst Walter Scott habe die künstlerische Gestaltung für den Roman gefunden, die einheitliche poetische Idee, die gesetzlich gegliedert den gesamten Inhalt zu einem festen, wohlgemessenen Kunstbau zusammenschließt. Bis dahin wären die antiken Formen des Romans, der Abenteuerroman und der Schäferroman, beide mit lockerem Zusammenhang in den Einzelheiten der Handlung, nebeneinander hergelaufen, ja öfters ineinander verschwommen. So nennt Freytag Walter Scott denn geradezu (1872) den Vater des modernen Romans. Die Lobsprüche über den großen Schotten, der auch Leopold Ranke, Wilhelm Heinrich Riehl und Theodor Fontane so lieb war, ließen sich noch fortsetzen.

S. in den Erinnerungen S. 104, 193, 262, 376, vgl. auch Soll und Haben I, 273 f., Verlorene Handschrift I, 161.

Über Freytags Verhältnis zu Scott vgl. auch Adolf Stern, Gustav Freytag, Westermanns Monatshefte 1890, Bd. 68, S. 342: „Die Bereicherung, die Freytags inneres Leben durch den Verkehr mit hochstehenden wie mit mannigfaltig tätigen Menschen durch fort-

gesetzte Studien erfuhr, ohne durch diesen Verkehr je aus seinem eigenen Kreise gerissen oder gerückt zu werden, erinnert einigermaßen an Walter Scott, bei dem wechselnde Eindrücke der Gegenwart und fast leidenschaftlicher Anteil an der Vergangenheit sich in einem Dasein verbanden.“ Außer dieser Ruhe im Leben, dem tiefgelegenen Schwerpunkte der Charakterkraft, wird Freytags Ruhe im Epos auch mit Scott in Verbindung gebracht. S. 347. „Möglich und wahrscheinlich ist es, daß eine Zeit kommt, in der ein Teil des Publikums das spannende, leidenschaftlich aufgeregte Moment in den Romanen Freytags ebenso vermißt als gegenwärtig in den epischen Werken Walter Scotts.“ Schließlich der Hinweis auf unmittelbaren Einfluß S. 348. — Mit der Liebe zu Scott ist jedenfalls ein festes Stilideal angedeutet, ein Ideal, dem unentschlossene Handhabung der Fäden nicht entspricht, das straffe Durchführung einer einheitlichen Fabel anbefiehlt.[1]) Unsres Dichters Romantechnik hat mit seiner Technik des Dramas eine Eigenschaft gemein, der wir durch Vergleiche aus dem Reiche der Bildnerei und Malkunst nicht ganz beikommen: sie ist überwiegend architektonisch; daher stammt denn auch die Vorliebe für solche Wertbezeichnungen wie Kunstbau und Zusammenschluß. Die kristallinische Formenschönheit, wohlgefälliges Entsprechen der Teile in der räumlichen Anordnung, Krönen und Überwölben zu einer einheitlichen Fernwirkung, nämlich in der Erinnerung des Lesers — das sind seine Anliegen. Den andersartigen Reiz der Ruine, des in den Mutterschoß wieder entschlafenden, sanft dahinsinkenden Gebildes erstrebt er nicht; das wäre

1) Auch in dem oben (S. 161) erwähnten Briefe mahnt Freytag den Dichter Kompert, auf die künstlerische Abrundung der Fabel zu achten. „Bis jetzt haben Sie ihre Kraft zu komponieren noch wenig geübt. Diese Richtung muß man sich geben, wenn man sie nicht hat. Gerade bei der Komposition ist Reflexion, verständige Überlegung am meisten angebracht, ja notwendig. Wir erwärmen uns für Charaktere, wir begeistern uns für Situationen; die organische Verbindung zu einem Kunstwerk fällt uns Deutschen sehr schwer.“ Gegen die romanhafte Darstellung einer Entwickelungsgeschichte der Seele hegt er Bedenken. „Das Herauswachsen eines gebildeten Mannes aus der naiven Beschränktheit seiner Kinderzeit macht sich so allmählich, hundert von kleinen Saugadern führen den Lebenssaft der Welt unaufhörlich in seine Seele, daß es oft bei den wichtigsten Entwickelungsstufen unmöglich ist, zu sagen, wann und wie sie erreicht werden, so allmählich und wieder so sprungweise kommt man dazu, und so sehr treibt ein Moment der Bildung das andere heraus.“

ihm als Formlosigkeit wahrscheinlich nur peinlich erschienen. Erzählungen wie Kellers Grüner Heinrich, wie die wunderlieblichen Mozart-Guirlanden E. Mörikes und viele Fontanesche Romane sind ziemlich unarchitektonisch gehalten. Freytag erstrebt dagegen etwas anderes: Der Eindruck eines wohlgefügten, fein gegliederten, in sich abgeschlossenen Kunstwerks, etwa wie ein weißes Tempelchen im Grünen, soll der Seele verbleiben.

In solcher Gesinnung sind „Soll und Haben" und „Die verlorene Handschrift", endlich „Die Ahnen" erbaut worden. — Vgl. ferner:

Grenzboten 1849, 31; Bd. 3, S. 181 ff.; Elster Bd. 1, S. 97 ff. Die Dichter des Details und Leopold Kompert (Auerbach S. 100 ff.)

1850, 27; Bd. 3, S. 24 ff.; Elster Bd. 1, S. 201 ff. Pfaff vom Kahlenberg von Anastasius Grün.

1851, 11; Bd. 1, S. 401 ff.; Elster Bd. 1, S. 110 ff. Der Zauberer Virgilius von Wilibald Alexis (Hoffmann, Tieck; gesunde märkische Natur im Gegensatz zu geistreichelnder Romantik).

1851, 46; Bd. 4, S. 264 ff.; Elster Bd. 1, S. 106 ff. Namenlose Geschichten von F. W. Hackländer.

1851, 52; Bd. 4, S. 493 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 160 ff. Die Vagabunden von Holtei.

1852, 3; Bd. 1, S. 95 ff.; Elster Bd. 1, S. 115 ff. Neues Leben von Berthold Auerbach.

1852, 50; Bd. 4, S. 426 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 163 ff. Christian Lammfell von Holtei.

1853, 17; Bd. 2, S. 121 ff. Neue deutsche Romane. Th. Mügge.

1853, 49; Bd. 4, S. 361 ff.; Elster Bd. 1, S. 209 ff. Friedrich Bodenstedt.

1854, 9; Bd. 1, S. 321 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 185 ff. Isegrimm von Wilibald Alexis (Über Charaktere im Roman S. 191 ff.).

1856, 8; Bd. 1, S. 281 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 210 ff. Neue epische Poesien auf dem deutschen Büchermarkt (über deutsche Verse S. 211 ff.).

1856, 43; Bd. 4, S. 121 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 42 ff. Zwischen Himmel und Erde von Otto Ludwig.

1862, 7; Bd. 1, S. 251 ff.; Elster Bd. 1, S. 127 ff. Deutsche Dorfgeschichten (E. Kern).

1865, 49; Bd. 4, S. 893 ff.; Elster Bd. 1, S. 133 ff. Doppelleben von Wilhelmine von Hillern. (Wahrscheinlichkeit der Lösung, Schwierigkeit der Darstellung allmählicher Vorgänge S. 135 f.)

1866, 2; Bd. 1, S. 41 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 20 ff. Aus dem Arbeitszimmer des Dichters Otto Ludwig.

1866, 36; Bd. 3, S. 391 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 201 ff. Dörchläuchting von Fritz Reuter.

1870, 26; Bd. 2, S. 481 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 239 ff. Ein Dank für Charles Dickens. [Shakespeare, Scott, Byron, Bulwer S. 243].

Im neuen Reich 1871, 51; Bd. 2, S. 969 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 197 ff. Ein Weihnachtsgruß für Wilibald Alexis.

1872, 2; Bd. 1, S. 66 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 217 ff. Für junge Novellendichter [in ähnlicher Weise wie die Technik des Dramas durch Einsendungen hervorgerufen].

1872, 8; Bd. 1, S. 295 ff.; Elster Bd. 1, S. 139 ff. Die letzte Reckenburgerin von Louise von François.

1873, 27; Bd. 2, S. 33 ff.; Elster Bd. 1, S. 221 ff. Die Poesie in der Schlacht.

1874, 1; Bd. 1, S. 11 ff.; Elster Bd. 1, S. 147 ff. Die Novellen von Bret Harte.

1874, 30; Bd. 2, S. 158 ff.; Ges. W. Bd. 16, S. 205 ff. Ein Nachruf für Fritz Reuter (S. 206: „In Fritz Reuter hat die Nation wieder einen von den treuen Stimmführern verloren, welche in der engen Zeit von 1848 zu Männern wurden, welche in hartem Kampf mit widerwärtigen Verhältnissen ihre Kraft festigten und als Lieblinge und Vertraute des Volkes lebten, während Hader und Krieg um die politische Ausgestaltung des Vaterlandes tobte . . .“)

Zu Seite 330.

XXXIX.

Freytag besaß von Hause aus einen stark entwickelten, allmählich wohl noch veredelten, bürgerlichen Mannesstolz. Von diesem Gefühle zeugt unter anderem auch sein Aufsatz über die Erteilung des Adels an Bürgerliche (Grenzboten 1868, 1; Ges. W. Bd. 15, S. 324 ff.). Die geschichtliche Erscheinung des Adels sah er mit den Augen des

verständnisvollen Forschers an. Eine Vervielfältigung der Adelsfamilien in der Gegenwart dünkte ihm unrätlich. Es widersprach dem klaren Zuge seines sittlichen Wesens, einen bevorrechteten Stand stützen zu wollen oder gar danach zu streben, selbst hineinzugelangen. Es hat dem ganzen Volke wohlgetan, glaubt er, daß man in Preußen nach den Siegen des Jahres 1866 vermieden hat, unter die Huldbeweise auch die Verleihung des Adels an Bürgerliche aufzunehmen. Möge dieser Grundsatz „fortan in Preußen Geltung behalten und das Königsgeschlecht der Hohenzollern seine Hingabe an die Bedürfnisse des neuen Staates auch dadurch erweisen, daß es von einem Fürstenrecht, welches aus weit anderen Kulturzuständen überkommen ist, fortan nicht mehr Gebrauch mache.“ Über die sittliche Bedeutung des Adels für die Adligen selbst s. Grenzboten 1862, 10; bei Elster Bd. 2, S. 272 f., vgl. auch „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone“ (Elster Bd. 2, S. 369).

Freytag will nicht, daß der Untüchtige und Schwache im Kampfe ums Dasein zum Schaden derer, die der Gesamtheit mit besseren Kräften Dienste leisten können, bevorzugt werden solle. Unter den Adligen wie unter den Bürgerlichen gibt es Starke und Schwächlinge. Sie sollen alle, soweit möglich, unter gleichen Bedingungen das Rennen mitmachen. Keine Schutzmaßregeln, kein besonderer Vorsprung für eine bestimmte Klasse. Je größer die Anzahl der Arbeiter ist, die alles dran setzen, um sich emporzuringen, um so besser für die Gesamtheit. Es sind das Grundsätze, wie wir sie namentlich von Herbert Spencer mit weitausschauender Klugheit und Klarheit vertreten finden. [Vgl. dazu auch aus adligen Kreisen: Bernhard von Burgdorff (Wir alten Familien) und des jüngeren Wolf Baudissin (Freiherrn von Schlicht) Aufsatz in der Wiener „Zeit“ am 3. Mai 1907.] Freytag schreibt im Jahre 1868: „Alles Leben und Gedeihen des modernen Staates beruht darauf, daß neue Familienkraft reichlich und unablässig aus den kleinen Kreisen menschlicher Tätigkeit emporringt und ohne jedes Hindernis für jeden Zweck des Staates nutzbar gemacht wird. Der Staat als solcher darf nichts dazu tun, um träge, schwache und untüchtige Familien in anspruchsvoller und geschützter Stellung zu erhalten und dadurch frischer Menschenkraft Raum und Luft zu verengen.“

Ein deutscher Künstler bedürfe des Adelsbriefes durchaus nicht. Freytag schreibt das vielleicht ein klein wenig zu transzendent gehaltene

Wort, „daß der von keinem irdischen Fürsten einen Adelsbrief nehmen darf, den eine höhere Macht selbst gefürstet hat der Nation zu Freude und Segen.“ Die Übertragung der Adelsvorstellung auf das Jenseits reinigt allerdings das Diesseits. — Julian Schmidt hat die 5. Auflage seiner Literaturgeschichte (1867) mit sozusagen in der gleichen Sphäre schwungvollen Sätzen geschlossen, in denen es heißt: „Die Dichtung Goethes ist unser Adelsbrief.“ —

In seinen Erinnerungen kommt Freytag auch auf die Adelsfrage zu sprechen und sagt: „Sich jetzt um einen Adelstitel zu bewerben, sollte jeder loyale, unabhängige Mann vermeiden.“ (S. 332.) Und an anderer Stelle, wo er ohne Bitterkeit erzählt, wie übel ihm als Soldat von der preußischen Behörde mitgespielt worden sei, erwähnt er den Ausspruch seines Vaters: „Wäre es der Sohn eines vornehmen Mannes gewesen, sie hätten ihn nicht so behandelt,“ macht einen Gedankenstrich und läßt den Satz folgen: „Wir aber wollen bürgerliches Wesen zu Ehren bringen.“ (S. 144.) Ja, bis in früheste Kindheitseindrücke zurück reicht unserm Dichter solche sich im Gegensatze fühlende, gleichsam weltlich protestantische Gesinnung. Der Vater hatte ihm von seinem Vater diesen Zug überliefert, daß Gustavs Großvater „seinen Söhnen zuweilen mit guter Laune den Bettelbrief eines Herrn vom höchsten Adel, der ihn in sorgfältig geschnörkeltem Schreiben um ein Darlehn von einigen Dukaten ersucht hatte,“ vorgezeigt und dabei den Söhnen die Lehre gegeben habe, solchen Leuten lieber zu geben, als von ihnen zu nehmen. (S. 16.) Vgl. dazu und über die Ordensangelegenheiten auch „Gustav Freytag und Herzog Ernst von Koburg im Briefwechsel“ Nr. 169, 170, 171, 172, 183, 227, 256. Am 8. April 1874 (Nr. 171) schreibt der Herzog (S. 262): „Bei der Sensibilität Ihrer Auffassung müßte ich übrigens fürchten, wenn ich mich nun auch mit dem Großkreuz Ihnen nähern wollte, doch einer ähnlichen Abweisung ausgesetzt zu sein: denn einmal verleiht mein Großkreuz den Adel, gegen den Sie ja wohl auch Protest einlegen würden, da Gustav Freytag der Nation allerdings vertrauter klingt als Gustav von Freytag . . .“

Fragen wir bei einem reinen Borne der Weisheit an, wie sich der Mensch zu allen solchen unzulänglichen Gradabstufungen der Ehre und des Namens zu verhalten habe, fragen wir Spinozas Ethik, so klingt uns daraus die stille Auskunft entgegen: besieh dir die Umwelt, besieh dir ihre Wohltaten und besieh dich selbst! Das Höchste und

Beste kann dir kein Mitmensch verleihen, es ist der Gebrauch, den du selbst von dem Verliehenen machst; diese Möglichkeit, dich fortwährend wachsender Freiheit durch Übung zu erfreuen, ist der Gottesadel des Menschengeschlechts; von ihm aber ist keiner ausgeschlossen; „ihm ist keiner der Geringste."

Zu Seite 332.

XL.

„Die einfache Wahrheit über Freytags Buch vom Kronprinzen war, daß er ihn als Kriegsfürsten und Sieger gepriesen, als König und Kaiser geehrt und als Menschen menschlich erkannt hat; sollte der Umstand, daß zwischen den Zeilen dieses ausgezeichneten psychologischen Gemäldes zart angedeutete menschliche Schwächen bemerkbar waren, die sonst so männliche Brust des deutschen Volkes gekränkt haben? . . Wenn sich in der Übereilung . . . selbst solche, die Geschichte zu lesen wissen, hierüber getäuscht haben, so kann man darüber ruhig sein, daß die künftigen Geschichtsschreiber das Büchlein von Freytag als eine Hauptquelle benützen werden." So urteilt Ottokar Lorenz in dem erwähnten Aufsatze über Gustav Freytag als Politiker. — Man kann es jedenfalls wohl begreifen, daß Freytags altes Preußengemüt, wie die Kaiserherrlichkeit sich wundergleich vor seinen Augen erneuern wollte, wieder als Warner vor Phantasiegefahr besorgt wurde und meinte, dies glänzende Übermaß von Schmuck und Pracht dürfe nicht dem Schicksale abverlangt werden. Es war vielleicht ein Gefühl, ähnlich wie es in Schillers Ballade Polykrates empfindet, als er den schönen Ring wenigstens den Göttern opfern wollte. Vielleicht traf damit auch zusammen, daß er zeitlebens der Romantik grundsätzlich abhold gewesen, daß er in der Gegnerschaft zur Romantik aufgewachsen war; jedenfalls hatte dieser Kaiserschmuck etwas verletzend Strahlendes für sein Auge. Er schrieb im Jahre 1870 wieder ähnlich, wie er schon 1849 geschrieben hatte. (Grenzboten 1870, 50; Ges. W. Bd. 15, S. 446; vgl. auch Im neuen Reich 1871, 1; bei Elster Bd. 2, S. 416 ff.).

„Wir . . . waren lange gewöhnt zu glauben, daß das Heerkönigtum unserer Hohenzollern etwas Neues in der Welt und etwas Besseres und Stolzeres sei als die alte Kaiserkrone." Und im Jahre 1871 meint er, daß der greise Kriegsherr „diesen äußeren Schmuck nicht bedurfte" (Ges. W. Bd. 15, S. 465 f.), denn die alte Gefolgetreue herrsche in der Gesinnung des Heeres zu seinem königlichen Feldherrn und dies Treugefühl habe sich auch den nichtpreußischen

Heerkörpern mitgeteilt. Und etwas später (1871, 13; Ges. W. Bd. 15, S. 524 f.) schreibt er wieder: „Ja, wir haben eine entschiedene Abneigung, Erinnerungen an das alte Kaisertum des heiligen römischen Reiches im Hause der Hohenzollern wieder aufgefrischt zu sehen. Wir im Norden haben den Kaisertitel uns — ohne große Begeisterung — gefallen lassen, soweit er ein politisches Machtmittel ist, unserem Volke zur Einigung helfen mag und unseren Fürsten ihre schwere Arbeit erleichtert. Aber den Kaisermantel sollen unsere Hohenzollern nur tragen wie einen Offiziersüberrock, den sie im Dienste einmal anziehen und wieder von sich tun; sich damit aufputzen und nach altem Kaiserbrauch unter der Krone dahinschreiten sollen sie uns um alles nicht. Ihr Kaisertum und die alte Kaiserwirtschaft sollen nichts gemein haben als den — leider — römischen Cäsarnamen. Denn um die alte Kaiserei schwebte soviel Ungesundes, so viel Fluch und Verhängnis, zuletzt Ohnmacht und elender Formenkram, daß sie uns noch jetzt ganz von Herzen zuwider ist." Das Unwesentliche dürfe nicht Zeit und Ernst eines tätigen Lebens beengen (Bd. 15, S. 530; vgl. dazu in diesem Buche S. 118). In seiner Schrift über den Kronprinzen und die deutsche Kaiserkrone vermutet Freytag, daß auch Bismarck „als Preuße gerade keine Begeisterung für solche Zugabe zu wirklicher Macht gehabt haben wird" (bei Elster Bd. 2, S. 524 f.) — Bismarck war allerdings der Ansicht, daß im Kaisertitel Wirkungsmacht liege. Vgl. Gedanken und Erinnerungen Bd. 2, S. 115 f. Der König wie der Kronprinz scheinen da auf dem auch von Freytag eingenommenen Standpunkte Bismarck gegenüberzustehen. Der Kronprinz verdrießt sogar Bismarck mit Geschichtserinnerungen, die teilweise aus der Quelle Freytagscher Ansichten zu fließen scheinen. Daß die Könige von Bayern, Sachsen, Württemberg unter Führung des Königs von Preußen wieder zu Herzögen werden sollten, dürfte indessen wohl nicht auf Freytag zurückzuführen sein. Bismarck schreibt: „Seine Königliche Hoheit hatte von irgend einem der politischen Phantasten, denen er sein Ohr lieh, den Gedanken aufgenommen, die Erbschaft des von Karl dem Großen wiedererweckten ‚römischen' Kaisertums sei das Unglück Deutschlands gewesen, ein ausländischer, für die Nation ungesunder Gedanke. So nachweisbar letzteres auch geschichtlich sein mag, so unpraktisch war die Bürgschaft gegen analoge Gefahren, welche des Prinzen Ratgeber in dem Titel ‚König' der Deutschen sahen."

Zu Seite 247 f., 332.

XLI.

Um sich ein Bild von Freytags Sammelfreude zu machen, müßte man sich in Frankfurt am Main die jetzt der Stadt gehörige Freytagsche Flugschriften-Sammlung einmal ansehen! Wie die einzelnen Bündel alle nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet und mit eigenhändigen Aufschriften versehen sind, ganze Wände hoch, Reihe auf Reihe; wohin man greifen mag, überall findet man die Spuren der Freytagschen Arbeit, Kulturherrschaft treuer Liebe und einsichtsvoller Erkenntnis allenthalben. Beim Blättern in diesen Flugschriften teilt sich einem manches aus der Gelehrtentätigkeit des Mannes mit. Die lebendigen Schriftzüge sprechen aus, was die gedruckten Lettern verschweigen. Sie erzählen von der ruhigen glücklichen Beschäftigung, die nie ermattet. — Wie man sich die rührend schönen Gemälde der Frühzeit europäischer Kunst aus einer weltfremd-frommen, von aller störenden Sorge um sonstige Güter losgelösten Hingabe an das Werk erklärt, so will dem Betrachter der umfangreichen Sammlung auch dies Ganze wie ein Erzeugnis glaubensgeweihter Sorgfalt erscheinen. Die selige Zufriedenheit eines seine Buchstaben mit Schnörkeln verzierenden Mönches, dem Zeit wie Ewigkeit ist, liegt über diesem weiten Gefilde ausgebreitet. Freytag als Schatzhüter bekommt in der Phantasie des Besuchers jener Sammlung eine Art Heiligenschein; man denkt ihn sich friedlich abgeklärt, mit unendlichem Behagen jahrelang in seinen Flugblättern stöbernd.

Freytag war kurzsichtig. Gegenstände, die sich zur Augenlust bequem in deutlicher Nahsicht hantieren ließen, bildeten namentlich für ihn Genußquellen. Dieser Umstand war wohl mitbestimmend dafür, daß er zunächst gerade diese alten Drucke sammelte, deren Kupfer keinen fernen Abstand zum Überblicke erforderten; daher denn wohl legte er später auch noch, als der Sammeltrieb und die geistige Regsamkeit nach einem neuen Betätigungsfelde verlangten, seine Muschelsammlung an, bei der er wieder Ordnungsliebe, Gedächtnisübung und wissenschaftliche Gedankenzucht im Verein mit der formfreudigen Naturanschauung des Künstlers erstarken lassen konnte.

Dergleichen Beschäftigungen, deren Seelenkunde Sterne in seinem „Tristram Shandy“ bei Gelegenheit der sonderbaren, übrigens wohl auch Freytag nicht fremden Liebhaberei des Onkel Toby, Festungspläne zu studieren, so humorvoll beleuchtet hat, können auch ihre recht

ernste Seite haben; sie können eine Kraft entwickeln, die manchem Menschenkinde zum Segen wird. Freytag, dem Trübes und Schweres in seinen Lebensschicksalen nicht erspart blieb, hat wohl auch Gelegenheit gehabt, dem Lichtgotte der Ordnung für Rettung aus mancherlei Herzensnot zu danken. Sinnig hat er über den Wert des Sammelns in den Grenzboten einmal sich vernehmen lassen. Er spricht dort von dem Scharfrichter Huß zu Eger und von Goethes Beziehungen zu diesem einsamen Menschen.

„Derselbe Trieb,“ schreibt er, „der dem großen Dichter in der letzten Hälfte seines Lebens so viele kleine Freuden machte, hatte auch den armen Huß aus dem Banne eines finstern Schicksals und bedrängter Verhältnisse herausgehoben zu einer besseren Existenz, hatte seine Seele mit ehrenwerten Interessen erfüllt und seinem Leben Freunde, Gönner und Verbündete gewonnen. Und wenn Goethe seinen Geschäftsfreund mit der Achtung und diplomatischen Klugheit behandelte, welche den geschäftlichen Verkehr leidenschaftlicher Sammler untereinander von je ausgezeichnet hat, so mögen wir überzeugt sein, daß der große Mann auch mit warmer menschlicher Freude empfand, daß hier eine Menschenseele durch dieselbe Liebhaberei, die er hatte, gebildet und verschönert worden sei. Gemeinsame Freude an den Gebilden der Kunst und Natur war es, was den größten Dichter der deutschen Nation mit dem Nachrichter von Eger in ein gemütliches Verhältnis brachte.“

Durch das Sammeln wird alles Einzelne sozusagen seiner Zufälligkeit entkleidet; es erhält in der Umgebung von Seinesgleichen Gewichtigkeit, wie ein zur Ratsversammlung hinzugezogener Einzelner Sitz und Stimme erhält. Schon bei Freytags ersten wissenschaftlichen Arbeiten zeigte sich die Neigung, Beobachtetes in einen größeren kulturgeschichtlichen Zusammenhang einzureihen und durch die Ordnung den Wert der Dinge zu erhöhen, zu vergeistigen (S. 54). Alle Kultur beruht auf Sammlung, Gruppierung.

Diese Neigung, die ihn niemals verlassen hat, bildet einen ungemein bedeutsamen Grundzug seines Wesens, vielleicht den bedeutsamsten von allen. Weshalb war der Verkehr mit der Wirklichkeit, worin doch die Voraussetzung aller Phantasiebefruchtung besteht, bei Freytag allezeit so frisch und lebendig, wie er bei Grüblern, Träumern, Dichtern, die mit der Einbildungskraft unwirkliche Gebilde schaffen,

selten angetroffen wird? Ein großes Hilfsmittel, um seine Kenntnisse fortwährend zu bereichern und mit der Natur der Dinge unausgesetzt in Fühlung zu bleiben, war sicherlich das Sammeln. „Und frische Nahrung, neues Blut“, wie es im Goetheliede heißt, sog er aus der Berührung mit dem Leben in seinen tausendfältigen Offenbarungen allenthalben.

„Wie vieles ist denn dein?“ fragt Epimetheus, und Prometheus erwidert:

„Der Kreis, den meine Wirksamkeit erfüllt!
„Nichts drunter und nichts drüber! —“

Der Kreis, den Freytags Wirksamkeit erfüllt, ist groß. In einem Vortrage, der das Sammeln aller Dorferinnerungen im Herzogtume Gotha anregen sollte, stellt er einige seiner Wünsche zusammen. Geistliche, Schullehrer und Forstbeamte werden aufgefordert, jeder in seinem Kreise, hilfreiche wissenschaftliche Tätigkeit zu entfalten. Es wäre gut, Rätsel und Kinderreime, Redensarten, Sprichwörter, Festbräuche, Aberglauben, Volkslieder, Märchen und Sagen aufzuschreiben; ausführliche Untersuchungen der Namen von Fluren, Quellen, Waldstücken, Bergen, Dörfern, Verzeichnisse der Einteilung der Flur, der Ackerstücke, Einsicht in Dorfakten und Chroniken, Aufmerksamkeit auf Bauart, Tracht, Gerätschaften, Hausmarken, Wappen, Marktkörbe, Form der Kreuze, ferner auf Mundarten, die Provinzialismen, auf die Sprache der verschiedenen Berufsklassen, der Köhler, Holzfäller, Jäger, Steinarbeiter, Bergleute, Ackerbauer, Hirten, kurz Beobachtung und Feststellung aller möglichen kulturgeschichtlich aufschlußreichen Dinge wird da begehrt und die Notwendigkeit der Forderung begründet.

Wie eifrig Freytag selbst in dieser Weise sammelte, lehrt ein Blick in seinen Nachlaß; doch kann solcher Blick dem Leser der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ eigentlich nur bestätigen, was er schon aus dem Werke schließen mußte.

Namen- und Sachregister.

A.

E.

L.

M.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

1.

Ostrau ist eine kleine Kreisstadt unweit der Oder, bis nach Polen hinein berühmt durch ihr Gymnasium u. süße Pfefferkuchen, welche dort noch mit einer Fülle von unverfälschtem Honig gebacken werden. In diesem altväterischen ~~friedlichen, gemüthlichen~~ Ort lebte vor einer Reihe von Jahren der königliche Kalkulator Wohlfart, der als guter Preuße für seinen König schwärmte, seine Mitmenschen – mit Ausnahme von ~~...~~ u. einem groben Branntweinbrenner – herzlich liebte und in seiner sauren Amtsthätigkeit viele Veranlassung zu heimlicher Freude u. zu demüthigem Stolze fand. Er hatte spät geheirathet, bewohnte mit seiner Frau ein kleines Haus u. hielt ~~seinen~~ den kleinen Garten eigenhändig in Ordnung. Leider blieb ~~seine~~ diese glückliche Ehe trotz der Schlafmützen des Herrn u. der Hausfrau durch mehrere Jahre kinderlos. Endlich begab es sich, daß die Frau Kalkulatorin ihre weiß baumwollene Bettgardine mit einer breiten Krause u. zwei großen Quasten verzierte und unter der frischen Billigung aller Freundinnen auf einige Wochen dahinter verschwand, gerade nach dem sie die letzte Falte zurecht gestrichen u. sich überzeugt hatte, daß die Gardine von untadelhafter Weiße war. Hinter der weißen Gardine wurde der Held dieser Erzählung geboren.

Anton war ein gutes Kind, das nach der Ansicht seiner Mutter vom ersten Tage seiner Geburt die staunenswerthesten Eigenschaften zeigte. Abgesehen davon, daß es sich lange Zeit nicht entschließen konnte, die Speisen mit der Höhlung des Löffels zu fassen, sondern hartnäckig die Ansicht festhielt, daß der Griff dazu geeigneter sei, u. abgesehen davon, daß er eine unerklärliche Vorliebe für die Troddel auf dem schwarzen Käppchen seines Vaters zeigte und mit Hilfe des Kindermädchens alle Tage heimlich vom Kopf des Vaters abhob und ihm lachend wieder aufsetzte, erwies er sich auch bei wichtigeren Gelegenheiten als ein einziges Kind, das noch nie dagewesen. Er war am Abend sehr schwer zu ins Bett zu bringen u. bat, wenn die Abendglocke läutete, manchmal mit gefalteten Händen, ihn noch aufbleiben zu lassen; er konnte stundenlang vor seinem Bilderbuch kauern und mit dem rothen Göckelhahn auf der letzten Seite eine Unterhaltung führen, worin er diesen wechselweise seiner Liebe versicherte u. dringend aufforderte, sich nicht dadurch seiner kleinen Familie zu entziehen, daß er sich vom Dienstmädchen braten ließe. Er lief zuweilen mitten im Kinderspiel aus dem Kreise u. setzte sich ernsthaft in eine

Das erste Blatt aus dem Manuskript von Soll und Haben.

Geburtstage zu verschönern. In der Regel war das Resultat seines Denkens, daß er für ~~seine~~ Eltern oder Gespielen etwas ~~Liebliches~~ verfertigte, wovon er annahm, daß es ihnen lieb sein würde. Seine größte Freude aber war, dem Vater gegenüberzusitzen, die ~~kleinen~~ Händchen übereinander zu legen, wie der Vater that, u. aus einem Schilfrohr zu rauchen, wie sein Herr Vater aus einer wirklichen Pfeife zu thun pflegte. Dann ließ er sich allerlei vom Vater erzählen oder er selbst erzählte ~~dem Vater~~ seine Geschichten. Und das that er, wie die Frauenwelt von Ostrau einstimmig versicherte, mit solcher Gravität und Anstand, daß er bis auf die blauen Augen u. sein blühendes Kindergesicht vollkommen aussah, wie ein kleiner Herr im Staatsdienst. Artig war er so ~~wenig~~ selten, daß der Theil ~~seiner~~ des weiblichen Ostraus, welcher einer düstern Auffassung des Erdenlebens geneigt war, lange zweifelte, ob ein solches Kind heranwachsen könne; bis Anton endlich einmal den Sohn des Landrathes auf offener Straße durchprügelte und durch diese Unthat seine Aussichten auf das Himmelreich in eine behagliche Ferne zurückdämmerte. Kurz er war ein so ungewöhnlicher Knabe, wie nur je das einzige Kind warmherziger Eltern gewesen ist. Auch in der Bürgerschule u. später auf dem Gymnasium wurde er ein Muster für Andere u. ein Stolz seiner ~~Lehr.~~ Familie. Und da der Zeichenlehrer behauptete, Anton müßte Maler werden u. der Ordinarius von Tertia seinem Vater rieth, ihn Philologie studieren zu lassen, so wäre der Knabe seiner zahlreichen Anlagen wegen wahrscheinlich in die gewöhnliche Gefahr ausgezeichneter Kinder gekommen, für keine einzige Thätigkeit den rechten Ernst zu finden, wenn nicht ein Zufall sein ~~Geschick~~ ~~bestimmt~~ hätte.

An jedem Weihnachtsfest wurde durch die Post eine Kiste in das Haus des Kalkulators befördert, worin ein Hut des feinsten Zuckers u. ein großes Packet Kaffee standen. Gewöhnlichen Zucker ließ der Hausherr durch seine Frau klein schlagen, diesen Zuckerhut zerbrach er selbst mit ~~größtem~~ vielem Kraftaufwand in einer feierlichen Handlung, und ~~war stolz~~ freute sich über die viereckigen Würfel, welche seine Kunst hervorzubringen vermochte. Der ~~Zuk~~ Kaffee dagegen wurde von der Frau Kalkulatorin eigenhändig gebrannt u. sehr angenehm war das Selbstgefühl, mit welchem der würdige Hausherr die erste Tasse dieses Kaffees trank. Das waren Stunden, wo ein poetischer Duft, der so oft



